SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die deutsche Bodengestaltung und ihre Beziehung zur deutschen Geschichte. — A. von Hofmann.

Die neuen Beamtentitel im Reich und in Preußen. — Kammergerichtsrat Dr. Sontag.

Zitas Urgroßmutter. — Dr. Siegfried Fitte.

Die Erlösung der „Perle". — Fritz Kern.

Weltspiegel. — Wilh. v. Massow.

Bücherschau: Denkwürdigkeiten. — A. v. Hartmann.

81. Jahrgang Nr. 14 ❖ Einzelheft 2.50 Mark

Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9

14. April 1922

Aus dem Inhalt des letzten Heftes.

Heft 12: Das Kriegserlebnis.

Geleitwort des Schriftleiters.
Das Kriegserlebnis. Otto Brües.
Erleben des Todes. Walter Idem.
Unsere Divinia Commedia. Gawan.
Erwachen zur Politik. Heinr. Landahl (Dem.).
Die eisernen Jahre. Cethegus (Dtsch. Volksp.).
Dogmenglaube und Kriegserlebnis. A. Nobel.
Krieg und politisches Bekenntnis. Dr. Vockel (Zentr.).
Krieg und Maler. Aus Feldbriefen von Franz Marc †.
Völkisches Erlebnis. Hans Stelter.
Bekenntnis zum Sozialismus. Dr. jur. Joachim Seligsohn (M. S.)
Durch Krieg zur Freiheit. Erich Rudolf (K. A. p. D.).
Nerven. Maritimus, Kaiserl. Leutn. z. S. a. D.
Aus dem Fragment „Der Satan". Florian Geyer.
In Stahlgewittern. Ernst Jünger, Reichswehr-Leutnant.
Das Militär als Erzieher. Ignaz Wrobel.
„Preußentum und Sozialismus." Aus Briefen von Otto Braun †.
Vom Soldaten zum Bürokraten. Von einem ehemaligen Landwehrmajor (dtschn.).
„Der Trommler", Lyrik aus einem Schauspiel des großen Krieges.
Philosophie des Krieges. Ein Versuch. Dr. Walter Reichardt.
Ausklang. Vom Schriftleiter.

Heft 13:

Stufen zur Tat. Helmut Franke.
Am 1. April. Paul Warncke.
Die Grenzboten. Fritz Werner.
Mensch und Welt. Rudolf Eucken.
Illusionen über die Masse. Freiherr von Freytag-Loringhoven, Gen. d. Inf. a. D.
Brief aus Moskau. Fritz Schotthöfer.
Zwei bremische Biographien. Dietr. Schäfer.
Unser Theater: Ein Trauerspiel. H. Eulenberg.
Weltspiegel. O. G. v. Wesendonk.
Wirtschaftliche Umschau. Chr. Stöhr.
Berliner Bühne. Artur Michel.
Schöne Literatur. Roland Schacht.

Monatlich 20 Mark

Wir liefern auch alle anderen Werke zu günstigsten Bedingungen!

Meyers Handlexikon

Neuestes Friedenslexikon. in Ganzleinen gebunden 170 M., in Prachtband mit Goldpressung 186 M. Enthält auf **1632 Spalten Text etwa 75000 Stichwörter und Hinweise, 2000 Abbildungen, 53 bunte und schwarze Tafeln sowie 45 farbige u. schwarze Karten und 24 Text- u. statistische Uebersichten.** Umfaßt das **gesamte Wissen bis zur Gegenwart** und ist nach den **Umwälzungen und Neuerungen auf allen Gebieten der unentbehrliche Ratgeber,** der auf jede Frage gewissenhafte Antwort gibt.

Nichtgewünschtes durchstreichen!

Meyers Handatlas mit alphabet. Ortsregister

in 48 Haupt- und 35 Nebenkarten. In Ganzleinen geb. 200 M. Er **gibt ein klares Bild über die heutige Aufteilung** der Welt und alle geographisch-politi-chen Umwälzungen nach dem neuesten Stande der Forschung Es gibt kein Kartenwerk ähnlichen Umfangs, das in gleich gediegener Ausstattung gleich billig ist. Wir liefern Meyers Handlexikon ohne jeden Preisaufschlag geg. Monatszahlungen von 20 Mark, für

20 Mark

monatlich. Meyers Handatlas, beide Werke zusammen f. 35 M. monatlich.

Zahlkarten kostenlos.

Berliner Buchhandlung G. m. b. H., Berlin-Kaulsdorf 32.

Unterschrift gilt als Bestellung des Nichtdurchstrichenen. Betrag folgt gleichzeitig auf Ihr **Pos scheckkonto Berlin 124331** — ist nachzunehmen — zahle ich in monatlichen Raten von ..... Mark. Eigentumsrecht vorbehalten.

Erfüllungsort Berlin-Mitte.

Bestellschein einsenden!

Ort und Datum: .....

Name und Stand: .....

Vertreter gesucht!

H730
A7
v.81:2

UNIV. OF CALIFORNIA

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 14. April 1922

Nummer 14

Die deutsche Bodengestaltung und ihre Beziehung zur deutschen Geschichte.

Von A. von Hofmann.

Unter der Bodengestaltung eines Landes versteht man wörtlich die Gestaltung seiner Oberfläche, die Differenzierung derselben in Höhen und Niederungen, in Berg und Tal. Ein wichtiges Glied der Bodengestaltung bilden aber auch die natürlichen kleinen und großen Abzugsgräben des Wassers; in ihnen setzt sich die Auswirkung der Niveauverschiedenheiten des Oberlandes fort, weit in das Niederland hinein. In den Flußlinien des Niederlandes spiegelt sich in merkwürdigster Form das Oberland. Flüsse und Berge treten dazu in eigene Wechselbeziehung. Im Tiefland teilen die großen wasserreichen Ströme das Land in natürliche Abschnitte wie die Gebirge im Oberland. Und wie der feste Boden des Oberlandes die ersten sicheren Straßen gewährt, so treten auch hier die schiffbaren Flüsse des Niederlandes ersetzend ein und öffnen weite Gebiete der Eroberung oder der Kultur.

In der historischen Struktur des deutschen Landes haben Gebirge und Flüsse eine wichtige Rolle gespielt. Sie bilden das wichtigste Skelett, welches unsere Geschichte trägt und sie verständlich macht. In ältester Zeit überwiegt die Bedeutung der Gebirge die der Flüsse; aber das Verhältnis verschiebt sich, je weiter wir herabsteigen in der Zeit, denn auf die Zeiten der Absperrung folgen die Zeiten des Verkehrs. Der undurchdringliche Urwald der mitteldeutschen Gebirge hat einst die Kelten vor den Germanen geschützt; die Wesergebirge wurden die natürliche Schutzburg der Istwaeonen gegen die Römer wie später der Sachsen gegen die Franken. Die natürliche Festung Böhmen hat den Markomannen fast 200 Jahre gegen die Römer Sicherheit geboten. Von den Ardennen wissen wir, daß sie noch im 15. Jahrhundert dem Durchmarsch von Heeren die größten Schwierigkeiten gemacht haben. Die Ungangbarkeit des Bergwaldes hat noch lange der Befestigungskunst die Wege gewiesen. Die ganze Grafschaft Nassau umgab einst eine undurchdringliche Buchenhecke, das Gebück.

Man kann in Deutschland zwei verschiedene Flußgebiete unterscheiden; wir sehen dem großen Gebiet der mächtigen sich in die Nord- und Ostsee ergießenden Ströme ein kleineres Entwässerungsgebiet gegenübertreten, welches von den Wassern durchflossen wird, die vom Nordhang der Alpen

551647

ÖSTERREICHISCHE NATIONALBIBLIOTHEK

herabkommen, um dann alle aufgefangen zu werden in der großen Querrinne der Donau abwärts des Bodensees, in der kleinen Querrinne der Aare oberhalb.

Das ganze nördliche Alpenvorland ist ein Gebiet für sich, und da es durch seine Nachbarschaft mit den Römern in seiner ganzen Ausdehnung sehr alter Kultur ist, so beginnen wir mit ihm unsere knapp bemessene Darstellung.

Das nördliche Alpenvorland reicht vom Genfer See im Westen bis zum Wiener Wald im Osten. Es wird in seinem westlichen Teil vom Jura, in seinem östlichen Teil von der Donau begrenzt; da wo Jura und Donau sich kreuzen, scheiden sich beide Teile markant von einander. Sie haben eine mächtige Scheide zwischen sich, den von Bregenz bis Stein ungefähr 70 Kilometer langen Bodensee. Es ist kein Zufall, daß wir an der Stelle, wo diese Scheide zu umgehen ist, eine der ältesten schwäbischen Herzogsburgen finden, den Hohentwiel; daß aber in dieser Linie selbst die alte schwäbische Bischofskirche, der Konstanzer Dom, liegt. Solange auf beiden Seiten Alemannien war, wurde die Linie des Bodensees zum Rückgrat einer eigenen alten alemannischen Kultur. Später als die Eidgenossenschaft den oberen Teil, das Land zwischen Genfer und Bodensee, das Land innerhalb der Juragrenze, einigte, da mußte der Bodensee die Grenze dieses neuen Staatswesens werden. Die Einigung geschah durch das zentral in diesem Gebiet gelegene Bern, welches beherrschend gegen den Jura sieht.

Neben die Bischofstadt Constanz trat in älterer Zeit die alemannische Herzogstadt Zürich. Unter dem Gegensatz von Zähringern und Hohenstaufen begannen sich aber die Gebiete rechts und links des Sees schon früh auseinanderzuleben. Neben das alte alemannische Zürich tritt seit dem 11. Jahrhundert das neue schwäbische Ulm als Keil zwischen die zähringischen und bayerischen Gegner Heinrichs IV.

Oestlich von den Schwaben sitzen in dem schönen Voralpenland die Bayern. Die Grenze zwischen Bayern und Schwaben wurde der Lech; im Osten ist die natürliche Grenze dieses Stammes der Wiener Wald. Durch die bequemen Tiroler Pässe war Bayern zuerst vornehmlich auf die Verbindung mit Italien gestellt. Dadurch daß die später vom Herzogtum Bayern abgetrennte Ostmark (Oesterreich) zuerst Kärnten und Steiermark, später aber auch Tirol erwarb, wurde Bayern von Tirol abgeschnitten, die Ostmark aber dorthin abgelenkt. So hat die Ostmark Bayern politisch abgelöst, Italien ist der Ostmark nicht zum Segen ausgeschlagen. In Bayern dagegen hat die Abgeschlossenheit des Landes nicht wenig zur Konservierung eines einzigartigen urkräftigen deutschen Volksstammes beigetragen.

Das ganze eben skizzierte Alpenvorland hat nur wenige in die Augen fallende Verbindungen mit den großen niederdeutschen Flußgebieten. Im Westen ist das natürliche große Tor die Stelle, wo die Aare den Jura durchbricht. Die Stadt an diesem Tore ist das alte Zürich. Im unteren Gebiet finden wir besonders drei Uebergänge nach Norden. Die Brücke nach dem oberen Neckargebiet ist Donauwörth; die Brücke nach dem Obermain ist Regensburg; gegenüber einem wichtigen Uebergang in das Gebiet der oberen Elbe liegt Linz. Die Grenzpunkte des Voralpenlandes sind Genf und Wien. Die wichtigste Stadt für die ältere deutsche Geschichte ist

Regensburg geworden. Hier kommt man von Nordwesten wie von Südosten her zuerst an die große schiffbare Flußstraße, die nach Osten führt. Der Versuch Karls des Großen, Frankfurt a. M. mit Regensburg durch einen Kanal zu verbinden, jene fossa Carolina zwischen Altmühl und Rezar, steht am Beginn der großen frühmittelalterlichen Konjunktur der Stadt Regensburg.

Ist das Bild hier sehr einfach und man kann sagen, auch stabil, so wird dasselbe komplizierter, sobald wir in das große Niederland hinabsteigen. Die großen Flüsse, welche in die deutschen Meere münden, sind nicht nur einzeln, sondern auch in Gruppen in der Geschichte unseres Landes wirksam geworden und während diese Geschichte im Oberland in unverrückbare Grenzen gebannt erscheint, zeigt sie sich im Niederland von einer seltsamen stetigen Bewegung erfaßt. Sie wird von Westen nach Osten getragen, von Strom zu Strom, von der Maas bis zur Weichsel und Memel.

Es könnte auf den ersten Blick scheinen, als ob wir ein Zeitalter des Rheins, ein Zeitalter der Weser, eins der Elbe, eins der Oder gehabt hätten, daß ein Zeitalter der Weichsel vielleicht vor der Tür stand. Tatsächlich treten diese Flüsse aber mehr in Gruppen zu historischer Bedeutung zusammen; Maas und Rhein, Rhein und Weser, Weser und Elbe, Elbe und Oder, Oder und Weichsel lauten die Kombinationen, die sich in unserer Geschichte von Westen nach Osten geschoben haben.

Von allen diesen Flüssen ist der Rhein der einzige, welcher bis zur Wasserscheide der Alpen heraufreicht, mit seinen Quellflüssen Vorderrhein und Aare umfaßt er sogar das ganze zentrale nördliche Alpenland. Dem Rhein ähnelt die Maas, welche das Land bis zum Plateau von Langres hinauf beherrscht, auch der Wasserscheide zwischen Norden und mittelländischem Meer. Beide Flußgebiete verknüpfen sich in eigentümlicher Weise unterhalb in Nymwegen, oberhalb bei Toul. Beide Orte sind schon Römerstädte und gehören auch zu den ältesten germanischen Städten.

Zwischen Maas und Rhein sehen wir die Pipiniden emporkommen, das Geschlecht, welches die größte Herrschaft zu beiden Seiten von Rhein und Maas aufgerichtet hat. Unter ihm wird die austrasische Residenz verlegt von Metz nach Köln. In diesem Gebiet entsteht das Kernland des karolingischen Reiches. Das Land zwischen Maas und Rhein sieht aber nach beiden Seiten und daher ist auch das große Problem des Rhein- und Maaslandes nur einmal wirklich gelöst worden. Zur Zeit des karolingischen Reiches. Die großen Flüsse, die noch vorhandenen Römerstraßen machten aus diesem Lande außerdem gerade in der Frühzeit ein besonderes in sich abgeschlossenes Verkehrsgebiet. Mit demselben hat der Kaiser Lothar einst den besten Teil der karolingischen Erbschaft erhalten.

Am Rhein finden wir eine wichtige Gruppe karolingischer Pfalzen in Worms, Ingelheim, Frankfurt und Koblenz, an der Maas in Mastricht, Mersen und Heristal. Die eigentliche Maaspfalz aber wurde unter Karl dem Großen das dicht bei Mastricht gelegene Aachen. Nymwegen war der Uebergangspunkt nach dem Rhein.

Zwischen beiden Flüssen öffnet die obere Mosel einen besonders bequemen Zugang nach Frankreich; wir finden daher wichtige karolingische Pfalzen an der oberen Mosel: Metz, Diedenhofen und Trier. Den Kopf wichtiger Straßen von Trier und von Aachen nach Osten bildet Köln; den

Kopf sehr wichtiger Straßen von Metz westwärts bilden Straßburg, Speyer und Mainz. Nach dem Sturz Tassilos von Bayern kommt Frankfurt auf; von hier geht der natürliche Weg vom Mittelrhein nach Regensburg.

Mit den Karolingischen Teilungen ist dann die große Zeit von Maas und Rhein vorüber gewesen.

Da sich der Durchmesser Europas nach Westen verjüngt, so ist es kein Zufall, daß es gerade die westlichen Flüsse sind, welche das ganze Land öffnen. Je weiter wir nach Osten kommen, desto schwieriger werden die historischen Probleme. Während der Rhein noch ein Strom des politischen Einheitsgedankens ist, wurde die Weser schon ein Strom des Dualismus. Das Wesergebiet wird durch den Main vollständig von Oberdeutschland abgeschnitten. Trotzdem ist das Wesergebiet für unsere Geschichte von größter Bedeutung gewesen. Denn während der Rhein nach zwei Seiten sieht, ist die Weser eine Flußlinie, die sich ganz eigentümlich zum zähesten Festhalten eignet. Im Niederland durchfloß der Fluß einst fast unzulängliche Sumpfgebiete; in seinem Mittellauf durchfließt er die natürliche Bergfestung der Wesergebirge, die sich zu beiden Seiten der Weser vorlegen gerade da, wo Lippe und Ruhr vom Rhein her wichtige Straßen an dieselbe heranführen. Das Wesergebiet ist daher eins der deutschesten Lande geworden und geblieben; die großen nationalen Verteidigungen gegen die Römer und gegen die Franken liegen hier. Karl der Große hatte die Weserfestung entwaffnet und an ihren Pforten drei fränkische Bistümer angelegt, Minden, Osnabrück, und vor allem Paderborn.

Als die Sachsen wieder erstarkten, haben sie sich offensiv ostwärts gegen die Slawen an der Elbe und Saale gewandt. Der Rückhalt dieser Bewegung wurde im Norden der sumpffreie Ostrand der Lüneburger Heide, weiter oberhalb gegen die Saale der Harz. So gelangten sie von Lüneburg und Salzwedel nach Lübeck und Havelberg; von Magdeburg und Ballenstedt nach Brandenburg und Wittenberg.

Die Elbe, die sich östlich der Weser in die Nordsee ergießt, tritt in eigentümliche Doppelbeziehung zu ihren beiden Nachbarströmen Weser und Oder.

In bezug auf die Weser ist es die Besonderheit der Elbe, daß sie den großen Bergzug, der die Weserlinie aufwärts im Thüringer und im Böhmerwald bis an die Donau verlängert, im Osten gewissermaßen ganz begleitet; wir sahen schon, daß vom Donauabsturz des Böhmerwaldes das Wasser der Elbe zufließt. Die Elbe führt also unmittelbar bis an die Donau heran, und hiermit erhält sie eine Funktion, welche die Weser nicht erfüllen kann, nämlich Ober- und Niederdeutschland organisch miteinander verknüpfen zu können. Das haben die Römer gleich erkannt, als sie ihre Grenze vom Rhein nach Osten verschieben wollten. Sie haben eine Elbgrenze erstrebt, aber keine Wesergrenze. In der genannten Funktion der Elbe ist es von Bedeutung, daß das obere Gebiet dieses Flusses ähnlich der Weser eine eigene natürliche Festung besitzt. Die ist es auch gewesen, welche den Römern die Elbgrenze schließlich verleidet hat. Das von Bergen rings umgebene Böhmen kommt zu einer eigenen Stellung, wenn man nach einem Platz fragt, von dem sich Ober- oder Niederdeutschland zugleich beherrschen lassen. Mit seiner Basis an der Donau, mit seinen Glacisländern, der Oberpfalz, dem Vogtland, der Markgrafschaft Meißen, den Lausitzen und Schlesien und Mähren überragt Böhmen an historischem

Aktionsradius alle anderen mitteleuropäischen Länder. Böhmen hat denn auch von dem Zusammenbruch der deutschen Kaiserpolitik von Italien an bis zu diesem Augenblick eins der wichtigsten Probleme unserer Geschichte gebildet. Ein Georg Podiebrad wäre wahrscheinlich ein sehr interessanter deutscher König geworden.

Es war vielleicht der wichtigste Erwerb, den die Habsburger machen konnten, als sie im 16. Jahrhundert das Königreich Böhmen erbten. In diesem Augenblick erhält Oesterreich erst die Möglichkeit intensiver Einwirkung auf den deutschen Norden. Durch den Druck auf Kursachsen konnten die Habsburger so einen Keil in die deutsche Reformation treiben.

Und doch sollte gerade Böhmen auch das Verhängnis der Habsburger in Deutschland werden. Das große Land Schlesien ist nämlich nicht nur ein Glacisland Böhmens, sonder zugleich auch das wirtschaftlich wichtige Oberland eines niederdeutschen Stromes, der Oder. Wie Schlesien als böhmisches Glacisland in der durch Böhmen bestimmten Machtsphäre Oesterreichs lag, so gehörte es wirtschaftlich seit dem 17. Jahrhundert in die Sphäre des werdenden Oderstaates Preußen.

Da kommen wir nun auf die zweite Eigentümlichkeit der Elbe, daß nämlich eine ganze Reihe von Urstromtälern die obere Oder und die niedere Elbe miteinander verbinden. Von diesen Urstromtälern ist vielleicht das wichtigste das, welches an der Neißemündung, wo die Oder ein Knie nach Norden macht, den alten nordwestlich gerichteten Lauf des Flusses fortsetzt, um dann bei Havelberg auf die Elbe zu treffen und von hier ab auch der Niederelbe die gleiche Richtung bis zu ihrer Mündung in das Meer zu bestimmen. In der Mitte eben dieses Urstromtales liegt jetzt Berlin. Es mußte von größter Bedeutung werden, als der Große Kurfürst durch einen Kanalbau die alte Verbindung zwischen Oder und Elbe für die Schiffahrt wiederherstellte und damit Schlesien auf einmal wirtschaftlich in Verbindung mit der Elbe brachte. Jetzt wirkten auf einmal zwei Hebel Schlesien aus der Verbindung mit Böhmen heraus-, in die Verbindung mit Brandenburg hereinzuheben. So wurde Schlesien in das brandenburgisch-preußische System eingefügt. Zwischen Elbe und Oder aber erwuchs sofort die erste deutsche Großstadt, Berlin.

Nur ein kleines Stück Schlesien sieht nicht oderabwärts und ist der habsburgischen Dynastie im 18. Jahrhundert erhalten geblieben. Dies ist das Quellgebiet der Oder, welches im Osten unmittelbar an das Quellgebiet der Weichsel stößt, während im Westen das Flußgebiet der March von dort einen direkten Weg nach Wien öffnet. Südlich Teschen führt der Jablunkapaß außerdem noch nach Oberungarn hinüber. Hier ist also eine der wichtigsten Pforten in das Donauland zu hüten, deren Ostriegel, Krakau, an der oberen Weichsel liegt. Nicht umsonst haben die Przemysliden, als sie ihre Blicke nach Polen richteten, sich zuerst Teschens versichert; Wenzel II. hat die Herzöge von Oppeln und Teschen auf seine Seite gebracht; Wenzel III. hat dann sogar die Tochter des Herzogs von Teschen heimgeführt. Krakau auf der einen Seite dieses Passes, Olmütz auf der anderen Seite sind später hervorragend wichtige österreichische Festungen geworden.

Das Land jenseits der Oder kam erst dadurch in deutsche Sphäre, daß der deutsche Ritterorden im 13. Jahrhundert Preußen eroberte und kolonisierte. Das Gebiet des deutschen Ordens erstreckte sich einst von Pomerellen westlich der Weichsel bis an den Memelfluß. Als Hauptbasis für die

Eroberung des Landes hat der Orden sehr bald die sichere und leichte Seeverbindung über die beiden großen Haffe erkannt gehabt. Braunsberg, die Memelburg, zuletzt bezeichnenderweise erst Königsberg, werden daher die Ausgangspunkte für die Eroberung der Flußgebiete der Passarge, der Memel und des Pregel. Ein Kanal zwischen den beiden Haffen ist von Anfang an ein Postulat dieser Ordensherrschaft gewesen. Königsberg wird die Hauptstadt, weil es zwischen den Haffen liegt; die Marienburg ist die alte Hochmeisterburg, weil sie am Kopf dieser Seeverbindungen und zugleich an der Weichsel liegt. Denn der allererste Ansatz zur Eroberung des Ordenslandes ist von der Weichsel her gemacht worden. Die erste Eroberung hat ihren Ausgang im Kulmerland.

Durch das Weichselknie bei Fordon entsteht von Osten her ein scharf einspringender Flußwinkel, an dessen Fußpunkten wir Kulm und Thorn finden. Da von beiden Punkten sofort ein beträchtliches Stück Ostweichsellandes in die Zange genommen war, so war hier der natürliche Ausgang von Eroberungen im Gebiete jenseits des Flusses. Nicht weniger interessant aber ist der Scheitel des Weichselwinkels, denn an der hier mündenden Brahe etwa oberhalb der Mündung legte der deutsche Orden im Jahre 1329 Bromberg an. Von Bromberg in das Flußgebiet der Oder hinüber ist nur eine kleine Wasserscheide zu überwinden, über welche heute ein Kanal nach der Netze hinüberführt. Die Netze fließt in die Warthe, die Warthe mündet bei Küstrin in die Oder. Die ganze Strecke der Netze und des unteren Warthelaufs war früher versumpft und nur an einigen Stellen überschreitbar; Küstrin an der Oder wurde daher zum natürlichen Trennungspunkt für die Wege in die Lande nördlich und südlich des großen Warthe- und Netzebruchs. Die Straßengabel hier zu sein ist die älteste Bedeutung von Berlin gewesen.

Südlich der großen alten Sumpfsperre, die von Küstrin bis fast an die Weichsel verläuft, finden wir eine zweite, die fast parallel laufend bei Krossen an der Oder beginnt und ihr Ende bei Warschau an der Weichsel findet. Auf dieser Strecke ist kaum eine Wasserscheide nach der Weichsel hinüber vorhanden. Eine wichtige Strecke auch dieses Bruchs bildet die Warthe. Wo die Warthe den südlichen Bruch verläßt und wo sie in den nördlichen eintritt, liegen zwei wichtige alte Uebergänge über diese Linien, Landsberg im Norden, Schrimm im Süden. Zwischen diesen beiden Uebergängen an der Warthe liegt die natürliche Hauptstadt des Landes innerhalb der Brüche, Posen. Von der Oder her gesehen war hier der gegebene Platz einer Festung gegen Osten. — Wir waren nur in der Lage, hier eine kurze Skizze zu geben. Aber sie genügt schon, um zu zeigen, wie innig auch in Deutschland die Beziehungen von Bodengestaltung und Geschichte sind.

Die neuen Beamtentitel im Reich und in Preußen.

Vom Kammergerichtsrat Dr. Sontag, Berlin.

1.

Art. 109 Abs. 4 und 5 der neuen Reichsverfassung bestimmen: „Titel dürfen nur verliehen werden, wenn sie einen Beruf oder ein Amt bezeichnen . . ., Orden und Ehrenzeichen dürfen vom Staat nicht verliehen werden.“ Diese Bestimmungen sollen der Bekämpfung der Eitelkeit und des Strebertums dienen. Aber ist nicht auch oft Tüchtigkeit und Bravheit mit Titeln und Orden belohnt worden? Kann gerade ein so demoralisierter Staat wie Deutschland auf den Anreiz verzichten, der in solchen Belohnungen zu pflichttreuer amtlicher und zu aller ehrenamtlichen Betätigung liegt? Glaubt die Reichsverfassung Eitelkeit und Eigennutz abzuschaffen, weil sie eine Quelle ihrer Befriedigung verstopfte? Sie wird diese menschlichen Schwächen nie beseitigen. Aber wenn der Staat seine Beamten nicht mehr mit Orden und Ehrentiteln belohnen will, so weist er sie geradezu auf die allein verbleibende pekuniäre Belohnung hin und zieht in ihnen damit einen Materialismus groß, von dem sich unsere Beamtenschaft bisher ferngehalten hat.

Was aber das bedauerlichste ist, die von der Verfassung bekämpfte Titelsucht ist im Verwaltungswege durch Schaffung einer Menge neuer Titel wieder gefördert worden. Welche Fehler und Ungeschicklichkeiten dabei gemacht worden sind, soll im folgenden an einer Reihe von Beispielen gezeigt werden.

2.

Um mit den Unterbeamten zu beginnen, so fand man plötzlich, daß der Titel „Diener“ nicht mehr erträglich sei. Es verschwanden also der „Gerichtsdiener“, der „Schloßdiener“, der „Akademiediener“, der „Domänenrentamtsdiener“, der „Schuldiener“ u. a. m.

Der Gerichtsdiener wurde ein „Justizwachtmeister“, welcher Titel einen vollkommenen Mißgriff bedeutet. Der Titel ist von der Kavallerie genommen und kommt dort den ältesten, einflußreichsten Unteroffizieren zu. Unter einem „Wachtmeister“ stellt man sich eine stramme, sporenklingende, säbelschleppende Reiterfigur vor, und damit vergleiche man das Aeußere unserer meisten Gerichtsdiener. Den Militarismus hat man abgeschafft, und die in einem bürgerlichen Berufe tätigen Diener macht man zu Wachtmeistern! Aber auch sprachlich ist dieser Titel ein Mißgriff, denn jedes Wort, in welchem die alte Verbindung „Meister“ vorkommt, bedeutet eine Persönlichkeit, die andere meistert, also über andere gesetzt ist. Der Kavalleriewachtmeister hat auch Untergebene, aber der Gerichtsdiener meistert höchstens Akten und nicht Menschen. Deshalb heißt auch mit Recht der oberste Gerichtsdiener „Botenmeister“, weil er die anderen Boten beherrscht, und dieser Titel ist bezeichnenderweise beibehalten worden, obwohl es keine „Boten“ mehr gibt. Der Gipfel auf diesem Gebiet ist die „Strafanstaltswachtmeisterin“, die nicht etwa die Ehefrau eines Wachtmeisters, sondern die bisherige bescheidene „Gefangenaufseherin“ ist.

Der „Geheime Kanzleidiener" in den Ministerien war ein Beamter, dessen Verrichtungen man nach seinem Titel sofort erkennen konnte, jetzt heißt er „Ministerialamtsgehilfe", wobei kein Mensch dem Titel ansehen kann, worin diese Gehilfentätigkeit besteht. Der Geheime Kanzleidiener im Finanzministerium heißt sogar „Oberzähler", wobei mir allerdings nicht klar ist, was er außer seinem Gehalt zu zählen hat. Der „Domänenrentamtsdiener" heißt jetzt „Domänenrentwart", welche Bezeichnung hoffentlich niemanden zu dem Irrtum verleitet, daß das ein Mann wäre, der auf seine Rente wartet. Analog heißen die Diener bei den Eichbehörden „Eichwarte", die Schuldiener „Schulwarte". (Nur die Astronomiediener hat man leider noch nicht zu Sternwarten ernannt.) Der „Akademiediener" heißt „Akademiegehilfe", der Laboratoriumsdiener „Laboratoriumsgehilfe", eine besonders irreführende Bezeichnung, denn Gehilfe im Laboratorium ist nach deutschem Sprachgebrauch nur derjenige, der dem experimentierenden Professor an die Hand geht, d. h. der Assistent oder allenfalls der Student. Der Diener ist bei keiner der genannten Behörden Gehilfe, denn er leistet rein mechanische äußere Dienste und hat mit der Materie, die in einer Behörde bearbeitet wird, nichts zu tun. Bei den technischen Hochschulen unterschied man bisher „Glasbläser", „Modelltischler", „Schlosser", „Gärtner", „Oberheizer" und „staatliche Techniker", diese charakteristischen Bezeichnungen, bei denen man sofort wußte, welche Art Handwerker man vor sich habe, sind jetzt durch die gemeinschaftliche verwaschene Bezeichnung „Technische Amtsgehilfen" ersetzt. Gleicherweise heißen die bisherigen „Boten" bei der Forstverwaltung, die „Kanzlei- und Kassendiener" bei der Lotterieverwaltung, die „Pförtner" bei der Münzverwaltung, die „Diener" und „Boten" bei der Bergverwaltung und bei den Staatsarchiven fortan „Amtsgehilfen", nur die „Kassendiener" bei der Münzverwaltung machen eine Ausnahme und heißen jetzt „Zähler". Man kommt in die Versuchung, zu fragen, wo der dazugehörige „Renner" sei. Sind die neuen Titel der Diener irreführende Bezeichnungen, so sind folgende Titel bedeutungslose Steigerungen: Die „Rebgärtner" sind zu „Rebobergärtnern", die „Obergärtner" zu „Gartenmeistern", die „Maschinisten" und die „Wagenführer" zu „Maschinenmeistern", die „Präparatoren" zu „Oberpräparatoren" befördert worden. Der „Moorverwalter" heißt jetzt „Moorvogt" und der „Akademische Gärtner" „Akademischer Gartenverwalter" (zu verwalten wird er wohl nicht viel haben). Der „Weichensteller" I. Klasse ist zum „Stellwerksmeister", der „Lokomotivheizer" zum „Reservelokomotivführer" befördert worden (aber seine Hauptbeschäftigung bleibt doch, die Lokomotive zu heizen). Der „Rottenführer" heißt jetzt „Rottenmeister". Die „Schleusenverwalter" sind zu „Schleusenassistenten" und die „Aquarienwärter" zu „Aquarienverwaltern" befördert worden. Jener Titel bringt nur ein farbloses Fremdwort und dieser Titel ist zu hoch, denn zu einer verwaltenden Tätigkeit gehört doch mehr, als den Fröschen und Schlangen Wasser und Futter zu geben.

Was den Dienern recht ist, ist den „Kanzlisten" billig, sie werden bei einigen Behörden zu „Kanzleisekretären", bei anderen zu „Kanzleiassistenten" befördert, aber sie sind nicht Sekretäre in irgend einer Kanzlei, sondern sie sind weiter Beamte, welche dort nur Schreibarbeit verrichten.

Man steht vor der Frage, welchen Sinn haben diese Titelveränderungen? Einmal sollte wohl mit der Verleihung bisher höherer,

vollklingenderer Titel der Eitelkeit der Unterbeamten geschmeichelt werden. Aber dies ist ganz undemokratisch. Worüber wir uns in Oesterreich immer lustig gemacht haben, daß der Bürgerliche „Herr von", der Adlige „Herr Baron", der Baron „Herr Graf" angeredet wurde, das machen wir jetzt mit unseren neuen Titulaturen nach. Weiter ist ein Beweggrund wohl in dem auch sonst zutage tretenden Bestreben zu erblicken, die Unterschiede der Stände möglichst zu beseitigen. Wie man eine Annäherung innerhalb der Beamtenschaft in Ansehung der Gehälter dergestalt herbeigeführt hat, daß sich heute das Gehalt des Unterbeamten von dem des mittleren und oberen Beamten nicht mehr in dem Maße wie früher unterscheidet, so hat man wohl auch eine Annäherung der Titulaturen herbeiführen wollen. Aber dann hätte man nicht auch die mittleren Beamten in ihren Titulaturen erhöhen dürfen; denn damit ist der Abstand natürlich genau derselbe geblieben, und die Freude über die vollklingenden neuen Titel hat höchstens die Beamtengeneration, welche mit den Titeln noch die alte Bedeutung verbindet, eine neue Generation wächst in sie wie in etwas selbstverständliches hinein.

3.

Bei der mittleren Beamtenschaft unterschied man bei zahlreichen Behörden zwischen Assistenten und Sekretären in der Weise, daß die aus den Militäranwärtern hervorgegangenen Beamten Assistenten wurden, allerdings mit der Möglichkeit des Aufstiegs zum Sekretär durch ein weiteres Examen, während die aus den Zivilanwärtern hervorgegangenen Beamten sämtlich Sekretäre wurden. Nunmehr sind die „Gerichtsassistenten" zu „Justizsekretären", die Eisenbahnassistenten zu Eisenbahnsekretären, die „Inspektionsassistenten" zu „Strafanstaltssekretären" usf. ernannt worden. Das wäre sicher eine große Befriedigung für die Assistenten gewesen, wenn sie damit den Sekretären im Titel gleichgestellt worden wären, aber sämtliche „Sekretäre" wurden nunmehr zu „Obersekretären" befördert, womit also wiederum der Abstand gewahrt war, so daß man sich ganz vergeblich nach dem Zweck dieser Neuerung fragt. Die bisherigen „Obersekretäre" mußten nun auch einen neuen Titel bekommen, und so sind sie zu „Justizinspektoren" und „Justizoberinspektoren" ernannt worden; die „Rechnungsräte" in den Ministerien sogar zu „Amtmännern". Die letzten beiden Titel sind wieder wenig glücklich gewählt, weil wir — wenigstens in Preußen — mit einem Inspektor und einem Amtmann ganz andere Vorstellungen verbinden. Was soll diese Verwirrung der Begriffe? Hatte man nicht Geist genug, ein paar neue Titel zu erfinden, wenn man schon reformieren wollte?

Der Turnlehrer heißt jetzt „Turnrat", der Oberturnlehrer „Oberturnrat"! Nie ist das Wort „Rat" sinnloser gebraucht worden. Es stehen doch nicht drei Turnlehrer zusammen und beraten, wie sie einen Jungen auf das Reck heraufbringen, sondern der einzelne Turnlehrer zeigt ihm die Griffe des Turnens. Der Titel Rat ist der Sphäre der höheren geistigen Arbeit entnommen, dem Turnlehrer aber liegt im wesentlichen die körperliche Ausbildung der Jugend ob.

Die Hauptkassenrendanten heißen jetzt „Oberrentmeister", die Dolmetscherjustizsekretäre „Dolmetscheroberinspektoren", eine ganz verfehlte Bezeichnung, da ein Dolmetscher nur aus einer fremden Sprache zu übertragen, nichts aber zu inspizieren hat. Die Vorsteher der Einziehungs-

ämter heißen „Kasseninspektoren", die Rechnungsrevisoren „Bezirksrevisoren", die Strafanstaltsinspektoren „Strafanstaltsvorsteher", die Bureauvorsteher bei den Staatstheatern „Verwaltungsdirektoren". (Der Titel Verwaltungsdirektor ist bei der Regierung längst für eine ganz andere und höhere Tätigkeit vorweggenommen.)

Der Katasterinspektor heißt jetzt „Regierungs- und Steuerrat". Man wird an den Witz Friedrichs des Großen erinnert, der einem eitlen Wagenbauer auf seine mehrfachen Eingaben, ihm doch einen Titel zu verleihen, zum „Wagenrat" (nicht Wagenrad) ernannte. Die Mitglieder des Statistischen Landesamts heißen jetzt „Regierungs- und Volkswirtschaftsräte" — das letztere Wort ist besonders hübsch! Die Regierungslandmesser heißen „Regierungs- und Landmessungsräte", die Gewerbeinspektoren „Gewerberäte". Gerade sie haben eine inspizierende Tätigkeit, indem sie die einzelnen Fabriken kontrollieren, der alte Titel war also viel treffender. Die Schiffskapitäne bei der Bauverwaltung heißen „Seekapitäne" (auch wenn sie sich mit ihren Schiffen nie auf die hohe See wagen können). Die Oberlehrer bei den Baugewerkschulen und die wissenschaftlichen Lehrer bei den landwirtschaftlichen Lehranstalten heißen „Studienräte". Den Vogel aber schießen die Titulaturen der Distrikts-Offiziere und Adjutanten bei der Landgendarmerie ab, sie heißen nämlich „Landjägerräte". Man stelle sich einen Leutnant mit Säbel und Sporen, hoch zu Roß, mit dem Titel eines „Rates" vor, noch dazu eines „Jägerrates". Die Jägerei hat mit Räten ebensoviel zu tun, wie die Turnerei. Die Kommandeure der Landjägerschulen heißen jetzt „Leiter" dieser Schulen.

4.

Bei der höheren Beamtenschaft ist wenigstens kein solches „Vertauschet, vertauschet das Bäumchen" in Ansehung der Titulaturen vorgenommen worden, wie bei den unteren und mittleren Beamten. Aber ganz ungeschädigt sind auch sie aus dem neuen Titelsegen nicht hervorgegangen. Der Justiz sind die sprachlich wie begrifflich schönen und vollen Titel „Amtsrichter", „Landrichter" und „Staatsanwalt" als Titel für eine Lebensstellung weggenommen worden, der Assessor wird bei seiner Anstellung sofort zum „Amtsgerichtsrat" oder „Landgerichtsrat" oder „Staatsanwaltschaftsrat" (schauerliches Wort) ernannt. Glaubte man schon mit Rücksicht auf die Verfassung die bescheidene Titelverleihung streichen zu müssen, die darin lag, daß der eine längere Reihe von Jahren dem Staate dienende Richter zum Rat ernannt wurde, so hätte man doch lieber die vollen und charakteristischen Worte „Amtsrichter" und „Landrichter" statt des „Amts- und Landgerichtsrates" beibehalten sollen. Aber es ist überhaupt bedauerlich, daß diese Abstufung gefallen ist. Der Ratstitel als Alterstitel war eingebürgert. Jedermann wußte, daß er es bei dem Gerichtsrat mit einem älteren Mann zu tun hatte, es lag ein für das Respektsverhältnis (auch innerhalb der Kollegenschaft) wertvolles Imponderabile in dem alten Ratstitel, genau wie bei dem Sanitätsrat und Justizrat.

Eine Uebersteigung der Titel finden wir bei der Staatsanwaltschaft: Die Ersten Staatsanwälte heißen jetzt „Oberstaatsanwälte", die Oberstaatsanwälte „Generalstaatsanwälte". Wieviel nachahmenswerter wäre hier das österreichische Vorbild gewesen. Dort gab es bei jeder Behörde

nur einen Staatsanwalt, der unserem I. Staatsanwalt entsprach. Alle anderen hießen Staatsanwaltssubstituten. Der Strafanstaltsdirektor ist zum Oberstrafanstaltsdirektor, der Handelsrichter zum „Handelsgerichtsrat" ernannt worden. Wie mir verschiedene Handelsrichter gesagt haben, empfinden sie diese vermeintliche Auszeichnung als eine Geschmacklosigkeit, und der eine fügte witzig hinzu, es fehlte nur noch, daß der Scharfrichter zum „Scharfgerichtsrat" ernannt würde.

Den Anwälten wird bekanntlich nicht mehr der schöne Titel „Justizrat" verliehen, dafür bekommen gewisse mittlere und obere Beamte in den Justizministerien diesen Titel. Auch dies ist in Ansehung der Ersteren ein Mißgriff, denn bei aller Anerkennung für die Tätigkeit dieser Beamten haben sie doch nun einmal nicht Jus studiert und würden deshalb wohl manchen anderen Titel mit mehr Recht führen als den eines Justizrates.

Der Titel der Vortragenden Räte in den Ministerien ist in „Ministerialräte" geändert worden. Auch dies ist zu bedauern, denn gerade jener Titel war durchaus zutreffend, es sind eben Räte, die ihrem Minister Vortrag zu halten haben und deren Tätigkeit im wesentlichen darin besteht. Die Aenderung ist auch noch inkonsequent durchgeführt; denn der „Vortragende Legationsrat" ist beibehalten worden.

Es mag an dieser Blütenlese neuer Titulaturen genügen. Die alten Titel waren gewiß auch nicht alle schön, z. B. war der „Wirkliche Geheime Ober . . ." eine greuliche Wortbildung. Aber die — leider anonym gebliebenen — Verfasser der neuen Titel wollten doch etwas besseres schaffen. Statt dessen haben sie Titel in die Welt gesetzt, die sich ebensosehr durch einen Mangel an historischem Sinn, wie an gutem Geschmack, wie an Sprachgefühl auszeichnen. Der Zweck aber, der mit diesen Titelverschiebungen erreicht werden sollte, wird doch nicht erreicht. Es ist ein fundamentaler Irrtum, zu glauben, daß man durch Titel eine Stellung heben könne. Die Titel passen sich ihren Trägern an, und haben diese in der sozialen oder gesellschaftlichen oder Beamtenwertung eine niedrigere Stellung, als sie bisher mit diesem Titel verknüpft war, so ziehen sie den Titel herab, nicht daß der Titel sie hebt.

Zitas Urgroßmutter.

Eine geschichtliche Erinnerung von Dr. Siegfried Fitte.

Als seinerzeit durch die Blätter die Nachricht ging, daß Königin Zita sich zu einem neuen ungarischen Abenteuer rüste; ja, daß sie an eine Wiederholung jenes rührenden Schauspiels denke, durch das einst die junge Maria Theresia die Herzen der ritterlichen Magyaren entflammte, da mochte man sich dessen erinnern, daß tatsächlich das Blut der letzten Habsburgerin auch in ihren Adern rollt. Die Zeit zu solchen Abenteuern ist nun vielleicht vorüber, — gleichwohl aber mag die folgende geschichtliche Erinnerung nicht unwillkommen sein.

Eine Tochter der Kaiserin, die Königin Maria Karoline von Neapel, hatte eine gleichnamige Enkelin, die den Herzog von Berry heiratete, und deren Tochter wieder wurde die Gemahlin des Herzogs von Parma. So ist

Zita, die bekanntlich der kinderreichen Familie der Parmas angehört, gewissermaßen erblich belastet. Auch ihre Urgroßmutter, die Herzogin von Berry, hat einst durch einen verwegenen Versuch, ihrem Enkel eine verlorene Krone zurückzugewinnen, viel von sich reden gemacht, bis ein völlig unerwartetes Ereignis ihrer politischen Laufbahn für immer ein Ende bereitete. Da der Mannesstamm der älteren bourbonischen Linie zu erlöschen drohte, setzten die französischen Legitimisten alle ihre Hoffnungen auf die Ehe des zweiten Sohnes Karl X. mit der damals achtzehnjährigen neapolitanischen Prinzessin. Nicht schön, mit unregelmäßigen Zügen — selbst die unangenehme habsburgische Erbschaft, die dicke Unterlippe, fehlte nicht, — aber frisch und natürlich, freundlich und gutmütig in ihrem Wesen, gewann Maria Karoline rasch die Herzen. Nur der heißersehnte Thronerbe blieb aus, und im Februar 1820 wurde der Herzog von Berry beim Verlassen des Opernhauses vor den Augen seiner Gemahlin von einem republikanischen Fanatiker ermordet. Der Schmerz der Royalisten verwandelte sich bald in erwartungsvolle Spannung, als die Schwangerschaft der jungen Witwe bekannt wurde. Acht Monate später gebar die „Jungfrau Maria", wie überschwengliche Anhänger sie nannten, das „Kind der Wunder". Aber auch dies Wunder konnte den verlorenen Thron nicht retten, nach der Julirevolution mußte die ganze königliche Familie nach England in die Verbannung gehen. Karolinens unruhiger Geist ertrug es in dem unwirtlichen Strandschlosse Holgrood nicht lange. Im Juni 1831 reiste sie nach Italien. Aber nicht blos, um sich zu zerstreuen. Da Karl X. ein lebensmüder Greis, sein ältester Sohn, der Herzog von Angoulême, ebenfalls wenig entschlossen war, glaubte sie als Mutter des kleinen Heinrichs V., zu dessen Gunsten ja Großvater und Oheim auf die Krone verzichtet hatten, berufen zu sein, das Lilienbanner von neuem in Frankreich zu erheben. Sie hielt die Regierung Louis Philipps, die damals noch mit manchen inneren Unruhen zu kämpfen hatte, für schwächer, als sie in Wirklichkeit war, rechnete auch auf den Beistand auswärtiger Mächte. Doch das Pariser Kabinett war auf seiner Hut und bewirkte durch ernste Vorstellungen, daß die italienischen Höfe der unternehmungslustigen Fürstin den Aufenthalt in ihren Staaten entweder ganz verboten oder nur vorübergehend gestatteten. Einen eifrigen Beschützer fand sie nur an dem Herzog Franz IV. von Modena, dem einzigen, der das Julikönigtum noch immer nicht anerkannt hatte. Gern stellte er der bewunderten Frau sein Palais in Massa zur Verfügung; diese zwischen Spezia und Livorno unfern der Küste gelegene Stadt schien sich trefflich zum Ausgangspunkt der Verschwörung zu eignen. Wie Napoleon von Elba übers Meer gefahren war, um seinen Thron wieder zu errichten, so wollte auch Karoline an der Südküste Frankreichs landen. Vor ihrer Abreise hatte Karl X. sie zur Regentin ernannt; erprobte Vorkämpfer des Legitimismus fanden sich bei ihr in Masse ein.

In der letzten Aprilwoche des Jahres 1832 war sie bereit. Auf einem sardinischen Dampfer schiffte sie sich in verschwiegener Nacht an der Küste von Massa ein, und ebenso heimlich erfolgte ein paar Tage später — und nicht ohne Gefahr, da die See sehr stürmisch war — auf vorausbestellter Barke ihre Landung in der Nähe von Marseille. Ueber rauhe Klippen, auf Schmugglerpfaden erreichte die mutige Frau mit ihren wenigen Begleitern endlich eine Hütte, wo sie den Rest der Nacht und den nächsten Tag zubrachte. Doch Marseille holte sie nicht im Triumph als Siegerin und Regentin heim, die aufrührerische Bewegung wurde noch im Keime erstickt. Man riet ihr, Frankreich rasch

wieder zu verlassen; nach einigem Zögern aber gab sie die Losung: Auf nach der Vendée. Dort war noch die alte Königstreue zu Hause, nicht zum zweiten Male sollten die wackeren Leute, die einst Karl X., damals noch Graf von Artois, im Stiche gelassen und der Rache der Jakobiner preisgegeben hatte, betrogen werden. „Diese Frau", sagte einer ihrer Bewunderer, „hat Kopf und Herz von zwanzig Königen." Aber mit diesem natürlichen Mut war Leichtsinn und Mangel an Ueberlegung, eine fast spielerische Freude an der Gefahr verbunden. Wie belustigte es sie, die Behörden, die inzwischen längst von ihrer Anwesenheit erfahren hatten, hinters Licht zu führen und unter mannigfachen Abenteuern quer durch den Süden und Südwesten Frankreichs an ihr Ziel zu gelangen. Doch auch hier wieder eine große Enttäuschung. Alles war schlecht vorbereitet, die Führer selbst haderten miteinander. Trotz aller Warnungen blieb der „kleine Pieron" — so nannte sie sich, seit sie die Tracht eines Bauernjungen der Vendée angenommen und ihr blondes Haar unter einer schwarzen Perrücke verborgen hatte — hartnäckig bei seinem Plane. Es gab hier und da blutige, doch erfolglose Kämpfe, und dann begann wieder die Flucht durch Wälder und Sümpfe, von einem Versteck zum anderen, unter Gefahren und Entbehrungen, die ihr aber niemals die gute Laune verdarben. Als Bäuerin verkleidet, einen Korb mit Buttern und Eiern am Arm, kam sie schließlich mit dem treuen Fräulein von Bersabiec zu Fuß in Nantes und fand bei zwei eifrigen Royalistinnen Unterkunft. Entmutigt war sie noch nicht, sie unterhielt andauernd geheime Verbindungen mit ihren Anhängern und verhandelte vor allem auch mit dem Ausland, dessen Eingreifen eine neue innere Bewegung unterstützen sollte. Doch Europa hatte andere Sorgen und Frankreich blieb ruhig. Vier Monate wartete sie in Nantes auf eine Aenderung der Dinge. Bis es zu spät war, bis sich endlich ein Verräter fand. Ihrem „französischen Herzen" bereitete es eine Genugtuung, daß der „Elende" wenigstens kein Franzose war. Es war Simon Deutz, der Sohn eines aus Köln stammenden Rabbiners, der in Rom zum Christentum übergetreten und von der Herzogin mit diplomatischen Aufträgen nach Lissabon und Madrid geschickt worden war. Schon seit langem stand er in Verhandlungen mit dem Pariser Ministerium, und als Karoline ihn unvorsichtigerweise in ihrem Versteck in Nantes empfangen hatte, zeigte er der Polizei den Weg. Es gelang der Herzogin noch rechtzeitig mit dreien ihrer Getreuesten in einen kleinen verborgenen Raum zu flüchten, dessen Eingang durch eine Kaminplatte verdeckt war. In fürchterlicher Enge harrten sie hier sechzehn Stunden aus. Als die in dem anstoßenden Zimmer Wache haltenden Gendarmen den Ofen heizten, fingen ihre Kleider an mehreren Stellen Feuer. Man löschte es mit den allernatürlichsten Mitteln: „jede Zeremonie war verbannt, à la guerre comme à la guerre", erzählte Karoline später mit der ihr eigentümlichen Unbefangenheit. Zuletzt wurden Hitze und Qualm aber doch so unerträglich, daß die völlig Erschöpften sich ergeben mußten.

Was aber sollte mit der Gefangenen, die man von der Loiremündung zu Schiff nach der Festung Blaye gebracht hatte, geschehen? Das Einfachste wäre gewesen, sie ohne weiteres über die Grenze abzuschieben, wie es vier Jahre darauf nach dem Straßburger Putsch mit dem Bonapartistischen Prätendenten geschah. Zu einem solchen Eingriff in die richterliche Gewalt fühlte sich die Regierung Louis Philipps damals noch nicht stark genug. Die Opposition forderte dringend, daß die Anstifterin des Bürgerkrieges vor die ordentlichen Gerichte gestellt würde. Davor aber schraken die Minister zurück. Eine Freisprechung,

die nicht unmöglich war, mußte ihrem Ansehen schaden, und der Prozeß selbst konnte nicht bloß die Leidenschaften im Innern des Landes von neuem reizen, sondern auch, da die in Nantes gefundenen Papiere Karolinens Beziehungen zu einigen fremden Höfen klar erwiesen, auch zu peinlichen außenpolitischen Verwicklungen führen. Da schien es, als ob die Herzogin selbst das ihr so verhaßte Julikönigtum aus aller Verlegenheit befreien sollte. Drei Monate nach ihrer Verhaftung, im Januar 1833, verbreitete sich immer bestimmter das Gerücht, daß sie guter Hoffnung sei. Die Minister atmeten auf. Die Vorkämpferin von Thron und Altar, die zärtliche Mutter, die um der Krone ihres Sohnes willen, aller weiblichen Schwäche getrotzt, ja ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatte, als Heldin eines leichtsinnigen Abenteuers — welch ein vernichtender Schlag für die Sache der Legitimisten. Die wollten natürlich nicht daran glauben und sprachen von niederträchtiger Verleumdung. In der Presse erhob sich ein wilder Federkampf, einige heißblütige Journalisten gingen sogar mit dem Degen aufeinander los. Daher kam für die Regierung alles darauf an, um widerlegliche Beweise herbeizuschaffen. Man schickte Aerzte nach Blaye, doch Karoline widersetzte sich jeder genaueren Untersuchung. Erst nach einem weiteren Monat, am 22. Februar, gab sie dem Festungskommandanten, dem General Bugeard, die schriftliche Erklärung ab, daß sie es sich selbst wie ihren Kindern schuldig zu sein glaube, einzugestehen, daß sie sich während ihres Aufenthaltes in Italien heimlich verheiratet habe. Diese Erklärung wurde sofort im Moniteur abgedruckt. Da aber ein Teil der Legitimisten sich noch immer nicht belehren ließ und immer neue Anklagen und Verdächtigungen vorbrachte, verlangten die Minister von der Herzogin geradezu eine amtliche Bestätigung ihrer Schwangerschaft und boten ihr um diesen Preis sofort die Freiheit an. Denn wenn man sie ohne eine solche Bedingung aus der Haft entließ, konnte sie nach heimlicher Entbindung leicht nachher alles wieder ableugnen, als makellose Heldin wieder an die Spitze ihrer Partei treten und Frankreich in neue Kämpfe stürzen. Aber auch Karoline traute den Ministern nicht, fürchtete, daß eine zweite öffentliche Demütigung ihr doch nicht die ersehnte Freiheit bringen würde. So blieb sie in Blaye. In der Nacht vom 9./10. Mai kam das Kind, ein kleines Mädchen, zur Welt. Etwas frühzeitig; Kanonen hatten auf der Festung gelöst werden müssen, um die notwendigen Zeugen aus der Stadt herbeizuholen. Denn die Ehre der so vielfach angegriffenen Regierung, der Wunsch, die böswilligen oder ungläubigen Legitimisten zu überführen, erforderte die größten Vorsichtsmaßregeln. Nach der Geburt des Kindes forderten die Zeugen auch den Namen des Vaters, den die Herzogin bisher verschwiegen, nur zwei Tage vorher in einem Briefe dem treuen Chateaubriand mitgeteilt hatte. Es war der Graf Hector Lucheſi-Palli, ein Jugendbekannter, wenn auch keine Jugendliebe; denn er war, als Karoline die Heimat verließ, noch ein Junge von zehn Jahren gewesen. —

Es gab damals Leute genug, die an diese geheime Heirat nicht glauben wollten; auch ihr Schwiegervater beruhigte sich erst, als er das Trauzeugnis erhielt. Es ist ausgestellt in Rom am 14. Dezember 1821. Daß sie das Geheimnis ihrer zweiten Ehe bis zum letzten Augenblick wahrte und selbst ihre vertrautesten Freunde nicht einweihte, läßt sich verstehen. Die Legitimisten hätten der Regentin und Mutter Heinrichs V. ein solches Herabsteigen von ihrer fürstlichen Höhe und gerade in dem Augenblick, wo sie sich zu dem heiligen Kampfe für die bourbonischen Lilien rüstete, gewiß übel vermerkt. Wenn das Werk gelungen war und ihr Sohn, für großjährig erklärt, den Thron bestiegen hatte, konnte sie sich ohne Bedenken ihres Glückes freuen. Das Kind war ein unerwünschter

Zwischenfall. Die Vaterschaft des Grafen Hektor wurde damals und wird noch heute stark bezweifelt. Aus einem neuerdings gefundenen Briefe geht mit einiger Sicherheit hervor, daß er sie in Nantes in ihrem Zufluchtsort aufgesucht hat. Als Gesandter des Königs von Neapel im Haag vermittelte er ihren Verkehr mit den Oraniern, auf deren Beistand sie große Hoffnung gesetzt hatte. Ob er gerade in den entscheidenden Tagen in Nantes war, läßt sich nicht nachweisen. Als die Herzogin nach ihrer Wiederherstellung zu Schiff von Blaye nach Palermo gebracht, von ihrem Gatten bei der Landung begrüßt wurde, fiel auf, daß dieser sich um das Kind, das er doch noch niemals gesehen hatte, gar nicht bekümmerte. Die Kleine hatte übrigens, wie die Herzogin von Dino etwas boshaft in ihren Memoiren bemerkt, „Verstand genug", frühzeitig wieder aus dem Leben zu scheiden. Den anderen vier Kindern, die ihm Karoline später schenkte, ist der Graf jedenfalls ein zärtlicher Vater geworden.

Karoline glaubte, wie ihr Brief an Chateaubriand beweist, zunächst noch keineswegs, daß ihre politische Rolle zu Ende sei. Aber Karl X. und mit ihm der größte Teil der Legitimisten konnten das Geschehene nicht vergessen, geflissentlich wurde sie von ihren Kindern ferngehalten, nur in Verben durfte sie sie flüchtig sehen. Der altersmüde König hatte das abenteuerliche Treiben der Schwiegertochter niemals von ganzem Herzen gebilligt, mußte jetzt auch auf Oesterreich, wohin er von Schottland übergesiedelt war, Rücksicht nehmen. Der Wiener Hof wollte seine Ruhe nicht durch Umtriebe der französischen Legitimisten gestört wissen und gestattete auch der Herzogin den Aufenthalt in dem österreichischen Gebiet nur unter der Bedingung, daß sie jede politische Tätigkeit einstelle. So fügte sich Karoline in das Unvermeidliche. Aus der Heldin der Vendée wurde eine sehr glückliche Frau und Mutter; zumal, da sich nach dem Tode Karls X. auch das Verhältnis zu ihren Kindern erster Ehe sehr herzlich gestaltete. Mit ihrem „Pascha", wie sie ihren Gatten in vertrauten Briefen nannte, lebte sie in bestem Einvernehmen. Vielleicht besaß er die Fähigkeit, diesen gutgearteten, aber etwas unbändigen Geist in richtiger Weise zu lenken. „Man merkt die Eisenhand unter dem Samthandschuh", sagt die Herzogin von Dino, die das Paar bei einem Besuch in Venedig beobachtete. Von der damals 55jährigen Karoline gibt sie gerade keine sehr anmutende Schilderung: „eine gute Frau im Grunde, aber sehr unbesonnen in ihrer Sprache und grotesk im Aussehen".

Karoline starb, sechs Jahre nach dem Tode ihres Gemahls, am 16. Juni 1870, in Bruensee in Steiermark. So erlebte sie nicht mehr, daß ihr Sohn, der Graf von Chambord, dem sie einst durch ihren kecken Handstreich eine Krone hatte verschaffen wollen, die ihm angebotene Krone verschmähte, weil er auf das Wahrzeichen des französischen Gottesgnadenkönigtums, das Lilienbanner, nicht verzichten mochte.

Die Erlösung der „Perle".

Von Fritz Kern.

Daß zwischen Fleisch und Geist, zwischen dem natürlichen und dem vergeistigten Teil der Menschenseele ein Gegensatz bestehe, der auch als Kampf zwischen Sünde und Gnade, zwischen Tod und Leben erscheint — dieser Gedanke ist durch Paulus an sichtbare Stelle des christlichen Ideenkreises gestellt, es hat sich gerade an ihm die eigene religiöse Kraft der großen Beweger abendländischer Frömmigkeit, wie Augustin oder Luther, entzündet. Die Herkunft dieser großen Idee, die Paulus mit der Gestalt eines persönlichen Erlösers verknüpft, ist lange Zeit im Griechentum, insbesondere im Platonismus gesucht worden, doch ohne befriedigendes Ergebnis. In unseren Tagen wird nun bis zur Gewißheit deutlich, daß es die altpersische Frömmigkeit und Spekulation, insbesondere die im Lande Zarathustras nach ihm blühende volkstümlich-asketische Mystik gewesen ist, welche allein diesen großartigsten dualistischen Glaubensgedanken dem Abendland geschenkt hat. Mehr und mehr wächst die Spekulation der arischen Iranier als tiefstes und reinstes Religionssystem des Altertums vor den Augen der Religionsforscher wieder empor. So wie diese — seltsam mit moderner Natur- und Seelenerkenntnis sich berührende — dualistische Ur-Erkenntnis der Perser sich auf babylonischem Boden erhalten und mit hellenistischen wie mit semitischen Glaubensvorstellungen verbunden hat, so weckte sie durch Paulus' Vermittlung die christliche Frömigkeit in der innerlichsten Form der Erlösung durch Seelenentwicklung und Seelenkampf.

Diese Zusammenhängen werden auch dem Laien deutlich, wenn aus den neuentdeckten Urkunden einer nachchristlichen persischen Sekte, der Manichäer, das alte iranische Gedankengut herausgeholt wird, wie es soeben der erste lebende deutsche Religionsforscher R. Reitzenstein in einem zwar für den Nichtgelehrten schwer lesbaren, doch an lebendiger Kulturbedeutung unschätzbaren Werk getan hat *). An diesem Ort, wo eine Dar-

*) Das iranische Erlösungsmysterium. Religionsgeschichtliche Untersuchungen. Bonn, Marcus u. Weber 1921. M. 45.—.

legung der gelehrten Gedankengänge des Forschers unmöglich ist, darf und muß um so mehr eine Ahnung von ihrem Ertrag gegeben werden.

Nur als Bruchstück erhalten, aber auch als solches ergreifend, ist das altpersische Zwiegespräch des Erlösers Zarathustra mit einem in den Banden der Materie liegenden Geist, der nach seiner Befreiung selbst zum Erlöser anderer Seelen geworden ist.

Zarathustra: „Schüttle ab die Trunkenheit, in die du entschlummert bist,
Wach auf und siehe auf mich!
Heil über dich aus der Welt der Freude,
Aus der ich deinetwegen gesandt bin."

Nun antwortet der ursprünglich aus dem Lichtreich entstammte, aber aus der Heimat in das Dunkel der Materie Gesunkene; er antwortet „dem, der ohne Leid ist":

Der Geist: „Ich bin ich, der Sohn der Zarten **),
Vermischt bin ich und Wehklagen seh ich,
Führe mich hinaus aus der Umklammerung des Todes."

Zarathustra (segnet ihn mit dem Gruß): „Der Lebendigen Kraft und Heil
Ueber dich aus deiner Heimat!
Folge mir, Sohn der Sanftmut,
Den Lichtkranz setz auf das Haupt!"

Unvergänglich Menschliches ist hier mit einer unüberbietbaren Gefühlstiefe ausgesprochen. Wo immer eine Seele zum reinen Geist als ihrer Heimat strebt, aber in der „Vermischung" mit materiellem Streben die befreiende Rückkehr zu sich selbst nur durch die gnadenweise Annäherung eines ihr verwandten und doch stärkeren, also göttlichen Erlösergeistes finden kann, da erlebt sie diesen Hymnus neu. Die Perser aber haben den in die Materie gebannten Lichtfunken, der nach Heimkehr ins Licht sich sehnt, gern gleichnisweise als Perle bezeichnet, welche vom himmlischen Feuer abstammend, in die dunkle Muschel der Sünde und des Leids versenkt der Befreiung durch ihr wesensverwandten, aber schon selbst befreiten Erlöser harrt. Wo dieses Gleichnis das innere Seelengeschehen des einzelnen meint, wird jeder mystisch Empfindende späterer Zeiten es billigen. Dogmatisch oder mythologisch färbt es sich erst, wo an den leiblichen Tod des Menschen sich Auferstehungsvorstellungen knüpfen oder gar der Untergang der materiellen Welt und die Dauer von Jenseitswelten kontrastiert werden, so wenn in einem iranischen Erlösungsmysterium die „Perle" angesprochen wird:

„Die Götter deinetwegen sind ausgezogen und erschienen
Und haben vernichtet den Tod und die Finsternis getötet."

Immer sind Erlöser und erlösende Seele im Tiefsten wesenseins, und die letztere darf von sich sagen:

„Ich gehe meinem Abbild entgegen
Und mein Abbild geht mir entgegen;
Es kost und umarmt mich, als kehrte ich aus der
Gefangenschaft zurück."

Der Raum verbietet, das wunderbare von Reitzenstein mitgeteilte lange Erlösungsgedicht ganz wiederzugeben, das mit den Versen schließt:

„Als das Leben den Ruf der Seele hörte,
sandte es ihr einen Geleiter entgegen.
Er faßte sie bei der Fläche der Rechten,
er führte sie hin, und man stützte sie auf das Abbild des Lebens,
An der Stätte, an der die Glanzwesen, die Lichtwesen
sie unter den Leuchten aufstellten.
Einen Aetherkranz errichteten sie ihr auf dem Haupte
und führten sie in Pracht aus der Welt.
Das Leben stützte das Leben,
das Leben fand das Seinige;
Das Seinige fand das Leben,
und meine Seele fand, was sie erhoffte.
Das Leben ist siegreich."

**) Das heißt der Lichtwesen.

Weltspiegel.

Die Konferenz von Genua. Wenn man am Tage der Eröffnung der großen Weltwirtschaftskonferenz in Genua auf die Anfänge dieses Gedankens zurückblickt, auf die ersten Begrüßungen und Ablehnungen, die diesen Vorschlägen zuteil wurden, dann muß man sagen: die Sache hat sich eigentlich recht einfach und geradlinig entwickelt. Selbstverständlich sind sehr verschiedenartige Urteile darüber laut geworden. In der Presse aller Länder schwankte das Stimmungsbarometer hin und her, und es ist auch vorgekommen, daß hin und wieder mit der Miene des besonderen Eingeweihtseins versichert wurde: die Konferenz kommt überhaupt gar nicht zu stande. Das war nicht nur leeres Gerede, sondern die Aeußerung einer in ihrer Sphäre durchaus begründeten Ueberzeugung. Aber am letzten Ende hat doch keine Macht gewagt, ernsthafte Schritte zu tun, um es wirklich dahin zu bringen, daß die große Anregung wie eine Seifenblase zerplatzte. Frankreich, das diesem Standpunkt von allen Mächten am nächsten gewesen ist, hat sich dennoch gehütet, über einen bestimmt abgemessenen Grad der Betonung seiner Sonderauffassung hinauszugehen.

Bei uns in Deutschland war die Stimmung in weiten Kreisen, die den politischen Dingen nicht allzu tief auf den Grund zu gehen pflegen, geneigt, die Genua-Konferenz für eine neue in der Reihe der Veranstaltungen zu halten, die dazu bestimmt zu sein scheinen, die Herrschaft der Entente in Europa auf Grund des Versailler Vertrages weiter auszubauen. Frankreich und die Mächte, die sich daran anlehnten, waren allerdings von Anfang an bemüht, diesen Gedanken aufrechtzuerhalten. Aber schon setzte eine andere Strömung ein, die nicht mehr ganz zurückzuhalten war und unmittelbar aus dem Bedürfnis entsprang, endlich wieder normale und entwicklungsfähige wirtschaftliche Verhältnisse herzustellen. Und so tauchte der Wunsch auf, es möchten nicht nur die Gerichtsvollzieher des Friedensvertrages, sondern alle wirtschaftlich interessierten Mächte sich auf einer Konferenz darüber aussprechen, wie die von Siegern, Besiegten und Neutralen gleichmäßig als unerträglich empfundene wirtschaftliche Lage der Gesundung entgegengeführt werden könne. Es war ein Verlangen, das aus der allgemeinen Not entsprang, nicht durch die Ausführung der Friedensbestimmungen hervorgerufen wurde. Aber eben deshalb stand es in einem inneren Zusammenhange mit den natürlichen Gegenwirkungen, die der Versailler Vertrag ausgelöst hatte, und bedeutete den ersten elementaren Widerspruch Europas gegen den Geist von Versailles. Außerhalb Deutschlands vermied man es offen auszusprechen, aber jedermann fühlte und wußte, daß ohne Umkehr auf dem Wege, den die Sieger des Weltkrieges in Versailles eingeschlagen hatten, alle Länder schweren wirtschaftlichen Gefahren, wenn nicht dem Ruin entgegeneilten.

Auch Frankreich sah diesen Zusammenhang, aber es glaubte in seiner Besonderheit, im Interesse seiner Machtpolitik noch geraume Zeit an dem Ruin Deutschlands weiter arbeiten zu können. Während England im eigensten Interesse seines auf ungestörtem Handel und regelrechter Wirtschaft ruhenden Weltreichs sich zum Fürsprecher des gefährdeten Wirtschaftslebens der Völker machte, erkannte Frankreich darin die Gefährdung seiner Pläne, die es mit unerschütterlicher Zähigkeit festhalten wollte. Es

zog aber auch aus der Lage der Mächte den Schluß, daß England es nicht zu einem politischen Bruch kommen lassen dürfe. Weder Englands militärische Macht, noch seine innerpolitischen Verhältnisse erlaubten ihm einen ernsthaften Widerstand gegen Frankreich. Es ist bekannt, wie Poincaré nach den anfänglichen Versuchen, den ganzen Konferenzgedanken zu sabotieren, die eigentümliche Lage der englischen Regierung und — man darf hinzufügen — die besonderen Eigentümlichkeiten von Lloyd George benutzt hat, um seine Bedingungen für die Konferenz zu erzwingen. Es ist dadurch erreicht worden, daß nach förmlicher Zusicherung der Ententemächte über die Reparationsfrage nicht gesprochen werden darf und daß Rußland unter dem Druck bestimmter Bedingungen gehalten wird. Mit anderen Worten, die feierliche Verpflichtung, den Pelz zu waschen, ohne daß Frankreich dabei etwas von Nässe empfindet. So ist es, man möchte sagen, noch im letzten Augenblick vor den endgültigen Verabredungen und bei den letzten Vorbesprechungen vereinbart worden.

Man hat daraus, namentlich bei uns, außerordentlich pessimistische Folgerungen in Bezug auf die zu erwartenden Ergebnisse der Konferenz gezogen, und das ist vielleicht recht gut, weil wir nur zu leicht geneigt sind, unmittelbare Erfolge zu erwarten, die in der harten Wirklichkeit nicht begründet sind. Trotzdem scheint es, daß man die formelle Nachgiebigkeit Lloyd Georges gegenüber den französischen Forderungen in diesem Falle etwas mißverstanden hat. Der englische Premierminister, der sich im eigenen Lande besonderen Schwierigkeiten gegenübersah, hatte offenbar vor allem e i n Ziel, — die Konferenz unter allen Umständen zusammenzubringen, in der richtigen Voraussetzung, daß die dringenden europäischen Wirtschaftsfragen vor allem erst einmal in Bewegung gesetzt werden müssen, um für ihr Verständnis den richtigen Umfang zu gewinnen, worauf dann die weitere Gestaltung der daraus folgenden neuen Fragen und Forderungen sich mit elementarer Gewalt von selbst zu ergeben pflegt. Die Frage der allgemeinen Not der ganzen Welt läßt sich nicht mehr unter Aufpeitschung nationaler Leidenschaften als Folge des „bösen Willens Deutschlands" mit harter Siegermiene abtun.

Die Eröffnungssitzung in Genua gestattet noch kein Urteil über das, was unserer dort wartet. Es versteht sich von selbst, daß alles, was bei dieser Gelegenheit geredet wird, nur Friede, Versöhnung und sachgemäße Arbeit atmet. Auch die Rede des Herrn Barthou floß dahin wie Honigseim von Versicherungen des Wohlwollens gegen alle Völker. Und doch gab der Zusammenstoß zwischen Barthou und Tschitscherin, der sich weiter hervorwagte, als die Franzosen ihm zugestehen wollten, eine Probe von den Gegensätzen, die hinter der freundlichen Maske zu suchen sind. Bezeichnend war es, daß Lloyd George ausgleichend und vermittelnd dazwischen trat. Und es ist gewiß kein Zufall, daß die englische Presse, soweit sie Lloyd Georges Politik vertritt, wiederum eben jetzt andeutet, daß dennoch eine Form gefunden werden müsse, um die Reparationsfragen in die Erörterung zu ziehen. Das bedeutet, daß der Leiter der englischen Regierung offenbar der Ansicht ist, die einmal in der Beschäftigung mit den Wirtschaftsfragen befindliche Konferenz werde durch die von Frankreich vorgebrachten Gesichtspunkte gar nicht zu hindern sein, ihre Aufgabe so anzufassen, wie es von der Sache selbst gefordert wird. Sehr erschwert wird die Förderung der Konferenzarbeit durch die sonder-

bare Haltung der Vereinigten Staaten von Amerika, die, obwohl stark beteiligt, sich doch nicht haben entschließen können, an der Wiederherstellung der Welt mitzuarbeiten, weil eine eigenartige Auffassung zu der Lehre geführt hat, Europa müsse sich zunächst selbst helfen.

Vorläufig hat man in Genua die russische Frage in den Vordergrund geschoben, und es konnte vor kurzem beinahe scheinen, als wolle man nur über Rußland verhandeln. Indessen darf man auf die Form, die man in letzter Stunde dem Programm gegeben hat, nicht allzu viel Gewicht legen. Es wird sich manches wohl doch noch etwas anders gestalten. Wenn einmal die Teilnehmer der Konferenz als Gleichberechtigte zu reden begonnen haben, so wird die ungeheuere Kompliziertheit der politischen Verhältnisse, die der Versailler Vertrag geschaffen hat, auch ihre Wirkung geltend machen. Man darf daher nicht voreilig über die Dinge urteilen, sondern muß ihnen mit dem Bewußtsein ihrer ungewöhnlichen Bedeutung folgen.

W. v. Massow.

Bücherschau.

Denkwürdigkeiten.

Joseph Caillaux, Meine Gefangenschaft. vor der Weltgeschichte dargelegt. Leipzig und Basel, Rheinverlag 1921.

Robert Lansing, Die Versailler Friedensverhandlungen. Berlin, Reimar Hobbing 1921.

Freiherr v. Schoen, Erlebtes. Beiträge zur politischen Geschichte der neuesten Zeit. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt 1921.

Hetta Gräfin Treuberg, geb. v. Kaufmann-Asser. Zwischen Politik und Diplomatie. Herausgegeben von Prof. Dr. M. J. Bopp. Straßburg, Imprimerie Strasbourgeoise 1921.

Der frühere Ministerpräsident und Finanzminister Joseph Caillaux bringt seine bitterböse Anklage gegen Clemenceau und die konservativ-klerikal-monarchischen Nationalisten vor. Er hat Recht zur Erbitterung, denn 25 Monate, wovon er den größten Teil in den Zellen der zum Tode Verurteilten gesessen hat, gegenüber der Dunkelkammer für bestrafte Häftlinge, deren an Wahnsinn streifendes Gebrüll er zu hören hatte, mußte er in Untersuchungshaft wegen der Anklage auf hochverräterische Umtriebe mit Deutschland zubringen, ehe er seine Freisprechung durchsetzte. Man wollte den politisch einflußreichen Mann, der als glühender Republikaner die Machenschaften der zum Kriege und zur Fortsetzung des Krieges drängenden Nationalisten kannte und aufzudecken geneigt war, den Finanzreformer, der eine erhöhte Besteuerung der vermögenden Klassen geplant hatte, wodurch er sich den Zorn der Großbourgeoisie zugezogen hatte, so lange als möglich unschädlich machen. Caillaux hatte eine Umgestaltung der parlamentarischen Regierungsform ins Auge gefaßt; er wollte das Referendum einführen, „mit anderen Worten, der direkten Gesetzgebung ihr Recht geben", und durch Erweiterung des Staatsrates durch Vertreter des Handels, der Industrie und der Arbeitergruppen einen technischen oder Wirtschaftsstaat neben dem politischen Staate organisieren. Eine Studie hierüber und einen Aufsatz über „die Verantwortlichen" fand man in dem Florentiner Geheimschrank, allerdings nicht die vorgeblich von Deutschland gespendeten

Millionen. In dieser Schrift geißelt Caillaux die „prahlerische und frivole Politik, die den Nationalisten am Herzen lag, und zu deren Entfaltung das Staatsoberhaupt (Poincaré) ermutigte, wenn er sie nicht gar einleitete". Im zweiten Teil faßt er die unmittelbaren Kriegsursachen zusammen. Wenn er schreibt, daß „der Kriegswille Wilhelms II. zugleich voller Schwanken und Leidenschaft war und sich gebeugt hätte, wenn er auf eine stolze und würdevolle Entschlossenheit zum Frieden gestoßen wäre", so ist das natürlich eine Ansicht, die den Nationalisten großen Anstoß geben mußte. Es wäre aber ganz unrichtig, aus solchen Sätzen eine „Deutschfreundlichkeit" herauslesen zu wollen. Im Jahre 1911 hat Caillaux, wie er glaubt, den Krieg mit Deutschland verhindert. 1914 hatte er das Gefühl, daß es in Frankreichs Interesse lag, Zeit zu gewinnen, weil „die Zeit für uns gegen die Deutschen arbeitete . . ., es war ein Fehler von der französischen Regierung, wenn sie der russischen Mobilmachung, die Deutschland den gesuchten Vorwand zur Aufrollung des Dramas lieferte, nicht im Einvernehmen mit England vorbeugte oder sie wenigstens hinausschob." Jagow hält er für einen „gelehrigen Schüler der Alldeutschen".

Caillaux nennt seine Politik die „traditionelle der republikanischen Partei. Eine Politik europäischer Aussöhnung, deren Hauptgegenstand die Sorge war, der ungeheuren Katastrophe vorzubeugen, die meinem Blicke am Horizont sich zeigte. Eine Politik, die mir diktiert wurde durch die Sorge um die Erhaltung einer Kultur, deren Zerbrechlichkeit ich kannte." Er mißt Clemenceau einen großen Teil der Schuld zu, ebenso Herrn de Selves, dessen Größenwahnsinn dem des Herzogs von Gramont im Jahre 1870 ähnele. „In der Zerstörung haben Clemenceaus Taten gegipfelt; er ist überzeugt, daß die Welt geleitet wird durch Heroen, von denen Carlyle spricht. Er hat sich selbst in der ersten Reihe dieser Halbgötter niedergelassen kraft der Einschaltung eines Hochmuts ohnegleichen, der ihn verzehrt. Da das Schicksal seine Thronbesteigung gebeut, das Schicksal, das ihm Genie eingeflößt hat, ist jedes Verfahren löblich, das diesen Zielen dienen kann . . . Er muß Menschen und Ideen herumwirbeln, die Gedanken, die er gerade braucht, aufgreifen und sie wieder in die Ecke werfen, wenn sie ein Hemmklotz werden." Gefräßige Machtbegier erklärt die Unschärfe und Unbeständigkeit seiner Persönlichkeit; er hielt fest an der Trennung von Kirche und Staat und an dem Bündnis mit England, wodurch er diesem Lande zum größten Imperialismus verhalf, denn er war mit einem fast unbegreiflichen Leichtsinn geschlagen. „Der Endabschnitt dieses Daseins kam zur Blüte in jenen zerstörenden Phasen, die bisweilen auf Erden wüten. Nach fortgesetztem Versuch, alle Kriegsenergien niederzureißen, hat er das Ziel erreicht, sich selbst an ihre Stelle zu schwingen, einen Schlammhaufen als Stützpunkt wählend." Wirtschaftlichen und finanziellen Fragen gegenüber besaß er nicht die geringsten Kenntnisse.

Schon nach der Marneschlacht verdächtigte man Caillaux des Einverständnisses mit Deutschland. In der Tat war er damals, wo Frankreich den großen Erfolg davongetragen hatte, sehr geneigt, zum Frieden zu raten, ebenso 1916 und 1917. Er findet, daß jetzt für Frankreich, abgesehen von der Rückgabe der „geraubten" Provinzen, nur „Brosamen" abgefallen seien. Daß die französischerseits erdachten Erpressungen, Vernichtungspläne und Demütigungen des durch Betrug wehrlos gemachten Feindes so gar nichts bedeuten, ist charakteristisch für den „Deutschfreund". In bezug auf England beklagt er das Mißverhältnis in der Machtverteilung, das die Verträge des Herrn Clemenceau geschaffen haben, weil es der innigen Zusammenarbeit der beiden Nationen

schade. Er selbst wollte „die Entfaltung der europäischen Demokratie vorbereiten, die wir durch Aussöhnung, durch Großmut in unsere Richtung, in den Bannkreis des lateinischen Geistes gezogen hätten". Man hätte Europa noch enger solidarisieren und alle Völker zu gemeinsamer Arbeit aufrufen, die europäische Schuld nationalisieren und die Gesamtbelastung verteilen müssen, wobei die besiegten Völker natürlich eine schwerere Last zu tragen haben sollten. Den neuen Staaten darf man nicht gestatten, die industriellen und kommerziellen Ströme zu durchschneiden. Das von den Konservativen (Nationalisten) ausgegebene Schlagwort „Deutschland hat alles zu zahlen", hat die größte Verwirrung gebracht. Clemenceau und seine Minister waren gefangen „in der Politik des Fanatismus, die ihrer Art nach den Menschen in Dummheit sperrt". Die Gerechtigkeit verlangt, daß man Frankreich seine interalliierten Schulden erlasse. Auch Keynes habe von Frankreich gesagt: „Bismarcks Hand ruhte leicht auf ihm im Vergleich mit der wuchtenden Hand eines seiner Verbündeten." Indessen besitzt Frankreich eine solche Federkraft, daß es noch immer die große, ihm zugefallene Sendung erfüllen kann, West- und Mitteleuropa um sich zu scharen. Unter der moralischen Führung (!) der Lateiner werden die europäischen Staaten der Dienstbarkeit, die sie umlauert, entgehen können. Die „Geistigkeit" Frankreichs und seine Demokratie vermag allein die Erlösung der „armen Menschheit, die sich blutend dahinschleppt", zu bewirken.

Das Lansingsche Buch beschäftigt sich vorwiegend mit Wilson und dem Völkerbund. Wilson erscheint hier als ein eigensinniger Phantast, der, trotzdem er ganz ohne Programm nach Paris gekommen ist, keinerlei Rat hören will. Kein Wunder, daß dieser Zustand, der alles übertrifft, was Lansing am deutschen Imperialismus haßt, den Staatssekretär verdrießt, um so mehr, als der Präsident gelegentlich mit Nachdruck betont, daß er gegen juristische Formulierungen das größte Mißtrauen hege. Clemenceau benutzte den Fanatismus Wilsons in bezug auf seine Zukunftspläne geschickt, um ihn durch die Drohung, sonst den Völkerbund scheitern zu lassen oder die Abtretung des gesamten westrheinischen Gebiets zu fordern, für seine Ansichten und auch zu einem „Schutzvertrag", der wirklich am 18. Juni 1919 unterzeichnet wurde, gefügig zu machen.

Lansing ist der Ansicht, oder findet es opportun, dies zu äußern, daß die Vereinigten Staaten in den Krieg getreten seien, „um das Fortschreiten des autokratischen Imperialismus in Deutschland aufzuhalten". Er sieht ein, daß die Gebietsabtretungen und Wiedergutmachungen die Deutschen erbittern werden; es handelt sich also darum, die Wehrkraft Deutschlands so zu schwächen, daß sie für einen Angriff gegen die Franzosen, „die so furchtbar unter dem imperialistischen Geiste, der das Deutsche Reich beherrschte, gelitten hatten", nicht mehr in Betracht kommt. Er glaubt, daß die Alldeutschen im zertrümmerten Rußland Gelegenheit finden, sich einen Weg nach dem Schwarzen Meere zu bahnen, um dort die „Macht des Reiches wieder aufzubauen und die preußische Idee der Weltherrschaft zu verwirklichen". Deutschland darf also nicht im Besitze eines dieser Wege nach dem Osten bleiben. Und nun folgt das Programm eines Friedensvertrages, der u. a. Helgoland und alles Land nördlich der Zone des Kieler Kanals, der unter Dänemarks Kontrolle internationalisiert werden muß, diesem Lande gibt, wie Danzig an Polen, da jedes Land das Recht auf Zugang zum Meere hat, während merkwürdigerweise das Erzherzogtum Oesterreich als Bundesstaat Deutschland einverleibt werden soll. Er konstruiert „die gebieterische Notwendigkeit, Deutschland als Militärmacht

ohnmächtig zu machen"; daß dadurch ein Justizmord ersten Ranges begangen wird, kümmert diesen Verfechter des Rechts, der Ankläger und Richter in einer Person ist und wahrscheinlich keinen einzigen Entlastungszeugen des von ihm so ungeheuerlich Angeklagten gehört hat, nicht im geringsten.

Der Amerikaner ist ein Gegner des Selbstbestimmungsrechtes, woraufhin Wilson „künftige territoriale Umgruppierungen" vornehmen lassen will, weil er die gefährliche Wirkung auf die Iren, Inder, Aegypter usw. fürchtet. „Das ganze Wort Selbstbestimmung ist mit Dynamit bis zum Rande geladen . . ., welches Elend wird es über die Menschen bringen!" Schon früher habe man von der „Zustimmung der Regierten" gesprochen, jedoch ohne die Theorie in die Praxis umzusetzen. Er geißelt die Italiener, die bei Fiume nach Selbstbestimmung schreien, in Tirol und Danzig aber nichts davon wissen wollen. Seine Sympathie für Frankreich läßt es ihn ganz angemessen finden, daß Dänen, Polen und Tschechen über Deutsche herrschen, aber er hält es für ein Abgehen von der strengen Gerechtigkeit, daß Japan über einen Teil Chinas wirtschaftlich herrschen soll. Obgleich er vom Völkerbund im allgemeinen urteilt: „Gerechtigkeit kommt in zweiter Linie, Macht geht vor", und mit einem englischen Staatsmann, der vom Vertrage gesagt hat, daß er „in Intriguen gezeugt und durch Begehrlichkeit ausgebaut und Kriege eher hervorrufen als vermeiden werde", übereinstimmt, tritt Lansing doch für die Ratifikation, die „eine Pflicht gegen die Menschheit ist", ein.

Das Buch des Freiherrn von Schoen, vormaligen Staatssekretärs und Botschafters, gibt sich maßvoll, vornehm, sachlich. Von dem Kaiser hat der Verfasser eine günstige Meinung, wenngleich er dessen Mangel an Menschenkenntnis und Befähigung zu kühl abwägendem politischen Denken beklagt. Rußland hält er für den Hauptschuldigen an der Entfesselung des Krieges, aber was er über die französische Politik schon während der Balkanwirren sagt, die den russischen Botschafter in London veranlaßt, zu schreiben, daß Frankreich den Krieg ohne Bedauern sehen würde, zeigt deutlich den glühenden Wunsch Poincarés, sobald als möglich in den Krieg zu treten. Schon im Winter 1913-14 wurde Paris mit Mehl verproviantiert, und als man der Schweiz im Juli 1914 das Angebot machte, sie mit Mehl zu versorgen, fügte man hinzu, Frankreich wünsche den Krieg nicht, aber der Tag der Abrechnung wegen Elsaß-Lothringens sei nahe herangekommen. Und der französische Botschafter in Petersburg hat berichtet, wie der englische Botschafter, von Sassonow kommend, ihm zugeflüstert habe: „Rußland ist zum Kriege entschlossen. Wir müssen nun Deutschland die ganze Verantwortlichkeit und die Initiative des Angriffs zuschieben; nur so wird die öffentliche Meinung in England für den Krieg zu gewinnen sein."

Unsere Mitteilung an die Mächte, daß wir der Auseinandersetzung Oesterreichs mit Serbien nicht in den Weg treten wollten, findet Schoen unvorsichtig, da die Feinde darin weniger die Anregung zur Lokalisierung beachten würden, als unsere Stellungnahme an der Seite unseres Verbündeten. Im französischen Gelbbuch ist die anfängliche Zustimmung zu unserem Lokalisierungsvorschlag einfach unterschlagen worden. Deutschland wurde sofort des Bestrebens, eine Aktion großen Stils einleiten zu wollen, angeklagt. Schoens Mitteilung, daß das österreichische Ultimatum ohne Mitwirkung Berlins zustande gekommen sei, wurde als ein erpresserischer Einschüchterungsversuch gekennzeichnet. Eine Einwirkung auf Petersburg wurde abgelehnt. Es wurde Schoen geradezu gesagt,

daß „Deutschland den Krieg wolle". Dagegen betonte der Botschafter: „Der Vorschlag der örtlichen Einschränkung des Konflikts, die Anregung zurückhaltender Einwirkung auf Petersburg, die Berufung auf die Gemeinschaft im Friedenswunsche mit Frankreich, das seien für jedes unbefangen blickende Auge nicht Akte der Friedensstörung, sondern der Friedensbeschützung." Trotz der bestimmten Erklärung Wiens, daß der territoriale Bestand Serbiens nicht angetastet werden sollte, versicherte Iswolski in Paris, daß Rußland ein écrasement Serbiens nicht zulassen werde. Noch am Abend des 31. Juli erklärte Viviani, daß er von der russischen Mobilmachung nicht unterrichtet sei. Die französische Mobilmachung erfolgte 20 Minuten vor der deutschen. Und Herr Viviani hatte die Unverfrorenheit, zu behaupten, sie bedeute keineswegs aggressive Absichten. Die politische Naivetät des Herrn von Schoen, wie die Bethmann Hollwegs enthüllt sich ungewollt in dem Gespräch, daß der Botschafter mit dem Reichskanzler Anfang August 1914 führte und — sogar selber wiedergibt. Danach hielt Schoen noch nach der Kriegserklärung unter gewissen Umständen ein deutsch-französisches Bündnis gegen England für möglich!

In den Memoiren der Gräfin Hetta Treuberg geb. Asser, tritt uns eine vielgewandte Dame entgegen, eine Pazifistin, die sich trotz ihrer internationalen Abstammung und Denkweise deutsch zu nennen wagt. Von früh auf ist Fräulein Asser, wie es die Mitglieder solcher Geldfamilien so oft durchzusetzen pflegen, an den Fürstenhöfen ihrer jeweiligen Wohnstätten Weimar, Florenz, Rom vertraulich empfangen worden. Sie versuchte, die in München bei ihr verkehrenden deutschen Offiziere von der Schändlichkeit, einen Völkerrechtsbruch als „fade Gewohnheit" anzusehen, zu überzeugen. Ein französischer Gesandtschaftsrat sagte einmal nach einer solchen Unterredung, daß im Kriegsfall Englands Hilfe für Frankreich gesichert sei. „L'Allemagne victorieuse une seconde fois serait un danger pour le monde entier." Davon ist diese „deutsche Edeldame" selbst auch tief durchdrungen. Alles, was Deutschland diskreditieren kann, trägt sie zusammen, alles was „uns" entlasten kann, verschweigt sie. Zuletzt hatte sie in Berlin einen Salon, wo sie u. a. Fürst Bülow und Frau (!) empfing, aber auch Harden, den sie als größten Patrioten und Edelmenschen erkannt hat, und Kautsky, Bernstein, Haase, den „gütigen" Eisner usw., ihre eigentlichen Helden. Das Buch ist in erster Linie für die Franzosen geschrieben. Jetzt weilt sie im Elsaß, wo sie die Einwohner zu französieren sucht. Die „Vorurteilslosigkeit" der Verfasserin kennt eben keine Grenzen, wir weisen sie als „Deutsche" entschieden und mit Verachtung zurück. Aus ihrem selbstgefälligen Enthüllungsbuch gewinnen wir hauptsächlich die von der Verfasserin unbeabsichtigten Einblicke in das landesverräterische Treiben einer gewissen Gesellschaftsschicht zu der in London und Paris nicht an Dekadenz, aber an Vaterlandslosigkeit das Gegenbeispiel fehlt.

A. v. Hartmann.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Geschäftsführung: Deutscher Verlag, Abt. Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849.
Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 22. April 1922

Nummer 15

Kolonialpsychologie.

Von Dr. Erich Schultz-Ewerth.

Gouverneur des ehemaligen Schutzgebiets Samoa.

Der Friedensvertrag von Versailles hatte den kolonialen Gedanken in Deutschland unzweifelhaft gefördert. Das Mißverhältnis zwischen unserm zerstückelten, übervölkerten, ausgesogenen Heimatlande und den geräumigen rohstoffreichen Kolonialgebieten, die empörend-hypokritische Methode des Kolonialraubs und die freiwillige Propaganda der vertriebenen Kolonialdeutschen riefen im Volke eine lebhafte Proteststimmung hervor und sorgten dafür, daß der koloniale Teil des Friedensrevisionsprogramms nicht bei Seite geschoben werden konnte.

Seit einiger Zeit nun beginnt die Anteilnahme an kolonialen Dingen sichtlich nachzulassen, und von sachkundiger Stelle ist bereits wiederholt darauf hingewiesen worden, daß deutscherseits der Verlust der Kolonien meist nur noch nebenher behandelt wird, wogegen z. B. die kolonialerfahrenen Engländer den ihnen daraus erwachsenen Gewinn als ein Aktivum ersten Ranges buchen.

Allerdings erzeugt der ständige Albdruck der „Wiedergutmachung" Sorgen, die sich unabweisbar an die erste Stelle drängen. Aber sie sind nicht die Grund-, jedenfalls nicht die alleinige Ursache der allmählichen Vernachlässigung der Kolonialfrage. Wenn man in den Kreisen, aus denen die bewußte und überlegte Führung hervorgeht oder hervorgehen sollte, sondiert, so entdeckt man auch da, wo die Notwendigkeit oder wenigstens Nützlichkeit einer Kolonialpolitik an sich äußerlich oder höflich anerkannt wird, ohne viel Mühe oft wieder jenen alten deutschen Pessimismus, unter dem die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches so lange zu leiden hatte.

Die Zeit, in der mit Angriffen auf die Kolonialverwaltung parlamentarisch Karriere gemacht wurde, dauerte etwa bis 1906. Dann wurden die Vorzeichen einer glänzenden Entwicklung so unverkennbar, daß die grundsätzliche Opposition verschwand. Man konnte sich der Hoffnung hingeben, daß der Kolonialpessimismus an den Wirkungen unserer Erfolge eines natürlichen Todes verblichen sei. Doch er scheint jetzt zu neuem Leben zu erwachen, um unsern mangelnden Beruf zur Kolonialpolitik für die Zukunft

festzulegen. Das derzeitige politische Klima Deutschlands ist ihm entschieden bekömmlich, und jene verheißungsvolle Periode, die durch den Ausbruch des Weltkrieges jäh beendet wurde, war zu kurz, um dauernd im Gedächtnis der Menge zu haften. Anderseits ist aber auch mit dem früher beliebten Argument, die deutschen Kolonien seien nichts wert, heute selbstverständlich nichts mehr anzufangen — warum hätte die Entente sie uns sonst genommen? — So tritt denn ein unbestimmter müder Fatalismus zu Tage, der fehlende Gründe mit der Miene überlegener Gesamtauffassung zu decken sucht und sich der stets verzichtsbereiten Urteilslosigkeit als bequem empfiehlt.

Hiergegen muß bei Zeiten Stellung genommen werden. Wir haben gerade genug davon gehabt und haben verspürt, wie behende unsere Feinde davon gegen uns Gebrauch machten.

Von vornherein ist zu betonen, daß keineswegs allein die Kolonialpolitik die Leidtragende ist, sondern es handelt sich um Alles, was unter den großen Oberbegriff der äußeren Kolonisation fällt, einschließlich also der sonstigen Auswanderung und unserer gesamten Außenbetätigung überhaupt. Der Kolonialpessimismus ist nichts anderes als die letzte Frucht einer allgemeinen, sehr verbreiteten Gefühlsrichtung, einer Stimmung, die bald an der Oberfläche auftaucht, bald als latenter Unterton die Gemüter beherrscht, — der Minderwertung des Ausgewanderten. Sie trifft jeden, der sein Heil außerhalb der Grenzen des Vaterlandes sucht, den Kolonialdeutschen aber anscheinend gerade deshalb besonders, weil er, solange es deutsche Kolonien gab, viel mehr im Rampenlicht stand als seine in fremden Ländern arbeitenden Landsleute. Der Umstand, daß diese Nebenerscheinung unserer kolonialen Bestrebungen in dem ansprechenden Gewande eines unserer Erbübel auftrat, hat zu ihrer Popularität viel beigetragen. Ich habe sie von Beginn meiner Laufbahn an verfolgt, damals als man noch mit halb mißtrauischen, halb bedauernden Blicken gemessen wurde, wenn man gestand, daß man in die Kolonien gehen wolle. Zwei Jahrzehnten eigener Erfahrung im Auslande und einer Prüfung der Ergebnisse im Lichte kolonialgeschichtlicher Studien verdanke ich die beruhigende Gewißheit, daß es ungefähr überall und immer so gewesen ist und daß die Achtung vor dem Auswanderer steigt, wenn man sich daheim Nutzen von ihm verspricht und er eine bessere Behandlung durchzusetzen weiß.

Wir haben es also mit einem alten Ladenhüter aus den Beständen des menschlichen Denkens zu tun. Es hat einen gewissen Reiz, seinen Spuren in der Weltgeschichte und der Weltliteratur nachzugehen.

In der klassischen Zeit der griechischen Kultur galt namentlich das Kolonialland Sizilien als der „Wilde Westen" der hellenischen Welt. Uns sind darüber Zeugnisse erhalten, die eine verblüffende Aehnlichkeit der Verhältnisse erkennen lassen. Aus der römischen Geschichte ist der Hochmut überliefert, mit dem der civis romanus der urbs auf den nach den Kolonialprovinzen verpflanzten Stammesgenossen herabsah, auch dann noch, als dieser selbst die Stirnbinde des Stadtbewohners trug. Im Zeitalter der Entdeckungen wurde mit dem gleichen Maße gemessen. Lesage, der unübertroffene Schilderer spanischen Lebens im 17. Jahrhundert, läßt seinen Asmodi von einem verschwenderischen Edelmann sagen:

„Er wird bald so weit herabgekommen sein, daß er sich um eine Stellung als Vizekönig bewerben muß",*)
und im Gil Blas wird eine schlechte Schauspielerin Rosarda folgendermaßen kritisiert:

„Man sollte sie unter die Truppe stecken, die gegenwärtig auf Befehl des Vizekönigs von Neuspanien ausgehoben wird und die unverzüglich nach Amerika eingeschifft werden soll". **)

Damals drang das spanische Wort rastracuero, das ursprünglich einen in Amerika vielleicht schnell, immerhin aber auf honnette Weise reichgewordenen Lederhändler bedeutet, in die französische Sprache ein und wurde in der Form rastaquouère die gehässige Bezeichnung für einen ausländischen Hochstapler.

Geriet schon in Verruf, wer nur nach Neuspanien auswanderte, so war der dort Geborene, der (weiße) Creole, noch schlimmer dran. Er hatte, trotz seiner unanfechtbaren Hautfarbe, zu der Nichtachtung von Hause noch die des eingewanderten Kastilianers zu ertragen. An ihm hielt sich der letztere, der gachupino, gewissermaßen schadlos, obwohl doch dessen Kinder wiederum demselben Schicksal verfielen. Die Deklassierung des Creolen war nicht nur gesellschaftliche Sitte, sondern verwaltungsrechtlicher Grundsatz und wurde schließlich ein Hauptmotiv des Abfalls der Kolonien.

Unsern Altvordern war solche Anschauungsweise nicht fremd, so wenig teil sie im übrigen an der Kolonialbewegung jener Periode hatten. Der deutsche Sprachschatz liefert uns dafür einen Beleg in der aus dem späten Mittelalter stammenden sprichwörtlichen Redensart: jemand dahin wünschen, wo der Pfeffer wächst. Der Pfeffer war dazumal das wichtigste Handelsprodukt. Seine Geschichte ist die Geschichte des Handels. Die Blüte der mittelalterlichen Handelsstädte beruhte auf ihm. Wen man aber los sein will, den wünscht man noch heute, wenn man nich gerade deutlicher sein will, ins Pfefferland. Die kolonialpsychologische Bedeutung dieses Spruchzaubers ist uns nur nicht mehr recht bewußt.

In gleichem Sinne sagen die Franzosen envoyer au Mississipi, ein Wort, daß offensichtlich entstanden ist, als Louisiana noch französische Kolonie war. Mit einer Anwendung dieses siedelungspolitischen Grundsatzes endet der bekannte Roman des Abbé Prévost, Manon Lescaut: Zum Zwecke der Kolonisation entleerte man Zuchthäuser und Bordelle.

Aehnlich muß Voltaire gedacht haben, da er Kanada, als es den Franzosen verloren ging, wegwerfend „einige Morgen schneebedeckter Erde" nannte.

In der Deportation erreicht die charakteristische Mißachtung des Auswanderers den Höhepunkt. Der Gedanke, unnütze, unbequeme oder gefährliche Elemente auf einfache Weise loszuwerden, ist in uns so unausrottbar mit dem Begriff der Kolonisation verbunden, daß noch kürzlich in einer deutschen Tageszeitung empfohlen wurde, für die *innere* Kolonisation, die doch mit der äußeren wenig mehr als den Namen gemein hat, Strafgefangene anzusetzen.***)

---

*) Der hinkende Teufel, Kap. 3.
**) Buch III, Kap. 10.
***) „Berl. Tageblatt" Nr. 175 vom 5. 4. 1921 (Hans Hyan).

Nachdem einmal die portugiesischen, spanischen, französischen und englischen Kolonien mit Verbechern beglückt worden waren, war es nur natürlich, daß offensichtliche Gebrechen, die diesem Teil der Bevölkerung zuzuschreiben waren, dem Kolonisten als solchem auf das ohnehin belastete Konto gesetzt wurden. Es läßt tief blicken, daß die Stadt Desterro (portug. = Verbannung), jetzt die Hauptstadt des brasilianischen Staates Santa Catarina, ihre Umtaufung in Florianopolis bewerkstelligte und daß die Kolonie Vandiemensland 1856 von der Regierung in London den Namen Tasmania erbat und erhielt, weil jener erste Name von Spöttern allzu oft in Vandemoniansland verhohnübelt wurde.

Allerdings war Vandiemensland eine der berüchtigsten Strafkolonien gewesen, aber eine Art von Ostracismus lag auf allen englischen Kolonien und ihren Bewohnern, und das Wort „colonial" — in Indien heißt es deutlicher country-bred — hatte in England nie einen guten Klang. Das Urteil oder Vorurteil war weniger schroff, doch in der Sache nicht anders als bei den romanischen Völkern.

Die Wichtigkeit, die die angelsächsische Kolonisation für die Welt gewonnen hat, legt es nahe, das sozusagen häusliche Verhältnis innerhalb dieser Völkerfamilie etwas genauer in Augenschein zu nehmen.

Sir Charles Dilke, der als einer der frühesten Vertreter der allbritischen Idee gewiß nicht darauf ausging, den Amerikanern Unannehmlichkeiten zu sagen, kann sich in seinem berühmten Buche „Greater Britain" nicht entbrechen, auf Grund eigener Wahrnehmungen zu bestätigen, daß die amerikanischen Frauen unwomanly (unweiblich), die amerikanischen Kinder forward, ill-mannered and immoral (vorlaut, unmanierlich und sittenlos) seien.*)

Ein junger englischer Diplomat aus bester Familie schreibt kurz und bündig:

„The Americans go down steadily in manners, morals, decent feelings and political skill, and will soon be Huns (!) like the Bulgars without their manly qualities."**)

(Mit den Amerikaner geht es in bezug auf Manieren, Sitten, Anstandsgefühl und politische Gewandtheit ständig bergab, sie werden bald Hunnen sein wie die Bulgaren, ohne deren männliche Eigenschaften.)

Als in der ersten Hälfte des Weltkrieges das englische Liebeswerben um Amerikas Beistand hysterische Formen annahm, brachte die „Times" eines Tages einen fingierten Dialog zwischen dem englischen und dem amerikanischen man in the street (Mann aus dem Volke), propagandistisch sehr geschickt abgefaßt, wie es sich bei der „Times" von selbst versteht. Das Gespräch endete natürlich mit der Feststellung, daß Blut dicker als Wasser sei, wenn es gegen Autokratie und Tyrannei gelte. Aber die englische Durchschnittsmeinung über Amerika ist doch in Amerika selber so gut be-

*) a. a. O. 8. Auflage, S. 175.

**) Chas. Lister, Letters and Recollections, with a memoir by his father Lord Ribblesdale, S. 53. Der Brief, der obige Stelle enthält, ist vom 2. 9. 1913, wurde also unter dem Eindruck der bulgarischen „atrocities" des Balkankriegs geschrieben. Wenn nur ein Jahr, ehe wir Gegenstand der englischen Schmähungen wurden, selbst die Amerikaner in englischen Augen Hunnen waren, dürfen wir uns trösten.

kannt, daß der Verfasser dem Amerikaner folgende Worte in den Mund legen mußte:

„Well, I don't believe in all this talk about English affection for Americans. I know you just despise us. We are a mongrel race — vulgar — worshipping the almighty dollar and all the rest of it. And now .... you need us .... I know what Americans have suffered in London in the past ten years."

(Ich glaube alle diese Redereien von englischer Liebe für die Amerikaner einfach nicht. Ich weiß, ihr verachtet uns geradezu. Wir sind eine Mischrasse, vulgär, Anbeter des allmächtigen Dollars und dergleichen mehr. Und jetzt .... habt ihr uns nötig .... Ich weiß, was Amerikaner in den letzten zehn Jahren in London auszustehen hatten.)

Und noch zu derselben Zeit wurde in London eine satirische Komödie „Our Betters" von Somerset Maugham aufgeführt, in der die amerikanischen Anglomanen „mit giftiger Brutalität", wie ein amerikanischer Kritiker sagte, verhöhnt wurden. Also nicht einmal Verehrung entwaffnet den englischen Verächter!

Der Ausdruck mongrel race ist überhaupt ein sehr beliebtes englisches Beiwort für das amerikanische Volk. Während vieles von dem, was dem Amerikaner nachgesagt wird, ohne weiteres auch dem englischen Kolonisten anhängt, — mit dem Vorwurf unreiner Rasse bleibt letzterer verschont, trotzdem auch manche englischen Kolonien nicht unerhebliche Bestandteile fremder Völker aufgenommen haben.

Man würde fehlgehen, wenn man annähme, diese englischen Offenherzigkeiten gegen die Amerikaner hätten ihre Quelle darin, daß die Engländer ihnen die Declaration of Independence immer noch nicht verzeihen könnten. Die alte Wunde schmerzt wohl gelegentlich noch, zumal wenn sich der Neid dazu gesellt. Aber die Gepflogenheit englischer Kriegsschiffe, wenn sie mit Amerikanern zusammen in demselben fremden Hafen lagen und der 4. Juli nahte, vorher abzusegeln, damit sie den Flaggensalut nicht zu feuern brauchten, wurde vor etwa ungefähr zwanzig Jahren abgeschafft und wird — vielleicht — nie wiederkehren. Die Grundlage der gegenseitigen Beziehungen ist und bleibt für den Engländer das Gefühl der kulturellen Ueberlegenheit, das ihn gegenüber jedem Kolonisten beseelt, aber im Falle des abtrünnigen Absalom freilich weniger Hemmungen unterliegt. (Fortsetzung folgt.)

Die Wirksamkeit der österreichischen Kredithilfe

Von einem österreichischen Abgeordneten.

Das Eintreffen der ausländischen Gelddarlehen wurde vielfach als ein erfreulicher Wendepunkt in der Geschichte der wirtschaftlichen Not Oesterreichs gewertet; es wird sich nun aber die Frage erheben, an welchem Ende all der betrüblichen Mißstände zuerst anzupacken sein wird und wo der schon arg zerschlissene Rock mit dem entliehenen Flicken zuerst geflickt werden soll.

Um die gesamte Wirtschaftslage des Staates darzustellen, würde der verfügbare Raum eines Aufsatzes bei weitem nicht hinreichen; es muß genügen,

nur wenige blitzlichtartige Bemerkungen zu sammeln, woraus dann jedermann ersehen mag, ob der kranke Staat gesunden kann und ob die gewährten Vorschüsse dazu ausreichen, wirklich einen merkbaren Wendepunkt der bisherigen Not und der in alle Wirtschaftsverhältnisse hineinreichenden Mißstände herbeizuführen.

Seit dem Zusammenbruch hat sich Oesterreich durch lustiges Drauflosdrucken von neuem Geld ausgeholfen. Im Dezember 1920 betrug der Papiergeldumlauf 30,6 Milliarden Kronen, bis zum Juni 1921 war er auf 49,6 gestiegen, während er am 21 Oktober des letzten Jahres bereits nahezu das Doppelte, nämlich 90,9 Milliarden betrug und am Schlusse des verflossenen Jahres die Summe von 120 Milliarden Kronen bereits überschritten war. Die letzte Dezemberwoche 1921 hatte allein eine Geldvermehrung von 13,9 Milliarden gebracht. Dermalen beläuft sich die tägliche Erhöhung auf rund 2½ Milliarden. Bis Ende Januar 1922 war dadurch diese schöne Summe des österreichischen Geldumlaufes schon auf 240 Milliarden angestiegen und hat sich innerhalb der ersten zehn Tage des Februars auf 265 Milliarden erhöht. Dermalen ist es zwar bei der täglichen Erhöhung um 2½ Milliarden geblieben, doch müßte jegliche Maßnahme eine neuerliche Erhöhung dieser Summe mit sich bringen.

Diese Papiergeldvermehrung, der sich unser Staat mit sorglosem Eifer hingab, war die Grundursache, daß der Wert unseres Geldes immer tiefer sank und gleichzeitig zu einem unerwünschten Ausbeutungsgegenstand wurde. Dies brachte jene bekannten Blüten und Auswüchse mit sich, die sich deutlich wiederum in einigen Zahlen spiegeln. Seit der Errichtung unseres jungen Freistaates wurden in Wien mehr als 2000 neue Banken errichtet. In ähnlichem Verhältnisse sind auch in den Ländern die Banken wie die Pilze aus dem Boden geschossen, man hat überhaupt keinen Neubau oder Umbau gesehen, der nicht Bankzwecken gedient hätte. Gleichzeitig damit entwickelte sich die leichte Verdienstmöglichkeit durch unsere Geldschwankungen und jenes berüchtigte Schiebertum, welches das Ansehen unseres heimischen Handels auf den Hund brachte. Dem leistete ein reichlicher Zuzug fremder Elemente Vorschub: So hat sich beispielsweise die Einwohnerzahl Wiens von 2 Millionen im Jahre 1914 auf 1,6 Millionen im Jahre 1920 erniedrigt, während gleichzeitig die Zahl der jüdischen Einwohner von 178 000 auf 523 000 gestiegen ist. Diese Zahlen, die für die Reichshauptstadt Wien gelten und für dieselbe bezeichnend sind, sprechen für sich genügend und machen eine weitere Erörterung überflüssig.

Unter diesen mißlichen Verhältnissen will man nun ans Sparen gehen; und wahrlich ein viel verheißender Anfang ist schon gemacht, wie er in Oesterreich eben üblich ist: es wurde eine eigene neue „Ersparungskommission" eingesetzt. Diese hat denn auch ihre Tätigkeit begonnen, aber bei dem bekannten Amtsgange, dem unaustilgbaren Zopf unseres Verwaltungsbetriebes, läßt sich leider diesem Ausschuß keine besonders glückliche und fruchtbringende Zukunft vorhersagen.

Wo sollte auch mit der Ersparung begonnen werden? Man schrieb in letzter Zeit vom Abbau der Lebensmittelzuschüsse, der auch verwirklicht wurde. Diese Maßnahme aber ging nur zum Schaden der österreichischen Unternehmertätigkeit, die nunmehr vor den ärgsten und größten Schwierigkeiten steht. Man sprach auch vom Abbau des Mieterschutzes und glaubt dadurch die Bautätigkeit zu heben, wodurch wenigstens das Baugewerbe gefördert werden soll. Doch vergaß man dabei, daß die neuen Häuser ohnedies von den Bestim-

mungen der Mieterschutzgesetze nahezu gar nicht betroffen werden. Man redet in letzter Zeit am meisten vom Beamtenabbau und singt damit ein Lied, das uns schon nachgerade zum Ueberdrusse in den Ohren tönt. Aber auch hier wird die Rechnung so ziemlich ohne den Wirt gemacht, da die Anhäufung der vielen Beamten in Oesterreich in Wirklchket nichts anderes ist als eine andere Form der Arbeitslosenunterstützung und weil der Staat im Augenblicke des Abbaues seiner Angestellten dafür umsomehr oder im selben Maße an Pensionen oder Arbeitslosengeldern auszahlen müßte. Die Voraussetzung der Ermöglichung eines ersprießlichen Beamtenabbaues wäre indessen eine grundlegende Erneuerung der Verwaltung, eine Vereinfachung der massenhaft gehäuften Gesetze und Verordnungen, gedeihliche Einführung hinsichtlich des Dienstes in allen Aemtern und die Ausnützung der Arbeitskräfte, soweit dies möglich ist.

Wenn in Oesterreich von Ersparnissen und Umwandlungen der bisherigen Wirtschaft geschrieben wird, so findet man auch oft die Forderung vertreten, daß die Staatsbetriebe aus ihrem dermaligen ständigen Wirtschaftsabgange herauszuführen seien. Wohl haben wir diese Forderung längst wie eine Binsenwahrheit als richtig erkannt, aber noch niemand hat uns bisher die Wege zu weisen gewußt, die zu diesem Ziele führen könnten. Indessen geht der Staat daran, auch weiterhin seine Gebühren und die Einkünfte aus Post und Eisenbahn durch Erhöhung aller Preise dieser staatlichen Einrichtungen emporzuschrauben und glaubt damit die Fehlbeträge im Jahresabschluß decken zu können. Aber auch hier steckt leider ein Fehler in der scheinbar so vernünftigen Rechnung, da sich alle staatlichen Gebühren nur bis zu einem gewissen Ausmaße erhöhen lassen. Werden beispielsweise die Postgebühren weiter emporgetrieben, so wird sich binnen kurzem die Grenze des Leistungsmöglichen einstellen, die Staatsbürger werden notgedrungen die Benützung der staatlichen Betriebe auf das Allernotwendigste einschränken und weitere Erhöhungen bringen eher größere Abgänge als die erwünschten Einnahmen.

Auf diesem Wege versucht man den Jahresvoranschlag des Staates ins Gleichgewicht zu bringen. Im vergangenen Jahre 1921 betrug der Abgang die hübsche Summe von 120 Milliarden. Man hofft nun allerdings mit Anspannung aller Kräfte und nach Anwendung aller denkbaren Mittel auch diese Lücke auszumerzen. Es gehört aber fürwahr ein kindlich gläubiges, naives Gemüt dazu, zu meinen, daß solche Riesensummen, wie sie in unseren Büchern überall auf der Schuldenseite stehen, aus eigener Kraft gedeckt werden könnten.

Bundespräsident Hainisch hat uns erst kürzlich wiederum die alten Schlagworte vom Arbeiten und Sparen als Heilmittel gepriesen; dabei hat er aber noch auf ein Drittes hingewiesen, nämlich auf die Eindämmung des Genusses geistiger Getränke. Es ist gewiß eine richtige Erwägung, wenn man in der heutigen Zeit und Not die Einfuhr aller irgendwie entbehrlichen Gegenstände verhindert, worunter sich auch die in ziemlich großen Mengen eingeführten geistigen Getränke befinden. Ein günstiger Handelsabschluß würde es bedingen, daß nur die notwendigen Rohstoffe ins Land geführt werden, alles Ueberflüssige von der Einfuhr ausgeschlossen bliebe, während nur Fertigwaren aus dem Lande ausgeführt werden dürften. Aber auch hierin zeigt es sich, daß es oft gar einfach ist, einen Grundsatz auszusprechen, schwer aber, ihn auch zur Durchführung zu bringen. Mit dem Ausschluß der geistigen Getränke verlören wir nämlich einen unserer einträglichsten Steuergegenstände. Sollte wirklich ein Vergnügungs- und Alkoholverbot in Oesterreich durchge-

führt werden, dann müßte dies gleichzeitig eine starke Beeinträchtigung des Fremdenverkehrs mit sich bringen und würde ebenso tausende von Unternehmern, die vom Ausschank leben, vernichten. Man sieht daraus, daß es wohl sehr leicht ist, neue Gedanken zu Papier zu bringen, solange man dieselben nicht auf ihre Durchführbarkeit überprüft.

Wenn man nun zu diesem in groben Strichen ausgeführten wirtschaftlichen Bilde hinzufügt, in welcher politischen Zerfahrenheit wir uns befinden, in welcher Weise sich Bestechlichkeit und Verderbtheit allenthalben breit machen, so kann man daraus ermessen, welche Schwierigkeiten den Plänen und Arbeiten entgegenstehen, die unternommen werden sollen, um diesen Staatskarren endlich aus dem Drecke herauszubringen.

Wohl ist uns nunmehr ein englischer „Kontrolleur", Mister Young beigegeben, der es zur Verwirklichung aller richtig erscheinenden Maßnahmen gewiß nicht an der nötigen Tatkraft fehlen lassen wird. Ist es schon traurig, daß wir zur Erreichung besserer Verhältnisse einen anderen für uns denken und leiten lassen sollen, so müssen wir bei der den Oesterreichern eigenen Art obendrein befürchten, daß nun alle die Hände in den Schoß legen, alle Fünfe gerade sein lassen und sich denken, es wird schon recht werden und ein anderer für uns sorgen. Wo aber mit den bisherigen Gelddarlehen zur Besserung unserer vielen Abgänge und Mißstände begonnen werden soll, das ist eine Frage, die heute noch niemand zu lösen vermag. Die Zukunft wird es erweisen, ob jene Hoffnungen, die von Leichtgläubigen in den jetzigen Wendepunkt gesetzt werden, auch die ersehnte Erfüllung bringen oder wieder nur mit der gewohnten Enttäuschung enden.

Das Weltbild der Gegenwart.

Von Richard Müller-Freienfels.

Vielleicht erscheint es als eine Paradoxie, wenn man es wagt, von einem Weltbild der Gegenwart zu reden. Ist doch unter den Zeitgenossen vielfach die Meinung verbreitet, im Gegensatz zu den meisten Epochen der Vergangenheit lebten wir inmitten eines wilden Streites von Meinungen, die wirr durcheinander tönten wie die Klänge des die Instrumente stimmenden Orchesters vor Beginn einer Oper, und die sich im besten Fall in ferner Zukunft zu einer Ordnung fügen könnten. Indessen ist es sicherlich in allen bewegteren Vergangenheitsepochen, auch in solchen, für deren Weltanschauung wir einheitliche Formeln wie „Renaissance", „Humanismus", „Romantik" usw. geprägt haben, den bewußt lebenden Zeitgenossen ebenso gegangen, und jeder Historiker weiß, daß, unbeschadet des Wertes solcher Formeln, diese doch nur in fiktiver Weise eine Hauptströmung hervorheben, neben der unzählige divergierende und gegensätzliche andere Tendenzen bestanden. In Wahrheit ist es auch heute nicht bloß ein wirres Instrumentestimmen, was wir vernehmen, sondern es geht uns nur so, wie jedem Zuhörer im Konzert, der nicht im Parkett, sondern mitten im Orchester seinen Platz hat; daß er das Ganze nicht aufnehmen kann, sondern nur die zunächst sitzenden Musiker spielen hört, so daß ihm keine rechte Einheit aufgeht. Zugegeben auch, daß heute im Vergleich mit jeder früheren

Zeit weitaus zahlreichere Stimmen sich geltend machen und bei der Verbreitung der Presse und der Leichtigkeit des Buchdrucks sich geltend machen können, es ist doch jedem, der aufmerksam in die Zeit hineinhört, klar, daß bei aller Verschiedenheit der Stimmen und bei allen bloß störenden Nebengeräuschen (die in unserer Vorstellung von der Vergangenheit nicht mitüberliefert sind) sich doch eine dominierende Stimmeneinheit herausheben wird.

Das wird besonders offenbar, wenn wir das geistige Leben von heute vergleichen mit dem um 1900 herum. Tut man das, so kann man nicht abstreiten, daß alle Stimmen heute, so verschieden sie sonst sein mögen, in wesentlich anderer Tonart spielen. War damals in Kunst, Wissenschaft, Philosophie, Religion, aber auch in der sozialen und politischen Kultur ein mechanistischer, unpersönlicher, positivistischer Geist vorherrschend, so geht durch alle Bestrebungen heute ein jenem entgegengesetzter Geist, der antimechanistisch, persönlicher, metaphysischer gefärbt ist. Herrschte bis um 1900 herum in der Kunst ein Naturalismus, der in der Beobachtung der Außenwelt wie des seelischen Lebens durchaus positivistisch, unpersönlich, metaphysikfrei war, so sind die neueren Bestrebungen, die man unter dem Schlagwort „Expressionismus" zusammenfaßt, einerlei wie man über ihren Wert denkt, sicherlich unpositivistisch, bis zum Absurden subjektiv, metaphysisch. In der Religion, die fast ganz zur positiven Wissenschaft geworden war, ruft man wieder nach dem persönlichen, metaphysischen Erlebnis, in der Wissenschaft tritt an Stelle des Mechanismus stärker und stärker der Vitalismus, ja man darf auch in der Wissenschaft wieder von metaphysischen Perspektiven reden. Die Philosophie besonders, die am Schluß des 19. Jahrhunderts sich bemüht hatte, jedem freien Flug zu entsagen und keinen Zoll sich über den festen Erdboden zu recken, versucht wieder himmelstürmende Systeme von oft höchst luftiger Bauart zu schaffen. Ja selbst im sozialen Leben und in der Politik wagt man wieder von „Ideen" zu sprechen und nicht bloß auf sogenannte Realitäten zu bauen. Kurz, überall regen sich Mächte einer freieren, kühneren, persönlicheren Wesensart. Mögen sich alle diese Bestrebungen ihres inneren Zusammenhangs oder ihrer gemeinsamen Verwurzelung in einer neuen, gewandelten Attitude des Menschen zur Welt nicht bewußt sein, vielleicht ist gerade der Umstand, daß sie sich dessen nicht bewußt sind, daß auch keinerlei äußere „Einflüsse" sie zusammenfügen, am bezeichnendsten für eine tiefe innere Gemeinsamkeit, die in einer seelischen Wandlung wurzelt. Liest man z. B. ein Buch wie die wertvolle Uebersicht, die T. K. Oesterreich unter dem Titel „Das Weltbild der Gegenwart" (E. S. Mittler u. Sohn, 1920) unternommen hat und die nur Tatsachen zusammenstellt, ohne die Absicht hinter den Tatsachen die gemeinsame seelische Triebkraft zu enthüllen, so fällt auf, daß zum mindesten in dem scheinbar Negativen, der Abwendung gegen den um 1900 herum herrschenden bewußten Verzicht auf letzte große Synthesen eine tiefe Gemeinsamkeit besteht.

Besonders aber, wenn man die Philosophie der letzten Jahre verfolgt, tritt diese Wendung hervor. Philosophie ist ja an sich die synthetischste Form des menschlichen Denkens, und sie muß daher der feinste Barometer sein für alle Wandlungen der geistigen Atmosphäre. Und so besteht heute kein Zweifel mehr, daß an zahlreichen, voneinander kaum

abhängigen Stellen sich eine neue Metaphysik zu bilden beginnt. Mit Recht konnte das temperamentvolle Buch von P. Wust von einer „Auferstehung der Metaphysik" reden (F. Mauer 1919). Ja, man hat sogar ein ganz eigenes metaphysisches Prinzip gefunden, das in früheren Zeiten seltsamerweise kaum beachtet worden ist: das Leben. In den beiden, ihrer Zeit vorauseilenden großen Denkern Nietzsche und Ed. v. Hartmann zwar war diese Tendenz vorgebildet, sie hat jedoch neuerdings bei an sich so verschiedenen Geistern wie Bergson, Dilthey, Simmel, Driesch und zahlreichen andern mannigfachste Ausgestaltung gefunden, die — so unterschieden, ja feindlich sie sich im einzelnen zueinander stellen — doch in dem Grundprinzip, eben dem Glauben, daß im „Leben" sich der Schlüssel zu den tieferen Problemen finden lasse, einig sind. Dies „Leben", das man früher vorwiegend mechanistisch zu deuten suchte, gibt aber den zusammenfassenden Begriff, der alles das vereinigt, was wir als kennzeichnend für das Wesen der gegenwärtigen Geistesströmung fanden: gewiß ist es nicht rational faßbar, nicht „positiv" zu beschreiben, aber gerade seine Irrationalität wird hier zum positiven Charakter. Es ist auch nicht unpersönlich, wie die meisten naturwissenschaftlich orientierten oder an Kant anknüpfenden Systeme, sondern es setzt den Begriff der Persönlichkeit überall als wesentlichen Faktor in die Rechnung ein. Vor allem aber wird es nicht bloß als physisches, sondern als metaphysisches System begriffen, als das mit dem Verstande nie restlos faßbare, mit keinen mathematischen Formen und Gesetzen zu berahmende Wesen der Welt, das wir nur als natura naturata sinnhaft oder begrifflich erhaschen können, hinter deren Erscheinungen wir jedoch als natura naturans ein schöpferisches Agens annehmen müssen von übermenschlicher Größe, für die sich gelegentlich wieder der Name „Gott" einstellt.

Und in diesem Sinne, insofern als wir im „Leben" ein in allen Bestrebungen der Gegenwart wirksames schöpferisches, persönliches, metaphysisches Prinzip als tieferes Agens erkennen können, ist es trotz aller Verschiedenheit im einzelnen möglich, von einem einheitlichen Weltbild der Gegenwart zu reden.

Schwellenkunst.

Von Manfred Kyber.

Immer wieder taucht im heutigen Kunstleben der lange verloren geglaubte Einschlag der Mystik auf, weite Kreise ereifern sich dafür oder dagegen und es dürfte vielleicht angebracht sein, einige beruhigende Worte zu dieser Frage beizutragen. Ich selbst erkenne in der Kunst keine „Richtungen", sondern nur Persönlichkeiten an — nur Schaffende von absoluter Eigenprägung sind für mich von tieferem Interesse, alles, was auf Richtungen schwört oder sich ihnen ankoppelt, ist künstlerisch zweite Garnitur, zu schwach, um auf eigenen Füßen zu stehen. Sachlich aber haben wir uns ganz durchaus mit diesen Richtungen und ihren mehr oder minder begabten Vertretern auseinanderzusetzen, sie sind Zeiterscheinungen und üben oft stärkeren Einfluß auf das Leben der Gegenwart, als die einsamen Schaffenden, die, aller Mode fern, aus ihrer Zeit

hinausstreben und hinausfinden und mehr einer engeren Gemeinde als der Menge verständlich und vertraut sind. So läßt sich auch die Frage der Mystik in dem Sinne, wie sie heute auftritt, nur am Leitseil der Richtungen festlegen und klären. Wir müssen also bei unserer Betrachtung von allen starken Persönlichkeiten der Kunst absehen, und die Vielen zu verstehen suchen, die nicht eigenem Gesetz, sondern den Gesetzen einer Richtung gehorchen, die einer Fahne folgen, weil sie keinem Stern folgen können, der sie führt.

Lange Jahre hindurch hat der Naturalismus diese künstlerischen Gruppentalente beherrscht und mit ihnen das Publikum, das, anfangs widerwillig, schließlich doch seine Geleitschaft nicht versagte. Der übliche Lärm, den alle Richtungen schlagen, tat das Seinige und wichtige soziale Fragen, die zur Lösung drängten und deren sich der Naturalismus annahm, gaben dieser Kunstgattung Leben und Dauer. Das Verdienst, das sich der Naturalismus in seinen Fehden erwarb, soll keineswegs verkleinert werden, aber trotzdem war diese einseitige Erdenkunst kunstfremd in sich, war Analyse, dargestellt mit den Mitteln angewandter Kunst, nicht Kunst im eigentlichen Sinne. Denn Kunst ist niemals nur in dem Irdischen allein verankert, sie ist und soll stets sein ein Glockenguß aus zwei Welten gegossen und redend mit den Glockenstimmen zweier Welten. Neben Wägbarem, das zeitliche Wertung haben darf und oft auch haben soll, muß in wirklicher Kunst Unwägbares eingeschmolzen sein, das Ewigkeitswert hat und das auch in der veränderten Beleuchtung ferner Zeiten das gleiche Feuer der Jugend und Schönheit aufflammen läßt, wie zur Stunde seiner geistigen Geburt. Darum ist sich wahre Kunst, die zeitlich durch Jahrtausende getrennt ist, näher als jene angewandte Kunst der ausgesprochenen Zeitprägung, die vielleicht nur Jahrzehnte auseinanderliegt. So war es unvermeidlich, daß der Naturalismus mit der allmählichen Erschöpfung seiner Probleme sich selbst erschöpfen und auslöschen mußte.

Neue Gruppen suchten neue Richtungen und man besann sich, daß die Urheimat der Kunst ein Tempel ist, und diesen Tempel zu suchen, machte man sich auf. Man wählte oft recht sonderbares Rüstzeug für diese Wanderung, man erfand die seltsamsten Kunstformen, um die alten zu zerschlagen, auch hier zeigte sich wieder deutlich, wie das Gruppendenken, wenn es neu schaffen will, erst einmal zerschlägt, und überhastet Formen bildet für einen Inhalt, der noch fehlt. Es waren viele Mißgeburten unter diesen Formen, viel Groteskes und unfreiwillig Heiteres, das man füglich übergehen kann. Erst mit dem Expressionismus von heute findet sich etwas, das künstlerisch greifbarer und einer Untersuchung zugänglich ist und hier liegt auch die Wertungsmöglichkeit der heutigen Mystik verborgen. Man mag sich zum Expressionismus stellen wie man will, das Suchen nach dem Geistigen, nach dem einstigen Tempel der Kunst wird man ihm wohl lassen müssen. Ich rede hier natürlich nur von den wenigen Könnern des Expressionismus, die ein Recht auf ernsthafte Betrachtung haben und sehe hierbei ganz ab von der gefährlichsten Seite dieser Richtung, durch die ungebundene Primitivität der Mittel ein wahres Heer von Dilettanten auf den Kampfplatz zu rufen, daß reichlich dafür sorgt, daß der Expressionismus von seinen Gegnern noch geringer eingeschätzt wird, als er es verdient. Den wenigen Könnern aber muß man lassen, daß sie in bewußter Abkehr vom kunstfremden Naturalismus den Willen und teilweise auch den Weg ins Geistige hinein gefunden haben, aber nur bis an die Tore eines Tempels, den sie suchen. Es mögen Bettler oder Könige unter ihnen vor diesen Toren stehen, sie haben nicht die Priesterwürde künstlerischer Intuition gewonnen, diese Tore zu öffnen. Sie

schleppen noch die verhaßten ererbten Ketten analytischer Denkweise mit sich herum, sind nicht frei im Geistigen und über dem Indischen, nicht wie Dante „bereitet für den Flug der Sterne". Sie haben das Indische, das rein sinnlich Greifbare verlassen, aber das Geistige nicht erreicht, sie können nicht, wie alle Kunst verlangt, umwerten aus der Sternenhöhe ins Materielle hinein, sie sind an der Schwelle hängen geblieben, die die Bewußtseinsformen beider Welten trennt, und rütteln nun in nervösem Fieber, in einer völlig kunstfremden Unruhe und Unrast an einem Heiligtum, das sich willig nur der großen Intuition öffnet. So schauen und schildern sie nur die bizarren Gestalten jenes Wachträumens, die sich an der Berührungsfläche zweier Welten bilden, als Grenzerscheinung, als Schattengebilde eigenen auf die schwankende Schwelle gesetzten Bewußtseins, nicht jene Wirklichkeit, die von Indiens und Aegyptens Hochkultur über die christlichen Mystiker und den Gral sich ähnlich geblieben ist wie die ewigen Schneegipfel einer Welt gesteigerten Erkennens und Erlebens. Sie suchten und fanden, aber sie fanden nur bis an eine Schwelle, die sie nicht zu überschreiten vermögen, und so scheint mir die Bezeichnung der Schwellenkunst am ehesten geeignet, diesen Kunstrichtungen, unter denen ich gerade den Expressionismus als besonders charakteristisch und einer kritischen Betrachtung am würdigsten herausgegriffen habe, gerecht zu werden ihrem Streben und Vollbringen gemäß. Dieser Begriff der Schwellenkunst gibt weder den fanatischen Gegnern noch den fanatischen Anhängern unserer Zeitkunst völlig recht, er stellt sich zwischen beide und ist darum vielleicht befähigt, eine ruhige und sachliche Wertung anzubahnen. Vielleicht weist er auch den Expressionisten, die wirklich lebendige Künstler und keine Nachtreter sind, einen Weg über diese Schwelle hinaus. Dieser Weg ist dann freilich nicht mehr im Expressionismus zu finden, sondern, wie zu allen Zeiten, im Vorgang der Intuition, die jeder allein für sich auf seine Weise zu erringen hat und von der der christliche Mystiker Angelus Silesius sagte: „ich muß Maria sein und Gott aus mir gebären." Auf dies erweiterte Erkennen vorhandener Welten und Daseinsmöglichkeiten näher einzugehen, reicht über den Rahmen meiner Besprechung hinaus. Im Künstlerischen bedeuten solche Erkenntnissteigerungen Erleben und Schaffen aus absoluter Intuition heraus, ein Geheimnis also, das weder gelehrt noch analysiert werden kann. Wir haben es hier lediglich mit der Modemystik von heute zu tun, die als Niederschlag der Zeitströmungen sich im heutigen Kunstleben offenbart.

So sehr man nun gerechterweise den Willen und den Weg der expressionistischen Kunst anerkennen muß, so sind ihre mystischen Erscheinungsformen sehr bedenklich, da sie ja eben an der Schwelle stehen bleiben und unsichere Umrisse eines fernen Landes, mit getäuschten Augen gesehen, als eine neue Welt ausgeben. Bedenklich insofern, als diese Welt weder schlecht noch gut, sondern gar nicht vorhanden ist, eine Täuschung, die sich als Mystik gibt, ohne Mystik, d. h. gesteigertes Erleben einer Wirklichkeit zu sein. Bedenklich ferner auch, weil man heute im Wirrsinn unserer griechenfernen Zeit den beklommenen Lebensatem liebt, keine reine Schneeluft mehr, weil man heute nicht Reinigung, nicht inneres Wachstum, sondern Schüttelfrost und spannendes Fieber sucht. Dem allem kommen diese Kunstäußerungen ausgiebig entgegen, sie erheben und stärken nicht, sie schütteln bloß, sie rütteln an den Nerven und wirken sensationell, aufreizend, betäubend. Es mag oft nur plumpe Mache und gemeinste Spekulation sein, was fragwürdige Kunstjünger veranlaßt, dem nachzugeben, aber man würde sehr ungerecht urteilen, wollte man diese Einschätzung auf zahlreiche andere ausdehnen, die nicht mehr tun, als einer Zeit gehorchen, die sie zu beherrschen nicht imstande

sind. Auch hier gibt uns die Wertung als Schwellenkunst einen Schlüssel zum Verständnis dieser Kunstwerke. Wenn Mystik gesteigertes Erkennen, erhöhte Bewußtseinsform ist, so ist solch eine Erhöhung und Verschiebung des Bewußtseins nur möglich durch eine Lockerung der Körperlichkeit, worauf ja auch in der Tat von jeher die sogenannte Einweihung gefußt hat. Was sich nun bei einem wirklicher Intuition fähigen Schaffenden als ein Naturvorgang vollzieht, als eine geistige Geburt, bleibt bei dem, der an der Schwelle hängen bleibt, auf eine Erschütterung des Nervensystems beschränkt — eine einfache Erklärung für die niedere Sexualität, mit der jene mystischen Scheinerlebnisse verknüpft werden. Die gleiche Sexualität oder eine ähnliche finden wir bei den niederen magischen Experimenten gewisser Völkerschaften, bei den orientalischen Räucherungen, beim Opiumrauchen oder bei den Kult-Handlungen sibirischer Schamanen. Es ist ein fundamentaler Irrtum, deswegen Mystik und Sexualität zu vereinen, weil beim Berühren einer Bewußtseinsschwelle eine Erregung des Nervensystems unvermeidlich ist. Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß, wer den Flug zu den Sternen wagt, die Nacht durchfliegen muß. Ein Unterschied aber ist es, ob er diesen Sternflug schildert wie Milton und Dante oder ob er im Anfang, an der Schwelle stecken bleibt und nur die Nacht malt mit all ihrem Halben, ihrem Grauen, ihrem Versteckten, wo er in jenen Gebieten bleibt, die mehr Menschliches und Untermenschliches haben, als Uebermenschliches und Göttliches.

Mögen diese Kunstgattungen, der Medialität näher als der Intuition, solche Nachtgebiete schildern für jene, die sich dadurch angezogen fühlen, nur als Mystik dürfen sie nicht geprägt und nicht als geistiges Erleben ernst genommen werden. Tausende aber, die von diesen Dingen wenig genug wissen, staunen die Scheinwelt einer reinen Nervenkunst als Offenbarung an und folgen ihr in ein Labyrinth von Schatten, aus dem sie oft genug den Weg nicht mehr hinausfinden. Den Faden der Ariadne zu finden, ist hier aber eigentlich recht einfach; die Zeitmystik, mit der wir heute in der Regel beglückt werden, ist weder der Vergangenheit noch der Zukunft verwandt, sie ist lediglich eine Gegenwartsillusion, die, aus dem Bereich nervöser Spannung herausgehoben, in sich selbst zusammenfällt wie ein verflogener Opiumrausch. Wenn man viel davon genießt und mit der vollen Gutgläubigkeit des Ahnungslosen, kann man freilich einen abscheulichen Katzenjammer davontragen, und für die Jugend ist diese ungeistig kraftvolle Nervenkunst gewiß nichts weniger als zuträglich. Umsomehr sollte man versuchen, sie nicht einseitig zu bekämpfen und dadurch einer Strohpuppe eine Märtyrerkrone zu flechten, sondern man sollte sich bemühen, richtige Einschätzung und ruhiges Erkennen dieser sexualisierten Modemystik nahezubringen. Nun prägt man heute im Zeitalter der Caféhausmusik gerne das Wort, daß Mystik und Erotik verwandt seien. Das sind sie freilich, aber sie sind es im griechischen Sinne, im Gesetz der Anziehung, der Wahlverwandtschaft der Seelen, im Geist des griechischen Eros, der auch unabhängig vom Geschlecht, Schicksale knüpfte und löste nach seelischen Richtlinien. Das seelisch Vorhandene geschlechtlich im gegebenen Falle bejahen, ist mystisch begründet und ist Erotik, aber es ist nicht Sexualität. Einer der furchtbarsten Irrtümer unserer Zeit ist jene ständige Verwechslung von Erotik und Sexualität, die besonders auch unsere dichterische Produktion verseucht hat. Man hat hier sehr gewagte Gebiete alter Kulturen, hat das oft ungewöhnliche Liebesleben großer Männer herangezogen, aber man vergißt, daß es sich dabei, mit wenigen Ausnahmen, um das Bejahen des Physischen aus dem Geistigen heraus handelt, nicht um geistige Spottgeburten aus dem rein physischen Triebleben heraus. Was in einem Falle vielleicht

ſtrittige, aber jedenfalls geſteigerte Potenz iſt, iſt im anderen Falle geſteigerte Impotenz, das charakteriſtiſche Merkmal unſeres heutigen ſogenannten Seelenlebens. Auch hierüber ſollte man ſich endlich wieder klar werden, auch hier iſt man auf der Schwelle zum Tempel des Eros in den Nerven hängen geblieben und nennt die Nervenſexualität dekadenter Schwächlinge mit dem ſtolzen Namen der Erotik, ein abſcheulicher Witz der Kulturgeſchichte, der freilich keine Komik, wohl aber eine geradezu grauenhafte Tragik in ſich ſchließt.

Wäre nun in dieſer Zeitkunſt alles falſch und ſchlecht, ſo lohnte es nicht, darüber zu ſchreiben, ſie würde bald in ſich zuſammenfallen. Aber gerade, weil ſie Verlorenes ſucht, weil ſie die Sterne ſucht und vorerſt nur die Nacht zu ſchauen fähig iſt, muß man ſich mit ihr auseinanderſetzen, muß man ſie ſo werten, daß ſie Weg werden kann, nicht Irrweg bleibt für Tauſende. Sie hat Werte, die anziehend wirken müſſen für alle, die Geiſtiges ſuchen nach dem Materialismus der vergangenen Jahrzehnte, aber man muß ſie einſchätzen lernen als das, was ſie iſt, muß lernen, ihre Halbwerte und Scheinwerte nicht als Vollwerte zu nehmen. Man muß auch der Zeitſtrömung entſprechend durchaus mit einer Zunahme dieſer Art von künſtleriſcher Produktion rechnen, die klärend wirken kann, wenn ſie als Schwellenkunſt betrachtet wird, und die in einen Irrgarten von unſeeliſcher Sexualität und Scheinmyſtik führen wird, wenn ſie als Kunſt gewertet wird. Alle dieſe Kunſtſchöpfungen ſind weit mehr intereſſante Zeitdokumente als Kunſtwerke, mehr Werkſtatt künſtleriſchen Schaffens, als Werk — ſind nicht Tempelkunſt, ſondern Schwellenkunſt.

Um ſo wichtiger iſt es, ſie weder einſeitig abzulehnen, denn ſie iſt Zeichen unſerer Zeit, noch ſie einſeitig begeiſtert als das darzuſtellen, was ſie nicht iſt und nie ſein kann ihrer ganzen Weſensart nach. Den unwiſſenden Bewunderern muß man deutlich ſagen, daß ſie eine Illuſion bejubeln, daß dieſe Myſtik keine Myſtik iſt, daß der Weg zu wirklich myſtiſchem Erleben noch heute ſo ſchwer iſt, als zu Zeiten des Franziskus von Aſſiſi, und das ſie nicht zu erlangen iſt auf dem bequemen Wege, einen Roman zu durchfliegen oder ſich ein Zauberſtück anzuſehen. Den Gegnern dieſer Dichter und Maler aber muß man entgegenhalten, daß ſie über der Hohlheit der mit myſtiſchen Gewändern aufgeputzten Götzen nicht vergeſſen ſollen, daß jene Schaffenden ein achtungswertes Können beſitzen, daß ſie ſuchten, auch wenn ſie nicht fanden. Viele ſuchen heute und finden nicht, aber es iſt immer noch beſſer, als gar nicht zu ſuchen. Daß dieſes Suchen oft nur ein Suchen nach Effekten und Senſationen wird, iſt wahr, aber auch das iſt kein Grund, das ehrliche Suchen zu überſehen, das unter Flitter und Schminke vorhanden iſt. Es iſt alles Evolution und von rein naturaliſtiſcher Erdenkunſt zur Schwellenkunſt iſt trotz aller üblen Begleiterſcheinungen der Gegenwart ſchon ein Aufſtieg.

Gruß aus Köln.

Von Max Spanier.

Ihr deutſchen Brüder vom Oſten und von der Mark, wenn ihr in dieſem Sommer wieder Erholung ſucht, kommt einmal an den Rhein! Gewiß, wir können auch keine Feſtſpiele und keine Strandbäder bieten, aber habt ihr Nibelungenzauber und Rheinſtrom vergeſſen? Haben Krieg und Leidensjahre die Romantik aus eurer Seele geriſſen, vermißt ihr nicht das fröhliche Land,

die Rebenhügel, die flotte Maid und den guten Trank? Wenn ihr an einem Sommerabend durch Caub und Linz wandert, empfindet ihr ein unbeschreibliches Glück, mündet eure Sehnsucht im sicheren Hafen. Fahrt dann zur Loreley, durchs Rolandseck, über das liebliche Bonn ins „hillige Köllen".

Wenn die Dämmerung traumschwer ihren dunklen Mantel über die Dächer breitet, das ferne Siebengebirge im ersten Abendschatten versinkt, springen wie Kyklopen die Kirchen mit ihren Türmen gen Himmel. Der Rhein wälzt sein uraltes Lied — was er euch flüstert, ihr könnt es nimmer vergessen. Im Hafen schlummern die vielen Dampfer, Schleppkähne und Boote. Wie riesige Männer schnarchen sie nach hartem Tageswerk, am Tage kamen sie von Ruhrort und fahren morgen in aller Früh nach Mannheim und Nürnberg. Ab und zu verkündet eine Sirene, daß nicht alles Leben auf den Schiffen erloschen.

Wo der Pegel steht, die Krahne starren, die riesigen Lagerhallen sich weiten, spielen Kinder. Sie bauen Burgen aus Hölzer und Stein und lassen kleine Holzschiffchen durch den roten Sand gleiten. Sie sind so fröhlich, stoßen Jauchzer aus und freuen sich, auf all die vielen Schiffe, Maste, Schornsteine und bunten Fahnen herabzublicken. Auf einer Bank im Schatten der Bäume sitzen drei Greise. Schwer und dick fallen ihre Worte in die Nacht. Sie sprechen die Vergangenheit, ich vernehme einige Laute . . . ach damals . . . wieviel glückliche Stunden . . . Sie stehen vor einem Rätsel, versuchen es zu lösen, vergebens — viele Geheimnisse bleiben dem Menschenverstand verschlossen. Sie nicken stumm und gedankenvoll und machen sich auf den Heimweg. Mühselig schreiten sie an ihren Stöcken vorwärts: . . .

Die letzten Bäume der Rheinanlage ertrinken im Abenddunkel. Die ersten Lichter flammen auf. Bald sind es über hundert. Kerze an Kerze glänzt. Ihr bunter Schimmer spiegelt sich plätschernd im Wasser. An diesen vielen Lichtern hab ich soviel Freude, ist es mir doch, als stiege eine helle Sonne in die graue Gegenwart. Im mächtigen Bogen spannen sich die Brücken über den Strom, als strecke ein Uebermensch seine Kraft aus und zeige der Gottheit sein Werk. Für eine Ewigkeit gebaut trotzen die Eisenträger und Steine und blicken verächtlich auf das lispelnde Element. Züge schnauben und rauschen über die Brücken, von Paris und Leipzig, Hamburg und Basel; da rasseln schwere Kraftwagen, hupen Autos, die vielen Wagen und Straßenbahnen, schieben sich die vielen Menschen, Geschäftige und Müßiggänger. Drüben liegt Deutz und etwas rheinabwärts, wo sich der Rhein im kühnen Bogen schwingt, der Rauch der Schlote gen Himmel steigt und einige Fabriken wie Feueröfen strahlen — das ist Mülheim.

Wenn ich dieses gigantische Schauspiel erblicke, des Rheins Geflüster, das Geheimnis der vielen Kapellen und Klöster, das stumm durch die Nacht schreitende Heer der Arbeiter, den Schimmer der tausend Lichter, das Spiel der Kinder, rauscht mir ein bachantischer Freudenmarsch durchs Blut, durchtönt meine Seele eine beethovensche Sinfonie. Arbeit und Lebenslust jauchzen all die Akkorde. Da ist mir, als schaute ich in eine riesige Fabrik, die eben zur Ruhe gegangen. Trübsal und Sorgen fallen von mir; als Titane wachse ich in den Aether, fühle Gottkraft, alle Elemente zu bezwingen und meinen Mitmenschen Ueberwerke für ihren Frieden und für ihr Glück zu vollbringen. Da vergesse ich, daß ringsum feindliche Heere schlummern, die unsere Menschlichkeit hüten. Der Tag der Gerechtigkeit wird kommen!

Immer mehr schmiegt die Nacht ihren Mantel um Haus, Baum und Straße. Ich schleiche durch die Rheingäßchen, beschaue die alten Häuschen,

Giebel, schweren Holztüren und schiefen Steintreppen. Ein mittelalterliches Bildchen, das der rasende Schritt unserer Zeit übersprungen. Dann läuten die Glocken, die vielen Glocken, die von St. Martin, St. Himmelfahrt, St. Apostel, St. Gereon und St. Ursula. Schwer summt der Sang über den Steinkoloß: Gott ein Loblied. Das Volk lobt. Durch die Tiefe der Nacht glänzen zwei schlanke hohe Türme.

Weltspiegel.

Bewegte Ostern. Wie zu erwarten war, sind schon in der ersten Woche der Genueser Konferenz die Schwierigkeiten und Gegensätze, deren Ausgleich versucht werden soll, in ihrer ganzen Schärfe hervorgetreten. Wir haben schon in unserer letzten Betrachtung an dieser Stelle die Lage dahin gekennzeichnet, daß Frankreich sich vor die Aufgabe gestellt sieht, seine Politik gegen die Wünsche und Bedürfnisse aller solcher Staaten durchdrücken zu müssen, die ihr staatliches Dasein auf Arbeit, geregelte Wirtschaft und friedlichen Verkehr aufbauen wollen. Denn alle diese Staaten haben erkannt, daß die von Frankreich verteidigte Ordnung der Dinge sie dem Ruin immer näher führt. Die Folge ist denn auch gewesen, daß Frankreich zunächst schlecht abgeschnitten hat. Es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit des italienischen Vorsitzenden der Konferenz, des Ministerpräsidenten de Facta, und der besonderen Gewandtheit von Lloyd George, der unter allen Umständen die Arbeiten der Konferenz in Gang bringen wollte, um wenigstens von den einleitenden Sitzungen der Konferenz, ihrer Ausschüsse und Unterausschüsse, Katastrophen fern zu halten. Bekannt ist der Zusammenstoß Barthous mit Tschitscherin in der Eröffnungssitzung. Barthou ließ dabei zu deutlich durchblicken, daß Frankreich im innersten Grunde überhaupt kein Mitarbeiter an den Aufgaben der Konferenz ist, sondern nur teilnimmt, um unter dem Schein der Mitarbeit seinen Sonderinteressen und Sonderplänen Raum zu wahren.

Zweifellos stand die russische Frage in Genua im Vordergrunde. Sie hat sich diesen Platz erobert einmal durch ihre Wichtigkeit, da ohne einige Klarheit über das an Hilfsquellen so reiche und doch so schwer darniederliegende osteuropäische Wirtschaftsgebiet auch für Westeuropa nichts Wirksames zu beschließen ist, sodann auch im Zusammenhang der politisch-taktischen Fragen, die vor der Konferenz zwischen Frankreich und England verhandelt wurden.

Unsere deutsche Abordnung befolgte in ihrer verwickelten Lage bisher die richtige Taktik, daß sie die Gelegenheit, im Rate der Völker als Gleichberechtigte mitzusprechen, durch streng sachliche Aussprache über die zur Beratung stehenden Fragen unbefangen ausnützte und sich dadurch Vertrauen und moralisches Gewicht verschaffte, dem gegenüber die mannigfachen Manöver der Franzosen, ihre Stellung zu erschweren, eine der beabsichtigten gerade entgegengesetzte Wirkung haben mußten. Die bald offenbar werdende Unmöglichkeit, von den Deutschen Unvorsichtigkeiten herauszulocken, bedeutete eine starke Enttäuschung für alle diejenigen, die so sicher darauf gerechnet hatten, mit Hilfe der Frage der Reparationen die Beratungen der Genuakonferenz zum Scheitern zu bringen. Statt dessen tauchte die für Frankreich höchst unangenehme Möglichkeit auf,

daß in den sachlichen Beratungen wirtschaftlicher Natur und den von Deutschland gegebenen, gründlich erläuterten und belegten Aufklärungen ganz von selbst Zusammenhänge aufgedeckt werden, die Frankreichs leidenschaftliches Bemühen, die Reparationsfrage fern zu halten, in ein höchst ungünstiges Licht stellten.

Unter solchen Umständen mußte die Ueberraschung, die die deutsche Abordnung den Konferenzteilnehmern am Ostersonntag durch den Abschluß eines Staatsvertrages mit Sowjetrußland bereitete, besonders stark wirken. In dem Augenblick, da wir diese Zeilen schreiben, lassen sich über die Lage und die nächsten Folgen dieses Schrittes noch keine bestimmten Behauptungen aufstellen. Nur das eine läßt sich schon sagen, daß die Aufregung, die durch dieses Ereignis hervorgerufen worden ist, in den Tatsachen nicht gerechtfertigt ist, sondern sich aus der Stimmung erklärt, die sich unter dem mißverständlichen Eindruck der deutschen Haltung gebildet hatte. Die Ententemächte hätten es gern gesehen, wenn die vorsichtige Zurückhaltung und die ruhige Sachlichkeit, die sie als „Wohlverhalten" der Deutschen angenehm und bequem empfanden, ihnen gestattet hätte, in allen Fragen doch schließlich über den Kopf der Deutschen weg zu handeln. Nur unter dieser Voraussetzung ließen sie es sich gefallen, daß sich auf die Häupter der deutschen Delegation ein gewisses Wohlwollen der früher so feindselig gestimmten Völker herabließ. Unsere Delegierten aber haben berechtigterweise die Grenzen ihrer auf der Konferenz beobachteten Taktik erkannt und danach gehandelt. Trotz Versailles hat Deutschland nicht auf alle Souveränitätsrechte verzichtet; es ist in der Lage, Staatsverträge abzuschließen, die seinen Verpflichtungen aus dem Versailler Vertrage nicht widersprechen. Daß es einen solchen Vertrag geschlossen hat, der allerdings sehr wenig den Wünschen der französischen Politik entspricht, weil die Verständigung zwischen Deutschland und Rußland den Franzosen ein erhofftes Druckmittel gegen Deutschland aus der Hand nimmt, wirkt natürlich verblüffend in dem Augenblick, wo die Entente uns ganz an der Kette zu führen glaubte und es schon als ein außerordentliches Gnadengeschenk betrachtete, daß sie uns innerhalb der von ihr gesteckten Grenzen mitzureden erlaubte. Abgesehen von diesem Gesichtspunkt, der nur die böswilligen Absichten und feindseligen Ziele der Entente gegen uns verrät, ist die Aufregung über den deutsch-russischen Staatsvertrag um so lächerlicher, als er nur Deutschland und Rußland angeht und die Interessen anderer Mächte — nicht einmal die der dazwischen liegenden Randstaaten, soweit sie loyal sind — gar nicht berührt. Und weiter wird mit Recht daran erinnert, daß, wenn Deutschland und Rußland ihre Sonderverhandlung sozusagen unter den Augen oder „hinter dem Rücken" der Genuakonferenz vorgeworfen wird, die Ententemächte selbst ihre Verhandlungen mit Rußland in den Fragen, die doch sogar einen Teil des Konferenzprogramms ausmachten und Deutschland nahe angingen, in Sonderbesprechungen mit den Russen unter Ausschluß Deutschlands geführt haben. Die Art, wie Frankreich die Note der Reparationskommission vom 21. März gerade in die Zeit der Genueser Verhandlungen hineingeschoben hat, als ein neues Mittel, uns zu Unkorrektheiten zu verleiten oder zu bedrohen, — wie man uns neue Sanktionen in Aussicht stellt, während man mit uns am Verhandlungstisch sitzt, nimmt der Entente vollends jedes Recht, unser Verhalten zu tadeln.

Auch eine nach Frankreichs Forderungen korrekte deutsche Politik schützt uns ja nicht vor französischer Anfeindung und unter Umständen Gewalttat. Frankreich wird sich zwar sicherlich im weiteren Verlauf der Entwicklung durch seine Politik schaden, zunächst aber doch nirgends eine Macht finden, die ihm in den Arm fällt. Auch England wird das nicht tun, obwohl es durch Frankreichs Imperialismus in seinem eigenen Interesse schwer geschädigt wird. Aber England hat zur Aufrechterhaltung seiner Vollmacht jetzt eigene Schwierigkeiten genug zu überwinden. Die Hoffnung, daß die irische Frage endlich zur Ruhe kommen werde, hat sich als trügerisch erwiesen. Wieder erhebt sich in Irland der Aufruhr der ganz Radikalen, die es bei der politischen Selbstbestimmung nicht bewenden lassen wollen, sondern die Loslösung von England in Form einer unabhängigen Republik erstreben. Auch im Orient, Aegypten und Indien bereiten sich für die britische Macht neue schwere Sorgen vor.

In der vergangenen Woche ist in Genf nun auch endlich die letzte Entscheidung in den Fragen bezüglich Oberschlesiens gefallen, in denen wir uns nach dem Machtspruch der Entente mit Polen vertraglich auseinanderzusetzen hatten. Das äußerste haben die Polen versucht, um in der letzten der noch zu regelnden Fragen, — vor allem der Liquidationsfrage in Bezug auf das deutsche Eigentum in dem abzutretenden Teil von Oberschlesien, — ihre jedem Recht hohnsprechenden Forderungen durchzusetzen. Die deutschen Unterhändler sind zähe geblieben und haben damit doch erreicht, daß die Polen es nicht für ratsam hielten, den Schiedsspruch des als Bevollmächtigten eingesetzten schweizerischen Bundesrats Calonder herbeizuführen. So hat man sich in allerletzter Stunde geeinigt. Das ist erfreulich und für unsere Unterhändler verdienstlich. Wenn trotzdem eine reine Freude dabei nicht aufkommen kann, so entspringt das der Erwägung, daß es sich um einen Vertrag mit Polen handelt, Polen aber Verträge nur so weit ehrlich zu halten pflegt, als ein unmittelbarer Zwang oder die Erwartung größerer Nachteile dazu nötigt. Zur Zeit findet Polen für jeden Vertragsbruch in Frankreich einen stets bereiten Schützer, nirgends aber eine Macht, die dem verletzten Recht Genugtuung verschafft. So hat Polen auch bei dem Raub von Wilna der Autorität der Westmächte Frankreich und England einfach getrotzt, und Litauen hat sich, obwohl beide Großmächte für sein Recht eintraten, dennoch der polnischen Gewalttat widerstandslos beugen müssen. Das gibt einen Vorgeschmack von den Auffassungen, denen auch wir einmal in Oberschlesien in unserem Verhältnis zu Polen begegnen werden. W. v. Massow.

Richtigstellung.

Der Verfasser des in Heft 13 veröffentlichten Artikels „Die Grenzboten" bittet uns mitzuteilen, daß er Erich Werner heißt (nicht Fritz, wie dort irrtümlich angegeben war). Die Schriftl.

Bücherschau.

Deutschtum.

Walter Eggert-Windegg, Der Barde. Die schönsten historischen Gedichte von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Gegenwart. Zweite durchgesehene Auflage, 4. bis 6. Tausend. München 1922. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Die ernste treue Gesinnung des Herausgebers und die vortreffliche Buchausstattung des Verlags erheben den „Barden" zu einem empfehlenswerten Jugendbesitz im vaterländisch bewußten deutschen Haus. Das eine Ziel, das sich der Zusammensteller setzt, die literarisch nur auf das Allerbeste beschränkte Auswahl, hat er allerdings nicht voll erreicht. Es war dies auch unvereinbar mit dem andern Ziel, das ihm außerordentlich gut geglückt ist, größte Reichhaltigkeit. Eggert bringt zu überraschend vielen geschichtlichen Ereignissen dichterische Erzeugnisse ältester und neuer Zeit bei. Aber strengere Auswahl könnte bei künftigen Auflagen nichts schaden. Diesen Mangel empfindet der gereifte Leser; der auf Heldentum, fortschreitende Handlung und mannigfaltige Bewegtheit mehr stofflich eingestellte Sinn der Jugend kommt ganz auf seine Rechnung, und von den wirklichen Edelsteinen unserer Balladenliteratur fehlt doch auch fast keiner.

Jahrbuch für 1922. Herausgegeben vom Verein für das Deutschtum im Ausland Berlin W. 62. Pr. 7 M., Auslandspreis 15 M.

Dieses Buch erinnert das phlegmatischste Volk der Erde an das leid- und aufgabenreiche Schicksal, das jeder dritte Deutsche außerhalb der Grenzen des Vaterlandes lebt. Den Erlebnissen, Entwicklungen und Organisationsformen dieses draußenstehenden Drittels von Deutschlands Kraft und Zukunft widmet das Handbuch gedrungene Uebersichten von Land zu Land, oft Tragödien, zuweilen Hoffnungen, auf daß die draußen und die drinnen einander nie vergessen.

Walter Hofstaetter, Von deutscher Art und Kunst. Eine Deutschkunde. Mit 42 Tafeln und 2 Karten. Dritte Auflage. Leipzig 1921, B. G. Teubner. Geb. 35 M.

Man muß das Geschick des Herausgebers und seiner Mitarbeiter bewundern, daß sie auf so knappem Raum ein Handbuch des Deutschtums von so großem Stoffreichtum und selbst Stimmungsreiz zusammenbringen konnten. Es sind erste Namen unter den Mitarbeitern; der Verlag hat in der bildlichen Ausstattung Bestes gegeben. Ein Buch für den Deutschunterricht, wie man ihn sich wünscht.

Anton Hoenig, Deutscher Städtebau in Böhmen. Die mittelalterlichen Stadtgrundrisse Böhmens mit besonderer Berücksichtigung der Hauptstadt Prag. Mit 13 Abbildungen, 24 Tafeln und einem Faltplan. Berlin 1921, Wilhelm Ernst u. Sohn. Geh. 33 M.

Dieses Buch interessiert nicht nur den Architekten und den Kunsthistoriker. Jeder Deutsche hat irgendwie Grund, den Inhalt dieses Buches im Unterbewußtsein zu tragen. Die Stadt der heutigen Tschechei ist nach ihrem Ursprung deutsch, deutsch ihre Kultur. Was der Tscheche aus sich vermochte, zeigen die „böhmischen Dörfer". Die böhmische Stadt, deren Entstehung, Grundrißanlage, Baugeschichte Hoenig an den einzelnen Exemplaren und Typen verfolgt, ist

ein deutsches Kulturdenkmal und tschechisch ist an ihr nur die Geschichtsfälschung und die Deutschenverfolgung.

H. Schumann, Unser Masuren in Forschung und Dichtung. 4. bis 7. Auflage, Dresden, C. Reißner, 1921. Brosch. 18 M., geb. 24 M.

Durch Krieg und Abstimmung in einem vertieften Sinn „unser" geworden, in das liebende Bewußtsein des ganzen deutschen Volkes erhoben und dennoch nur den wenigsten aus dem Reich in seiner Landesschönheit und Volkseigenart bekannt, hat die masurische Ecke in diesem — zuerst schon im Krieg erschienenen — Heimatsbuch einen Werberuf gefunden, der die Liebe zu der entferntesten unserer Grenzen vertieft und verbreitert.

Ernst Wachler, Fabeln für Deutsche. (Verlag für volkstümliche Literatur und Kunst Ulrich Meyer, Berlin-Dahlem.)

Wer seinen heranreifenden Kindern unser Volksleid in edler Fabeleinkleidung zu lesen geben will, sei auf dieses neue, schön geschmückte Bändchen des treuen Patrioten Wachler hingewiesen.

Wilhelm Erbt, Deutsche Einsamkeiten. Der Roman unseres Volkes. Verlag der „Täglichen Rundschau". Berlin 1921. In Halbleinen 14 M., in Halbleder 40 M.

Das deutsche Schicksal ist hier als eine Szenenfolge lyrischer Augenblicke gestaltet, in deren Mittelpunkt jeweils ein Großer steht, von Wotan über Armin und Luther, Goethe und Bismarck bis zum Finis Germaniae und dem Schwur zum „Neuen Tag". Hindenburg zugeeignet, bietet das kleine Werk in dichterischer Ausgestaltung, die uns deutsche Größe und deutsche Empfindsamkeit zeigt, ein Mahnwort an die Jugend, wie man es sich schöner nicht wünschen kann.

Deutscher Geist. Schriften der Fichtegesellschaft. Verlag R. Voigtländer, Leipzig. Preis von Band 1: 6 M., von Band 2—4: 4 M.

1. Dr. Bruno Golz, Deutsche Kultur. Jeder, der die Ehre hat, einem so auserlesenen Kulturvolke anzugehören, muß sein Haupt wieder erheben und den fremden Peinigern, aber auch denen, die uns im Innern unterwühlen, mit Stolz die Worte entgegenschleudern: „Ich bin ein Deutscher"!

2. Prof. Fritz Rörig, Geschichtsbetrachtung und deutsche Bildung. Das Büchlein führt uns vor Augen, daß geschichtliche Erfolge nicht von heute auf morgen kommen, daß es vielmehr gilt, geduldig zu sein und die Zeit, die uns bleibt, zu benützen, um den Genesungsprozeß zu fördern, das Selbstbewußtsein zu erhalten.

3. Heuß, Dr. Alfred, Beethoven. Die Sonderstellung, die Beethoven nicht erst seit Jahrzehnten, sondern auch schon zu Lebzeiten unter allen großen Musikern eingenommen hat, veranlaßt den Verfasser, die Jugend zu ermahnen, Verständnis zu zeigen für die Eigenart der Mitmenschen.

4. Dr. Bruno Golz, Wagner und Wolfram. Golz bekämpft Wagner und stellt ihm Wolfram von Eschenbach gegenüber. Daß letzterer deutsch durch und durch ist, dürfte niemand bestreiten, dagegen werden nur wenige dem Verfasser folgen können in seiner Auffassung, daß Wagners Erfolg auf einem ungeheuerlichen Mißverständnis beruhe.

Der deutsche Staatsgedanke von seinen Anfängen bis auf Leibnitz und Friedrich den Großen. Dokumente zur Entwicklung. Zusammengestellt und eingeleitet von **Paul Joachimsen,** Univ.-Prof., München.

Justus Möser, Gesellschaft und Staat. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. K. Brandi,

Johann Gottlieb Fichte, Volk und Staat. Eine Auswahl aus seinen Schriften, zusammengestellt und mit einer Einleitung von Professor Dr. Otto Braun,

Freiherr von Stein, Staatsschriften und politische Briefe. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Thimme. Mit einem Porträt,

E. M. Arndt, Staat und Vaterland. Eine Auswahl aus seinen politischen Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Ernst Müsebeck,

Josef von Radowitz, Ausgewählte Schriften und Reden. Herausgegeben und eingeleitet von Friedrich Meinecke.

Sämtlich aus der Sammlung: Der deutsche Staatsgedanke, München 1921.

Die gut komponierte Sammlung des Dreimaskenverlags schreitet mit imponierender Raschheit voran; es wird ein Prüfstein für die politische Reife unserer Gebildeten sein, wie weit sich Deutschland dies großartige Rüstzeug historisch-politischer Belehrung zu eigen macht, das ihm hier so bequem geboten wird. Von den neu erschienenen Bändchen, deren Preis geheftet, zwischen 20 M. und 30 M. liegt, hatte der Herausgeber des die älteste Zeit behandelnden Bandes, der Verfasser einer trefflichen Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins, die sprödeste fast unlösbare Aufgabe. Fehlt doch dem deutschen politischen Denken von Cusanus (mit diesem Denker des 15. Jahrhunderts setzt Joachimsen ein, weshalb nicht mit Roes oder Bebenberg?) bis auf Leibnitz die Linie, die einzig im preußischen, nicht aber deutschen Staatsdenken von 1640 ab zu finden ist. Leicht hatte es dagegen Brandi, aus Justus Mösers patriotischen Phantasien einen Band starker und würziger Eigenart auszuwählen, bei ihm lag wie bei Thimme die Kunst im Auswählen, nicht im Sammeln. Auf das prachtvolle Porträt des Freiherrn vom Stein, welches Thimme als Einleitung zu seiner Quellensammlung geschrieben hat, sei besonders hingewiesen. Der treue Arndt wird durch seinen nicht weniger treuen Biographen Müsebeck unübertrefflich gut ausgewählt und dargestellt, und auch Radowitz hat in Meinecke den zuständigsten Einführer gefunden. Der einzige Band, der nicht uneingeschränktes Lob verdient, ist der Fichte gewidmete. Gerade bei diesem geschlossenen Denker ist der gewaltsame Versuch, Auszüge aus de verschiedensten Werken herauszuschneiden und neu zu verbinden, zum Scheitern vorherbestimmt. Braun hätte vielleicht besser einfach die ganze Staatslehre von 1813 abgedruckt.

Friedrich Schleiermacher, Vaterländische Predigten. 1. Kampf und Niederlage. 2. Neubau und Erhebung. Berlin 1920, Staatspolitischer Verlag. 3,60 Mark bezw. 3,50 M.

In der vorerwähnten Sammlung konnte Schleiermacher einen eigenen Platz nicht einnehmen; wir verweisen deshalb als willkommene Ergänzung auf diese schon etwas ältere Zusammenstellung, die Schleiermacher unter die Führer nationaler Selbstbesinnung und Erhebung — für damals und heute — einreiht, sowie auf den Kommentar, der zu den Predigten erschienen ist unter dem Titel: Christian Boeck, Schleiermachers vaterländisches Wirken 1806—1813. Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin 1920. 8,50 Mark.

Helene Hoerschelmann, Vier Jahre in russischen Ketten. Eigene Erlebnisse, München 1921, J. F. Lehmann. 12 Mark.

Menschlich Schönes, vaterländisch Erhebendes von schwergeprüften Deutschen, Kriegsgefangenen und Balten, wird von der sympathischen Erzählerin zu einem dramatisch verlaufenden Bericht verwoben.

Johann Schäffer, Hilferuf. Enthüllungen eines Zipser Deutschen. Berlin, Carl Curtius.

Sehr interessante Eindrücke eines aus Amerika in die Heimat zurückgekehrten aus deutsch-slowakischer Ehe stammenden Beurteilers, der, empört über die tschechische Mißwirtschaft, die deutsch-magyarisch-slowakische Waffenbrüderschaft gegen den gemeinsamen Bedrücker fordert.

Christian Sand, Als belgischer Agent-Provocateur in Eupen-Malmedy. Erlebnisse im Dienste des belgischen Gouvernements. Berlin 1921. Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H.

Ein nicht gerade sehr normaler Zeitgenosse und Landsmann bescherte uns diese Denkwürdigkeiten aus den Zwielichtsphären des Krieges. Aber er hat Urkunden und veröffentlicht sie einwandfrei. So schafft dieser ehemalige belgische Lockspitzel jetzt seinem deutschen Mutterland die schmerzlichen und empörenden Belege für die niedrigen Mittel, womit die feindlichen Regierungen ihren Raub an deutschem Land und Volk unterstützten, einen Raub, der nie Recht sein wird — so gemein ist sein Vollzug, von dem hier ein geheimer Teil verraten wird.

Kurt Engelbrecht, Don Pablo der Narr. Roman. Halle a. S. H. Dieckmann. Br. 20 M., geb. 27,50 M.

Ein Zeitroman, der das Schicksal des innerlich unfesten, materialistischen Deutschen der Vorkriegszeit bis zum Zusammenbruch und zur Selbstbezichtigung symbolisiert und in Gegensatz stellt zu den echten Tugenden des alten Deutschlands.

Außerdem sind folgende Neuerscheinungen eingegangen, deren Besprechung wir uns vorbehalten:

Paul Feldkeller, Ethik für Deutsche. Juni 1921, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha.

Heinrich Siemer, Weltbund der Auslandsdeutschen. Programm zu einer Weltorganisation aller Reichsdeutschen, Auslandsdeutschen und Deutschstämmigen. Mit einer Rede von Walter Dauch, M. d. R. Hamburg 25, 1921, Weltbund-Verlag. 5 Mark.

H. L. Rauch, Die Frankfurter Mundart in ihren Grundzügen dargestellt. Frankfurt a. M., Diesterweg 1921. Geh. 6 Mark.

Hermann Jockisch, Deutschland. Eine Kriegs-Symphonie in Versen. 1922, Charlottenburg, Raben-Verlag G. m. b. H. 30 Mark.

Hans Watzlik, Böhmerwald-Sagen, „Böhmerwälder Dorfbücher". Fünftes Heft. Erstes bis zehntes Tausend. Budweis 1921. Druck und Verlag der Verlagsanstalt Moldavia.

Denkwürdigkeiten.

Friedrich Wencker, Der Gefangene Friedrichs des Großen. Des Freiherrn Friedrich v. d. Trenck merkwürdige Lebensgeschichte. Mit sechs Abbildungen. Opal-Bücherei, Dresden, Carl Reißner. Geh. 32 M., Halbleinen 42 M., Halbleder 90 M.

Wegen seiner Liebschaft mit der Prinzessin Amalie aus einer glänzenden Laufbahn in ein Kerker- und Abenteuerdasein geworfen, hat Trenck durch seine

Denkwürdigkeiten zur Zeit unserer Urgroßväter ganz Deutschland gerührt. Heute haben wir andere Sorgen, und es ist eigentlich nicht ganz einzusehen, weshalb die knappe Zeit des modernen Bücherlesers an solche Ausgrabungen gewendet werden soll.

Elisa von der Recke, Herzensgeschichten einer baltischen Edelfrau. Erinnerungen und Briefe. Erste Auflage. Stuttgart 1921, Robert Lutz. Geh. 20 M., geb. 28 M.

Dies erlebte Buch kann man nicht ohne tiefes Interesse und warme Teilnahme aus der Hand legen. Zugleich interessantes Sittenbild, gibt das Buch ein Seelengemälde. Es schildert das tragische Geschick einer mit holder Anmut und bestrickendem Liebreiz ausgestatteten schönen, zarten Seele. Das sechzehn- bis siebenzehnjährige Kind wird von den ehrgeizigen Eltern an einen Mann gegeben, der als guter aber derb-roher Sinnenmensch mit dem holden Wesen nicht umzugehen weiß und der es trotz seiner heftigen Liebe ganz von sich abstößt. Die von Liebessehnsucht erfüllte, von vielen, auch bedeutenden Männern (Hartmann, Hiltig usw.) sehnlich begehrte Frau ging trotzdem nach der Trennung von ihrem Gatten einsam ihren Lebensweg. Bemerkenswert ist in unserer für Schwärmgeister empfänglichen Zeit, daß Elisa v. d. Recke auch von dem berüchtigten Grafen Cagliostro zunächst angezogen wurde, daß sie ihn aber bald als Schwindler erkannte und zu seiner Entlarvung beitrug.

Heinrich Ullmann, Denkwürdigkeiten des Hessen-Darmstädtischen Staatsministers Freiherr du Thil, 1803—1848. Geh. 60 M., Halbleinen gebunden 72 M. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Der Name du Thil dürfte nur wenigen bekannt sein, selbst in seiner engeren Heimat hört man ihn kaum, obwohl er beinahe ein halbes Jahrhundert leitender Minister in Hessen-Darmstadt war. Das spricht an sich nicht für ihn. Daß er aber ein scharfdenkender und klar blickender Politiker, ein tüchtiger Verwaltungsbeamter und ein charaktervoller, origineller Mensch war, zeigen seine Denkwürdigkeiten. Sie dürften ein wichtiges Quellenwerk zur neuesten Geschichte sein. In ganz ungekünstelter, überaus frischer, persönlicher Art schildert du Thil die Jahre des endgültigen Unterganges des alten Heiligen Römischen Reiches, dann die des Rheinbundes, der Befreiungskriege; weiter, um nur einzelnes herauszugreifen, den Uebergang in die neuen Staatsverhältnisse des Großherzogtums; die Wiener Konferenz 1819—20, die Entstehung des Zollvereins, an der du Thil entscheidenden Anteil hat; die inneren Kämpfe in Hessen, wo du Thil, eigentlich ein letzter Vertreter des aufgeklärten Absolutismus, eifersüchtig die Rechte der Krone dem Landtag gegenüber wahrte und, bei aller Vorurteilslosigkeit und praktischen Tüchtigkeit in wirtschaftlichen und Verwaltungsfragen, mit rücksichtsloser Strenge den autoritären Standpunkt gegen alle liberalen und demokratisierenden Bestrebungen der Volksvertretung und der Volksabstimmung wahrte und so in den Ruf eines der härtesten Vorkämpfer der Reaktion kam.

Tagebücher von Friedrich von Gentz (1829—1831). Herausgegeben von August Fournier und Arnold Winkler. Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien.

Von den Tagebüchern des ursprünglich großen Publizisten und zuletzt mondänen Wiener Weltspieglers waren die seiner letzten Lebensjahre noch unbekannt. Wiener Historiker geben sie heraus. Frauen, Intrigen, Politik, Gesellschaft, ein Herbarium von einst lebendigen, hier getrockneten Tagesblüten eines Lebenskünstlers, der aber schon stark auf der absteigenden Linie lebt.

August Winnig, Am Ausgang der deutschen Ostpolitik. Persönliche Erlebnisse und Erinnerungen. Staatspolitischer Verlag, Berlin. Preis geh. 12,50 M., geb. 17,50 M.

Winnig ist eine besondere Persönlichkeit: einfaches, klares Denken und der feste Wille, sich Kenntnisse anzueignen mischen sich in ihm mit persönlicher Eitelkeit und persönlichem Ehrgeiz, jedoch nur so, daß auch der politisch anders Denkende Hochachtung vor diesem Manne haben muß, der es verstanden hat, in den schwierigen Zeiten des Kriegsendes und der Revolutionen, nicht immer im Einverständnis mit seiner Partei, sich für das Deutschtum im Osten einzusetzen und noch bis zuletzt zu versuchen, dem Deutschen Reiche in den Randstaaten Einfluß zu erhalten. Diesen Eindruck hat man unwillkürlich von der Person Winnigs, wenn man das vorliegende Buch liest, dessen besonderer Wert darin liegt, daß Winnig sich nicht damit begnügt, einen Liquidationsbericht über die deutsche Ostpolitik zu schreiben, sondern auch einen Ausblick gibt, wie es möglich sein und werden kann, daß der im Laufe der Jahrhunderte so oft nach Osten vorgedrungene deutsche Geist trotz aller Ungunst der Zeiten wieder seinen Weg ins Ostland nimmt.

Kurt v. Schlözer, Petersburger Briefe 1857 bis 1862. Herausgegeben von Leopold v. Schlözer. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1921.

Der preußische Diplomat ist durch die Veröffentlichung seiner römischen und mexikanischen Briefe längst als Epistolograph berühmt geworden. Der neueste Band enthält neben dem sonstigen geistvollen Bild der nordischen „Palmyra" eine besondere Köstlichkeit, die ihn für den geschichtlichen Feinschmecker noch über die früheren stellt. Er zeigt, wie Bismarck, der noch unberühmte Gesandte in Petersburg, Menschen zuerst befremdet und abstößt, dann in seinen Bann, unter seine seelische Gewalt zwingt. So wie Schlözer erst widerstrebt und kämpft, dann bewundert und sich hingibt, ist er das Spiegelbild des Deutschen überhaupt in seinem Verhältnis zum größten Deutschen.

Elisabeth Gräfin von Schlitz gen. von Görtz, Heimat. Dritte Auflage. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.

Ansprechende Jugenderinnerungen einer echten deutschen Landfrau.

Der Merker.

Außerdem sind folgende Neuerscheinungen eingegangen, deren Besprechung wir uns vorbehalten.

Carl Schwartze, Wahre und abenteuerliche Lebensgeschichte eines Berliners, der in den Kriegsjahren 1807 bis 1815 in Spanien, Frankreich und Italien sich befand. München 1921. Drei Masken-Verlag.

Oberst Bauer, Der große Krieg in Feld und Heimat. Erinnerungen und Betrachtungen. Osiandersche Buchhandlung, Tübingen. 27. Juni 1921.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Geschäftsführung: Deutscher Verlag, Abt. Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9. Fernruf: Nollendorf 4849.
Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 29. April 1922

Nummer 16

Kolonialpsychologie.

Von Dr. Erich Schultz-Ewerth,

Gouverneur des ehemaligen Schutzgebiets Samoa.

(Fortsetzung.)

Die englische Kolonialgeschichte zeigt, sozialpsychologisch betrachtet, wie die Kolonisten dieser Denkweise entsprechend behandelt wurden, wie sie sich dagegen zur Wehr setzten und sich die zur Aenderung erforderlichen Rechte erzwangen. Zuerst haben sich die Nordamerikaner die Entsendung von Sträflingen und Schuldturminsassen mit Erfolg verbeten und die fortdauernde politische Zurücksetzung mit der Losreißung vom Mutterlande beantwortet. Die Lehre genügte noch nicht, um Wandel zu schaffen. Ein halbes Jahrhundert später war Kanada, das doch seinerzeit loyal geblieben war, zum Aufstand reif. Als Zurücksetzung wurde im englischen wie im ehemals französischen Teil der Kolonie hauptsächlich empfunden, daß die Verwaltungsämter ein Monopol einiger wenigen englischen Familien waren. Wahrscheinlich hätte die Welt eine Wiederholung des von den dreizehn Provinzen gegebenen Schauspiels erlebt, wenn nicht England damals, wie häufig in Fällen der Not, in Lord Durham einen Staatsmann ersten Ranges gehabt hätte. Der Bericht, den er über die kanadische Bewegung erstattete, schlug durch und wurde epochemachend nicht nur für Kanada, sondern für das ganze englische Kolonialsystem. Bald darauf begann der Abbau der Strafkolonisation. Als aber die Selbstverwaltungsbefugnis der Kolonien grundsätzlich allgemein gesichert war, da erklärte die Mutter den emanzipierten Töchtern pikiert, daß sie ihrer nicht mehr bedürfe. Der Freihändler Cobden gab dieser Stimmung oder Verstimmung einen nationalökonomischen Anstrich, indem er die Kolonien als ein Hindernis für die Volksentwicklung bezeichnete (!), und noch Disraeli nannte sie geradezu den Mühlstein an Englands Halse.*) Das war nicht so schlimm gemeint. England bezog in Form von Kapitalrente reichlichen Gewinn aus seinen Kolonien, und gegen äußere Feinde waren die Kolonien doch

*) Rathenau, Zur Kritik der Zeit, Berlin 1912, S. 183.

immer noch auf das Mutterland angewiesen. Auf diese Weise blieb, in der viktorianischen Aera, der Hausfrieden schlecht und recht gewahrt.

Der moderne englische Imperialismus, an dessen Erwachen und Wachsen die Kolonien mehr Anteil haben als man bei uns ahnt, brachte ihnen einen weiteren Aufschwung. Heute würde kein englischer Staatsmann, Parlamentarier oder Publizist es mehr wagen, die Gefühle der Kolonisten zu verletzen. Sie haben im Weltkriege ihre staatliche Organisation ausgebaut und zugleich dem Mutterlande wirksamste Hilfe geleistet. Die Umgestaltung des englischen Weltreichs in einen Staatenbund, in dessen äußerer Politik die Vertreter der vier großen Kolonien sehr maßgeblich mitreden, ist dadurch zu einer unwiderruflichen Tatsache geworden. Ein Zeichen der neuen Zeit ist es, daß Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika den Namen „colony" abgelegt haben und sich statt dessen Dominion, Commonwealth oder Union nennen. Einen Ersatz für „colonial" hat man gesucht, aber noch nicht gefunden; die Vorschläge „Brittling" und „Britonid" blieben ohne Unterstützung. Dankbar spricht man in England nicht mehr von Tochter-, sondern von Schwesternationen und verabreicht ihnen Anerkennung in Hülle und Fülle. Alle solchen Komplimente, mit denen namentlich die Northcliffe-Presse neben der Regierung freigebig ist, werden von den kolonialen Zeitungen eifrig registriert; man kann in d e r Hinsicht da draußen sehr viel vertragen. Und wie der Kolonist sich als Gast an den Ufern der Themse, als Staatsmann im englischen Kabinett zur Geltung gebracht hat, so weiß er daheim bei sich sein Hausrecht zu wahren. Wenn jemand sich dort in unbeherrschten Vergleichen zugunsten Englands ergeht, so heißt es ohne Umstände: Go back to England!

Dieser Wechsel der Gesinnung, von Geringschätzung in Hochschätzung, ist zu gründlich, zu schnell und zu laut, um aufrichtig zu wirken, und er ist es vielfach auch nicht. Aber nur noch hinter dem Rücken des Kolonisten darf der Engländer von heute über dessen Eigentümlichkeiten in Kleidung, Sprache (twang, slang, slanguage) usw. spötteln, nur noch in seinen vier Wänden so recht von Herzen sagen: I do hate the colonials! (Ich hasse die Kolonisten). Die Zeiten, wo die Ehe mit einem colonial girl etwas von einer Mesalliance hatte, sind vorüber, und nichts ist von ihnen geblieben als backbiting — heimliche ohnmächtige Malice. Der Kolonist mag sie im Bewußtsein seiner Errungenschaften ignorieren. Der Fremde aber, der sich über englische Zustände unterrichten will, tut auf alle Fälle gut, seine Kenntnisse nicht nur vom home-made-Englishman zu beziehen.

Wenn der Mensch, wie der alte General v. Korff gesagt hat, davon lebt, daß er sich für besser hält als die andern, dann ist es nicht verwunderlich, daß die Kolonisten ihrerseits ins Extreme verfallen und einen Sonderpatriotismus züchten, der das überseeische Angelsachsentum begeistert als die renaissance der Rasse preist und die jeweilige engere Heimat als den Nabel der Erde betrachtet („Omphalismus"). Sogar innerhalb der Vereinigten Staaten ist bei der Kolonisation des Westens dieses Stadium eingetreten. Die Gestalten, die Bret Harte in seinen kalifornischen Erzählungen mt Meisterhand gezeichnet hat, reden verächtlich von der „schwächlichen greisenhaften Kultur der Oststaaten", und noch heute ist in dem „Westerner" etwas davon vorhanden.

Für den unbeteiligten Dritten hat ein Austausch von Werturteilen zwischen zwei Parteien obenhin immer etwas Ergötzliches. Tiefergehend findet man hier, daß die kolonialen Uebertriebenheiten keine bloße Gefühlsreaktion sind, sondern Auswüchse einer ernst zu nehmenden Ueberzeugung von der eigenen Tüchtigkeit. Es bleibt freilich allemal wahr, was Jesus Sirach sagt: Wer sich viel anmaßet, dem wird man gram. Aber die Anmaßlichkeit eines jungen Volkes, das in Weltteilen redet, hat eine versöhnende Beigabe von Naivität und ist weniger abstoßend als die kalte blasierte Arroganz des ältern Bruders.

Ungleichmäßige Entwicklung ist es, die die Ausartung berechtigten Kolonistenstolzes in Prahlerei begünstigt hat, und gleichen Ursprungs sind die klaffenden Gegensätze und grotesken Verzerrungen, die in uns Erstaunen, Bewunderung und Abneigung erregen, wenn wir die amerikanische, die bedeutendste der kolonialen Völkerpersönlichkeiten, in ihrer Gesamtheit auf uns wirken lassen: eine Auffassung von großartiger Weite neben Excentricität und bombastischem Humbug; nüchterner Wirklichkeitssinn neben krassem Aberglauben und totaler Verrücktheit; Verehrung der Frau, von der Form männlicher Ritterlichkeit an durchlaufend bis zum Masochismus, neben Rowdytum und oft entsetzlicher Rohheit; hochsinnige Nächstenliebe neben Herzenkälte, Religionsschwindel und einer so rücksichtslosen Raffgier, daß ein ehrenhafter Mann einst dabei den unnatürlichen Wunsch empfand, arm zu bleiben.

Diese Unerklärlichkeiten lösen sich, wenn man sich die Entstehung des kolonialen Charakters vergegenwärtigt. Schon in der Heimat bereitete sich die *Scheidung der Geister* vor. Mit der *Auswanderung* wurde sie vollzogen. Ob ihr konfessionelle, politische, wirtschaftliche oder rein persönliche Motive zu Grunde lagen, stets waren es Leute, die einen übermächtigen Zwang, der ihnen das Leben verdarb, nicht ertragen konnten; sie vermochten ihn nicht zu besiegen, wollten sich ihm aber auch nicht unterwerfen. Im Willen zur Selbstbehauptung waren sie stärker als die, die sich fügten, und nicht schwächer als die, die mit Hilfe eines hergebrachten Privilegs siegten. In die vorderste Reihe gehören die, die der Heimat den Rücken kehrten, weil sie ihnen zu eng wurde, weil ihr kühner unruhiger Sinn auf gebahnter Straße, in zunftmäßig abgezirkelten Betätigungsfeldern, in streng geregelter Bienenarbeit keine Befriedigun fand. Die Hochkonjunktur dieser Auswanderung war die Zeit der Konquistadoren, aber es hat zu allen Zeiten und bei allen Nationen solche Naturen gegeben, in den verschiedensten Unterarten, bis herab zu dem Schüler, der durchbrennt, weil er zur See oder nach Amerika will, und es bleibt sich für die Zugehörigkeit zu der Kategorie gleich, ob das Wagnis gelingt oder nicht. Der sächsische Appellationsgerichtsrat Körner verstand diese Art Menschen nicht. Um seinen Freund Schiller über den Aufstieg Goethes in Weimar zu trösten, meinte er, es sei bequemer, unter kleinen Menschen zu herrschen als unter größeren seinen Platz zu behaupten. Caesar wollte lieber der erste in Lerida als der zweite in Rom sein.

Draußen angekommen, erlebte der *so auserlesene* Mensch *mit voller Unmittelbarkeit* die Wirkungen einer *neuen Umgebung*, und zwar in der denkbar stärksten Form, durch *Uebertritt auf eine tiefere Kulturstufe*. Am schroffsten war der Wechsel bei den ersten Ansiedlern, den Pionieren, die ein dem Urzustande nahes

Land betraten. Aber auch die Späterkommenden, die bereits Arbeit ihrer Vorgänger vorfinden, und die Kinder, die in die Arbeit der Eltern hineinwachsen, haben es immer noch mit wesentlich andern und ungünstigeren Lebensbedingungen zu tun als daheim. Die Darstellungsmittel der Sprache reichen nicht hin, um die Vielfältigkeit der neuen Eindrücke und die sie begleitenden Gefühle und Vorstellungen wiederzugeben, die die Seele des Auswanderers erfährt. Dies Eingeständnis des Unvermögens wird jeder unterschreiben, der einst empfänglichen Herzens durch Urwald und Savanne wanderte und in dessen Erinnerung diese Zeilen ruhende Bilder wecken. Die Trennung von der bisherigen gewohnten Lebensgrundlage, die Einsamkeit, die unendlich scheinende Raumerweiterung, die Großzügigkeit und Feindseligkeit der belebten und unbelebten Natur, — alles das treibt gemeinsam dahin, daß mitgebrachte, aber entbehrliche Eigenschaften verkümmern und die Keime der unentbehrlich werdenden zum Vorschein kommen. Vor allem bilden sich ein hohes Maß von Energie und ein schneller scharfer Blick für den jeweils erreichbaren Vorteil heraus. Unvermeidlich treten die Forderungen der materiellen Kultur in den Vordergrund. Geisteswissenschaften und Kunst spielen eine nebensächliche, im Anfang überhaupt keine Rolle in einem Milieu, das den Menschen rauh anfaßt und ihn herrisch an die Urinstinkte verweist. Es ist ein Unrecht am Kolonisten, diesen Vorgang als Degeneration zu bezeichnen, wie es hochgradige Aestheten getan haben. Es handelt sich vielmehr um einen durchaus normalen Verlauf, um eine Anpassungserscheinung, allerdings zunächst rückbildend, dann aber mit der in der Geschichte jeder Kolonie erkennbaren Tendenz schnellerer Aufwärtsentwickelung. Wenn die Vorbedingungen der Sicherheit von Leben und Eigentum besser werden und der Wohlstand wächst, stellen sich auch die Musen ein und kommen, sobald die Mittel es erlauben, zu hohen Ehren. Nicht leugnen läßt sich, daß das reife Verständnis alter Kulturkreise häufig fehlt, daß es meist kein inneres Bedürfnis ist, das einen Kolonialmagnaten veranlaßt, seinen Palast mit den Kunstschätzen Europas zu schmücken und europäische Virtuosen mit märchenhaften Gagen über das große Wasser zu locken. Aber es ist immerhin ein Verlangen, und die Kunst geht nach Brot. Je weiter die Kolonie fortschreitet, um so lebhafter wird das Begehren nach feinerer Geistesbildung. Dieses Kulturgut bezieht die junge Nation, ohne daß dazu protektionistische Gesetze nötig wären, getrieben von dem Bewußtsein gemeinsamer Sprache, Herkunft und Geschichte, zum besten Teile aus dem Mutterlande. Die intellektuellen Klassen beider Länder treten in immer engeren Verkehr, und wenn erst überhaupt einmal die Nationalität einer Kolonie gesichert ist, wird die geistige Gemeinschaft dauernd auch nicht mehr durch Zerreißung des politischen Zusammenhangs unterbrochen. Spanien und England haben ihren kulturellen Einfluß in Süd- und Nordamerika nicht eingebüßt. Die Liga Cervantina (Cervantes-Gesellschaft) erfreut sich reger Unterstützung auf beiden Seiten des Atlantik, und Carlyle schrieb von dem gemeinsamen König Shakespeare, den keine Zeit, kein Ereignis, keine Parlamentsversammlung entthronen könne*). Deshalb vertraute die Weisheit der englischen Staatsleitung ihre diplomatische Vertretung in Washington während der Vorbereitung des Welt-

*) Ueber Helden, Heldenverehrung usw. dritte Vorlesung.

kriegs einem Universitätsprofessor an, einem Historiker, dessen Spezialgebiet die Geschichte der Vereinigten Staaten war,-und ebensowenig ist es ein Zufall, daß ein Universitätsprofessor als Präsident der Vereinigten Staaten bewußt, halbbewußt oder unbewußt — die Psycho-Analyse mag das erforschen — eine Politik trieb, die zwar eine ganze Zeitlang a u c h amerikanisch war, aber sich mehr und mehr, schließlich mehr als heute schon ratsam, als englisch-angelsächsisch erwies.

Der Kolonist verdankt der Umwelt, in die er hineinverpflanzt ist, unbestreitbare Vorzüge vor dem Bewohner des alten Landes. Während dieser sich auf Schritt und Tritt von Staat und Gesellschaft stützen und leiten lassen kann, lernt der im wesentlichen sich selber überlassene Kolonist — nicht ohne Stolpern — bald auf eigenen Füßen zu stehen und zu gehe.n Der Hochdruck, dem er ausgesetzt ist, entpreßt ihm Leistungen, die man daheim nicht kennt oder nicht erwartet hätte. Der gutsuntertänige deutsche Bauer, dessen Dummheit, Faulheit und Tücke im 18. Jahrhundert sprichwörtlich war, wurde in den Wildnissen Nordamerikas ein hervorragend tüchtiger Ansiedler. Der sibirische Kolonist steht wirtschaftlich und persönlich weit über dem russischen Muschik.*) Solche Beispiele von unterschiedlichem Verhalten derselben Rasse unter verschiedenen Lebensbedingungen mögen die zum Nachdenken veranlassen, die im Bann einer unwissenschaftlichen Literatur den Rassenfaktor als das einzige Mittel des menschlichen Fortschritts betrachten. Das gern zitierte Horazische Coelum, non animam mutant qui trans mare currunt**) ist ein isolierter einseitiger Aphorismus. Selbstverständlich nimmt der Mensch, was von seinen Ahnen her in ihm liegt, überall hin mit. Allein was davon zur Entfaltung kommt und was nicht und wie es sich entfaltet, steht unter dem mitbestimmenden Einfluß der äußeren Umstände. D i e K o l o n i a l g e s c h i c h t e i s t e i n e i n z i g e r g r o ß e r B e w e i s f ü r d i e k u l t u r f ö r d e r n d e M a c h t d e r M i l i e u ä n d e r u n g e n. (Schluß folgt.)

Der gegenwärtige Stand der Strafrechtsreform

Von D. Dr. W i l h e l m K a h l, M. d. R.

Die ersten Anfänge der Strafrechtsreform liegen genau zwanzig Jahre zurück. Sie setzten ein, nachdem das große Werk der Kodifikation des deutschen bürgerlichen Rechts zum Abschluß gekommen und in's Leben getreten war. Bedürfnis und Notwendigkeit einer solchen Reform waren lange vorher erkannt. Schon das Alter des geltenden Strafgesetzbuchs spielte dabei eine Rolle. Ursprünglich nur für den Norddeutschen Bund bestimmt, trat es für den größten Teil des Reiches am 1. Januar 1871 ins Leben, war aber im Grundstock seiner Gedanken und Rechtsnormen nur das wenig veränderte Preußische Strafgesetz von 1851. So vortrefflich dieses für seine Zeit auch war, so hatten doch bis zur Wende des

*) Wiedenfeld, Sibiren in Kultur und Wirtschaft, Bonn. 1916. S. 2, 30/31.
**) Episteln, 1. Buch Nr. 11, Vers 11.

Jahrhunderts Rechtsprechung der Gerichte und wissenschaftliche Feinarbeit der Kriminalisten eine Menge von technisch juristischen oder sachlichen Mängeln herausgestellt, die zur Revision des deutschen Strafrechts drängten. Die viel stärkeren Anstöße dazu kamen aber von anderer Seite, von den außerhalb aller gesetzmäßigen Bestimmbarkeit in der Zwischenzeit neu entstandenen Lebenbedingungen und Erscheinungsformen des Verbrechertums selbst. Geändert hatte sich vielfach seine Art und dementsprechend das Bedürfnis der Methoden seiner Bekämpfung. Mit auffälliger Progression waren in seinen Personenkreis die rückfälligen Verbrecher aller Schattierungen, besonders die gewerbs- und gewohnheitsmäßigen getreten. Daneben ein zeitweise beängstigendes Steigen der Jugendkriminalität. Endlich das Hervortreten des geistig minderwertigen Verbrechertums in sehr verschiedenen Typen, dem gegenüber das geltende Recht ganz besonders versagte. Bei dieser Verschiebung in Art und Ursachen der Kriminalität war nicht pessimistisch an einen besonderen Tiefstand der rechtlichen, ethischen und anderen idealen Werte gerade im deutschen Volke zu denken. Gleiche Erscheinungen traten außerhalb des Reichs in der Schweiz, in Österreich, in den nordischen Staaten auf und führten zu Revisionsbestrebungen, als Gesamtergebnis der in kurzer Zeit geschehenen grundstürzenden Veränderungen der sozialen Zustände, der Arbeitsverhältnisse, der wirtschaftlichen Lage, der Entwicklung des Großstadtwesens, der Fortschritte der Technik, der Ausdehnung des Weltverkehrs. Dieser rapiden Entwicklung hatte das Strafrecht nicht zu folgen vermocht. Es war überflügelt durch die Verbrecherwelt selbst, überholt durch die Bedingungen einer neuen Zeit.

Wohl vorbereitet durch Beschlüsse juristischer Fachkongresse, namentlich des deutschen Juristentags und der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung, begann die eigentliche Reformarbeit im Jahre 1902 mit einer tief angelegten wissenschaftlichen Veranstaltung, der Herausgabe einer „Vergleichenden Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts" unter Beteiligung fast aller deutschen Strafrechtslehrer. 1908 lag das Werk in sechzehn Bänden abgeschlossen vor. Auf seiner Grundlage erschien 1909 ein im preußischen Justiz-Ministerium aufgestellter Vorentwurf. Zwei Jahre lang wurde er Gegenstand eingehender literarischer Kritik aus allen Interessentenkreisen. Die Strafrechtsreform war von Anfang an als eine Angelegenheit des deutschen Volkes eingeführt. 1911 geschah ein weiterer entscheidender Schritt. Nach Vereinbarung der Bundesregierungen trat im April dieses Jahres im damaligen Reichsjustizamt eine achtzehngliedrige „Strafrechtskommission" von Praktikern und Theoretikern mit dem Auftrage zusammen, auf Grund des Vorentwurfs einen neuen, wenn auch noch nicht amtlichen Entwurf auszuarbeiten. In 282 Plenarsitzungen wurde der Auftrag bis zum September 1913 ausgeführt. Dieser Entwurf trägt offiziell den Namen „E. 1913". Eine kleinere Kommission arbeitete dazu alsbald das Einführungsgesetz, namentlich zur Lösung der schwierigen Fragen des Verhältnisses von Reichs- und Landesstrafrecht aus. Diese Arbeit war im Juni 1914 fertiggestellt.

An diesem Punkte hat der Kriegsausbruch den Gang der deutschen Strafrechtsreform jäh unterbrochen. Er verhinderte sowohl die geplante alsbaldige Veröffentlichung des „E. 1913", als auch die nach der Erklärung des damaligen Staatssekretärs des Reichsjustizamtes Lisco beabsichtigte Vorlage eines amtlichen Entwurfs im Frühjahr 1917 an den Reichstag.

Der Einfluß des Krieges auf den Gesamtzustand des deutschen Strafrechts war zunächst verheerend. Die Tätigkeit der Gesetzgebung ruhte ganz. An ihre Stelle trat eine nahezu unbeschränkte Verordnungsgewalt des Bundesrats. Durch § 3 des sog. Ermächtigungsgesetzes vom 4. August 1914 wurde dieser berufen, während der Zeit des Krieges diejenigen gesetzlichen Maßnahmen anzuordnen, welche sich zur Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen als notwendig erwiesen. Daraus erwuchs mit der Zeit eine Riesenproduktion von Strafrecht neben dem Strafgesetzbuch. Durch praktische Notwendigkeiten bedingt wurde der Begriff der wirtschaftlichen Maßnahmen ins Ungemessene ausgedehnt, wurden neue Tatbestände und bisher unerhörte Strafmaße eingeführt. Die Zahl dieser strafrechtlichen Kriegsverordnungen wuchs in die Hunderte, ohne daß das Publikum genauere Kenntnis davon nehmen konnte. So mußte es geschehen, daß sogar eine der grundsätzlichsten und schwierigsten Fragen, nämlich der Einfluß des Rechtsirrtums auf die Strafbarkeit der Handlung, durch einfache Verordnung vom 18. Januar 1917 geregelt wurde. Sachlich durchaus zutreffend, im Anschluß an E. 1913, aber immerhin ein Eingriff in den Regelgang der Dinge, der, wie kaum etwas anderes, die damalige Notlage des Strafrechts kennzeichnet. Gesteigert noch durch die auf tausend Gründen beruhende Erscheinung und Erfahrung einer jeden Kriegszeit, durch die erhebliche Zunahme der allgemeinen Kriminalität. Auf dem wirtschaftlichen Gebiet des täglichen Lebensmittelverkehrs wurde die Lage bekanntlich die, daß die Gesetzgebung geradezu zu strafbaren Handlungen herausforderte oder nötigte. Das Strafrecht war in Gefahr, seinen Respekt einzubüßen.

Bei dieser Lage der Dinge war selbstverständlich, daß die verantwortliche Stelle sobald als möglich den Gedanken der Strafrechtsreform wieder aufnahm. Es geschah im Frühjahr 1918 zu einer Zeit, als mit einer nicht zu fernen siegreichen Beendigung des Krieges gerechnet werden konnte. Das Reichs-Justizamt beauftragte vier schon an den Vorarbeiten beteiligte Praktiker mit einer Nachprüfung des E. 1913, nicht nur unter allgemeinen sachlichen Gesichtspunkten, sondern insbesondere auch mit Rücksicht auf die Erfahrungen des Weltkrieges. Unerwartet erweiterte sich die Revisionsaufgabe noch durch die Staatsumwälzung im November 1918 und die Rückwirkung der veränderten staatsrechtlichen und sozialpolitischen Verhältnisse auf das strafrechtliche Gebiet. Im November 1919 war die Revision beendet. Ihr Ergebnis wird amtlich „E. 1919" genannt. Veröffentlicht wurde er zugleich nachträglich mit dem von 1913 im Januar 1921. Inhaltlich stimmen beide Entwürfe in allen wesentlichen Grundlagen und Zielen überein. Im einzelnen enthält der von 1919 manche Verbesserung und auf die neuen Zeitverhältnisse abgestimmte Veränderung. Namentlich mußte er seinen Bestimmungen zum Schutze des öffentlichen Rechtsgebiets den in der Weimarer Verfassung vollzogenen Wechsel der Staatsform zu Grunde legen. Es ist hier der Ort, wenige Worte über den Inhalt dieses neuesten Entwurfes zu sagen.

Von allen Problemen juristischer Technik bei den Lehren des Allgemeinen Teils und der Neuprägung der besonderen Straftatbestände abgesehen, treten als letzte und höchste Ziele des neuen Strafrechts, als die Kardinalpunkte des Reformprogramms folgende vier hervor: 1. Die schärfere psychologische Unterscheidung und Erfassung des Verbrechertums

zum Zwecke einer erfolgreicheren individuellen Behandlung der einzelnen Verbrechertypen. Dies erforderte zunächst eine bis jetzt fehlende gesetzliche Anerkennung der geistigen Minderwertigkeit, der sog. verminderten Zurechnungsfähigkeit, die in besonderer Weise zu bestimmten Arten strafbarer Handlungen prädisponiert. Die ausdrückliche gesetzliche Anerkennung dieser zwischen vorhandener und fehlender Zurechnungsfähigkeit gelegenen verbrecherischen Anlage hat nicht in erster Linie den Zweck, eine mildere Bestrafung der vermindert Zurechnungsfähigen herbeizuführen, als vielmehr, die rechtliche Grundlage für eine der Bestrafung nachfolgende Sicherungsbehandlung der geistig minderwertigen Verbrecher zu schaffen. Es war außerdem eine schärfere Individualisierung der rückfälligen Verbrecher vorzusehen. Der Einfluß des Rückfalls auf die Strafbarkeit der Handlung ist außerordentlich ernst gestaltet. Der Rückfall ist nicht nur, wie bisher, bei bestimmt ausgewählten, sondern bei allen strafbaren Handlungen ein Strafschärfungsgrund. Vom 6. Rückfall ab ist die Annahme der Gewerbs- und Gewohnheitsmäßigkeit begründet, die neben erheblicher Zuchthausstrafe obligatorische Sicherungsverwahrung, wenn nötig auf Lebenszeit, nach sich zieht. Endlich erforderte das Reformprogramm eine Neugestaltung des Jugendstrafrechts mit bestimmterer Herausarbeitung des die Strafe begleitenden Erziehungszweckes. Die Bestimmungen hierüber wurden aber von der Reichsregierung aus dem Entwurf vorweggenommen und in Verbindung mit einigen Sonderregeln über das Strafverfahren gegen Jugendliche in den Entwurf eines im Februar 1920 dem Reichsrat vorgelegten „Jugendgerichtsgesetzes" eingestellt. 2. Die Verbesserung des Strafmittelsystems, namentlich der Geldstrafe, mit dem Zweck, sie den wirtschaftlichen Verhältnissen anzupassen, ihren formalen Mechanismus zu beseitigen, ihre ethischen Werte herauszuholen und ihr wiederum zum Respekt in der Verbrecherwelt zu verhelfen. Für diese Zwecke wurden ihre Strafmaße erheblich gesteigert, wurde eine besondere Gewinnsuchtsstrafe für alle aus Gewinnsucht begangenen Handlungen bis zu 100 000 M. festgesetzt, die Einführung von Fristen- und Teilzahlungen sowie die Tilgungsmöglichkeit durch „freie Arbeit" an Stelle einer Ersatzfreiheitsstrafe eingeführt. Auch dieser Teil der Reform wurde aber aus dem Entwurf bereits herausgenommen und einem noch zu erwähnenden Spezialgesetz gewissermaßen als Vorempfang überwiesen. 3. Die Strafbemessung nach ihren beiden Seiten der Strafmilderung und Strafschärfung wurde grundsätzlich reformiert. In ersterer Richtung wurde die Zulassung der im geltenden Recht nur nach willkürlicher Auswahl zu berücksichtigenden „mildernden Umstände" verallgemeinert und eine Kategorie von sog. „besonders leichten Fällen" eingeführt, wenn nach Wille und Erfolg selbst das Mindeststrafmaß noch eine unbillige Härte bedeuten würde. Unter Umständen kann von Strafe sogar abgesehen werden. Diese Vollmacht des Richters ist auf die Fälle berechnet, in denen wohl das formelle Begriffsmoment, nicht aber der Geist des Gesetzes zutrifft. In der Skala der Strafschärfung entsprechen dieser Kategorie die „besonders schweren Fälle", wenn der Wille ungewöhnlich verwerflich und der Erfolg ungewöhnlich schwer ist. Diese ganze Neuordnung bedingt unvermeidlich eine erweiterte Freiheit des richterlichen Ermessens, des Herzschlages des deutschen Strafrechts der Zukunft. Um diesen Grundsatz wird einst der Hauptkampf entbrennen. Entfiele er aber, so würde die Strafrechtsreform

einen wesentlichen Teil ihres Sinnes verloren haben. 4. Der spezifische Dienst endlich, den die Reform des Strafrechts der Zukunft leisten soll, ist die Verbindung eines Systems der Sicherung mit der Strafe. Der Verbrecher soll nicht unkontrolliert wieder auf die Straße entlassen, die Gesellschaft vor ihm geschützt, er selbst vor Rückfall behütet werden. Es werden dreifach unterschieden Sicherung zum Zwecke der Erziehung und Besserung von Jugendlichen oder Erwachsenen, Sicherung zum Zwecke der Heilung, wenn krankhafter Zustand die Ursache des verbrecherischen Verhaltens war, wie bei vermindert Zurechnungsfähigen oder Alkoholikern, Sicherung zuletzt gegen gemeingefährliche unverbesserliche Schwerverbrecher, wenn nötig auf Lebenszeit. Als Sicherungsmittel kommen Anstaltsverwahrung in den verschiedensten Formen (Arbeitshaus, Trinkerasyle usw.) oder persönliche Fürsorge durch Bestellung eines Pflegers (Schutzaufsicht) in Betracht. In dem organischen Ineinandergreifen dieser verschiedenen Maßregeln eröffnet sich ein kriminalpolitisches Zukunftsideal, dessen Verwirklichung freilich auch von finanziellen Möglichkeiten beeinflußt wird.' Wie andere Kulturwerke, ist auch die Strafrechtsreform in das allgemeine Unglück des Vaterlandes hineingezogen.

Auch dieser E. 1919 ist seit seiner Veröffentlichung, also seit voll gemessener Jahresfrist, bereits Gegenstand sorgfältiger literarischer Besprechung geworden. Wenn die weitere Oeffentlichkeit darüber noch nicht näher und nicht öfters unterrichtet werden konnte, so liegt dies naturgemäß an dem Vorrang der großen politischen Probleme und den allgemeinen Verhältnissen der Presse. Auf der Grundlage dieses Entwurfs wird gegenwärtig im Reichsjustizministerium die amtliche Vorlage des neuen deutschen Strafgesetzbuchs fertiggestellt. Es ist in Aussicht genommen, daß sie noch im Sommer 1922 dem Reichsrat vorgelegt werde. Inzwischen aber und bis zur endgültigen Verabschiedung des Gesetzbuchs ruht die gesetzliche Fortbildung des Strafrechts keineswegs. Gegenteilig besteht darin eine fast zu lebhafte Bewegung und Tätigkeit. Wie schon in der Kriegszeit, so hat sich auch seit der Staatsumwälzung neben dem Inhalt des Strafgesetzbuchs ein ungeheurer straftrechtlicher Stoff in Sondergesetzen und Verordnungen, so in der Masse der Steuergesetze, in den durch den Versailler Vertrag dem Reiche aufgezwungenen Gesetzen über die Entwaffnung vom 7. August 1920 und über das Verbot militärischer Vereinigungen vom 22. März 1921, endlich in den zeitweiligen Verordnungen des Reichspräsidenten zu Art. 48 der Reichsverfassung über den Ausnahmezustand aufgetürmt. Wirtschaftliche, kriminalpolitische und staatsrechtliche Umstände boten weitere Anlässe zu strafrechtlicher Novellengesetzgebung. Zunächst die Notwendigkeit der Verschärfung der Strafen gegen Schleichhandel und Preistreiberei durch Gesetze vom 18. Dezember 1920 und 15. Dezember 1921, Gesetze, die allerdings ihre Zwecke nur unvollkommen erreicht haben und erreichen werden. Das liegt nicht an ihnen selbst, sondern am Tatbestande des Wuchers, der an seinen letzten und eigentlichen Quellen schwer zu fassen ist und wie kaum ein anderes Verbrechen die Möglichkeiten der Verschleierung besitzt. Die rasend fortschreitende Geldentwertung ferner sowie der Notstand der Ueberfüllung der Strafanstalten haben zu dem Gesetz vom 21. Dezember 1921 „zur Erweiterung des Anwendungsgebiets der Geldstrafe und zur Einschränkung der kurzen Freiheitsstrafen", in Geltung seit 1. Januar 1922, geführt. Die Geldstrafe mit ihren durchschnittlich

zehnfachen Erhöhungen ist dadurch in den Vordergrund unseres ganzen Strafensystems getreten. In dieses Spezialgesetz sind die schon erwähnten Bestimmungen über Fristen- und Teilzahlungen und die Möglichkeit der Abverdienung der Geldstrafe durch Arbeit aus den Entwürfen 13 und 19 übernommen. Endlich ist in Vorbereitung ein „Gesetz zur Anpassung des Strafgesetzbuchs an das Verfassungsrecht", d. h. die auf den Schutz der früheren Staatsform berechneten Strafbestimmungen sollen umgestellt werden auf die Organe der Republik, Reichspräsidenten, Regierungen des Reichs und der Länder, Reichstag, Reichsrat usw. Neben Gewalttätigkeiten oder Aufforderungen zu solchen gegen diese Organe oder ihre Mitglieder wird auch die öffentliche Beschimpfung der verfassungsmäßigen Staatsform sowie der Reichs- oder Landesfarben unter Strafe gestellt.

Dieses Anwachsen von strafrechtlichem Stoff außer und neben der Hauptquelle des Strafgesetzbuchs ist an sich ein Uebelstand. Es ist anzuerkennen, daß er in den Jahren der Ueberleitung des ganzen öffentlichen Rechts in eine neue Zeit nicht vermieden werden kann. Grundsätzlich aber muß die Novellengesetzgebung auf die Fälle dringendsten Bedürfnisses mehr und mehr beschränkt bleiben. Es darf insbesondere nicht geschehen, daß aus parteipolitischen Wünschen und Programmen erwachsene Anträge auf Abänderung des geltenden Strafrechts, wie Aufhebung der Todesstrafe, der Nebenstrafe der Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte, Beseitigung der Abtreibungsstrafen, worüber bereits drei, zum Teil übertrieben weitgehende Initiativanträge vorliegen, durch vorgreifliche Novellen erledigt werden. Die Regelung aller dieser und ähnlicher Einzelfragen kann einheitlich nur im Zusammenhange der Gesamtrevision geschehen. Diese Gesamtrevision beschränkt sich nicht auf das hier berührte Gebiet des Strafrechts i. e. S. Darüber hinaus hat sie die Strafgerichtsverfassung, das Strafverfahren und den Strafvollzug zu umfassen. Auf dem ersten dieser drei Gebiete hat man ebenfalls schon wichtige Teilreformen vorgenommen. So durch ein Gesetz vom 11. März 1921 zur Entlastung der Gerichte, wodurch die Zuständigkeit der Schöffengerichte erheblich erweitert und die Zulässigkeit der Privatklage über Beleidigung und Körperverletzung hinaus auf Hausfriedensbruch, Bedrohung, Geheimnisverletzung, einfache Sachbeschädigung und andere Delikte ausgedehnt wurde. Ferner in jüngster Zeit durch das Gesetz über die Zulassung der Frauen zum Schöffen- und Geschworenendienst. Weitere Teilreformen sind unter dem Namen einer „Kleinen Justizreform" angekündigt. Es ist wiederholt zu raten, in keinem Fall das Maß des dringend Notwendigen zu überschreiten. Die Kriminalreform großen Stils wird durch vorgreifliche Einzelreformen nicht erleichtert, sondern in der Einheitlichkeit ihres Gesamtgeistes gefährdet und dadurch erschwert. Wann der Reichstag damit befaßt sein wird, ist heute noch nicht zu sagen. Sicher ist nur, daß er damit vor eine große und ungewöhnlich verantwortungsvolle Aufgabe gestellt sein wird. Möge er sich ihr gewachsen zeigen. Dazu ist vor allem erforderlich, daß die Vollversammlung des Reichstags Selbstzucht übt und sich weise Selbstbeschränkung auferlegt, daß sie alle technisch juristischen Fragengebiete ihrem sachverständigen Ausschuß überläßt, daß kleinlicher parteipolitischer Streit vor der Majestät des Rechts verstummt, daß für reden und stimmen das Wohl des Volkes und die Sicherheit des Staates die einzig maßgebende Richtschnur bilden.

Der englisch-irische Ausgleich.

Eine Studie zur englischen Kulturwissenschaft*).

Von Professor Dr. Walther Hoch (Stuttgart).

Der Friedensvertrag zwischen England und Irland soll eine offene Wunde am Körper des britischen Reiches schließen. Ein kurzer Blick auf die Geschichte möge dies erläutern.

Wie ein unheilschwangeres Leitmotiv klingt es, wenn wir hören, daß die irischen Bischöfe den König Egfrith von Northumbrien verfluchen, dessen Flotte im Jahre 684 die irische Küste verwüstete — schnöden Undank für die Tätigkeit großer irischer Missionare wie Columba und Aidan auf englischem Boden. Verhängnisvoller als der nationale Gegensatz zwischen Kelten und Angelsachsen wirken die religiösen. Schon der erste Eroberungszug unter Heinrich II. 1168 fand die Billigung Hadrians IV. als Kreuzzug zur Ausdehnung der römisch-katholischen Kirche über Irland, das den Primat des Papstes nicht anerkannt hatte. Das Unglück wollte, daß die Iren nicht stark genug waren, um die Engländer völlig von ihrem Boden zu verjagen, aber doch auch zu stark, um es zu einer völligen Unterwerfung kommen zu lassen. Die Geschichte Schottlands legt uns für den ersten, diejenige von Wales für den zweiten Fall den Gedanken einer weniger leidensvollen Entwicklung nahe. So wurden nun aber nur die östlichen Gebiete von Drogheda, Dublin, Wexford, Waterford und Cork „englischer Bezirk". Aber die politischen Gegensätze, die sich hier auftaten, wurden später überbrückt durch den gemeinsamen Widerstand gegen die Reformation in England. In dem weltgeschichtlichen Kampf der Gegenreformation, den der Papst und Philipp II. von Spanien gegen das protestantische England der Königin Elisabeth führten, stand Irland gegen England. Die Landung feindlicher Truppen in Irland im Jahre 1579 führte zu keinem Erfolg, ein neuer Aufstand im Jahre 1598 wurde erst 1603 unterdrückt. Die Erinnerung an diese und ähnliche Vorgänge in der Geschichte bestimmt heute noch das Denken der englischen Staatsmänner. Den Gegenschlag gegen die Haltung Irlands tat England im Jahre 1610 mit der Kolonisation Ulsters. Zwei Drittel des Nordens von Irland wurden konfisziert und an Siedler schottischer und englischer Abstammung gegeben. Trotzdem diese Maßregel, rein äußerlich betrachtet, ein glänzender Erfolg war, so brachte sie doch eine Scheidung zwischen zwei durch Rasse, Sprache, Temperament und Religion verschiedene Bevölkerungen mit sich, die bis heute noch nicht geschwunden ist, wenn auch der soziale Gegensatz gegen den englischen Unternehmer und Ausbeuter eine Brücke von Ulster nach dem übrigen Irland zu schlagen scheint. Die Ulsterfrage bot später einer befriedigenden Lösung fast unüberwindliche Schwierigkeiten.

Hatte Irland im Kampfe Roms gegen die Reformation gegen England gestanden, so auch jetzt wieder, als sich der Kampf der Puritaner um die religiöse Freiheit mit dem des Parlaments um die politische ver-

*) Neuerdings ist wieder eine Trübung in den englisch-irischen Beziehungen eingetreten; gleichwohl sind obige Ausführungen noch zeitgemäß, da die Folgerungen für die Politik Englands davon unberührt bleiben.

Die Schriftleitung.

band. Mit dem Fall Straffords im Jahre 1641 brach in Irland die helle Empörung mit entsetzlichen Greueln und Greuellügen aus, wie sie der Fanatismus der Religions- und Bürgerkriege zeitigte. Noch entsetzlicher war die Rache, die Cromwell 1649 nahm. Ein katholischer Grundbesitzer, der, ohne sich am Kriege zu beteiligen, dem Parlament gegenüber keine entgegenkommende Haltung eingenommen hatte, verlor zwei Drittel seines Landes, den andern wurde alles genommen. So wurde „Cromwells Fluch" der furchtbarste, den ein irischer Bauer seinem Feind entgegenschleudern konnte. Die Atempause, die Irland vergönnt war nach der Wiederkehr der Stuarts, deren Hauptstütze dieses Land wurde, war nur vorübergehend. Mit dem Siege Wilhelms von Oranien am Boynefluß (1690) über Jakob II. ist auch Irlands Schicksal besiegelt. Die Zusicherung religiöser Duldung im Vertrag von Limerick wird nicht gehalten. Der katholische Ire wird ein Fremder in seinem eigenen Land. Er ist von allen Aemtern ausgeschlossen, darf nicht einmal seine Vertreter im Parlament wählen. Nur wenig Land hat er noch zu eigentümlichem Besitz. Drückende Gesetze erzwingen den Uebertritt zum Protestantismus. Verwaltung und Rechtsprechung liegt in den Händen von Angehörigen der Staatskirche, die Regierung in denen weniger protestantischer Großgrundbesitzer. Wirtschaftliche Eifersucht schließt die irischen Produkte von ihren natürlichen Märkten in England aus. Das der Friede, der sich für hundert Jahre auf Irland senkt, ein Friede der Verzweiflung. Nach Swifts bitterm Wort werden die Iren die Holzhauer und Wasserschöpfer der Engländer.

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts setzte dann gegenüber der Brutalisierung des katholischen Irentums eine rückläufige Bewegung ein, die nun in unsern Tagen ihr Ende erreicht. Den äußeren Anstoß gab der Unabhängigkeitskrieg der nordamerikanischen Kolonien, den die irischen Freiwilligen 1782 benützten, um das englische Parlament zum Verzicht auf Rechtsprechung und Gesetzgebung in Irland zu zwingen, so daß die beiden Länder nur noch durch Personalunion verbunden waren. Als aber die beiden Parlamente in der Frage der Regentschaft des Prinzen von Wales an Stelle des geisteskrank gewordenen Königs einen verschiedenen Standpunkt einnahmen, zeigte sich die Unhaltbarkeit des Zustandes. Noch mehr drängte die Gefahr der französischen Revolution, die allerdings bei Vinegar Hill 1798 niedergeschlagen wurde. Als erster Staatsmann hatte der jüngere Pitt das Uebel der irischen Unzufriedenheit an der Wurzel fassen wollen, die er in der Verarmung sah. Durch Herstellung des Freihandels suchte er die Wirtschaft zu heben. Als im Jahre 1800 durch sehr fragwürdige Mittel die Vereinigung des irischen mit dem englischen Parlament bewerkstelligt wurde, wollte er die volle Versöhnung der Iren durch die Befreiung der Katholiken von der Ausnahmegesetzgebung erreichen, aber der Plan scheiterte am Starrsinn des Königs Georg III.

Aber die Bewegung ließ sich nicht mehr aufhalten. Das 19. Jahrhundert ist die Geschichte einer fortlaufenden Reihe von Zugeständnissen, die die Iren eines nach dem andern der englischen Regierung abringen, durch Agitation und ungesetzliche Mittel in Irland, durch Opposition in London. Im Jahre 1829 wurde die Befreiung der Katholiken durch jene mächtige Organisation erreicht, die Daniel O'Connel ins Leben gerufen hatte. Der Ausschluß der Katholiken vom Parlament und gewissen

Aemtern hörte auf. Aber unmittelbar auf die Katholikenemanzipation folgte der „Zehntenkrieg", die katholischen Iren weigerten sich die Steuern für die anglikanische Staatskirche zu bezahlen, die mit Gewalt in Irland eingeführt worden war und von der sie doch nichts hatten. Erst das Jahr 1869 brachte unter Gladstone, der seine Mission darin sah, Irland den Frieden zu bringen, die Entstaatlichung der irischen Kirche und eine angemessene Regelung ihres Unterhalts. Auf die Lösung der religiösen und der kirchlichen Frage folgte die der Agrarfrage, die Gladstone schon 1870 zum ersten Male anfaßte. In Irland war der Großgrundbesitz heimisch geworden, der in sehr kleinen Gütern verpachtet wurde. Die Eigentümer sind meist die Erben und Nachfolger der Engländer, unter die die Ländereien in den verschiedenen Perioden der Eroberung verteilt wurden, die Pächter die Nachkommen der enteigneten Eingeborenen. In Irland liefert der Besitzer nur den Boden, nicht wie in England die nötigen Gebäude und Zubehör. Der Mangel an Industrie macht den Wettbewerb unter den Bauern sehr scharf. Im Jahre 1880 berechnete man, daß ein Fünftel von Irland im Besitz von 2793 Personen war, von denen kein einziger je das Land betreten hatte. So traten Mittelpersonen zwischen diese abwesenden Besitzer und den Bauern, oft 4 bis 5 an der Zahl; im besten Fall wurde das Gut von einem Agenten verwaltet, dessen Interesse darin lag, möglichst viel herauszupressen. Die Jämmerlichkeit der Lage zeigte sich 1846, als infolge der Kartoffelfäule viele Tausende starben und hunderttausende der Ueberlebenden auswanderten. Die Bevölkerung fiel von 8 Millionen im Jahr 1841 auf 4 Millionen im Jahr 1901. Halfen sich nun die Grundbesitzer gegen die Unrentabilität ihrer Güter dadurch, daß sie vom Ackerbau, der sich infolge der durch den Freihandel drückend gewordenen ausländischen Konkurrenz schlecht rentierte, zur Weidewirtschaft übergingen, so wurden dadurch die irischen Bauern, die massenhaft auf die Straße gesetzt wurden, zur Verzweiflung getrieben, die sich in Gewalttaten Luft machte. In zähem langem Kampf mit den Grundbesitzern wurden hauptsächlich drei Forderungen der Pächter durchgesetzt: 1. Solange der vereinbarte Pachtzins bezahlt wird, ist dem Pächter das Gut sicher. 2. Für Meliorationen wird er, wenn er das Verhältnis löst, entschädigt. 3. An die Stelle eines blutsaugerischen Pachtzinses, wie ihn wilde Konkurrenz mit sich bringt, tritt ein behördlich festgesetzter angemessener Pachtzins. Die letzte Phase der Agrarreform ging darauf aus, an Stelle des doppelten Besitzes — des Eigentümers und des Pächters — das zu setzen, was im Interesse des ganzen Volkes lag, die Güter dadurch möglichst ertragreich zu gestalten, daß man die irischen Pächter instand setzte, mit staatlich gewährten Geldbeihilfen Eigentümer zu werden. So wurden bis zum 31. März 1906 über 85 000 Kaufverträge abgeschlossen zum Gesamtkaufpreis von nahezu 33 Millionen Pfund, die etwa einem Drittel des Gesamtschätzungswertes des Grund und Bodens von Irland entsprechen.

Den Schlußakt der Befreiung bildet in unseren Tagen die politische. Sie ist ein Kompromiß. Die Festigkeit, mit der die englische Regierung die Anerkennung einer unabhängigen irischen Republik, d. h. ein völliges Ausscheiden Irlands aus dem Verband des britischen Reiches als völlig indiskutabel von vornherein ausgeschieden hat, hat etwas Imposantes an sich. Die Gründe ergeben sich aus der vor-

liegenden geschichtlichen Skizze. Ein 5. November 1916, an dem alle Warnungen bitterer geschichtlicher Erfahrung in den Wind geschlagen wurden, wäre in England undenkbar. Die ungeheuer starke Tradition und Erfahrung, die sich im englischen Kabinett, ähnlich wie im römischen Senat, ansammelt, das auch immer althistorische Namen aufweist, ist eine der Hauptstützen der englischen Politik.

Sehr beachtenswert ist aber noch ein anderes Moment. Ganz deutlich tritt in obiger Skizze in der neueren Zeit die Abneigung Englands hervor, die Dinge ohne Not auf die Spitze zu treiben, sie sucht berechtigten Ansprüchen Rechnung zu tragen und Kompromisse zu schließen. Zweifellos wirkt die bittere Lehre des Abfalls der nordamerikanischen Kolonien, der jetzt noch nicht verschmerzt ist, bis heute nach. Als Träger der genannten Tendenzen wird man in erster Linie das in neuerer Zeit in Kabinett und Parlament immer stärker hervortretende Element des Landedelmanns und des Kaufmanns ansehen dürfen. Man hat wohl das englische Gesicht mit einem Begriff, etwa demokratisch, fassen wollen, aber diese Pseudowissenschaft hat übel Schiffbruch gelitten, sie hat das, was sie vor dem Krieg als Kulturvorbild anbeten lehrte, im Krieg verbrannt. In Wirklichkeit handelt es sich um Tendenzen und Strömungen, die im geschichtlichen Leben eines Volkes wechseln. „Napoleonische Gelüste" sind nicht bloß auf Frankreich beschränkt und der Jusqu'auboutismus der Franzosen findet in Lloyd George's Knock out-Politik sein Pendant. Umgekehrt finden wir obige Tendenzen wieder in dem Landedelmann Bismarck, dessen Lebenswerk, die Verfassung des Deutschen Reiches, ein Kranz von Kompromissen ist und der seine Politik als do-ut-des-Politik und seine Aufgabe beim Berliner Kongreß mit einem dem Geschäftsleben entlehnten Ausdruck charakterisiert. Ein typisches Beispiel aus neuester Zeit ist Ballin, den man den „Mann des Kompromisses" genannt hat.

Der, wenn der Ausdruck erlaubt ist, nüchtern geschäftsmäßige Charakter der englischen Politik tritt seit 1700 mehr und mehr hervor. Der Ausdruck Krämernation stammt von Ludwig XIV. Der erste und erfolgreichste Friedensminister Walpole erklärt: „Der verderblichste Zustand, in dem England sein kann, ist der des Krieges; solange er dauert, müssen wir verlieren und können nicht viel gewinnen, wenn er endet." Noch eine letzte schwere Niederlage erlitten die liberalen und fortschrittlichen Ideen in der Frage der Behandlung der nordamerikanischen Kolonien, wo die starr konservativen, rein formal juristischen Anschauungen des Königs und der Hofbeamten den Bruch verschuldeten. Daß jene andern sich mehr und mehr durchsetzen konnten — man denke nur an die Behandlung Südafrikas — hängt mit den Aenderungen in der Struktur der englischen Regierung zusammen.

Man ist bei uns wohl geneigt, unter der Einwirkung des Krieges das Verdienst der englischen Regierung um die Lösung der irischen Frage zu unterschätzen. Das elsässische Problem läßt sich ja in keiner Weise mit dem irischen an Schwierigkeit vergleichen. Die Gegensätze der Rasse, der Sprache, des Temperaments, der Religion fehlten völlig, es gab keine Ulsterfrage. Von höherer geschichtlicher Warte aus handelte es sich darum, den Besitz im Kriege gegen die furchtbare Koalition zu behaupten, dann wäre die Frage, wie z. B. die schlesische nach dem Siebenjährigen Kriege, aus der außenpolitischen Diskussion von selbst ausgeschieden. Es innen-

politisch für den deutschen Reichsgedanken zu gewinnen, war nur eine Frage der Zeit und vor allem der Pflege des Gedächtnisses gemeinsam vollbrachter Kämpfe und Opfer, ein Imponderabile, das stärker als alles andere zusammenschließt, das Bismarck 1870 voll in seine Rechnung eingestellt hat, das England heute für den Gedanken des britischen Reiches geschickt zu nutzen weiß. Bei uns hielten während des Weltkrieges die beiden größten Bundesstaaten die Zeit für gekommen, unter Assistenz der Obersten Heeresleitung durch eine Aufteilung die bisher gemachten Konzessionen rückgängig zu machen, ein Plan, dessen Ausführung durch den Einspruch des württembergischen Ministerpräsidenten v. Weizsäcker verhindert wurde, aber dessen Bekanntwerden verhängnisvolle psychische Wirkungen hatte. Englische Regierungskunst ging andere Wege. Es ist nie eine Andeutung gemacht worden, frühere Zugeständnisse zurückzunehmen, ja sie wagte nicht einmal den Druck der allgemeinen Wehrpflicht 1916 auf Irland zu legen. Man hat ihr wohl vorgeworfen, daß sie s. Z. Carson gegenüber die Zügel zu sehr schleifen ließ, daß sie das Versprechen irischer Selbstverwaltung nicht rasch genug einlöste, was Irland zum Schauplatz des Terrors eines latenten Bürgerkriegs machte. Aber nun macht dieselbe Regierung, die einen restlosen Sieg davongetragen hat, Zugeständnisse, die soweit gehen, als es mit der Sicherheit des eigenen Landes vereinbar ist.

Der Krieg ist vorüber. Wir brauchen keine antienglische Kriegspropaganda mehr. Umsomehr tut uns ein objektiver Einblick in die Kräfte not, die die Staaten groß und dauerhaft machen.

Freiheit.

Tell-Betrachtungen.

Sein Atem ist die Freiheit,
Er kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte.
(Wilhelm Tell V. 2362 f.)

Die deutsche Republik hat noch keine Freiheitsdichter und Freiheitsdenker hervorgebracht. Wer nach Freiheit schmachtet, muß sich schon mit unseren Urgroßvätern unterhalten. Vierfach stand ihnen der Freiheitsbegriff als ein Heiliges im Mittelpunkt des Fühlens. Zunächst die philosophische Sehnsucht nach Freiheit des Willens und des Geistes gegenüber dem Diktat der Natur oder der Materie. Hier ist der Ausgangspunkt des Forschens Kants und derer, die ihm folgten, auch des jungen Fichte. Zum zweiten die Freiheit der Persönlichkeit gegenüber der Umwelt, die schöpferische Läuterung des lebendigen Kernes der Individualität von dem leblosen Drum und Dran: die Sendung Goethes und der von ihm zu eigenem Suchen gelösten Geister. Zum dritten und vierten die Freiheit des Bürgers im Staat und die Freiheit der Nation. Nicht grundlos verkoppeln wir diese beiden Strebungen, sie sind fast immer für jenes Zeitalter verbunden, und wenn der Freiheitsphilosoph Fichte den Kreislauf durch diesen vierfältigen Begriff am sichersten durchmessen

hat, so fühlte den Zusammenhang zwischen bürgerlicher und nationaler Freiheit fast noch tiefer der Freiheitsdichter Schiller, der von der Karlsschule her gegen die Tyrannen des absolutistischen Staates glühte und dem bis zuletzt eng im (monarchischen) weiten Land gewesen ist, denn

„die's bebauen, sie genießen nicht
den Segen, den sie pflanzen." (Tell V. 1799 bis 1815.)

Schiller hat auch eine echt naturrechtliche Abneigung gegen die Machtpolitik der Staaten. Sie verdirbt die schlichte Geradheit des Menschen. Schlosser und Burckhardt können sich mit ihrem „Die Macht ist an sich selbst böse" auf Schiller berufen. Es ist für den heutigen Deutschen mit wehmütigen Empfindungen gewürzt, daß Schiller die Befreiung gerade eines deutschen Stammes vom Mutterland weg verherrlicht, und daß der schwäbische Dichter den alemannischen Landsleuten das Idealbild ihrer gerechtfertigten und verklärten Abtrennung von den Stammesbrüdern geschenkt hat. Was der finstere Albrecht 1307 durch seine Landvögte getan hat, das war ja nichts anderes als die rauhe, schikanöse Aufrichtung eines wirklichen Staates, wie sie gleichzeitig und schon vorher mit besserem Erfolg der französische oder der englische König mit ihrem erbarmungslosen Beamtentum in ihren Ländern vollbrachten, zum Seufzen der Zeitgenossen und zum Dank der Nachwelt ihrer Völker. Das Gebot der Zeit war damals die Einigung der Nation unter Zerbrechung der feudalen Zwischengewalten und jener falschen Freiheiten der Stände, von deren Rudenz treffend sagt:

„Den Kaiser
Will man zum Herrn, um keinen Herrn zu haben." (V. 808 f.)

Im Kampf gegen die rückschrittliche, anarchische deutsche Libertät hatte Geßler die geschichtliche Gerechtigkeit auf seiner Seite, wenn er Rudolfs des Harras Einwand

„Das Volk hat aber doch gewisse Rechte",

mit der Gegenbemerkung abschneidet:

„Die abzuwägen ist jetzt keine Zeit:
Weitschicht'ge Dinge sind im Werk und Werden;
Das Kaiserhaus will wachsen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dies kleine Volk ist uns ein Stein im Weg. —
So oder so: es muß sich unterwerfen. (V. 2726—2732.)

Das Verfahren Albrechts ist kein anderes, als welches in der Unterwerfung der Sondergewalten der Isle de France oder der Mark Brandenburg mit Recht als höchstes nationales Verdienst der Kapetinger oder der Hohenzollern gefeiert wird. Freiheit, wo immer sie sei, ist stets durch Blut der Heroen erstritten worden. Aber nur der Erfolg, daß die Schweiz ein eigener Staat geworden und geblieben ist, hat in diesem Fall den siegreichen Bekämpfern der Fürstengewalt die Verehrung ihrer Nachkommen gesichert, wie im umgekehrten Fall den siegreichen Landesherren. Eine fortschrittliche, rechtserneuernde, revolutionäre Idee beseelt die Schweizer nicht, sondern das typische mittelalterliche Widerstandsrecht, das alte Partikulargewohnheiten und Sonderprivilegien wiederherstellt, wie dies Schiller als großer Geschichtsschreiber wundervoll in der Rütlizene, V. 1354—1376, wiedergegeben hat.

Aber wenn es auch ein Kennzeichen unsrer vielgekrümmten, verlustreichen, nationalen Entwicklung bleibt, daß Schiller einen Freiheitskampf nicht von

Deutschen für Deutschland, sondern von Deutschland weg besingen mußte, so ist doch noch wichtiger, daß er sich das Erringen der inneren Volksfreiheit nur durch das gleichzeitige Erringen der äußeren vorstellen konnte. Ihm schwebte die französische Demokratie vor, die 1792 die Nation gerettet und in den späteren Jahren groß gemacht hat; er wäre, wenn er den Befreiungskrieg erlebt hätte, sicher von der Partei Gneisenaus gewesen, die einem Volk, das seine nationale Freiheit erstritt, auch die innere Freiheit zugleich mit der Einheit geben wollte. Dem Umsturz von 1918 hätte Schiller wohl die Kriterien einer echten Revolution versagt: denn sie nahm keinen Anlauf, das Vaterland zu retten, sie adelte sich durch keinen nationalen Gedanken, auch wo er in dem Anschlußbegehren Oesterreichs so nah herandrängte: sie war ein einfacher, gewöhnlicher Zusammenbruch, eine einströmende Herrschaft des Haufens, weil die Erben Bismarcks nichts taugten. Daß manches berechtigte demokratische Verlangen in diesem Zusammenbruch mit dem zügellosen Schlechten zusammen hochkam, mildert dies harte Urteil über die dichterisch oder denkerisch nicht verklärbare Novemberrevolte so wenig, wie die viele Tüchtigkeit, Opferkraft und Vernunft auf der Seite des alten, niederbrechenden Staates das harte Urteil mildert, daß das deutsche Volk schwach regiert und die fast unerschöpfliche Autorität des Bismarckschen Reiches durch Stümperei vertan wurde.

Doch kehren wir zu Tell zurück. Wenn der sterbende Attinghausen den Adel von seinen alten Burgen steigen sieht, wenn er weissagt:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen" (V. 2426 f.),

so nicht deshalb, weil der Landmann auf neue Rechte pocht, sondern weil er die Pflicht der Vaterlandsrettung dem Adel abgenommen hat:

„Hat sich der Landmann solcher Tat vermogen
Aus eignem Mittel, ohne Hilf' der Edeln,
Hat er der eignen Kraft so viel vertraut,
Ja, dann bedarf es unserer nicht mehr." (V. 2417 ff.)

Der Universalhistoriker Schiller wußte, daß eine Demokratie nur dann bestehen kann, wenn sie ihrer Nation im Rate der Völker zu Ehren hilft. In welchem Maße der Bauer herrschen oder mitregieren will, im selben Maße läßt Schiller ihn freiwillig, tätig, verantwortlich, glühend für die Freiheit seines ganzen Staates und Volkes leben, eingedenk der Wahrheit:

„Wohlfeiler kaufen wir
Die Freiheit als die Knechtschaft ein." (V. 907 f.)

Weder abstrakte Verfassungserwägungen noch auch rohe Kraft bestimmen die dauernde Staatsform; vielmehr regelt sich die Machtverteilung im Staate auf die Länge nach der nationalen Leistung der verschiedenen Stände, Landschaften oder Parteien. Die Bahn zur Freiheit ist frei für den Tüchtigen, nur für ihn. F. K.

Weltspiegel.

Frankreichs Wege. Wieder einmal zeigt sich, wie blind der Haß macht. Selbst der ärgste Franzosenhasser wird gewiß nicht behaupten wollen, daß es Poincaré und seinen Leuten an politischem Verstand fehlt, und doch haben sie in Genua auffallend schlecht operiert und eine kurzsichtige und verblendete Politik getrieben. Ihren Fehler kann man als eine vollständige Verkennung der Weltstimmung und der Bedürfnisse der Welt bezeichnen. Sie wollten eben die Konferenz von Genua als eine weitere Station auf dem Leidenswege ihres Opfers Deutschland an Versailles, Spaa, London und Cannes anreihen und sahen nichts anderes, als was ihr von Haß und Vorurteil erfüllter Blick als eine Gelegenheit zur Beraubung, Zerstückelung und Erniedrigung Deutschlands gewahrte. Darüber war es ihnen entgangen, daß die übrige Welt allmählich aus derartigen Gedankenkreisen herausgeglitten war, weil die wirtschaftliche Not sie zwang, sich in nüchternem Denken klar zu machen, woran es eigentlich fehlte und welche Zusammenhänge bei allen diesen Schwierigkeiten obwalteten. Frankreich hatte bekanntlich schon bei dem Auftauchen des Konferenzplanes die Absicht gehabt, dieses Wasser entweder auf die eigene Mühle zu leiten, oder es ganz abzusperren. Je mehr es sich herausstellte, daß die Wünsche der meisten Weltstaaten darauf gerichtet waren, einen wirklichen Friedenszustand und eine Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse herbeizuführen, desto mehr war Frankreich bestrebt, dem Zustandekommen und dem ungehinderten Verlauf der Konferenz Hindernisse zu bereiten.

Dieser Wunsch schien sich zu erfüllen, als der Vertrag von Rapallo zwischen Deutschland und Sowjetrußland abgeschlossen wurde. Unsern letzten Weltspiegel mußten wir in der vorigen Woche gerade in dem Augenblick beenden, als die Entscheidung noch nach verschiedenen Seiten hin offen war. Schnell genug hat sich die Lage geklärt. Auch in dem Zeitraum, als diese Frage schwebte, sah Frankreich seine Aufgabe darin, die Dinge zu einer Krisis zu treiben, während Lloyd Georges Haltung schwer zu übersehen war. Sein Auftreten ließ ja zuerst vermuten, daß er sich in weitestem Maße der französischen Auffassung anschließen wolle; freilich gebot die Vorsicht, über die ersten Aeußerungen des leidenschaftlichen, temperamentvollen Mannes nicht allzu schnell zu urteilen. Denn die erste kühlere Minute, die zu einer Nachprüfung des deutsch-russischen Vertrages aufforderte und die Gründe der Franzosen richtig erkennen ließ, mußte dem englischen Premierminister zeigen, daß die Rücksicht auf das englische Interesse und die englische öffentliche Meinung eine andere Taktik anriet. Und so erlebten die Franzosen in einer weiteren unangenehmen Erfahrung, daß sie sich umsonst über Lloyd Georges kräftige, anscheinend in ihrem Sinne gehaltene Reden gefreut hatten. Sie bereuten es nun, sich deshalb selbst einer gewissen Zurückhaltung befleißigt zu haben. Ferner hatten sie anscheinend darauf gerechnet, daß die deutsche Delegation sich, wie es die Welt nachgerade gewohnt war, nachgiebig zeigen und leicht einzuschüchtern sein werde. Es war die größte Ueberraschung für die Entente, daß es anders kam. Die deutsche Abordnung ließ sich in der Wahrnehmung ihres guten Rechts, das mit Existenzfragen Deutschlands zusammenhing, nicht beirren. Bis dahin waren die alliierten Regierungen daran gewöhnt, jede willkürliche Erweiterung der im Versailler Vertrag festgesetzten Befugnisse

der Siegerstaaten ohne weiteres vorzunehmen. Jetzt versagte sich England zum ersten Male diesem bequemen Verfahren. Nachdem Lloyd George einmal die ruhige Einsicht in die Lage und die Pläne Frankreichs gewonnen hatte, schloß er sich nicht, wie sonst, Frankreich an, sondern ließ eine juristische Kommission aufmarschieren, die ihr Gutachten darüber abgeben mußte, ob der Vertrag von Rapallo gegen die Bestimmungen von Versailles verstieß, — und siehe da, der Spruch lautete verneinend. Was Deutschland getan hatte, wurde also auch von den Ententemächten mit Ausnahme von Frankreich als zulässig im Sinne des Versailler Friedens anerkannt. Nun zögerte Lloyd George nicht, zusammen mit den ihn unterstützenden Mächten, vor allem dem ganz und gar der Vermittlung und Mäßigung dienenden Italien, den Konflikt so zu erledigen, daß es bei der Aufrechterhaltung des Rapallovertrages blieb.

So hatte sich die Behandlung dieser Frage durchaus nicht nach den Wünschen Frankreichs gestaltet, und deutlicher als je vorher zeigte sich der Gegensatz zwischen den ruhebedürftigen Mächten Europas, die des aufreibenden und wirtschaftszerstörenden Arbeitens mit Druck und Drohungen herzlich müde sind, und dem beständig den Frieden bedrohenden Frankreich, das im Begriff stand, in eine völlige Isolierung zu geraten. Diese peinliche Wendung genügte aber noch nicht, Frankreich zu einer größeren Zurückhaltung zu bewegen, obwohl gerade die Begründungen, deren es sich bei den Auseinandersetzungen über seine Lage seinen Verbündeten gegenüber gern zu bedienen pflegte, ihm einen leidlichen Rückzug hätten ermöglichen können. Es verriet sich vielmehr immer stärker in der Offenbarung seiner Wünsche, die auf Deutschlands Vernichtung gerichtet waren. Sehr mißgestimmt, auf diesem Wege unerwartete Hindernisse bei den eigenen Verbündeten zu finden, begab sich Frankreich nunmehr auf den Weg der Provokationen. Alles sollte dazu dienen, Deutschland in eine erbitterte Stimmung zu versetzen, damit sich seine Delegation zu irgend einem Schritt verleiten ließe, der den Franzosen den Vorwand gab, die Konferenz zu sprengen und die Deutschen dafür verantwortlich zu machen. Nichts wurde unversucht gelassen, von den gewöhnlichsten Klatschereien und Intrigen bis zu offenen Beschuldigungen in amtlicher Form, die es nicht verschmähten, mit glatt erfundenen Behauptungen, gefälschten Reden und ähnlichen Dingen zu arbeiten, ja sogar in amtlichen Aktenstücken an dritte Regierungen formale Beleidigungen gegen die deutsche Regierung zu schleudern. Hiergegen durfte und mußte die deutsche Regierung natürlich Einspruch erheben; hatte sich doch Frankreich dadurch vor der Konferenz und der ganzen Welt offenkundig ins Unrecht gesetzt. Im übrigen erreichte es seinen Zweck nicht. Deutschland ließ sich nicht provozieren, und Frankreich, das durch Scheitern seiner Versuche, einen Konflikt mit Deutschland und den Triumph der Methoden von Versailles herbeizuführen, nervös und blind geworden war, übersah immer mehr, daß Europa inzwischen von anderen Gedanken erfüllt war.

So kam es zu dem merkwürdigsten Ereignis der Woche, dem offenen Auftreten Englands gegen die Richtung der französischen Bestrebungen. Man muß hier sagen „Englands", nicht „Lloyd Georges", denn die Haltung der englischen Presse — mit Ausnahme der Northcliffe-Presse, gegen die jetzt manch kräftiges Wörtchen von gewichtiger Seite fiel, —

zeigte eine seltene Uebereinstimmung in der Verurteilung der friedenstörenden, gewalttätigen französischen Politik. Seit den Zeiten vor dem Kriege hat man in den englischen Blättern noch nicht so harte Worte gegen Frankreich gehört. Gewohnt, von Lloyd George ein schnelles Einlenken zu sehen, hatte Poincaré offenbar die Tragweite der Worte des englischen Kollegen, der ziemlich unverblümt eine Kündigung der Entente bei Fortsetzung der französischen Politik androhte, nicht richtig eingeschätzt. Er hielt, durch die Entwicklung der Dinge in Genua stark gereizt, im Vertrauen auf die Stimmung in seinem Lande in Bar-le-Duc jene aufsehenerregende Rede, die aufs neue heftige Drohungen gegen Deutschland richtete, zugleich aber auch nichts geringeres bedeutete als eine Drohung gegen den Frieden Europas und die sehnlichsten Wünsche aller Völker. Am ärgsten war die Erklärung, daß Frankreich allein militärisch vorgehen werde, wenn es sich von seinen Verbündeten nicht unterstützt sehe. Die Wirkung war eine ganz andere als die erwartete. In England erfolgte ein Ausbruch des Unwillens, und nicht nur die Neutralen, sondern auch Mächte der kleinen Entente rückten von Frankreich ab. Sogar Poincaré mußte sich dazu verstehen, eine Erklärung abzugeben, die seine Rede stark abschwächte und die Ausführung seiner „Sanktionen" von manchen „Wenns" und „Abers" abhängig machte.

In der nächsten Woche nähert sich die Konferenz von Genua voraussichtlich ihrem Ende. Dann wird man auch die zur Zeit noch schwebenden Probleme im Zusammenhang betrachten können. W. v. Massow.

Bücherschau.

Neue Bücher aus Oesterreich.

Auch der Mißgünstigste muß es heute zugeben: Oesterreich arbeitet. Unter den schwierigsten Verhältnissen, eingekapselt in einem durch und durch ungesunden, aufgezwungenen Zustand. Der völlige Zusammenbruch des Kronenkurses wirkt als Exportprämie, wir sind — an den Weltmarktpreisen gemessen — das billigste Land der Welt. Solche valutarische Ueberlegungen mögen wohl auch bei einigen neueren Verlagsgründungen hier mitgespielt haben. Denn das deutsche Buch wurde in Oesterreich durch den niederen Stand der Krone sehr teuer. Es lassen sich im Inland Bücher billiger herstellen. Schwieriger ist es allerdings für die neuen österreichischen Verleger, ihren Büchern auch den Absatz nach Deutschland zu öffnen. Denn vom österreichischen Markte allein kann kein Verleger leben, es erweist sich immer wieder, daß niemals ein österreichischer Verlag möglich ist, sondern stets nur ein deutscher, der aber wohl hier seinen Sitz haben kann.

Ein großer neuer Verlag in Wien ist der „Rikola-Verlag", von dem schon eine Reihe von Veröffentlichungen vorliegen und der bereits einige gute Bücher herausgebracht hat.

Sein mächtigstes Werk sei an erster Stelle angeführt: „Die Wiedergeburt des Melchior Tronte", ein Roman von Paul Busson.

Bussion war bisher vor allem nur als feiner Novelliſt bekannt, wenn man von ſeinem ſchönen Buche „F. A. E.“ (Wila) abſieht, das vor einem Jahre erſchienen iſt und ſcheinbar viel zu wenig gewürdigt wurde. Mit dieſer „Wiedergeburt des Melchior Dronte“ aber hat Buſſon eine durchaus meiſterliche Leiſtung vollbracht, der ein dauernder, ehrenvoller Platz im deutſchen Schrifttume gewiß iſt. Ein großangelegter, mit reichen, ſatten Farben gemalter Seelenwanderungsroman. Sennon Vorauf, ein einfacher, bürgerlicher Menſch, beſitzt die Gabe, ſich ſeines früheren, vor ſeiner jetzigen Wiedergeburt liegenden Lebens zu entſinnen, des Lebens, das er vor anderthalb Jahrhunderten als der ſächſiſche Edelmann Melchior Dronte geführt hat. Und damit ſteigt in unerhörter Lebendigkeit dieſe längſt entſchwundene Zeit vor uns wieder empor. Ich kann mich nicht entſinnen, jemals eine derart lebensvolle Schilderung einer vergangenen Zeit geleſen zu haben, eine Schilderung, die in ihrer oft brutalen Realiſtik und wieder in ihrem feinen Verweben von myſtiſchen Zuſammenhängen ſo echt und überzeugend gewirkt hätte. Die Tore der Hölle werden vor uns aufgeriſſen, aber gleich wieder erklingt lieblich und fein der Geſang der Sphären, das Lied des Ewigen, das Lied der heimlichen Ueberzeugung, die wir alle in uns tragen, daß dieſes Leben nicht das einzige und erſte iſt, daß vordem ſchon ein Leben war und wieder ein ſolches kommen wird, ſo lange der Durſt des Lebens mächtig in uns iſt. Und eben dadurch rührt Buſſon ſo heftig an unſere Seele. Tore tuen ſich auf und nur mehr hinter zarten Schleiern liegen die jenſeitigen Dinge, die ſich nur ſo ſchwer in Worte einfangen laſſen. „Die Wiedergeburt des Melchior Dronte“ aber, von Paul Buſſon, iſt ein Werk, das dauern wird, ſo lange die Sehnſucht in dem deutſchen Menſchen lebendig bleibt, über die Grenzen ſeines Alltags in jenes geheimnisvolle Reich hinüberzulangen.

Etwas Schattenhaftes, Geſpenſtiſches iſt auch der Erzählung von Leo Perutz „Die Geburt des Antichriſt“ zu eigen. Eine knappe, kurze Sache, in der um kein Wort zuviel geſagt wird, die nur die unter abenteuerlichen Umſtänden erfolgte Geburt und erſte Jugend des großen Gauklers, des Grafen von Caglioſtro ſchildert. Ein durchaus ſkizzenhafter Entwurf, der aber durch eine glänzende, blendende Erzählungskunſt weit darüber hinausgehoben wird. „Die Geburt des Antrichriſt“ iſt unzweifelhaft ein Kabinettſtück moderner Erzählungstechnik. Durch die außerordentliche Art des Vortrages wird der Leſer angenehm darüber hinweggetäuſcht, daß der Vorwurf eigentlich recht dürftig iſt. Aber in dieſem Falle handelt es ſich weniger um das Was, als um das Wie. Und dieſes iſt ausgezeichnet.

Im gleichen Verlage erſchien auch von Robert Hohlbaum ein neuer Roman, betitelt „Der wilde Chriſtian“. Hier hat ſich Hohlbaum einen überaus dankbaren Vorwurf erwählt. Das Leben des größten Lyrikers vor Goethe, Johann Chriſtian Günthers. Meiſterlich wie immer iſt es Hohlbaum auch diesmal gelungen, die hiſtoriſche Umwelt zu malen. Es konnte ſich kaum jemand Geeigneteres finden, um dieſes arme kurze Leben, das zwiſchen Wein, Frauen und kargem Dichterruhm raſch verglühte, zu ſchildern, als ſein ſchleſiſcher Landsmann, der mit unendlicher Liebe an dieſes Leben herantrat. Oft packt des Autors Hand auch derb zu, nichts Menſchliches wird verſchwiegen, beſchönigt, aber um ſo lebendiger erſteht vor uns die Geſtalt dieſes hochbegabten, aber ſtets maßloſen, gepeitſchten, gehetzten Menſchen. Goethes Wort über ihn: „Er wußte ſich nicht zu zähmen und ſo zerrann ihm ſein Leben und Dichten“, hat lange Zeit einen Schatten auf dieſes Dichterſchickſal geworfen. Aber gerade Hohlbaum iſt es durch die Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit ſeiner Darſtellung

wohl gelungen, das Andenken dieses bedeutenden Menschen in unserem Bewußtsein zu retten. Damit hat er viel geleistet und wir müssen dankbar sein. Im gleichen Verlage gibt Hohlbaum auch die Gedichte Günthers heraus, um nicht nur dessen Leben, sondern auch dessen Werke der Nachwelt zu erhalten.

Der liebenswürdige Roman von einer Frau ist „Die Liebesleiter" von Maria Peteani. Hier gelang es zum ersten Male einer weiblichen Dichterin, den Lebenslauf einer großen Kokette künstlerisch einwandfrei zu gestalten, stets über dem Stoffe zu bleiben, nicht in diesem zu ertrinken. Der Roman ist leicht und flüssig geschrieben, regt durchwegs das Interesse des Lesers an und stempelt das Buch durch seine Art zu einem Unterhaltungsbuche höherer Art. Und daß alles Geschehen des Buches so aus dem Geiste der Frau heraus gestaltet und geschrieben ist, verleiht dem Romane Maria Peteanis einen Schleier besonderer Anmut.

Liebe ist auch der Inhalt des Romanes von Emil Scholl „Das Abenteuer", der sich mit seinem prächtigen historischen Romane „Die Roßtäuscher", einen guten Namen gemacht hat. Zwei Menschen aus verschiedenen Gesellschaftsklassen finden sich durch einen wunderlichen Zufall und was sich daraus entspinnt, ist die Geschichte einer starken sinnlichen Liebe, die hell auflodert und rasch wieder verbrennt. Der Faden der Handlung ist wohl etwas dünn geraten und auch die treffliche Schilderung der kleinbürgerlichen Umwelt des Mädchens kann darüber nicht hinweghelfen. Es steckt vielleicht etwas zu viel an reiner Unterhaltungsliteratur in diesem Buche, das sonst geschickt und spannend geschrieben ist.

Von Büchern anderer Art des gleichen Verlages wäre vor allem das „Sibirische Tagebuch" des Dr. Burghard Breitner zu nennen, des großes Arztes und Menschenfreundes, der von den deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen „Engel von Sibirien" genannt wurde. Es ist ein Werk von größtem Format, dem man Unsterblichkeit ruhig voraussagen kann. Es wird bestehen bleiben als menschliches und künstlerisches Dokument des Krieges und der unermeßlichen Leiden aller Kriegsgefangenen in Sibirien. Aber es steckt auch ein gutes Stück Mannesmut in diesem Buche, dessen Verfasser sich 1921 noch zu den Gefühlen bekennt, die ihn in den Augusttagen des Jahres 1914 beseelten. Und es ist gleichzeitig ein Bekenntnisbuch schönster Art, hinter dem ein ganzer aufrechter Mensch steht. Daß Dr. Breitner aber auch ein Künstler ist, der Eindrücke zu gestalten versteht, wird jeder zugeben, der dieses denkwürdige „sibirische Tagebuch" gelesen hat. Daß es recht viele lesen mögen, solche, die dort waren und solche, denen es erspart blieb, ist mein warmer Wunsch.

Einen interessanten Band Briefe hat der verstorbene große Schauspieler Josef Kainz hinterlassen. Die „Briefe von Josef Kainz" (herausgegeben von Hermann Bahr) legen dafür Zeugnis ab. Der Eindruck, den man immer bei Kainz hatte, verstärkt sich durch diese Briefe: hier ist nicht nur ein bedeutender Schauspieler am Werke, sondern auch ein wirklicher Künstler. Sie zeugen dafür, daß Kainz ein Mensch war, der unermüdlich an sich arbeitete, der für alle Wissensgebiete warmes Interesse besaß, der Uebersetzungen aus dem Englischen machte und der sich — so gar nicht komödienhaft — mit dem Leben als einer durchaus ernst zu nehmenden Sache heftig und ehrlich herumschlug. Man meint die unnachahmliche Klangfarbe seiner Stimme zu hören, wenn man diese Briefe liest, dieses Organ, das die Nerven des Zuschauers immer sogleich anpackte und Genuß, Erschütterung übermittelte, die unvergeßlich bleiben.

Ein anderer österreichischer Verlag, der sehr fleißig arbeitet und sich um unser Schrifttum bereits Verdienste erworben hat, ist die „Wila". Gute Namen besitzt sie heute genug. Robert Hohlbaums letzter Novellenband „Fallbeil und Reifrock" erschien dort und vereinigt einige kleine Meisterstücke der Erzählungskunst. Seine Art hat etwas ungemein Reizvolles und Anheimelndes. Und dabei versteht er es auch oft, gewaltig zuzupacken, wie in der „Marseillaise" und gleich wieder (in der „Winterbrautnacht") eine ganze Erzählung auf Zartestem, Unausgesprochenem aufzubauen. Auch Proben köstlichen Humors liefert Hohlbaum in diesem schmalen Bändchen. Bei dem internationalen Geistesmist, der uns Deutschen in letzter Zeit reichlicher denn je vorgesetzt wird, wirkt eine Erscheinung wie Robert Hohlbaum, der neben starkem völkischen Empfinden auch über künstlerische Erstklassigkeit verfügt, doppelt wohltuend. Hier sei auch zugleich auf sein neuestes Buch, das im Verlage L. Staackmann erschien, hingewiesen, auf den Roman „Grenzland". Es ist der Roman des von den Tschechen geraubten deutschen Landes, das an Deutschland grenzt. Man wird diesen Roman im Reiche draußen gar nicht genug lesen können!

In der Novellensammlung der „Wila", um wieder zu diesem Verlage zurückzukehren, findet sich auch ein Novellenband des vor allem als Dramatiker bekannten Oesterreichers Adolf Schwayer und nennt sich „Leute aus der Art". Diese Novellen wurzeln alle im heimatlichen Boden und bringen eine Fülle eigenartiger, kräftiger Gestalten. Man kann sich kaum bessere volkstümliche Erzählungen denken. Gut deutsche, gerade, zähe, im Heimatboden wurzelnde Menschen, die alle den Duft der Scholle in den Kleidern tragen, diese Leute bringt uns Schwayers gereifte Erzählungsart nahe.

Aehnliches gilt auch von dem Novellenbande des in Chemnitz lebenden Hofrates Anton Ohorn „Im Zölibat" (ebenda), Erzählungen, die im Priesterleben wurzeln, und hinter denen eine hohe, edle Menschlichkeit steht. Packend und ehrlich finden Konflikte ihre Darstellung, deren einer Pol der Mensch, derer anderer aber der selbstgewollte Beruf ist. So die Einrichtung des Zölibats in der katholischen Geistlichkeit. „Im Banne der Satzung" ist eine einzige heftige Anklage gegen den „trostlosen Jammer des Zölibats", das mit unmenschlicher Härte sich an dem Wahrsten im Menschen, an dessen Natur, versündigt.

Zum Schluß sei noch zweier besonders lesenswerter Bücher gedacht. Da ist einmal der neue Roman von Hans Bartsch „Seine Jüdin" (Verlag L. Staackmann), in dem des Dichters Stellung zur Rassenfrage festgelegt sein soll. Ich meine aber, daß es weniger eine Stellung zur Rassenfrage ist als eine solche zu allerlei religiösen Unwägbarkeiten, von denen die Seele des Helden, des österreichischen Generalstabsoffiziers Hebedich, erfüllt ist, der eine hübsche Jüdin heiratet. Als Roman ist dieses Buch bester Bartsch. Die Handlung, die nur die Geschichte dieser Mischehe erfüllt, ist, trotzdem sie dadurch völlig nach innen verlegt werden mußte, durchweg spannend, erwärmt den Leser und hält ihn in Atem, da ja der Stoff allein zu fesseln imstande ist. Jeden, der die Judenfrage als die wichtigste unserer Zeit erkannt hat. Nur einen Haken scheint die Sache zu haben: Bartsch kennt seine Juden zu wenig, er sieht sie aus dem gleichen Gesichtswinkel, aus dem man sie vielleicht vor zwanzig Jahren ansehen konnte, vor dem Weltkrieg und Umsturz, aber nicht mehr heute. Er verkennt vollkommen die geschlossene Macht dieser Rasse, die den größten ein-

heitlichen Zielen entgegenarbeitet. Trotzdem wird sich Bartsch aber durch dieses Buch unter den Juden wenig Freunde erwerben, die Anerkennung, die er dieser energischen Rasse ab und zu zollt, sein Schwärmen von Allmenschlichkeit, ist ihnen heute bereits zu wenig, als daß sie sich damit zufrieden geben könnten. Denn in ihren Augen wird vor allem die schwerwiegende Tatsache des Romanes bestehen bleiben. Die jüdische Frau dieses Generalstabsoffiziers liebt ihren Mann schwärmerisch, so lange er während des Krieges in Ansehen und Geltung steht, so lange er Karriere macht; nach dem Sturz aber, als ihr Mann aller seiner äußeren Würden entkleidet, in seiner nackten — und doch so reichen — Menschlichkeit vor ihr steht, verläßt sie ihn schmählich, um sich mit einem italienischen Offizier zu vereinigen.

Zum Schluß noch ein Roman von Jeremias Kreuz, dem Verfasser der erfolgreichen „Großen Phrase". Es ist gewissermaßen ein Gegenstück zu Breitners „Sibirischem Tagebuch", heißt „Die einsame Flamme" (Egon Fleischel, Berlin) und stellt sich als ein meisterlicher Roman der Kriegsgefangenschaft dar. Aus innerstem Erleben heraus geschrieben, ist dieses Buch die erste völlige Bewältigung dieses ungeheuer großen, psychologisch hochinteressanten Stoffes. Kreuz besitzt die Gabe der kurzen Charakterisierung, die mit wenigen Strichen ein Wesen von Fleisch und Blut hinzustellen weiß. Jede Figur des Buches lebt, zum greifen deutlich entsteht das Offizierslager in der sibirischen Wüste vor dem Leser, die Not und Qual des täglichen Lebens, ein- und zusammengepfercht mit Kameraden, deren Lebensgewohnheiten den eigenen schnurgerade entgegenlaufen, diese Qual der künstlich Entmannten, vom Weibe Abgeschnittenen. Zwei Seelen rangen in der Brust des Dichters und das Symbol dieses Kampfes wurden die zwei besten Figuren des Romanes. Der pazifistische Träumer, der junge Baron Riedammer, der seinen Versen und seinen wunderschönen Gedanken über Verbrüderung der Menschen und von dem Siege der Religion der Liebe lebt und der alte trotzige Feldhauptmann Blaberer, der sich nicht beugt und den die Sehnsucht treibt, wieder für das Vaterland kämpfen zu können. Und daß die beiden Menschen, die sich anfänglich gar nicht verstehen konnten, schließlich Freunde werden, wundet ihren symbolischen Gehalt völlig ab. Es wimmelt in dem Buche nur so von glänzend geschauten und geformten Gestalten, jeder Strich sitzt und der ingrimmige Humor von Kreuz, der alle in ihrer kleinen Menschlichkeit sieht und eben darum für alles Verständnis aufbringt, wirkt darum trotz seiner peitschenhiebartigen Schärfe befreiend.

Roderich Meinhart.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Geschäftsführung: Deutscher Verlag, Abt. Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849.
Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 6. Mai 1922

Nummer 17

Kolonialpsychologie.

Von Dr. Erich Schultz-Ewerth.

Gouverneur des ehemaligen Schutzgebiets Samoa.

(Schluß.)

Gesellt sich zur Arbeit der Erfolg, so wird die Tätigkeit des Kolonisten aus einer Not zur Lust und weiter, mit Hilfe des reinen Erwerbstriebes, der Konkurrenz und der Gewohnheit, zum alleinigen Zweck und Ziel des Daseins. Auf diesem Wege gerät in gedeihenden Kolonien das Leben und Schaffen oft in ein uns befremdendes Tempo. Unablässig sinnt und beginnt der koloniale Eifer neue, stets größere Unternehmungen. Wer stehen bleibt oder sich mit Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten abgibt, wird überrannt, bei Seite gestoßen, damit die wilde Jagd keinen Aufenthalt erleidet. Fehlschläge entmutigen selten. Der kategorische Imperativ lautet ins Koloniale übersetzt: Try again! Die Hast und Unrast äußert sich u. a. auch in häufigen und schnellen Ortsveränderungen von Menschen und Wohnplätzen. Sogar in Siedelungskolonien ist die Besitzlage weniger stabil als bei uns. Nicht jeder findet sofort die Stelle, die ihm zusagt. Die Verlockung, in dem weiten Gelände nach Besserem zu suchen, ist groß. Manchen wird das Leben unter halbwilden Verhältnissen unentbehrlich. Sie halten sich stets an der äußersten Grenze der besiedelten Zone, on the outskirts of civilization; sie sind die Vorposten und ziehen weiter, ins Ungewisse hinein, wenn die Stellung vom Haupttrupp besetzt wird.

Dessen unerachtet ist in Kolonien, mit Ausnahme der rein tropischen, wo der Europäer aus klimatischen Gründen nur eine vorübergehende Erscheinung ist, der Begriff Heimat keine unbekannte oder unvollständige Größe. Insbesondere ist der normale Farmer ein Dauersiedler, hat Weib und Kind und wünscht das Kulturland, das er aus seinem Stück Wildnis gemacht, seinen Nachkommen zu hinterlassen. Eigene Urbarmachung webt ein starkes Band zwischen Mensch und Erde und wird mit jedem Erbfall der Angestammtheit ähnlicher. Unbedenklich nimmt daher die Gesetzgebung fast aller Kolonien die draußen geborenen Kinder kraft des jus soli als Landeskinder in Anspruch. Ja, auch die Abwege, die wir kennen,

sind in Kolonien nichts Ungewöhnliches: Kirchturmspolitik und regelrechter Partikularismus. Der Kampf zwischen Föderalisten und Unitaristen begleitet jedes staatliche Werden und Wachsen und zeitigt mitunter Gebilde von überraschender Aehnlichkeit. Die Zustände, die zwischen den einzelnen australischen Staaten herrschten, ehe sie sich zur Commonwealth zusammenschlossen, erinnern lebhaft an die alte deutsche Kleinstaaterei. Die vermeintliche Geschichtslosigkeit Amerikas, die der mit Vergangenheitssucht übersättigte Goethe in bekannten Versen pries, hat den neuen Kontinent nicht vor „unnützem Erinnern" und „vergeblichem Streit" bewahrt. Der Sezessionskrieg hatte neben seinen wirtschaftlichen Anlässen tiefer liegende Ursachen in den Traditionen, die die Kolonisten aus Europa mitbrachten. Im Norden herrschten die Puritaner, im Süden die Kavaliere, verstärkt durch französische und spanische Einschläge! Und nicht zufrieden, mit den Resten europäischer Geschichte belastet zu sein, haben sich die Amerikaner seitdem noch eine eigene Geschichte zugelegt: Längst ist die amerikanische Wissenschaft in die Tiefen der vorkolumbischen Zeit eingedrungen und hat mit Kontinentalstolz festgestellt, daß die Kultur der sogenannten neuen Welt die ältere ist; denn als in Europa und Asien noch das Mammuth umherschweifte, trieben die Menschen in Arizona und Neumexiko schon künstliche Bewässerung, und auf dem Hochlande von Peru war die Astronomie bereits zehn Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung zu Haus. Amerika muß eben immer wieder von neuem entdeckt werden. Die pflegliche Behandlung, die die Denkmäler der Natur- und der Menschengeschichte in Amerika jetzt erfahren, ist mustergiltig. Sei dies — im Gesichtskreis der Kontroverse Ratzel-Bastian beurteilt — Entlehnung (und Weiterführung) europäischen Vorbildes oder Auswirkung eines Völkergedankens und damit ein Beweis, daß der bei uns ins Wanken geratene Historicismus doch eine dem Menschen angeborene Anschauungsweise ist, — wir haben kein Recht mehr, den Amerikaner einen Banausen zu schelten.

In seiner höchsten bisher erreichten Form ist der homo colonus ein fertiger psychologischer Typus. Er ist zu einer unabhängigen Lebensanschauung gelangt, die ihm, mag sie ihn auch vor Selbstgefälligkeit und Selbstüberhebung nicht schützen, eine moralische Grundlage in der Welt sichert. Rohrbach erblickt in diesem Selbstgefühl den Kern der kolonialen Psychologie.*) Ich ziehe vor, ihr Wesen als einen gesteigerten Individualismus zu bezeichnen, der zwar oft in Zügellosigkeit übergeht und dem Staat und dessen Einrichtungen wenig von dem Respekt entgegenbringt, den wir gewohnt sind, aber dennoch sich mit dem sozialen Instinkt im allgemeinen gut verträgt. Ein amerikanischer Publizist, Price Collier, hat dem politischen Glaubens- oder vielmehr Unglaubensbekenntnis seiner Landsleute folgende Fassung gegeben:

„Under no government, whether democratic or aristocratic, has the individual ever been given any rights. He has always everywhere been pointed to his duties; his rights he must conquer for himself."**)

---

*) Der deutsche Gedanke in der Welt, Langewiesche 1912 (Vorkriegsausgabe), S. 141.

**) Germany u. the Germans, p. 96.

(Unter keiner Regierunsform, demokratisch oder aristokratisch, sind dem Individuum jemals irgendwelche Rechte gewährt worden. Es ist stets und überall nur auf seine Pflichten hingewiesen worden; seine Rechte muß es sich selber erobern.)

Nicht zu leugnen ist, daß das nackte Gesetz der Not und des Interesses, wenn es sich wie in Amerika in eine schnell heranbrechende Zeit großer wirtschaftlicher Prosperität hinein fortsetzt, ernste Gefahren mit sich bringt. Doch sind die besten Schichten Amerikas, worunter ich nicht das verstehe, was man die beste Gesellschaft nennt, sich der Gefahren bewußt und auf der Hut. Der koloniale Individualismus hat an der Grenze der Geschlechter nicht Halt gemacht. Die Frauenbewegung, die über Amerika-England zu uns gekommen ist, ist eine Frucht der kolonialen Entwicklung. Die immer noch herrschende Meinung, daß die Minderzahl der Frau in der neuen Welt eine wesentliche Ursache ihrer dortigen Besserstellung sei,*) ist oberflächlich und für beide Geschlechter herabwürdigend. Auch handelt es sich keineswegs um eine amerikanische Sondererscheinung. In Australien und Neuseeland ist das Frauenwahlrecht älter als in den Vereinigten Staaten.

In der Geschichte, Kulturgeschichte und Politik spielt die koloniale Psychologie eine Rolle ersten Ranges. Ohne sie bleibt unsere Anschauung vom Weltbilde unvollständig, bleibt namentlich das britische Weltreich, in seiner interkolonialen Struktur, in seinen Beziehungen zu Amerika und in seiner ganzen äußern Politik, ein Komplex von Rätseln, eine gigantische Absurdität. Das kann im Rahmen dieser Skizze nur angedeutet werden. Ob einem aber persönlich der altweltliche oder der neuweltliche Mensch besser zusagt, ist natürlich Geschmackssache. In Reinkultur gezüchtet zeigt jener Hypertrophie des Intellekts, dieser Hypertrophie des Willens. Schätzungsweise darf man annehmen, daß das Verhältnis von Gentlemen, Cads und Snobs hüben und drüben ungefähr das gleiche ist. Wer die oft gerügte koloniale „Ungezwungenheit" unterstreicht, sollte sich durch Krieg und Revolution belehren lassen, wie auch alte Kultureuropäer unter den Folgen äußerer Umstände massenweise fast im Handumdrehen zu vollendeten Rüpeln werden können. Und das war nicht nur diesmal so! Ich selbst bekenne gern, daß ich unter Kolonisten verschiedener Nationen oft eine angenehm berührende Frische und Natürlichkeit gefunden habe, die als allgemeine Regel im Salon vielleicht nicht am Platze wäre, aber mit der vielgerühmten politesse du coeur wesensverwandt und mindestens ebenso aufrichtig ist.

Der hier in seiner modernen Ausgestaltung geschilderte Gegensatz ist uralt. Seitdem es Menschen gibt, ist kolonisiert worden. Der Eiszeitler, der, unter einem Felsvorsprung kauernd, sich aus den rauhen Wettern der Gletscherperiode in warme tropische Wälder hineinträumte, war wohl der erste Kolonialpolitiker. Wenn Horden sich teilten, muß das Zusammengehörigkeitsgefühl gemindert worden oder geschwunden sein. Mit dem Uebergang zum Ackerbau reifte der Beharrungstrieb und kehrte sich gegen den Fernbetrieb. Daß der Bodenständige auf den, der die väterliche Scholle verläßt, mit einem Mißgefühl blickt, erscheint begreiflich. Der Nomade kam dem Seßhaften unheimlich, artfremd vor, auch wenn er friedlich vor-

*) Vgl. z. B. Müller-Lyer, Phasen der Liebe, München 1913, S. 194 u. 203.

überzog. Das Räuberleben vieler Nomadenvölker befestigte solche Vorstellungen. Daraus erwuchs im weitern Verlauf die Entrechtung des Landfahrers. Noch eine Stufe tiefer stand der Zigeuner, und in der verwitterten Gestalt des ewigen Juden erschuf sich die Phantasie die stärkste Allegorie der Unstetigkeit. Wer den Frieden der Heimat brach, ward fried- und heimatlos. Wer sich selbst der Heimat begab, verfiel der Mißachtung. Die Strafe der Verbannung ist bei den zivilisierten Völkern heute abgeschafft. Geblieben ist das moralische Uebergewicht des Heimatfesten.

Uns Deutschen war es beschieden, dieses Vorrecht mit einem Schutzkleid von stark betonten Gefühlskonventionen zu umgeben, wie sie unserer durch geschichtliche Erlebnisse fortgebildeten Gemütsanlage entsprechen. Sie gipfeln in dem sprichwörtlichen Vorwurf der Unredlichkeit gegen den, der nicht im Lande bleibt. Das Wort soll im 13. Jahrhundert entstanden sein, unter den Erfahrungen der Kreuzzüge, jenes zwei Jahrhunderte währenden, vergeblichen Unternehmens zur Kolonisation des Orients. Sicher erhielt damals das Wort Abenteuer, das doch als aventiure eine der schönsten Blüten in dem Zaubergarten des Rittertums gewesen war, den Nebenbegriff des Wüsten, Anrüchigen, Unehrbaren. In England hat es seinen guten Klang bewahrt; die merchant adventurers des 16. Jahrhunderts erfreuen sich dort als Nationalhelden hohen Ansehens. Nicht minder bezeichnend ist der Bedeutungswandel, der sich in unserem Worte Elend von exilium in miseris vollzogen hat. In keiner andern Sprache hat die Heimatliebe einen so schwermütigen Ausdruck gefunden wie im Deutschen durch das Wort Heimweh! Es besteht kein Zweifel, daß wir Deutsche die Auswanderung tiefer, tragischer auffassen als andere Völker. Weder der Nimbus des Exotischen, der im deutschen Binnenlande immer noch wirkt, noch alles Lob, das heute gern dem ausgeplünderten deutschen Rückwanderer gespendet wird, kann die Tatsache verhüllen, daß die Kluft zwischen Ausgewanderten und Daheimgebliebenen in Deutschland größer ist als anderswo. Wenn Sydney Whitman, der lange Jahre als englischer Zeitungskorrespondent in Deutschland lebte, an den Auslandsdeutschen tadelt, daß sie dem deutschen Idealismus untreu werden,*) und wenn Tolstoi insbesondere an den Deutschrussen die gleiche Beobachtung macht,**) so versteht man solche ausländischen Stimmen aus einer Zeit, wo der beginnende Aufstieg Deutschlands bei den bedrohten glücklichen Besitzern Mißgunst und Besorgnisse erregte; die Aussicht, daß Hans der Träumer zum Praktiker werden könnte, war unbequem. Es konnte nichts schaden, wenn man ihn gelegentlich ermahnte, sich selber treu zu bleiben. Aber in Deutschland selbst sind ähnliche Urteile in neuerer Zeit laut geworden. Der alte Ernst Moritz Arndt ist mit den baltischen Deutschen, die er während seines Aufenthalts in Rußland kennen lernte, aus den angedeuteten Gründen nicht ganz zufrieden.***) Gottfried Keller meint milder, aber doch entscheidend, daß man, um den Charakter eines Volkes recht zu kennen, dasselbe bei sich und an seinem Herde aufsuchen müsse,†)

*) Imperial Germany, Tauchnitz, p. 28.

**) Erinnerungen an Sewastopol, Teil III Kap. 17.

***) Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein.

†) Grüner Heinrich, III Kap. 12.

und nach Theodor Fontane ist es allgemein die Norm, daß der „Gute und Beste" daheim bleibt.*) Bemerkenswert ist, daß diese drei, deren persönlichen Idealismus niemand in Frage stellen wird, nebst vielen andern hervorragenden Männern gerade dem Kolonialgebiet entstammen. Parallel damit verlaufen in unserer Geschichte einerseits eine ungeheuere kolonisatorische Volkskraft und andererseits eine gänzliche kolonialpolitische Erfolglosigkeit. Den Schaden, den wir durch diese rudimentäre Entwickelung erleiden, könnte ein Weltwirtschaftsstatistiker unschwer ausrechnen. Der schädigende Faktor liegt darin, daß wir die Innervation entbehren müssen, die von den auf andern Boden verpflanzten und dadurch zu erhöhtem Wachstum angeregten Ablegern eines Volkes ausgeht und mit den Energiequellen des Mutterlandes ungehindert in befruchtende Wechselwirkung tritt, wenn das Band politischer Gemeinschaft vorhanden oder wenigstens das Volkstum der Auswanderer erhalten ist. Die koloniale Lebensanschauung würde auf uns wirken, wie ein frischer lebendiger Frühlingswind auf die eingeschlossene Luft der Winterstube. Alle Zweige des Gemeinschafts- und des Einzellebens, der geistigen und der wirtschaftlichen Kultur würden die belebende verjüngende Kraft, die aus der kolonialen Betätigung entspringt, in neuen Anregungen spüren. Hier wäre ein wirksames Heilmittel gegen alle die nationalen Schwächen, von denen uns eine noch so tiefe Selbsterkenntnis bisher nicht hat befreien können. Man hat entdeckt, daß das Streben nach Individualität ein hervorragender Zug der germanischen Rasse ist. In uns Deutschen aber ist der Individualismus in Absonderung und Sonderlingswesen entartet, weil es außerhalb der für uns unantastbaren Freiheit des Bierphilistertums nirgends schwerer war und ist, unorganisiertes Individium zu sein als in Deutschland. Wir haben keinen freien Raum, wo die vielen, denen der Individualismus nicht wesensfremd ist, sich ausleben und dabei doch Deutsche bleiben können. Das Leben der Kolonisten ist die beste Schulung zur Unabhängigkeit des Charakters. Auf die Art der Kolonisation kommt es in der Hauptsache nicht an. Nur das sei über diese Unterschiede bemerkt, daß die überseeische Ackerbaukolonisation zweifellos politisch und individuell die besten Ergebnisse erzielt hat.

Wenn der deutsche Auswanderer zur Entfaltung unsers Nationalcharakters bei Weitem nicht das beigetragen hat, was wir nötig haben, so ist das nicht seine Schuld. Besäßen wir in unserer nationalen Galerie einen kolonialen Charaktertyp, wie ihn die andern großen Kulturvölker hervorgebracht haben, so würde er der Vermittler zwischen uns und der neuen Welt sein, deren geistige Gemeinschaftserzeugnisse wir jetzt in fremder Aufmachung über uns ergehen lassen müssen. Wir sind mit der Anklage des mangelnden Nationalgefühls gegen den Auslandsdeutschen schnell bei der Hand. Wir vergessen gern, daß wir selber es waren, die das einigende Band mit unsern Brüdern in der Diaspora nicht zu knüpfen verstanden oder es abreißen ließen. Wir rechnen ihnen nicht zu, daß das „Sichverhiefigen", wie man in Argentinien sagt, das Sichanpassen an den Ideeninhalt der Umgebung, eine Naturnotwendigkeit ist und die Gefahr der Entfremdung unausbleiblich macht, wenn es im Bereiche einer lebenskräftigen fremden Nation stattfindet. Die Vaterlandsliebe des Auslands-

*) Aus den Tagen der Okkupation, Berlin 1871, Bd. II S. 301.

deutschen ist deshalb, weil er auswanderte, durchschnittlich keineswegs geringer. Unsere eigenen politischen Fehler sind es, die sich in dem Schicksal des Auslandsdeutschen widerspiegeln.

Lothar Bucher pflegte seinerzeit die fruchtlosen Außenbestrebungen Deutschlands an dem Beispiel Robinson Crusoes zu verspotten. Robinson ist deutscher Abstammung und hat den deutschen Wandertrieb, „aber er muß heimlich davonlaufen; denn Mutter warnte ihn: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! und Vater sagte: Wenn du in die Fremde gehen willst, mußt du erst sehr, sehr viel lernen! . . . Und was richtet er draußen aus? Er erobert kein Reich, gründet keine Stadt, erwirbt keinen Reichtum. Er läuft wie ein Hasenfuß vor den Fußtapfen der Wilden davon, schließt eine Freundschaft, die stark nach Monsieur Jean Jacues Rousseau schmeckt, stolpert über einen Goldklumpen, verliert ihn aber auf dem Heimwege und bringt für sich und sein Vaterland nichts mit als eine Kindergeschichte. Er lebt, wie es scheint, in Hamburg als Chambregarnist und geht jeden Abend in die Kneipe." *)

Damals plante Bucher selber, als Pflanzer nach dem tropischen Amerika auszuwandern. Die Zeiten änderten sich für ihn und für Deutschland, und sein Spott wurde gegenstandslos. Wir erwarben ein Kolonialreich, gründeten Städte, begannen wohlhabend zu werden. Daß der Goldklumpen nun doch verloren gegangen ist, hat nicht der neue deutsche Robinson, sondern der alte deutsche Michel zu verantworten. Was nützt alles Aufbauen von Handelsniederlassungen, Kolonien und sonstigen wirtschaftlichen Interessen draußen, mit einem Worte alle extensive Kultur, wenn die politische Kultur daheim ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist?!

Ich zolle dem Auslandsdeutschen als solchem eine Hochachtung, die bedauernd nur gesteht, daß er dem Vaterlande mehr sein würde, wenn er Kolonialdeutscher wäre. Die Zahl der vorhandenen Kolonialdeutschen war sehr gering, um die Lebenslinie eines Sechzig-Millionen-Volkes in eine neue Richtung zu lenken. Die glückliche Zeit, wo Deutschland seine Söhne übers Meer in eigene Kolonien sandte, ist vorüber. Wir mögen auf die Zukunft vertrauen, aber wir müssen die Dinge nehmen, wie sie dermalen sind. Ich hoffe, die Eigenart des Ausgewanderten dem allgemeinen Verständnis ein wenig näher gebracht zu haben. Wenn er sich und wir ihm mehr Gerechtigkeit wie bisher widerfahren lassen, wird auch die Auswanderung, mit der wir jetzt zu rechnen haben, keine verlorene, sondern eine nutzbringende sein. Die Güter der Erde sind für jeden geschaffen, der sie zu erringen weiß. Wer um sie kämpft, braucht den Vorwurf der Untreue gegenüber dem Idealismus nicht zu fürchten, vor allem nicht von englischer Seite; denn gerade dies Volk von Kolonisten und Kolonisatoren handelt nach dem Grundsatz, daß erst der Besitz von Bodenschätzen und territorialen Stützpunkten es in den Stand setze, die Ideale hochzuhalten.**) Und darum Glückauf aus vollem Herzen allen Deutschen, die wieder die Schiffe besteigen!

---

*) Nach Moritz Busch, Gartenlaube 1878, S. 151.

**) Vergl. z. B. L. Curtis, The Commonwealth of Nations, London 1916, Part. I p. 7.

Die verfrühten deutschen Mobilmachungsmeldungen und die russische Mobilmachung.

Neue Beiträge zur Kriegsschuldfrage.

Von Alfred von Wegerer.

Die russische allgemeine Mobilmachung ist, wie durch die neuesten Veröffentlichungen (Beiträge zur Schuldfrage, Heft I, Verlag für Politik und Geschichte, Berlin) bekannt geworden ist, aus politischen und militärtechnischen Gründen nach einem Vortrag des russischen Außenministers Sasonow am 30. mittags vom Zaren endgültig beschlossen und offen ausgeführt worden. Von deutscher Seite war zu dieser Zeit für die Mobilmachung noch nicht ein einziger Soldat eingezogen oder ein Pferd ausgehoben worden.

Diese Tatsache ist so entlastend für die durch den Versailler Vertrag geschichtlich gewordene, scheinheilige Legende von der alleinigen Schuld Deutschlands am Kriege, daß man von Seiten Frankreichs eifrig tätig ist, um dem Versailler Gewaltspruch seinen ins Schwanken geratenen moralischen Untergrund zu erhalten.

Man bedient sich hierzu der Feder eines Mannes, welcher sich bereits durch mehrere Bücher und Aufsätze über die Kriegsschuldfrage in Deutschland ziemlich unmöglich gemacht hat, und läßt ihn sich in der Märznummer der „Revue de Paris" (inzwischen ist auch der I. Teil in deutscher Sprache im „Sozialist" erschienen) auf 40 schwarz bedruckten Seiten abmühen, das alte Märchen, daß die Falschmeldung des „Berliner Lokalanzeigers" über die deutsche Mobilmachung die tiefere Ursache für die allgemeine russische Mobilmachung gewesen sei, in neuer Aufmachung herauszubringen. Daß ihm, dem alten Paradepferd der Entente, dies nicht geglückt ist, darf an sich nicht verwundern, da es heutzutage, wo man den Tatsachen über die Entstehung des Krieges sehr auf die Spur gekommen ist, nicht mehr so einfach ist, „Kriegspropaganda" zu treiben. Symptomatisch für das Morschwerden der Kriegsschuldlüge ist es aber, daß Richard Grelling nichts Besseres gefunden hat, um der in Frankreich wachsenden Erkenntnis von der Schuld Poincarés an der Herbeiführung des Krieges einen Damm zu setzen.

Es würde sich kaum verlohnen, auf den Aufsatz Grellings „Le Mystère de 30. juillet 1914" einzugehen, wenn nicht darin angekündigt wäre, daß die abgedruckten Seiten einem Werke entnommen sind, welches demnächst veröffentlicht werden soll. Es wird also ein dritter, hoffentlich der letzte Grelling erscheinen, mit welchem sich das deutsche Leserpublikum, das eigentlich Besseres zu tun hat, als die Feinde im eigenen Lager anzuhören, herumärgern soll.

Bei der Widerlegung des Grellingschen Artikels muß davon abgesehen werden, auf die einzelnen Gedankenverschlingungen des Herrn Grelling einzugehen, da es genügt, durch einfache Darstellung des Sachverhaltes dem Machwerk das Fundament zu zerstören, auf welchem es errichtet ist.

Am 30. Juli vormittags wurde in der Redaktion des „Berliner Lokalanzeigers" der Text eines Extrablattes festgelegt, weil man überzeugt war, daß die deutsche Mobilmachung nur eine Frage kurzer Zeit sein könnte.

Der diensttuende Redakteur hatte in seinem Uebereifer diesen Text ohne Zustimmung der Geschäftsleitung und des Chefredakteurs in 2000 Exemplaren drucken lassen. Von der Geschäftsleitung war ausdrücklich angeordnet worden, daß die festgelegte Fassung des Extrablattes nur eine Vorbereitung sei, daß also das Extrablatt auch nicht gedruckt, viel weniger herausgegeben werden dürfte. Die 2000 Exemplare wurden einem Angestellten übergeben, der sie gut verwahren sollte. Dieser hate die erteilte Weisung mißverstanden und die Extrablätter ausgegeben. Auf diese Weise gelangten etwa 2000 Exemplare auf die Straße, teilweise bis unter die Linden. Das Versehen wurde sofort bemerkt und dem Wolffschen Telegraphenbureau sowie dem Hirschschen Telegraphenbureau telephonisch mitgeteilt.

Der Wortlaut des Extrablattes war folgender:

Extrablatt.

Berliner Lokal-Anzeiger.

32. Jahrgang. Donnerstag, den 30. Juli 1914.

Mobilmachung in Deutschland.

Die Entscheidung ist gefallen, gefallen in dem Sinne, wie es nach den Nachrichten der letzten Stunden erwartet werden mußte. Wie wir erfahren, hat Kaiser Wilhelm soeben die sofortige Mobilisierung des deutschen Heeres und der deutschen Flotte angeordnet.

Der Schritt Deutschlands ist die notgedrungene Antwort auf die drohenden kriegerischen Vorbereitungen Rußlands, die sich nach Lage der Dinge gegen uns nicht minder wie gegen unseren Bundesgenossen Oesterreich-Ungarn richten.

* * *

Die Tatsache selbst, daß das Extrablatt über die Mobilmachung in der Redaktion des „Berliner Lokalanzeigers" festgelegt worden war, ist für jeden Zeitungsmann nichts Ungewöhnliches. Daß das Telegramm versehentlich verfrüht herausgebracht worden ist, gehört auch nicht zu den Absonderlichkeiten, wenigstens nicht des Lokalanzeigers, welcher seinerzeit den Tod Kaiser Wilhelms I. ebenfalls vorzeitig in großer Auflage durch Extrablätter gemeldet hat.

Von Interesse ist, in welcher Weise die russische Botschaft von dem Extrablatt Kenntnis erhalten hat. Nach einem Bericht eines beim „Lokal-Anzeiger" angestellten Regierungsrats Krause vom 11. Dezember 1914 hatte dieser am 30. Juli etwa um 1.30 Uhr nachmittags die Redaktion des Berliner Lokal-Anzeigers verlassen und den Botschaftsrat der russischen Botschaft, Exzellenz von Bronewski, aufgesucht, um sich mit ihm über die Lage zu besprechen. Während Regierungsrat Krause mit Exzellenz von Bronewski in einem Zimmer des Erdgeschosses der russischen Botschaft zusammensaßen, wurden die Extrablätter Unter den Linden verteilt. Herr Krause erklärte Herrn von Bronewski sofort, daß es sich bei der Ausgabe des Extrablattes um einen Irrtum handeln müsse, da er soeben von der Redaktion des Berliner Lokal-Anzeigers komme, wo man von der Mobilmachungsmeldung noch nichts gewußt habe.

Herr Krause fuhr nun sofort wieder zur Redaktion, um Näheres über die Mobilmachungsmeldung zu erfahren. Etwa 20 Minuten nach

Verlassen der russischen Botschaft teilte Krause Herrn von Bronewski den wahren Sachverhalt mit, daß nämlich auf die bloße Möglichkeit hin, daß es zur Mobilmachung kommen könne, wegen des scharfen Wettbewerbes um die Priorität der Nachrichten mit den anderen Blättern, auf alle Fälle einige hundert Blätter mit dem heutigen Datum der Mobilmachungsmeldung versehen, bei der Redaktion niedergelegt und dann nicht genügend unter Verschluß gehalten worden sind. Durch eine mißverstandene Anordnung habe dann der Expeditor diese Blätter den Extrablatt-Verkäufern ausgeliefert und dadurch sei der grobe Unfug entstanden.

Hieraus ergibt sich also, daß der russische Botschaftsrat, Exzellenz von Bronewski, von dem Augenblick an, wo er das Extrablatt zu Gesicht bekam, die Richtigkeit der Meldung stark bezweifeln mußte und sicher auch bezweifelt hat, und zweitens, daß er zwischen 2 und 2.30 Uhr von derselben Stelle, von welcher die Falschmeldung kam, nämlich dem Lokal-Anzeiger, über den Irrtum aufgeklärt wurde.

Die Falschmeldung, welche nun nach Ansicht des Herrn Grelling die russische Mobilmachung mit hervorgerufen haben soll, ist am 30. vom russischen Botschafter in Deutschland an den Minister des Aeußeren, Sasonow, in einem kurzen Telegramm mitgeteilt worden. Nach dem Russischen Orangebuch Nr. 61 hatte das Telegramm folgenden Wortlaut:

Berlin, den 17./30. Juli 14.

Ich erfahre, daß soeben der Befehl zur Mobilisierung der deutschen Armee und Flotte gegeben worden ist. Swerbejew.

Dieses Telegramm von Swerbejew ist um 3.28 Uhr nachmittags beim Berliner Haupt-Telegraphen-Amt eingeliefert worden. Um 4.02 Uhr wurde es zur Beförderung nach Petersburg gestanzt, konnte aber erst um 6.00 Uhr gesendet werden, weil es infolge Massenauflieferungen von Staatstelegrammen und zeitweiliger Betriebsschwierigkeiten nicht früher an die Reihe kam. Das Telegramm des Botschafters ist außerordentlich leichtfertig, und es trifft Swerbejew ein schwerer Vorwurf, daß er eine Nachricht, über deren Bedeutung er sich klar sein mußte, weitergab, ohne sich vorher mit den entsprechenden amtlichen Stellen ins Benehmen gesetzt zu haben. Swerbejew liefert hier ein Seitenstück zu der Voreiligkeit seines Kollegen Schebeko in Wien, der am 28. Juli die allgemeine österreichische Mobilisation, welche bekanntlich erst am 31. Juli 11.30 Uhr vormittags angeordnet worden ist, nach Petersburg drahtete. Unverständlich bleibt es aber, daß Swerbejew vor Absendung des Telegramms nicht mit dem Botschaftsrat Exzellenz von Bronewski in Verbindung getreten ist, ebenso unerklärlich ist es, daß Bronewski seine Kenntnisnahme von dem Extrablatt des Lokal-Anzeigers und das Anzweifeln der Richtigkeit der Meldung durch Regierungsrat Krause Swerbejew nicht mitgeteilt hat. Innerhalb der russischen Botschaft liegen also zum mindesten Versäumnisse vor, welche die amtliche russische Stelle so sehr belasten, daß das Versehen der Herausgabe des Extrablattes seitens der Redaktion des Berliner Lokal-Anzeigers verhältnismäßig gering erscheint. Damit fällt auch die ganze „mystische" Kombination, wie sie von Sir Edward Grey in seiner bekannten Rede vom 23. Oktober 1916 zuerst vorgebracht wurde, innerlich zusammen, denn der teuflische Plan, den man, nach Ansicht der Entente, durch das Extrablatt des Lokal-Anzeigers vorhatte, hätte überhaupt

niemals gelingen können, wenn die russische Botschaft ihre selbstverständliche Pflicht getan hätte und vor Weitergabe der Lokal-Anzeiger-Meldung beim Auswärtigen Amt angefragt hätte.

Der Irrtum des Lokal-Anzeigers wurde Swerbejew dann bekanntlich von selbst vom Staatssekretär des Äußeren, Jagow, mitgeteilt, worauf von Swerbejew ein offenes Telegramm aufgegeben wurde, welches folgenden Wortlaut hatte:

Nr. 12064. Außenminister Petersburg. Bitte Telegramm Nr. 142 als nichtig betrachten. Aufklärung folgt.
Swerbejew.

Das Telegramm ist 4.30 Uhr nachmittags beim Postamt 64 von der russischen Botschaft eingeliefert worden und gelangte 4.48 Uhr zum Haupttelegraphenamt*).

Ein weiteres Telegramm (Orangebuch 62) wurde gleichfalls 4.48 Uhr nachmittags beim Haupt-Telegraphen-Amt eingeliefert, welches folgenden Wortlaut hatte:

Der Außenminister telephonierte mir soeben, daß die eben verbreitete Nachricht von der Mobilmachung der deutschen Armee und Flotte falsch ist. Die Extrablätter waren für alle Fälle im Voraus gedruckt und wurden 1 Uhr nachmittags ausgegeben, sind aber jetzt beschlagnahmt. Swerbejew.

Da die russische allgemeine Mobilmachung, anscheinend auf Drängen des russischen Generalstabes, den Nikolai Nikolajewitsch in der Hand hatte, bereits am 29. angeordnet werden sollte und dann auf das Telegramm des deutschen Kaisers in die Teilmobilmachung, welche trotz des Wunsches des Zaren nach Ansicht von Januschkewitsch und Suchomlinoff nicht mehr anzuhalten war, abgeändert worden ist und am 30. Juli endgültig, und zwar nach Dobrorolski nicht später als 2 Uhr nachmittags, nach Paléologue genau um 4 Uhr nachmittags, angeordnet wurde, erübrigt sich, noch weiter darauf einzugehen, daß die leichtfertige Falschmeldung Swerbejews den schwerwiegenden Entschluß der russischen allgemeinen Mobilmachung herbeigeführt haben könnte. — Das Zeugnis des Dobrorolski sei hierzu im Wortlaut angeführt:

„Gegen 1 Uhr mittags wird Januschkewitsch telephonisch von Sasanow angerufen, der erklärt, daß der Kaiser es für richtig befunden hat, auf Grund der letzten Nachrichten aus Berlin die allgemeine Mobilmachung der gesamten Armee und Flotte zu verkünden."

Also die Nachrichten, welche den Zaren zur allgemeinen Mobilmachung veranlaßt haben, sind schon vor 1 Uhr beim Zaren gewesen. Diese Nachrichten können, wenn es sich nicht um eine leere Entschuldigung des Zaren handelt, zu dem Zweck, seine schwankende Haltung der Außenwelt gegenüber zu erklären, niemals die Meldung Swerbejews von der Mobilmachung durch den Lokal-Anzeiger (Orangebuch Nr. 61) gewesen sein.

Um das sehr bedeutsame Zeugnis Dobrorolskis gebührend ins Licht zu rücken, sei noch erwähnt, daß Dobrorolski auf Befragen von dritter Seite ausdrücklich erklärt hat, „daß die Frage der allgemeinen Mobilmachung vom Kaiser endgültig am 17./30. Juli in Alexandria entschieden wurde, nicht später als 2 Uhr nachmittags."

*) Graf Montgelas, Berl. Tageblatt vom 15. 7. 21.

Daß der Zar, welcher doch schließlich auch wissen mußte, warum er die allgemeine Mobilmachung angeordnet hat, sich niemals auf die Meldung des „Lokal-Anzeiger" oder eine deutsche Mobilmachungsmaßnahme berufen hat, ist schon durch die Rede von Bethmann-Hollweg im Hauptausschuß des Reichstages am 9. November 1916 hervorgehoben worden. Bethmann-Hollweg erwähnt hier die Stelle des Telegramms des Zaren an den deutschen Kaiser vom 31. Juli. „Es ist technisch unmöglich, unsere militärischen Vorbereitungen einzustellen, die durch Oesterreich-Ungarns Mobilisierung notwendig geworden sind.

Wenn Grelling, um seine haltlose Behauptung von der Entstehung der Falschmeldung des „Lokal-Anzeigers" zu stützen, die im Jahre 1918 von René Puaux aufgebrachte Mär wieder aufwärmt, daß außer dem „Lokal-Anzeiger" die „Berliner Neuesten Nachrichten", die „Deutsche Zeitung", die „Deutsche Nachrichten" und die „Deutsche Warte" zur gleichen Zeit und zur gleichen Stunde am selben Tage dieselbe Neuigkeit mitteilten, so ist diese Behauptung nicht zutreffend. Daß Herr Grelling den Erzählungen Puaux gegenüber selbst ein schlechtes Gewissen hat, geht daraus hervor, daß er Puaux die Verantwortung hierfür überläßt. Wenn Grelling der Sache nachgegangen wäre, hätte er ebenfalls feststellen können, daß die genannten Zeitungen nicht die Nachricht von der allgemeinen Mobilmachung, wie sie der „Lokal-Anzeiger" verbreitete, gebracht haben, sondern die für jeden Eingeweihten wenig glaubhafte Mitteilung, daß das I., V. und XVII. Armeekorps (östliche Grenzkorps) mobil gemacht worden sind. Nebenbei gesagt, kann man in diesem Sinne auch nicht von vier Zeitungen sprechen, sondern nur von einer, da „Berliner Neueste Nachrichten" und „Deutsche Zeitung", sowie „Deutsche Nachrichten" und „Deutsche Warte" eine Arbeitsgemeinschaft bildeten und die Nachricht aus ein und derselben Quelle hatten.

Die beiden Falschmeldungen, allgemeine Mobilmachung und Mobilmachung von drei Ostkorps, sind also erstens nicht ein und dieselbe Sache, wie Puaux, bezw. Grelling behauptet, sondern *zwei gänzlich verschiedene Dinge* und zweitens auch zu *ganz verschiedener Zeit*, nämlich mittags vom „Lokal-Anzeiger" und in der Abendausgabe von den genannten vier Blättern herausgekommen.

Da es nun nicht ausgeschlossen ist, daß diese Herrn Grelling scheinbar unbekannte Tatsache von der Falschmeldung über die Mobilmachung der östlichen Grenzkorps Stoff zu einem neuen „Mysterium" gibt, sei hier gleich darauf hingewiesen, daß die Nachricht von der deutschen Teilmobilmachung glatter Schwindel war und die Akten des Generalstabes hierüber auch nicht einmal eine Andeutung enthalten.

Zum Schluß noch eine kleine Probe Grellingscher Logik. Grelling schreibt:

„Die Berichte der auswärtigen Botschafter vom 30. Juli, insbesondere die Berichte Jules Cambons Gelbbuch 105 und 109, sprechen es mit deutlichen Worten aus: daß der Generalstab und die Armeechefs — nach den Bekenntnissen Jagows und Zimmermanns — mit aller Macht auf Mobilisierung drängten (obwohl bis dahin nur eine russische Teilmobilisierung gegen Oesterreich vorlag), da „jede Verzögerung einen Kräfteverlust für die deutsche Armee darstelle". Mobilisierung war bekanntlich gleichbedeutend mit Krieg. *Ergo:*

Der deutsche Generalstab drängte am 30. Juli, ehe Rußland zur Generalmobilisierung geschritten war, auf Krieg. Ergo: Nicht die russische Generalmobilisierung, sondern der Wille des deutschen Generalstabes ist die Ursache des Krieges gewesen.

Daß der Generalstab zur Sicherheit des Landes in Anbetracht der seit dem 26. Juli offiziell einsetzenden russischen Kriegsvorbeitungsperiode auf die Notwendigkeit entsprechender Gegenmaßnahmen hinwies, war seine Pflicht. Wer also dem General von Moltke einen Vorwurf daraus machen will, daß er bei dem gemeinsamen Vortrage am 29. in Gegenwart des Kaisers die Frage der allgemeinen Mobilmachung angeschnitten hat, mit dem ist eine objektive Auseinandersetzung nicht möglich.

Auf Gegenvorstellungen des Reichskanzlers hin ist die allgemeine Mobilmachung am 29. aber vom Kaiser abgelehnt worden. Bei dem Vortrage am 30. ist der Generalstabschef auf diese Frage nicht noch einmal zurückgekommen.

Hier eben liegt der große Unterschied zwischen der deutschen und der russischen Stelle, die über Krieg und Frieden zu entscheiden hatte. Beide Generalstäbe, der russische wie der deutsche, wiesen in Anbetracht der gespannten politischen Lage auf die Notwendigkeit einer Mobilmachung hin. In Rußland gibt der Zar dem Drängen des Generalstabschefs nach und die allgemeine Mobilmachung, welche sich bei dem schwachen Monarchen schon gleichsam von selbst entwickelt hat, wird offiziell angeordnet. In Deutschland wird trotz der viel bedrohlicheren Lage, trotz russischer Kriegsvorbereitungsperiode, trotz Teilmobilmachung von 13 russischen Armeekorps gegenüber nur 8 österreichischen Korps, die durch die Serben gebunden waren, mit der allgemeinen Mobilmachung noch volle 48 Stunden gewartet, d. h. bis zu einem Zeitpunkte, wo es ein Verbrechen gegen das deutsche Volk, besonders gegen die Ostpreußen gewesen wäre, wenn die Mobilmachung, die auf Grund der militärpolitischen Lage allerdings den Krieg bedeutete, nicht angeordnet worden wäre..

Verwaltungs-Reform und Verwaltungs-Akademie.

Von Ministerialrat Dr. Otto Jöhlinger,
Studiendirektor der Verwaltungs-Akademie Berlin.

1.

In aller Stille und ohne Aufwendung von äußerem Pomp und Reklame ist im Jahre 1918 in Berlin eine Hochschule entstanden, deren Bedeutung weit größer ist, als man in der Oeffentlichkeit ahnt. Denn in den fünf Semestern seit Bestehen der Verwaltungs-Akademie haben nicht weniger als 7300 Hörer teilgenommen. Dabei handelt es sich bei der Verwaltungs-Akademie zu Berlin um eine Einrichtung, die nicht vom Staate herrührt, sondern um eine Anstalt, die rein privater

Initiative ihr Entstehen verdankt. Gewiß ist der Gedanke, Hochschulen für Verwaltungsbeamte in Deutschland zu schaffen, keineswegs neu. Düsseldorf und Köln sind längst vorangegangen. Auch besitzt Detmold eine Anstalt mit ähnlichen Zielen. Aber von diesen unterscheidet sich die Verwaltungs-Akademie zu Berlin ganz erheblich. Sowohl die Kölner als auch die Düsseldorfer Hochschule für soziale und kommunale Verwaltung haben Voll-Studenten, die sich ausschließlich dem Studium widmen müssen. Zugleich bieten sie, ebenso wie Detmold, jungen Leuten, die die Laufbahn des Verwaltungsbeamten einschlagen wollen, eine Vorbildungs-Gelegenheit, um auf diese Weise in den Beamtenberuf hineinzugelangen. Von diesen Einrichtungen unterscheidet sich die Verwaltungs-Akademie grundsätzlich, und es wird gut sein, wenn man in den nächsten Jahren einmal vergleicht, welchen Erfolg die verschiedenen Typen der Ausbildungsstätten in der Praxis aufzuweisen haben. Es ist gut, wenn nicht an allen Stellen dasselbe System ausgeprobt wird. Die Verwaltungs-Akademie Berlin beruht nämlich auf der Erwägung, daß unter den heutigen schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen es nur einer kleinen Schicht von jungen Männern möglich ist, den regulären Schulgang bis zum Abiturienten-Examen und später bis zum Abschluß der Universitätszeit durchzumachen. Wir werden — leider — in den nächsten Jahren mit einem sehr starken Rückgang der Zahl der Studierenden aus den Kreisen zu rechnen haben, die bisher das Hauptkontingent der Universitätsbesucher stellten. Viele Beamte und Angehörige der freien Berufe werden nicht mehr in der Lage sein, ihre Söhne studieren zu lassen. Sie stehen vor der Wahl, ihre Söhne in Zukunft entweder die kaufmännische Laufbahn einschlagen, oder als Zivil-Anwärter für den Beamten-Beruf ausbilden zu lassen. Es hat keinen Zweck, sich dieser Entwicklung zu verschließen. Man wird sie ins Auge fassen müssen und wird zugleich über Mittel und Wege zu sinnen haben, wie man die Folgen, die sich daraus nicht nur für die Einzelpersonen, sondern auch für unser Staatsleben ergeben, in ihrer Wirkung mildern kann. Nur ein kleiner Teil derjenigen, die in Zukunft studieren, wird sein Dasein auf den Universitäten als sogenannter „Werk-Student" fristen können; für einen großen Teil ist auch diese Möglichkeit verschlossen. Es werden daher viele derjenigen Kreise, die früher imstande gewesen wären, die sogenannte höhere Laufbahn des Beamten einzuschlagen, zunächst einmal in die sogenannte mittlere Beamten-Laufbahn eintreten. Hier ist nun eine Lücke vorhanden, die in der jetzigen Zeit dringend ausgefüllt werden muß. Man hat mit Recht schon lange vor der Revolution geklagt, daß den sogenannten mittleren Beamten, unter denen sich ganz ausgezeichnete Kräfte befanden, der Aufstieg nach oben abgeschnitten war. Sie konnten nur bis zu einer gewissen Gruppe aufsteigen. Darüber hinaus gab es grundsätzlich keinen Aufstieg, mochte der Beamte im übrigen noch so tüchtig sein. Ich sage ausdrücklich „grundsätzlich": denn Ausnahmen hat es immer gegeben, wie z. B. den früheren preußischen Finanzminister Rother, der sich in der Zeit Friedrich Wilhelms IV. vom Regimentsschreiber zum preußischen Finanzminister heraufarbeiten konnte, ferner an den früheren Eisenbahnminister Hoff, der ebenfalls aus der mittleren Beamten-Laufbahn stammte. Ihre Zahl war aber sehr begrenzt. Zweifellos aber war es ein Fehler, daß man die ausgezeichneten Kräfte, die gerade in dem sogenannten hinteren Beamtentum ruhen, nicht mehr

ausgenützt hat, daß man diesem Beamtentum den unbedingt notwendigen Ansporn nahm, sich durch besondere Leistungen hervorzutun.

Wenn der Beamte weiß, daß seine Laufbahn abgeschnitten ist, daß unüberwindliche Hindernisse einem Aufstieg entgegenstehen, dann fehlt das, was eine gut funktionierende Verwaltung gebraucht, nämlich die Berufsfreudigkeit. Man kommt allmählich zu einer Verkalkung des Beamten-Apparates, und so sind in der Zeit bis zur Revolution zahllose Kräfte allerersten Ranges in mittleren Beamtenstellungen verblieben, trotzdem sie, was Kenntnisse und Fähigkeiten anbelangt, für die Beförderung an höhere Stellen sehr geeignet waren. Althoff hat sich selbst einmal die größte Mühe gegeben, seinen Expedierenden Sekretär zum Regierungsrat zu befördern. Trotzdem er sich an sehr hohe Stellen wandte, konnte er seinen Wunsch nicht durchsetzen!

Diese Abschließung war, wie gesagt, ein Fehler, und wir müssen aus den Fehlern der Vergangenheit lernen. Wollen wir zu einer wirklich brauchbaren Verwaltungs-Reform kommen, dann ist es notwendig, daß unser Beamtentum anders vorgebildet und auch anders ausgenützt wird, wie bisher. Der Grundsatz muß sein: Wenige aber ausgezeichnete Kräfte, Verwendung jedes Einzelnen an der Stelle, an der er gebraucht werden kann, und keine Verrichtung von Arbeiten durch Beamte höheren Grades, wenn die gleiche Arbeit durch einen minderbesoldeten Beamten geleistet werden kann. Will man das erreichen, dann muß man den Stand der Beamten des sogenannten mittleren Dienstes im allgemeinen heben. Man muß ihnen eine bessere Ausbildungsmöglichkeit verschaffen, damit sie in Zukunft auch Arbeiten verrichten können, die bisher von anderen geleistet wurden. Es ist nicht zutreffend, wenn man die Befürchtung hegt, daß daraus etwa höhere Besoldungsansprüche hergeleitet werden. Ich glaube vielmehr, daß in unserem Beamtentum mit seiner bewährten Tradition soviel Berufsethos vorhanden ist, daß sich die meisten freuen, wenn sie eine höhere Geistesarbeitet leisten können, ohne daß sie dafür sofort eine entsprechende Entlohnung haben wollen. Aber damit ist nicht genug getan. Nicht nur die Entlastung der höheren Beamten ist anzustreben, trotzdem diese im Interesse der rationelleren Ausnützung der Arbeitskraft der höheren Beamten unbedingt notwendig ist. Man muß noch etwas anderes schaffen: Wenn das Wort von der „freien Bahn dem Tüchtigen" kein leeres Schlagwort sein soll, dann muß man den Mut haben, endlich einmal die Schranken einzureißen, die früher die Beamten des mittleren und höheren Dienstes trennte. Man muß denen, die wirklich tüchtig sind, die Möglichkeit verschaffen, sich durch eigene Kraft emporzuarbeiten.

Um aber jedes Mißverständnis zu beseitigen, möchte ich ausdrücklich betonen, daß an der jetzigen Grundlage des höheren Beamtentums nicht gerüttelt werden soll, ich stehe vielmehr auf dem Standpunkt, daß die Anforderungen an die Gruppe der sogenannten höheren Beamten nicht hoch genug gestellt werden können. Auch der höhere Beamte muß in Zukunft eine ganz andere Ausbildung aufweisen als bisher. Neben einem gründlichen juristischen Studium werden vor allem mehr Kenntnisse des wirtschaftlichen Lebens und auch zugleich des

politischen Lebens notwendig sein. Hier ist noch sehr viel Arbeit zu leisten, die aber zum Teil von anderen Stellen geleistet werden muß, vor allem während der Universitätszeit und während der Ausbildung als Referendar und Assessor. Denn in Zukunft wird der vollakademisch vorgebildete Anwärter in erster Reihe für den höheren Dienst in Betracht kommen; aber bei jeder Behörde muß die Möglichkeit bestehen, daß nicht nur der auf dem vorschriftsmäßigen Wege ausgebildete Assessor die Anwartschaft auf den Regierungsrat hat, sondern daß diese Anwartschaft auch denen offenstehen soll, die durch eigene Kraft sich neben ihren praktischen Kenntnissen die notwendige wissenschaftliche Bildung angeeignet haben. Dabei wird man in den Anforderungen bei dieser zweiten Kategorie nicht milder sein dürfen; denn das Niveau sowohl der sogenannten höheren Beamten, wie des Beamtentums überhaupt, darf in Zukunft nicht sinken, sondern muß gehoben werden. Und es sollen nur diejenigen aufsteigen, die auch wirklich den Anforderungen, die an sie gestellt werden, gewachsen sind. Es darf sich nicht darum handeln, daß schematisch nach dem Dienstalter oder nach einem prozentualen Verhältnis Anwärter des mittleren Dienstes in die höhere Laufbahn einrangiert werden und hier „höhere Beamte zweiter Klasse" werden. Es muß vielmehr jedem die Möglichkeit geboten werden, von der untersten Stufe bis zur obersten Stufe durch eigene Kraft emporzusteigen. Hat der Anwärter des mittleren Dienstes die Kenntnisse erworben, die notwendig sind, um den Posten eines Regierungsrates auszufüllen, und hat er vor allem auch die übrigen Qualifikationen, so soll er, wenn er die erforderliche Prüfung bestanden hat, auch die gleichen Funktionen ausüben wie der Anwärter, der auf dem normalen Wege zum Regierungsrat gelangt ist. Man schaffe aber nicht, wie man es unglücklicherweise im Kriege gemacht hat, den „Feldwebel-Leutnant", sondern muß den Mut haben, aus einem Feldwebel dann einen Leutnant zu schaffen, wenn er allen Anforderungen genau so gerecht wird, wie der Offiziers-Aspirant. Ich sage ausdrücklich „allen" Anforderungen; denn es kommt nicht nur auf die wissenschaftliche Befähigung an, — trotzdem diese zweifellos die oberste Rolle spielt —, es müssen daneben noch die sonstigen Eigenschaften, die zum höheren Beamten notwendig sind, vorhanden sein, vor allem die Charakter-Eigenschaften, das persönliche Auftreten, das Benehmen des Beamten gegenüber der Außenwelt, gegenüber den Untergebenen und Vorgesetzten. Es sind das Imponderabilien, deren Berücksichtigung aber unbedingt notwendig ist, damit nicht der mittlere Beamte, der aufsteigt, in dem neuen Kreise in unerträgliche Verhältnisse hineingelangt.

Haben wir den Mut, das Tor, das bisher verschlossen war, zu öffnen, und die wirklich Auserlesenen hineinzulassen, so wird das ein mächtiger Ansporn sein sowohl für die Beamten des mittleren Dienstes im allgemeinen als zugleich auch für die gesamten Anwärter des höheren Dienstes. Der auf normalem Wege vorgebildete Assessor bringt die vertiefte juristische und allgemein wissenschaftliche Bildung mit, der aus der mittleren Laufbahn Aufgestiegene die größere praktische Erfahrung. Beider Wettbewerb kommt der Verwaltung zustatten und verhindert vor allem das, worüber alle Ressortchefs klagen: die Versteinerung der Verwaltung.

(Schluß folgt.)

Die Technische Nothilfe in Deutschland und anderen Ländern.

Von Heinrich Göhring (Bremerhaven).

In einer Zeit der höchsten Not, als die radikalen Elemente auf Kosten der Allgemeinheit durch wahnsinnige Streiks die gesamte Volkswirtschaft zu vernichten drohten, wurde die Technische Nothilfe gegründet aus der Notwendigkeit heraus, die Allgemeinheit wenigstens vor den gröbsten Streikausschreitungen zu schützen. Die wachsende Erkenntnis weiter Bevölkerungskreise bezüglich der Bedeutung der Technischen Nothilfe spiegelt sich am besten in der Zunahme der Mitglieder seit Bestehen der Nothilfe. Die Mitgliederzahl stieg von 865 am 1. Oktober 1919 auf über 120 000 am 1. September 1920 und auf über 240 000 am 30. September 1921. Die Zahl der Orts- bzw. Landesgruppen stieg von 5 am 1. Oktober 1919 auf über 600 am 1. September 1920 und auf über 900 am 30. September 1921. Die einzelnen Berufe sind wie folgt beteiligt: Technische Fachleute 18 v. H., Handwerker 10 v. H., Arbeiter 15 v. H., Landwirte 22 v. H., Freie Berufe 18 v. H., Studenten 6 v. H. und Frauen 11 v. H. Während der ersten zwei Jahre ihrer Wirksamkeit ist die Technische Nothilfe in 806 Fällen eingesetzt gewesen. Ebenso oft war sie außerdem alarmiert, ohne daß es zu einem Einsatz kam. Ein häufigeres Eingreifen der Technischen Nothilfe wurde auch bei elementaren Ereignissen erforderlich. Nur in einzelnen Fällen ist es möglich gewesen, Ziffern über Erhaltung von Werten zu erhalten. Z. B. sind während des Binnenschifferstreiks im Mai 1920 und des Generalstreiks in Ostpreußen im August 1920 für 295 793 855 M. Waren erhalten.

In England ist im Oktober 1920 ein Gesetz über die Nothilfe (Emergency Powers Act) angenommen. Es ist als Dauergesetz vorgesehen mit dem Zweck, in dringenden Notfällen Ausnahmemaßnahmen zu treffen zum Schutze der Allgemeinheit. Irland ist nicht einbegriffen. Der „öffentliche Notstand" kann erklärt werden, wenn „von einer Person oder einer Gruppe von Personen irgend eine Handlung ausgeführt oder unmittelbar angedroht wird, die befürchten läßt, daß die Gemeinschaft notwendiger Lebensbedürfnisse beraubt wird." Dabei handelt es sich namentlich um die Versorgung mit Lebensmitteln, Wasser, Feuerung, Licht und um Transportmittel. Sobald der öffentliche Notstand erklärt ist, können die zuständigen Behörden die erforderlichen Anordnungen treffen, um den Frieden und die öffentliche Sicherheit zu bewahren und die Bevölkerung mit dem Lebensnotwendigen zu versehen. Diese Maßnahmen stehen jedoch unter der Kontrolle des Parlaments. Die Befugnisse der Behörden sind Beschränkungen unterworfen:

1. Es dürfen keine Anordnungen getroffen werden, die einem militärischen Zwangsdienst oder einer industriellen Rekrutierung gleichkommen.
2. Die Teilnahme an einem Streik oder die friedliche Ueberredung Arbeitswilliger darf nicht zu einem Vergehen gestempelt werden.
3. Es können für die Untersuchung Gerichtshöfe mit summarischer Rechtsprechung eingesetzt werden gegen Personen, die gegen die erlassenen Anordnungen verstoßen, aber es darf in einen schon bestehenden Kriminalprozeß nicht eingegriffen werden, auch haben die Gerichtshöfe nicht das Recht, jemanden ohne Untersuchung mit Geldstrafe oder Gefängnis zu belegen.

In letzter Zeit sind auch in Frankreich starke Bestrebungen im Gange, eine französische Nothilfe zu erweitern und auszubauen. Während die einer

solchen Einrichtung zufallenden Ausgaben bisher den sogenannten „Unions civiques" oder „Ligues d'ordre" zugedacht waren, die als eine Art von Bürgerbünden gelten, sollen diese Verbände jetzt auf eine viel breitere Grundlage gestellt werden und gewissermaßen als eine dem Staatsganzen dienende Organisation völlig unparteiisch und unpolitisch ausgebaut werden. Théodore Aubert betont im „Mercure de France", daß die von Lenin benutzte Taktik erstrebt, eine revolutionäre Stimmung durch die Zerstörung des Wirtschaftslebens herbeizuführen, um mittels der daraus entstehenden Not und des Hungers die Mißzufriedenen zu vermehren, und sie zu Gewalttätigkeiten fortzureißen. Um diese Gefahr zu beschwören, sind die wirtschaftlichen Hilfskräfte gegründet worden, die sich aus freiwilligen Arbeitern zusammensetzen, welche die Plätze derjenigen einnehmen, die ihre für das Leben der Gesamtheit notwendige Aufgabe vergessen haben. Der Grundsatz ist, daß eine solche Organisation jederzeit allen unvorhergesehenen Ereignissen entgegensehen kann und wirksam jeden Angriff gegen die Lebensinteressen der Allgemeinheit zurückzuweisen vermag. Nach Mitteilungen von „Temps" vom 4. Juni 1921 ist es den Unions civiques im Laufe der letzten beiden Jahre in verschiedenen Städten gelungen, die notwendigen Hilfskräfte zu verpflichten, um den Betrieb der Straßenbahnen, der Elektrizitäts- und Gaswerke, des Güterverkehrs und ähnliche dringende Hilfsleistungen sicherzustellen. Auch in Frankreich ist man heute mehr denn je der Ansicht, daß die tiefen Ursachen, welche die Gründung solcher Einrichtungen bestimmt haben, noch lange Zeit fortdauern werden.

Frühzeitiger als in manchem anderen Land hat in Spanien, dem klassischen Land des Generalstreiks, eine Art Technische Nothilfe eingesetzt. Ganz besonders gilt dies für Barcelona. Mehr als 15 000 freiwillige „Somatenes", von der Regierung unterstützt, stehen hier im Falle eines Generalstreiks zur Verfügung und haben die doppelte Aufgabe:

1. Ordnung auf den Straßen und Verteidigung des Eigentums.
2. Aufrechterhaltung der lebenswichtigen Betriebe, der Ernährung und des Verkehrs.

Sie setzen sich zusammen aus Leuten aller Berufe, von denen allerdings neun Zehntel dem Bürgerstande angehören. Für die genannte zweite Aufgabe haben diese Somatenes (somatén heißt Sturm läuten) einen Stab von Spezialisten aus freiwilligen Zivilingenieuren bereit, der automatisch und sofort die Elektrizitätswerke, Wasserwerke, Lebensmittelversorgung und überhaupt alle Betriebe, die für das Leben einer Stadt wichtig sind, aufrecht erhält. In letzter Zeit haben sich u. a. auch die in Spanien bestehenden Arbeitgeberverbände und besonders die Federacion Padronale (die spanische Unternehmerzentrale) um den Ausbau der Nothilfe bemüht. An die Somatenes in Barcelona erinnert im gewissen Sinne die Faszistenbewegung Italiens. Auch diese Organisation ist aus der Not der Zeit heraus entstanden und richtet sich in der Hauptsache gegen den Terrorismus der kommunistischen und sozialistischen Gewerkschaftsverbände.

Nach einer Meldung von „Ritzaus Büro" hat sich in Dänemark und zwar in Kopenhagen in der ersten Hälfte des Jahres 1920 ein neuer Verein gebildet, der der deutschen Technischen Nothilfe entspricht. Der Verein soll in Tätigkeit treten, wenn bei Ausständen und Aussperrungen die Versorgung der Bevölkerung bedroht wird oder die Gefahr der Vernichtung wichtiger Werke besteht. Er tritt nur auf Grund der Aufforderung öffentlicher Behörden in Wirksamkeit. Der Verein, der seinen unpolitischen Charakter betont, teilt seine Mitglieder in Gruppen, die zu bestimmten Zwecken kurzfristig mobilisiert werden

können. Während des ungesetzlichen Transportarbeiterausstandes hat der Verein seine Feuerprobe bestanden. Beachtenswert ist, daß die Organisation auch aus den Reihen der organisierten Arbeiter bedeutenden Zulauf gefunden hat. Auch Schweden besitzt seine Technische Nothilfe. Die Vorläufer der heutigen Bewegung gehen bis zum Jahre 1909 zurück. Damals wütete in Schweden ein Generalstreik, der beinahe sämtliche Arbeiter, mit Ausnahme der Eisenbahner, umfaßte. In dieser Zeit gründeten einige beherzte Männer in Stockholm eine Vereinigung, die unter dem Namen „Schutzkorps" ging, und zur Aufgabe hatte, unumgängliche notwendige Arbeiten auszuführen. Dieses Schutzkorps wurde hauptsächlich von Beamten und studierenden jungen Leuten gebildet. Besonders in dem scharfen Lohnkampf des Personals der Privatbahnen in Schweden im Jahre 1919 hat es sich gut bewährt. Bei einzelnen Bahnen kam man sogar soweit, daß man mehr Züge als vor dem Streik fahren konnte, um die angestauten Gütermengen befördern zu können.

Aber auch in den überseeischen Ländern hat die Technische Nothilfe oftmals schon die Gemüter beschäftigt. Beispiele hierfür liefern die großen Streikbewegungen der Eisenbahner in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ein sprechendes Beispiel ist dem Schreiber dieser Zeilen aus Australien, dem Lande der sozialen Wunder, bekannt geworden. In Brisbane, im Staate Queensland, wollten 1912 die Angestellten der Straßenbahn der Arbeiterunion beitreten und als äußeres Zeichen des Beitritts ein bestimmtes Unionsabzeichen auf dem Arm tragen. Die Direktion, gestützt von der Regierung, sträubte sich. Da wurde ein großer Streik in Szene gesetzt. Erst streikten alle Straßenbahner, dann folgten die Transportarbeiter, Metallarbeiter, Maschinisten, Kohlenarbeiter u. a. m. Als Gegenmaßnahme der Regierung waren die Geschäfte tagelang geschlossen und eine Art Nothilfe ins Leben gerufen. Sie bestand aus der Landbevölkerung, welche sich der Streikbewegung nicht anschloß. Durch Farmer, Bauernsöhne und Gehilfen wurde die Polizei in der Stadt verstärkt. Diese mit ihren Pferden verwachsenen wilden Reiter gingen rücksichtslos vor und bildeten eine Art Schrecken auf der Straße. Lebensmittel- und sonstige wichtige unaufschiebbare Transporte wurden von Schülern besorgt. Die Schulen waren zu dem Zweck geschlossen.

Der Anthroposophische Hochschulkurs in Berlin

Ein Rückblick.

Von Paul Feldkeller, Schönwalde (Mark).

Die Anthroposophen hatten zu einem groß angelegten Hochschulkurs über Anthroposophie vom 5.—11. März nach der Singakademie geladen. Es wurde gezeigt, wie die neue Lehre fast alle Gebiete der Wissenschaft befruchtet: an je einem Tage wurden Physik und Medizin (außerdem Chemie), Philosophie und Pädagogik, Nationalökonomie, Theologie und Philologie behandelt: kurz man hätte dem Programm nach eine rein anthroposophische Universität etablieren können. In der Ausführung freilich haperte verschiedenes. Da waren die Zusammenhänge mit der Anthroposophie stellenweise recht locker, da wurden zu gewagte Behauptungen in der Aussprache ein gut Stück wieder zurückgenommen. Aber im großen ganzen soll man über den Irrtümern die einzelnen Wahrheiten

der Lehre Steiners nicht verkennen. Leider wird in der Oeffentlichkeit, zumal den Zeitungen, das ganze Lebenswerk dieses Mannes, nicht selten von „reinen Toren" in psychologicis, in Bausch und Bogen verdammt, und der Bildungspöbel spricht die Schmähungen gedankenlos nach.

Aber so einfach liegt die Sache nicht. Vieldeutig wie unsere Zeit, vielleicht die vieldeutigste und vielköpfigste aller bisherigen Zeiten, ist auch dieser Mann: insofern Repräsentant und Wahrzeichen unserer Epoche. Sein Können und Wissen, sein Sein, sein Wollen und seine Einflüsse und Wirkungen sind mit ein paar Strichen nicht gezeichnet. Seine Einblicke ins Seelische sind bei weitem noch nicht genug gewürdigt. Aber er macht diese Würdigung auch unnötig schwer, indem er seine eigenen Kenntnisse und Erlebnisse falsch interpretiert, d. h. sofort in eine philosophische Theorie kleidet, die allen philosophisch Geschulten unannehmbar sein muß, weil sie nicht ins 20., sondern ins 16. Jahrhundert gehört. Er ist ein gewaltiger Empiriker, dessen Anregungen wir dankbar sein müssen, und es ist heute einfach eine Sache des wissenschaftlichen Fortschritts, gewisse Tatsachen des Seelenlebens als bewiesen bezw. als wahrscheinlich anzuerkennen. Aber mit dem seelisch-empirischen Fortschritt verbindet sich ein philosophischer Rückschritt. Das ist das geistige Profil dieses seltsamen Mannes!

Die einzelnen Vorlasungen waren an Güte außerordentlich ungleich. Steiner selbst sprach, fast an jedem Tage mehrfach, mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Wärme, die sich zur Leidenschaft steigerte. Unter seinen Schülern fielen die Vertreter seines Stuttgarter Lehrerkollegiums am angenehmsten auf. Mit glänzender Beredsamkeit entwickelten sie ihre neue pädagogische Psychologie und Steiners Erziehungsprogramm. Eine gelungene Veranschaulichung dieser Bestrebungen waren die Darbietungen eurhythmischer Kunst im Deutschen Theater: junge Mädchen tanzten Schubert und Goethe (rezitiert von Steiners Gattin) und gaben Szenen aus Steiners Mysterienspielen. Ueberall wo Steiner der Psychologe, der Menschen- und Lebenskenner zu Worte kam, wurde der Kundige reich beschenkt, mochte es sich nun um Biologie oder Philologie handeln. Hier sind in Wahrheit Schätze zu heben, und wer sich freiwillig davon ausschließt, mag sein wissenschaftliches Zurückbleiben hinter der Zeit vor sich verantworten.

Seine philosophischen Ausmünzungen dieser empirischen Werte aber waren unbrauchbar. Denn was ein Philosoph begehrt, ist Wahrheit und keine Medizin. Rudolf Steiner dagegen ist ein hervorragender Arzt in jenem weitesten Sinne, in dem auch der geniale Erzieher, Lehrer und Seelsorger Arzt sein muß. Als Arzt aber tut er unbewußt das einzig Richtige und den Massen Ersprießliche: ihnen keine Erkenntnis, sondern Täuschung und Tröstung auf den Weg zu geben. Man muß gesehen haben, wie leidenschaftlich seine Anhänger sich an diese so überaus positive neue Lehre klammern, und man versteht: diese Menschen *brauchen* den autoritativen Lehrer, und dieser *will* Anhänger. Da ist kein Boden für reine selbstlose Erkenntnis, z. B. nicht für den Geist von Darmstadt, der auch die Gegner freudig begrüßt, sofern sie ein höheres Sein verkörpern. Graf Keyserling will keine Anhänger, sondern kraftvollste geistige Selbständigkeit. Und gerade diese wurde bei den Hörern des Kursus unterdrückt.

Weltspiegel.

3. Mai.

Krisis oder Versumpfung? Wann und wie die Konferenz von Genua, die noch immer das politische Interesse ausschließlich beherrscht, ausgehen wird, ist gegenwärtig noch unklarer als vor acht Tagen. Die meisten Eindrücke, die uns von dort übermittelt werden, gehen dahin, daß eine gewisse Müdigkeit in den Verhandlungen Platz greift. Das ist kein Wunder. Die Mitglieder der Delegationen und die Sachverständigen leisten reichliche, gründliche und schwierige Arbeit, und doch sehen sie, daß die politischen Hauptfragen, auf deren Erledigung man doch zum mindesten hoffte, nicht von der Stelle kommen. Es bleibt dabei, daß die Mehrzahl der Mächte unter der Führung Englands, unterstützt durch die Vermittlertätigkeit Italiens, alles daran setzt, ein positives Ergebnis der Konferenz herbeizuführen, während Frankreich in Genua mit Hilfe der paar Getreuen, die ihre Orientierung in Paris suchen, eine offenbare Obstruktionspolitik treibt. So hat sich die Eigenheit der Lage nachgerade immer deutlicher in einem Kampf zwischen Poincaré und Lloyd George ausgeprägt, der zu Zeiten schon sehr scharfe Formen angenommen hat. Es ist aber in diesem Kampfe noch keine Entscheidung irgendwelcher Art eingetreten, und das bringt eine lange Dauer der Spannungen mit sich, die für die Arbeitsfreudigkeit der Kommissionen nicht von Vorteil ist und dem Ergebnis der Konferenz mehr Gefahr droht, als der anfangs so sehr gefürchtete Gegensatz zwischen Siegern und Besiegten. Man ist zuerst vor einer Krisis besorgt gewesen, jetzt steigt die Gefahr der Versumpfung auf.

Lloyd George erkennt darin mit Recht die stärkste Waffe, die Poincaré gegen ihn anwendet. Er brauchte die französische Politik an sich nicht zu fürchten, denn es kann kein Zweifel bestehen, daß aus der Konferenz von Genua wenigstens die eine Frucht reifen wird: der Welt werden über Bedeutung und Wirkungen der französischen Politik die Augen geöffnet werden. Frankreich ist schon jetzt nicht mehr imstande, die andern Mächte über den Charakter seines Imperialismus zu täuschen, und daß es der Schädling und Friedensstörer der Welt ist, wird auch von vielen seiner früheren Freunde und Bewunderer erkannt. Dem englischen Premierminister ist aber mit dem Durchdringen dieser Meinung allein nicht gedient. Er muß, um angesichts der nicht länger hinauszuschiebenden Neuwahlen im Vereinigten Königreich Herr der Lage zu bleiben und seine eigene politische Zukunft sicherzustellen, alles versuchen, um einen eindrucksvollen Erfolg von Genua mitzubringen. Poincarés zähe und verbissene Obstruktionspolitik, die sich auf dieselben Grundlagen stützt, die Lloyd George einst selbst anerkannt und an denen er mitgebaut hat, von denen er sich auch nicht ohne weiteres loslösen kann, erschwert einen sichtbaren Erfolg im Sinne des englischen Interesses ganz außerordentlich. Nun macht es ja der englischen Zähigkeit nichts aus, den Kampf gegen solche Methoden aufzunehmen, und Lloyd George hat bereits sehr eindringlich zur Geduld ermahnt. Aber es ist ein Unterschied, ob ein leitender Staatsmann ein solches Ziel in der regelmäßigen Führung der Geschäfte seines Landes verfolgt, oder ob er dabei an eine so eigenartige Veranstaltung wie eine große internationale Wirtschaftskonferenz für die

Dauer ihrer Tagung gebunden ist. Hier hat er mit Kräften zu rechnen, die sich seiner unmittelbaren Leitung und Beeinflussung zum Teil entziehen und schwer auf längere Zeit in einer so außergewöhnlichen Lage und Tätigkeit zusammenzuhalten sind. Deshalb bringt die Lage praktische Schwierigkeiten mit sich, die sehr wohl geeignet sind, die Genueser Luft gründlich mit Pessimismus zu verseuchen, so daß die Zunahme ängstlicher Berichte entweder über ein baldiges vorzeitiges Ende der Konferenz oder ihr Verlaufen auf einem toten Strang wohl erklärlich ist. Es wäre leichtfertig, mit diesen Möglichkeiten nicht zu rechnen, aber ebensowenig kann man sie als Gewißheiten oder auch nur Wahrscheinlichkeiten schon jetzt ansehen. Man darf nicht vergessen, daß Lloyd George bei seinen Versuchen, Poincarés Pläne zu durchkreuzen, die Mehrheit der inzwischen erheblich geklärten und über ihren wahren Nutzen belehrten öffentlichen Meinung Englands hinter sich hat und ein außerordentlich starkes persönliches Interesse hat, sie hinter sich zu behalten, — sehr im Gegensatz zu früheren politischen Lagen, als sein erstes Streben dahin ging, das Einvernehmen mit Frankreich zu wahren. So wie schon die ersten Wochen der Konferenz bessere Ergebnisse brachten, als die meisten politischen Beurteiler vermutet hatten, so liegt auch gegenwärtig keine Notwendigkeit vor, an die völlige Ergebnislosigkeit der Beratungen zu glauben.

Die große Zähigkeit Poincarés, der sich in seiner starren Ablehnung jeder Erörterung der Reparationsfrage auch dadurch nicht beirren ließ, daß jeder wirtschaftliche Wiederaufbauplan, fast möchte man sagen, mit Naturnotwendigkeit immer wieder in dieses verpönte Thema mündete, sollte nach den Hoffnungen der englischen Delegation wenigstens in so weit überwunden werden, als man in der russischen Frage zu einem Uebereinkommen zu gelangen gedachte. Lloyd George wollte diese Sache, obwohl darin eigene Wege gehend, doch in der Form mit möglichstem Entgegenkommen gegen die Franzosen behandeln. Daraus erklärt sich seine anfängliche Wut und Entrüstung, als der Abschluß des deutsch-russischen Vertrages seine Taktik durchkreuzte und ihn mit genügender Eindringlichkeit auf den begangenen Fehler hinwies, daß er, statt mit den eingeladenen Mächten in loyal gewahrter Gleichberechtigung vernünftige Wirtschaftspläne zu beraten, die russische Frage durch eine unter Ausschluß Deutschlands betriebene Ententepolitik lösen wollte. Aber er sah den Fehler ein und wußte dafür zu sorgen, daß die Konferenz den Vertrag von Rapallo nicht mehr als Stein des Anstoßes für ihre Verhandlungen betrachtete. Damit wurde jedoch Frankreich veranlaßt, seinen obstruierenden Standpunkt in der russischen Frage wiederaufzunehmen, und das um so lieber, als die russische Delegation mit der größten Festigkeit ihre Stellung wahrte und zu keinen Zugeständnissen, wie sie den französischen Wünschen entsprochen hätten, zu bewegen war. Tschitscherin war auf keine Weise einzuschüchtern. Er ließ keinen Zweifel darüber, daß Rußland zwar in einer überaus traurigen wirtschaftlichen Lage sei, immerhin aber ein unabhängiges Land, das über eine achtungswerte Militärmacht verfügt. So führte er eine dem entsprechende feste Sprache, die gegen die Schwächen und Unwahrheiten der Ententepolitik manchen empfindlichen Hieb austeilte und mit einer verblüffenden Unbekümmertheit um die Kritik der eigenen Schwächen den Standpunkt von Sowjetrußland verfocht. Tschitscherin setzte den Forderungen des Londoner Memorandums, die

den Geist der französischen Politik atmeten, rücksichtslos das Bedürfnis seines Landes entgegen, obwohl es offenbar war, daß weder Frankreich noch England bereit waren, seine Anschauungen anzuerkennen. Indessen sah er deutlich, daß der Widerspruch gegen die russischen Forderungen in diesem Falle England und Frankreich nicht einen, sondern trennen würde. Und darin täuschte er sich nicht. Frankreich wollte um so weniger jetzt in der russischen Frage nachgeben, als es nicht ohne Grund glaubte, daß es in diesem Falle — wenigstens nach der Verständigung zwischen Deutschland und Rußland — stark an Prestige bei den sogenannten „Randstaaten" einbüßen würde, die über diese Verständigung starke Unruhe an den Tag legten. Es ist in diesen Tagen trotz alledem zu einer formellen Verständigung zwischen Frankreich und England über ein neues Memorandum an Rußland gekommen, aber die Herstellung und Abfertigung dieses Aktenstücks ist mit soviel Weiterungen, Zwischenfällen und Krisenerscheinungen belastet, seine Annahme durch Rußland unwahrscheinlich.

Zwischen Frankreich und England hat sich die Lage in den letzten Tagen zweifellos weiter gespannt. Barthou entschloß sich — es tut nichts zur Sache, ob auf direkte Aufforderung Poincarés, oder aus eigener Initiative — zu einer Reise nach Paris, um mit dem Ministerpräsidenten Rücksprache zu nehmen. Wie schwierig aber die Lage war, geht daraus hervor, daß er diese Reise von Tag zu Tage aufschob. Schließlich trat er sie doch an, und alsbald verweigerte sein Vertreter Barrère die Unterzeichnung des inzwischen vereinbarten Memorandums an Rußland, — ein Zwischenfall, der den Gegensatz zwischen englischer und französischer Politik in helle Beleuchtung rückt. Noch wird man also das endgültige Urteil über die Entwicklung in Genua vertagen müssen. Es verdient aber bemerkt zu werden, daß der Papst Pius XI. in einer bedeutsamen Kundgebung, einem an den Kardinalstaatssekretär Gasparri gerichteteten Schreiben, seinen Anteil an den Erfolgen der Konferenz, namentlich an einer wirksamen Hilfe für Osteuropa zu erkennen gegeben hat. Ueber ihre Wirkungen wird sich freilich erst später etwas Bestimmteres sagen lassen.

W. v. Massow.

Bücherschau.

Deutsche Romane.

Der Verlag Cotta (Stuttgart legt die überaus stattliche zweite Serie der Gesammelten Werke von Rudolf Herzog in wiederum sechs sehr schmucken Bänden vor. Da hat die große Herzoggemeinde nun auch die neueren seiner berühmten und in vielen Hunderttausenden verbreiteten Romane beisammen, den Novellen-Doppelband: Die Welt in Gold und Jungbrunnen sowie endlich einen fast fünfhundert Seiten starken Band Herzogscher Gedichte. Gerade diese stärksten Zeugnisse seiner immerfrohen Rheinlandseele werden vielen die liebste Geschenkgabe sein, ein Buch frohesten deutschen Bekennens, welches den starkgemuten Bau Herzogschen Schaffens als das hoch und froh im Winde flatternde deutsche Banner krönt: Ich bin ein Deutscher, will ein Deutscher sein!

Das gleiche Bekennen legt im stillen Tun auf seiner Scholle der Thüringer Dichtersmann Gustav Schröer ab, von dem ich erst vor einem Jahre

hier ein ganz vortreffliches deutsches Buch „Die Leute aus dem Dreisatale“ anzeigen konnte. Er beut uns heuer eine in den einfachsten und darum oft überwältigendsten Formen gehaltene echt deutsche Bauernchronik, die überaus schlichte, aber schaffensreiche Lebensgeschichte eines einsam gebliebenen Bauern, der ein ganzes verkommenes, versoffenes Dorf aus den Klauen des Teufels rettete und wieder zu Wohlstand brachte. Schroers „Schulze von Wolfenhagen“ (Quelle und Meyer, Leipzig) ist ein echtes deutsches Volksbuch! Möge es auch in Wahrheit ein Buch des ganzen deutschen Volkes werden, von unserm ganzen armen, verängsteten Volke gelesen und nachgelebt!

Die gleiche Spur geht auch der Niedersachse Gustav Kohne wieder, der uns letztes Jahr noch mit einem Roman aus Südafrika kam. Er hat zum Glück für sein erdgeborenes und erdgebundenes Schaffen heimgefunden in die Heide der Heimat mit einem Buche aus dem Bauerntum und aus dem letzten Menschenalter, voller Poesie der Heidbauern und voller Gedanklichkeit. In „Kurt Haselhorsts Erbe“ (Fr. W. Grunow, Leipzig) hat Kohne aufs neue eine wohlgelungene Probe seines starken, echt deutschen Könnens abgelegt. Der gleiche Verlag bringt von dem jüngst verstorbenen, feinsinnigen Frankendichter Johann Georg Seeger einen (geschichtlich noch weiter zurückliegenden) nachgelassenen Roman „Der Fremdling aus der Neuen Welt“, dessen überreiches Innenleben den Leser besonders fesseln wird, sieht er doch einen Mann seine Frau um ihrer Heftigkeit willen verlassen, nach Jahrzehnten unerkannt zurückkehren und neben ihr leben, um sie, die Unveränderte, zu prüfen. Die Verehrer Seegers werden an der tiefen Gedanklichkeit dieses Buches bewegt erkennen, daß es sein bestes Werk geworden ist, welches er hinterließ.

Von einem Dichter selber und zwar einem, dessen Inneres unsäglich schmerzzerrissen gewesen ist, kündet Adam Müller-Guttenbrunns neuer Roman „Auf der Höhe“ (Staackmann, Leipzig), der dritte und letzte Band seiner Nikolaus Lenau-Trilogie. Ich möchte sagen, daß es erst in diesem Bande so recht gelungen ist, die dämonische Natur des krankhaft genialischen Lenau inmitten der ihn zerreibenden, teils kaltherzigen, teils leidenschaftlohenden Weiber ganz und gar aufzuzeigen. Langjährige archivalische Forschungen und ein Fund im Stifte zu Klosterneuburg setzten den Verfasser in Besitz wertvoller Lebensdokumente Lenaus. Staackmann bringt zugleich über Müller-Guttenbrunn eine recht instruktive, flotte Schrift von Ferdinand Ernst Gruber, die von Grund aus mit dem köstlichen „Erzschwab“ bekannt macht.

So ein einfacher Bursche ist auch der Held des Romans „Peter Michel“ von Friedrich Huch (Verlag Josef Singer, Leipzig) und es wird jedem eine Lust sein, die schmucke Neuausgabe dieses vor zehn Jahren zuerst erschienenen Werkes des Harzburger Advokaten und Poeten zur Hand zu nehmen. Stellt dagegen die heitere Kleinleutemalerei, wie sie der immerfrohe und darum im weiten deutschen Lande so angesehene Rudolf Haas in seinem neuen Opus „Der Alte vom Berge“ (Staackmann, Leipzig) beliebt. Dieser Triebldichter ist doch wirklich ein sonniger Kerl, und wem einmal so recht miesepetrig ums Herz ist, der lange die Haasbücher vom Bort. Gleich scheint die Sonne wieder . . .

Sein österreichischer Landsmann Ludwig Huna ist von weit schwererem Blut und hat es darum auch nicht so leicht, sich bei den Lesern durchzusetzen und einzunisten. Von Hunas Borgiatrilogie bringt der Grethleinverlag (Leipzig) den zweiten Band „Der Stern des Hauses Orsini“, welcher die Tragödie der Lukrezia Borgia in den Vordergrund stellt, Alexander und Cesare Borgia in

ihrer ganzen Unmenschlichkeit entrollt. Huna verfügt über eine Glut der Sprache wie kaum ein zweiter unter den zeitgenössischen Romanciers. Nur er konnte es darum wagen, diesen glutenden Stoff bewältigen zu wollen. Er hat den sinnenstärksten Renaissanceroman geschaffen, den man sich vorstellen kann, und keiner, der dies Buch liest, wird es ohne Erschütterung, anders als hingerissen bis zur letzten Seite, aus der Hand legen. Ein Romanwerk, welches gar manche belletristische Modeströmung überdauern wird.

Es ist beliebt bei unsern Dichtern, in die Zeit und das Kleid ihrer Vorgänger zu schlüpfen und Künstler jeder Art im Romane nachzubilden. Man hat diese Manier oft gescholten, vergißt aber dabei, daß sie noch immer die anschaulichste Methode blieb, Vergangenheiten und halbvergessene Größen recht in uns Nachfahren wachzurufen. Einer von den einschmiegsamsten Poeten auf diesem Gebiete ist der Sachse Rudolf Heubner. Kam uns noch voriges Jahr mit einem farbenleuchtenden Peter Paul Rubens-Roman und wartet heuer mit einer betörenden Groteske des E. T. A. Hoffmann in Bamberg auf: „Der verhexte Genius" (Staackmann, Leipzig). Es ist einem wahrhaftig zumute, als würde man von allen Elixieren des Teufels durchbraust, wenn man diesen wahren Hexensabbat von Wahn und Wochen im lustigen Bamberg des vorigen Jahrhunderts mitdurchlebt. Lest! Hier zeigt sich Heubner von einer ganz anderen Seite.

Daneben setz ich mit voller Absicht den Goethe der Geniezeit seiner beiden ersten Jahre in Weimar, wie ihn der beste Goethekenner unserer Tage, der unermüdliche Wilhelm Bode im jüngsten seiner Goethebücher „Goethes Leben", 3. Band (E. S. Mittler u. Sohn, Berlin), vortrefflich abzuschildern weiß. Karl August kommt nach Frankfurt, die Brautschaft mit Lilli, der Einzug in Weimar. Das alles wirbelt an uns hin und haftet in tausend Belegstellen und Bildern, wie sie eben nur Bode so meisterhaft zusammenzutragen versteht. Er stellt schon wieder drei neue Bände in Aussicht (Goethe bis Sizilien und Neapel!), bereichert uns mit jedem seiner schätzereichen Bücher so sehr, daß man sagen möchte: erst Bodes Bücher über Goethe haben das erhabene Bild unseres größten deutschen Dichters in jedem Herzen lebendig gemacht.

Nun noch gute, freilich etwas leichtere Unterhaltungskost. Der Verlag August Scherl, Berlin, legt eine Reihe seiner schmucken neuen Romane vor. Da finden wir die bekannte Erzählerin aus dem sonnigen Süden des Gardasees El-Correi. Im Kriege mußte sie flüchten und legt nun „Die aus der Brautgasse", eine herbe Frucht ihres Exils vor, ein Buch, das die Frauen liebgewinnen werden. Frauen sind auch die Verfasserinnen der beiden Scherlbücher „Die blaue Sehnsucht", von Lisa Barthel-Winkler, und „Die Erlösten", von Selma Fischer-Cwojdzinska. Zwei Künstlerromane! Die bunte Welt der Kunst ist es ja zuerst und zumeist, welche dichtende Frauen anlockt. In diesem Spiegel beschreiben sie ihr erstes Künstlerleben. Ein guter und gewissenhafter Prüfstein. Paul Burg.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Geschäftsführung: Deutscher Verlag, Abt. Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849.
Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 13. Mai 1922

Nummer 18

Das Recht aufs Weißblutenlassen.

Von Dr. Georg E. Kunzer (München).

Wie unheilvoll unsere Schulden an die Entente mit der Schuldfrage zusammenhängen, wurde von mir kurz, und wie ich glaube übersichtlich und überzeugend, in einem Aufsatz „Kriegsschuld und Kriegsschulden" (im ersten Januarheft der „Grenzboten") dargelegt. Neuerdings soll nun mit Rathenau die deutsche Regierung endlich, endlich den Mut gefunden haben, gegenüber der Entente, wenn auch leider noch stark „andeutungsweise" zu sagen, daß die Grundursache der Wirtschaftsnot die falsche Basis des Friedensvertrages und die übertriebenen Leistungen aus dem bewaffneten Frieden seien. Letzteres ist schon nicht mehr die Grundursache, sondern eine Folge aus der falschen Basis, der Schuldlüge, die anstelle der für beide Teile rechtsverbindlich gewordenen 14 Punkte Wilsons zur Grundlage des Versailler Diktats gewählt wurde.

Es ist nun von hohem Werte, daß aus den feindlichen Ländern in letzter Zeit wieder Kronzeugen gegen Versailles aufgetreten sind, ein Politiker und ehemaliger Staatsmann einerseits und einer der angesehensten Männer der Volkswirtschaft anderseits: Nitti und Keynes.

In seinem Aufsehen erregenden Werk „Das friedlose Europa" behandelt Nitti die Frage, wie die deutsche Entschädigungspflicht in so ungeheurem Ausmaße entstanden ist. Sozusagen „beiläufig", also nebenher, mehr zufällig sind die schwerwiegendsten Entscheidungen getroffen worden, wozu eben auch diese gehört. Es war am 2. November 1918, als Clemenceau in den Waffenstillstandsverhandlungen erwähnte: „Man würde es bei uns, in Frankreich, nicht begreifen, wenn wir nicht in den Waffenstillstand eine entsprechende Klausel einsetzen würden. Worum ich Sie bitte, ist die Einfügung der drei Worte: „Wiederherstellung der Schäden" (Réparation des dommages) ohne einen Kommentar". Als dann von Hymans, Sonnino, Bonar Law, Lloyd George usw. Einwände gemacht wurden, da bat er, sich in den Geist der französischen Bevölkerung zu versetzen.

Schließlich stimmte man diesen drei Worten zu. Das Schicksal nahm fortan seinen Lauf. Nitti kennzeichnet mit Recht diese drei Wörtchen als neue Wegweiser, indem er sagt: „Es kann nicht geleugnet werden, daß diese drei Worte in eine ganz bestimmte Richtung weisen, daß niemals davon in den verschiedenen Forderungen der Entente die Rede war." Er zeigt dann auf die 14 Punkte Wilsons hin, die viel weniger forderten. (Wiederherstellung Belgiens, Nordfrankreichs, Genugtuung für die besetzten Gebiete in Serbien, Montenegro, Rumänien.) „Keine einzige andere Forderung oder Behauptung findet sich in den Wilsonschen Vorschlägen. Der Ausdruck „Réparation des dommages" umfaßte statt dessen, wie es ja auch nachher in der Tat anerkannt wurde, jedwede Forderung zu Land und zu Wasser." Daraus entstand dann der verhängnisvolle Artikel 231 des Versailler Erdrosselungsinstrumentes, mit dem Deutschland sich für alle Schäden verantwortlich erklärte, „welche die alliierten und assoziierten Mächte infolge des Krieges erlitten haben, der ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungen worden ist". Damit wurden Deutschland auch die größten Kriegslasten der Pensionen, Kriegsvergütungen an Militärs und an deren Familien, Ausgaben für Familienunterstützungen von Kriegseingezogenen usw. aufgebürdet.

„Begründet" hat mit diese Ungeheuerlichkeit bekanntlich mit der Schuldlüge, die man unverfroren gegen Deutschland aussprach. Nitti, der sich hierüber allerdings selbst nicht widerspruchsfrei mehrmals äußert, ist ehrlich genug, die Kriegslügenpropaganda lediglich als das zu kennzeichnen, was es war, als Kriegsmittel. Nitti scheut sich nicht, von „törichten Phrasen" von „banalen Deklamationen" zu sprechen, die damals gegen Deutschland von Ententeministern usw. losgelassen wurden, um das deutsche Volk als den Ausbund von moralischen Scheusalen, von Niedrigkeit, von Verbrechertum und blutrünstigen Mördern hinzustellen. Wenn er auch diese Worte nicht gebraucht, so spricht er doch von der „finsteren Macht des Bösen, der rohen Gewalt", während die Entente als die „sieghafte leuchtende Kraft des Guten, des Rechtes" in bengalischer Beleuchtung erschien. Nitti bezeichnet es ferner als lächerlich, daß man durch die abgepreßte Unterschrift Deutschlands eine Rechtfertigung für die übermäßigen Forderungen erreichen wollte.

J. M. Keynes beschäftigt sich eingehender mit dieser Angelegenheit in seinem neuen Werke „Revision des Friedensvertrages", das neuerdings in deutscher Uebersetzung erschienen ist. (Verl. Duncker u. Humblot, München.) Ein ganzes Kapitel ist hier dieser rechtswidrigen Ausdehnung unserer Schadenersatzpflicht gewidmet, das 5. Kapitel, das die Ueberschrift trägt: „Die Rechtmäßigkeit des Anspruches auf Pensionen".

Welche enorme ziffernmäßige Bedeutung der ungeheuerlichen Ersatzpflicht beizumessen ist, hat Keynes vorher nachgewiesen. Es läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß sich dadurch die Schadenrechnung der Verbündeten nahezu verdreifacht hat. „Daraus entsteht der Unterschied zwischen einer Forderung, die erfüllt werden kann und einer Forderung, die nicht erfüllt werden kann." Zweidrittel

unserer Erfüllungspflicht wären wir ledig und frei, wenn dieser große Kriegsschuldschwindel beseitigt wäre.

In seinem ersten Werk hatte Keynes diesen wahnsinigen Anspruch der Entente als eine „Handlung internationaler Unmoral" verurteilt. Keynes kann für seine einzig zulässige Rechtsauffassung auch anführen, daß die unter Leitung des „Instituts of international Affairs" herausgegebene „History of the Peace Conference" ebenfalls so urteilt, indem es dort heißt: „Diese Darlegung (nämlich Präsident Wilsons Note vom 5. November 1918) muß allen Diskussionen über das zugrunde gelegt werden, was die Verbündeten als Wiedergutmachung im Friedensvertrag beanspruchen konnten, und es ist schwer, sie anders auszulegen, als eine beabsichtigte Beschränkung ihres unzweifelhaften Rechtes, die Gesamtheit ihrer Kriegskosten wiederzuerlangen."

Keynes geht auch auf die Verteidigungsargumente ein, die von gegnerischer Seite für die vollste Schadenersatzpflicht Deutschlands vorgebracht werden. Da steht die Theorie, daß die Antwort an Wilson (mit den Bedingungen) aufgehoben wurde durch die Waffenstillstandsbedingungen. Diese These steht auf schwachen Füßen. Als Begründung vermag sie nur anzuführen, daß die Antwort der verbündeten Regierungen an Wilson, die nachher den Text der an Deutschland gerichteten Note vom 5. November 1918 bildete, in derselben Sitzung des Obersten Rates angenommen wurde, in der die hauptsächlichsten Klauseln der Waffenstillstandsbedingungen entworfen wurden und daß die Antwort an Wilson von den Verbündeten nicht eher gutgeheißen wurde, bis der Entwurf der Waffenstillstandsbedingungen gutgeheißen war. Keynes nennt eine derartige Auslegung nicht mit Unrecht „Doppelzüngigkeit" und kann darauf hinweisen, daß das Protokoll der Verhandlungen des Obersten Rates keinen Anhaltspunkt für die Rechtmäßigkeit dieser Auffassung bietet. Es ist auch klar, daß mit der Annahme der Wilsonschen Bedingungen sich die Waffenstillstandsbedingungen ersteren unterzuordnen zu hatten, ebenso die künftigen Friedensbedingungen. Auch der Trick, den Klotz im letzten Augenblick, beim Aufbruch der betreffenden Sitzung, anwandte, kann die Rechtsgrundlage der künftigen Friedensbedingungen nicht ändern. Dieser ließ nämlich noch eine kurze Schutzklausel „vorbehaltlich irgendwelcher späterer Ansprüche und Forderungen seitens der Verbündeten" einfügen, die von den Anwesenden ohne weiteres gebilligt und weniger beachtet wurde. Wenn sich dann nachträglich Klotz rühmte, damit die 14 Punkte Wilsons zu Fall gebracht zu haben, so ist dies die denkbar niedrigste Staatsmoral, da doch ganz dieselbe Sitzung eine Note an Wilson absandte, welche diese 14 Punkte guthieß. Es ist daher ohne weiteres klar, daß die vorsorglich eingesetzte Klausel unmöglich Rechte einräumen kann, welche gegen diese 14 Punkte verstoßen würden.

Die andere Argumentation zugunsten der Abwälzung der Pensionslasten auf Deutschland bewegt sich in umgekehrter Richtung. Man erkennt die Wilsonschen Grundsätze betreffs Schadenersatz an, aber man legt seine Worte viel weiter aus. In den ersten Stadien der Verhandlungen suchten die britischen Vertreter im Wiedergutmachungsausschuß der Friedenskonferenz eine spitzfindige Auslegung. Sie stützten sich auf einen der Sätze Wilsons, daß jede Position des Friedensvertrages gerecht sein müsse. Eine Forderung der Gerechtigkeit wäre es aber, daß Deutschland die gesamten

Kriegskosten aufgebürdet würden. Ferner seien Großbritanniens Kriegskosten eine Folge von Deutschlands Verletzung der belgischen Neutralität. Also müsse Deutschland die Kriegskosten bezahlen. Im Namen der amerikanischen Delegierten konnte Mr. John Forster Dulles diese Beweisführung widerlegen. Er betonte, daß die Kommission nicht die Aufgabe hätte, neue Vorschläge über die Wiedergutmachung zu beraten, sondern daß sie sich durch die vereinbarten Grundlagen des Friedens (eben die Wilsonschen Grundsatz) gebunden sehe. Mit anderen Worten hätte er auch in Anlehnung an die Form der britischen Beweisführung sagen können: wenn die Bedingungen nicht der Gerechtigkeit widersprechen dürfen, wenn jede Position gerecht sein muß, dann muß auch diese Forderung der Gerechtigkeit eingehalten werden, daß eingegangene Verpflichtungen gehalten werden. Außerdem bedarf die weitere Behauptung, daß England lediglich aus altruistischen Gründen, wegen Neutralitätsbruch Deutschlands, zum Schutze Belgiens, in den Krieg eintrat, des Beweises.*)

Die französischen und britischen Premierminister ließen die Argumente ihrer Delegierten schließlich fallen. Aber eifrig wurde weiter daran gearbeitet, aus den Worten der Note vom 5. November 1918 doch möglichst viel herauszuholen. Die entscheidende Frage war hier: „Woraus bestanden denn die Schäden, welche die Zivilbevölkerung erlitten hatte?" Konnte man Pensionen und Beihilfen an die Zivilbevölkerung als solche Schäden zulassen?

Ein Memorandum des General Smuts spielte hier eine verderbliche Rolle, eines Mannes, der nach der Unterzeichnung des Erpresserfriedens selbst am allerschärfsten die Revisionsbedürftigkeit des Diktats betonte. Dieser widerspruchsvolle Mann brachte es fertig, folgendes Kunststück der Sophistik ohne Erröten niederzuschreiben:

„Nachdem ein Soldat als kriegsuntauglich entlassen ist, tritt er wieder in die Reihen der Zivilbevölkerung ein, und da er nicht mehr imstande ist, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, so erleidet er Schaden als ein Mitglied der Zivilbevölkerung, den zu ersetzen sich die deutsche Regierung verpflichtet hat."

Eine diabolische Logik! In Wirklichkeit hatten unzweifelhaft die Worte jener Note nichts anderes gemeint, als die Schäden, welche die damalige Zivilbevölkerung direkt durch die Angriffe militärischer Art erlitten hatte. Daß dem so war, geht auch daraus hervor, daß man seitens der Entente sich anfangs wenigstens soweit den Schadenersatz sichern wollte, daß auch die durch Luftangriffe und Seeangriffe eingetretenen Schädigungen mit einbegriffen sein sollten. Hätte man die spätere weitgehendste Auslegung geahnt, man hätte diese Sorge, als die geringere, gewiß nicht zu hegen brauchen.

Präsident Wilson griff aber bereitwilligst nach dem Smutsschen Strohhalm, um die deutsche Verpflichtung für die Pensionen-Vergütung gutzuheißen. Der Universitätsprofessor, der große Verkündiger der großen Menschheitsideale, er, dessen Name in der Geschichte ewig mit den

*) Vgl. hierzu die neueste Schrift „Der Weg zu Deutschlands Rettung" (Verl. H. Robert Engelmann, Berlin).

14 Punkten verbunden bleiben wird, er zeigte sich im entscheidenden Moment wieder einmal so klein und eigensinnig, daß er seinen eigenen hohen Ideen ein Verräter wurde, daß er ein Wortbrüchiger gegen das deutsche Volk wurde, das törichter Weise auf seine Worte schwur, im Vertrauen auf diese leichter die Waffen niederwarf und auf jeden weiteren Widerstand verzichtete.

Als diesem Wilson erklärt wurde, daß kein einziger Jurist in der amerikanischen Delegation zu finden sei, der sein Gutachten zugunsten des Einschlusses von Pensionen in die Entschädigungsforderungen abgeben könnte, daß die ganze Logik dagegen spräche, da sprach der weise Mann vom Weißen Haus die Worte aus:

„Logik! Logik! ich kehre mich den Teufel an die Logik. Ich werde die Pensionen mit einbeziehen!"

So geschah das grandiose Verbrechen, die deutsche Schuldverpflichtung gegen das gegebene Wort denkbar weit auszudehnen, so daß die Wiedergutmachungsschuld Deutschlands dreimal so hoch wurde, als sie sonst wäre, daß Deutschland „schuldig" befunden wurde, an Völker Entschädigungen zu leisten, die gewiß ohne jede deutsche Herausforderung in den Weltkrieg eintraten, deren Zivilbevölkerung gewiß von deutscher Seite nicht ein Haar gekrümmt wurde. Man denke nur an Haiti, Kuba, Liberia usw.

Mit der Abwälzung der Pensionen und Beihilfen auf Deutschland war der Schritt zur Belastung der deutschen Volkswirtschaft mit den Generalkosten des Weltkrieges getan. Man muß auf der Ententeseite das Ungeheuerliche dieser brutalen Forderung empfunden haben, sonst hätte man es nicht für notwendig erachtet, diese wenigstens durch die angebliche alleinige Schuld Deutschlands moralisch zu „rechtfertigen". Daraus ergibt sich das „Recht" auf das Weißblutenlassen des deutschen Volkes, oder besser gesagt der heuchlerische Vorwand. Deutschland darf daher nicht ruhen, bis auch diese Frage zur objektiven Entscheidung kommt. Jede andere Revision ist nur Flickwerk und kann uns nicht retten.

Verwaltungs-Reform und Verwaltungs-Akademie.

Von Ministerialrat Dr. Otto Föhlinger,
Studiendirektor der Verwaltungs-Akademie Berlin.

2.

Wie soll nun dem mittleren Beamten die Möglichkeit geboten werden, sich das Wissen anzueignen, das der Assessor bei seinem Eintritt in die Verwaltung mitbringt? Denn es kommt nicht nur auf die formaljuristische Schulung an, nicht nur auf Kenntnis des Wirtschaftslebens, der Sozialpolitik usw., sondern notwendig ist darüber hinaus eine vertiefte Allgemeinbildung, die aus dem „Ressortgenie" den praktischen brauchbaren Verwaltungsbeamten schafft, der in den verschie-

Universitätsbibliothek

denſten Zweigen der Verwaltung mit Nutzen verwandt werden kann. Die Wege, die hier zum Ziele führen können, ſind verſchiedenartig. Schon bisher beſtand die Möglichkeit, daß Beamte neben ihrer Dienſtzeit — denn ein großer Teil der mittleren Beamten beſitzt das Reifezeugnis des neunſtufigen Gymnaſiums — Univerſitätsſtudien trieben und den Doktorgrad erreichten ſowie das Referendar-Examen machten. Auch in Zukunft werden ſicherlich mittlere Beamte von dieſer Möglichkeit Gebrauch machen. Aber darüber hinaus muß man eine Einrichtung ſchaffen, die es den wirklich befähigten Beamten ermöglicht, all' das Wiſſen ſich anzueignen, das notwendig iſt, um den Wettbewerb auch wirklich aushalten zu können.

Ein ſolcher Weg iſt die Verwaltungs-Akademie nach Berliner Muſter, die es ermöglicht, daß der Beamte neben ſeiner Dienſtzeit eine gründliche und ſyſtematiſche Durchbildung in den Wiſſenszweigen erhält, die für den Aufſtieg notwendig ſind. Wohlgemerkt, nicht nur für dieſe Beamten iſt die Verwaltungs-Akademie geſchaffen, ſondern für die Hebung der Verwaltungsbeamten im allgemeinen. Aber gerade für den Aufſtieg der wirklich Begabten wird die Verwaltungs-Akademie beſonderen Nutzen ſchaffen. Hier wird derjenige, der beſonders befähigt iſt, ſich die wiſſenſchaftliche Ausbildung verſchaffen können, die zum Aufſtieg notwendig iſt.

Unter den ſchon angedeuteten außerordentlich ſchwierigen wirtſchaftlichen Verhältniſſen wird der weitaus größte Teil der Anwärter den Aufſtieg allein aus finanziellen Gründen nicht ermöglichen können, da er außerſtande iſt, ſeine amtliche Tätigkeit auf 4 oder 5 Jahre zu unterbrechen, um ſich einem Vollſtudium zu widmen. Es wäre aber unbillig und mit den heutigen Auffaſſungen nicht vereinbar, wenn man dem, der lediglich aus finanziellen Gründen verhindert iſt, ſich die Bildung anzueignen, die zu ſeinem Fortkommen notwendig iſt, den Aufſtieg verſperren würde. Um daher den Beamten im allgemeinen und den Begabten im beſonderen die notwendige Ausbildungsmöglichkeit zu verſchaffen, iſt die Berliner Verwaltungs-Akademie ausſchließlich auf dem Syſtem begründet, daß an ihr Beamte ſtudieren können, die vormittags ihren Beruf ausüben. Grundſätzlich ſind alle Vorleſungen in die Zeit von 4 Uhr nachmittags ab verlegt, ſo daß die Beamten, die ſich vorbilden wollen, die Möglichkeit haben, dies neben ihrer Dienſtzeit zu tun. Die Berliner Verwaltungs-Akademie hat in ihrer Konſtruktion kein Vorbild. Sie ſtellt einen neuartigen Typus dar. Sie hat weder Vollſtudenten, noch einen feſt angeſtellten Lehrkörper.

Als ich ſeinerzeit kurz nach der Revolution mit meinem Kollegen, dem Regierungsrat Walter Pietſch, — einem Manne, der in Beamtenkreiſen mit Recht ſich einer beſonderen Beliebtheit erfreut — in einem Geſpräch die Notwendigkeit der Schaffung einer Verwaltungs-Akademie erörterte, und ſich an dieſe Erörterung die Errichtung der Akademie durch uns beide anſchloß, da waren wir uns klar darüber, daß im Hinblick auf die veränderten Verhältniſſe dieſe Anſtalt nach dem techniſchen Prinzip errichtet werden müßte: Möglichſt geringe Aufwendungen bei möglichſt hohen Leiſtungen. Dies ſollte erzielt werden zunächſt dadurch, daß den Hörern keine zu hohen Ausbildungskoſten zugemutet werden ſollen, damit ein möglichſt weiter Hörerkreis in Betracht kommen könne. Dieſer Weg iſt verſucht worden durch die vorhin

angedeutete Verlegung der Vorlesungsstunden auf den Nachmittag. Daß wir uns in dieser Beziehung nicht verrechnet hatten, geht aus dem über Erwarten großen Besuch hervor. Die Berliner Verwaltungs-Akademie war im Winter-Semester 1919/20 von 1500, im Sommer-Semester 1920 von 1106, im Winter-Semester 1920/21 von 3055 und im Sommer-Semester 1921 von 1706 Hörern besucht. Damit war die Frage der Lebensfähigkeit und zugleich aber auch der Lebensnotwendigkeit beantwortet. Um mit den Kosten möglichst zu sparen, wurde davon abgesehen, eigene Räume zu beziehen und einen eigenen Verwaltungs-Apparat zu schaffen, und diese sparsame Haushaltung war um so notwendiger, als zunächst von staatlicher Seite Mittel nicht zur Verfügung gestellt wurden. Aber ein eigenes Gebäude war auch nicht notwendig; denn eine ehrwürdigere Stätte als die Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, die uns der Rektor zur Verfügung stellte und in der regelmäßig alle Vorlesungen der Verwaltungs-Akademie stattfinden, war ja nicht denkbar! Der dritte Weg war, ein Dozenten-Kollegium von ganz besonderer Qualität zu gewinnen. Auf allen Gebieten sollten die ersten Autoritäten, die in Berlin vorhanden waren, herangezogen werden. Das wäre nicht möglich gewesen, wenn man diese Kräfte, wie es bei den Universitäten, Technischen Hochschulen usw. der Fall ist, hauptamtlich herangezogen hätte, denn solche Persönlichkeiten befinden sich meist in hohen Staatsstellungen, und sie wären vermutlich als hauptamtlich angestellte Dozenten nur unter Aufwendung ungeheurer Kosten erlangbar gewesen. Es mußte also der Versuch gemacht werden, diese in Berlin vorhandenen Kräfte ersten Ranges auf allen Gebieten nebenamtlich als Lehrer für die Verwaltungs-Akademie zu gewinnen, und dieser Versuch ist über Erwarten gut gelungen. Professoren der Berliner Universität wie: Bosenta, Jastrow, Kaskel, Kohlrausch, Wagemann und andere stellten sich mit großem Erfolg in den Dienst der Sache. Sie bilden auch heute noch das Rückgrat für die wissenschaftliche Ausbildung an der Verwaltungs-Akademie zu Berlin. Auf sie wollen wir auf keinen Fall verzichten. Aber darüber hinaus gebrauchten wir noch etwas anderes: Nicht nur der Gelehrte soll an der Verwaltungs-Akademie dozieren, sondern auch derjenige, der selbst als Verwaltungsbeamter Außerordentliches geleistet hat, und an solchen ist ja bei uns gottlob kein Mangel. Nur haben die meisten von ihnen das Wissen, das sie in jahrzehntelanger mühseliger Arbeit sich angeeignet haben, für sich behalten, sofern sie nicht publizistisch tätig waren. Gerade dieses Wissen für die Beamten nutzbar zu machen, erschien mir das notwendigste. Mit Recht hat Immanuel Kant einmal gesagt:

„Die Erziehung ist eine Kunst, deren Ausübung durch viele Generationen vervollkommt werden muß. Jede Generation, versehen mit den Kenntnissen der vorhergehenden, kann immer mehr eine Erziehung zustande bringen, die alle Naturanlagen des Menschen proportioniert und zweckmäßig entwickelt und so die ganze Menschengattung zu ihrer Bestimmung führt. . . . Daher kann die Erziehung auch nur nach und nach einen Schritt vorwärts tun und nur dadurch, daß eine Generation ihre Erfahrungen und Kenntnisse der folgenden überliefert, diese wieder etwas hinzutut und es so den folgenden übergibt, kann ein richtiger Begriff von der Erziehungsart entspringen."

Das Beamtenproblem kann nur dadurch vorwärts gebracht werden, daß die ältere Generation der Beamten die jüngere schult und von ihrem Wissen denen mitteilt, die bestrebt sind, weiterzukommen. Ich hielt Umschau unter den in Berlin vorhandenen Beamten der preußischen und der Reichsverwaltung, sowie des Berliner Magistrats, und es gelang mir, hier eine stattliche Anzahl von Persönlichkeiten zu gewinnen, deren Namen weit über das eigene Ressort hinaus bekannt sind. Darunter befinden sich auch Männer, die nie vorher doziert haben und sich zu unserer Freude als Lehrer ganz besonders eigneten, allen voran einer unserer besten Staatsmänner, der jetzige Präsident des Oberverwaltungsgerichts, Staatsminister a. D. Exzellenz Dr. Drews, der sich mit wahrer Begeisterung unserer Sache widmete und die Beamten an dem ungeheuer reichen Schatz seiner Erfahrungen teilnehmen läßt. Für Persönlichkeiten dieser Art gab es bisher in Berlin keinen Wirkungskreis, und es gab für die Beamten keine Möglichkeit, Männer dieser Art zu hören. Neben Drews gehört unserem Lehrkörper der frühere Reichsminister Dr. Koeth an, ferner die Ministerialdirektoren: Falck, Lusensky, Meißner und Popitz. Von vortragenden Räten: Dorn, Friedeberg, Kiesow, Kuhn, v. Lewinski, Roser, Sarter, Schaper, Schultz, Volkmar, Zweigert und andere mehr. Es würde zu weit führen, hier alle Namen der Dozenten aufzuführen. Ihre Zahl beträgt jetzt bereits 106, darunter befindet sich auch eine Reihe jüngerer Gelehrter mit besonders gründlicher wissenschaftlicher Bildung und Lehrbefähigung. Gerade auf die Zusammensetzung des Dozentenkollegiums wurde der größte Wert gelegt; denn von ihm hängt es ab, ob die Verwaltungs-Akademie die hohen Anforderungen, die von der Leitung gestellt werden, erfüllen kann oder nicht. Nur wenn die Anforderungen wirklich hoch sind, wird das Ziel erreicht werden können, wird es möglich sein, das Beamtentum so zu schulen, daß wir in Zukunft mit einer geringeren Zahl von Beamten auskommen und daran haben alle das größte Interesse.

Nun ist aber die Verwaltungs-Akademie zu Berlin keineswegs nur für Beamte des mittleren Dienstes eingerichtet, vielmehr dient sie gleichzeitig auch zur Fortbildung für die Beamten des höheren Dienstes; denn auch diese bedürfen von Zeit zu Zeit wieder einmal der wissenschaftlichen Fortbildung, und zwar sowohl auf allgemein geistigem Gebiet als auch auf dem engeren Fachgebiet. Ein Beamter, der mehrere Jahrzehnte von der Universität fort ist und sich nicht selbst wissenschaftlich weiterbildet, läuft Gefahr, durch seine Tätigkeit allmählich ein „Routinier" zu werden. Dem muß von Zeit zu Zeit entgegengewirkt werden durch die Beschäftigung mit den Problemen der Wissenschaft, und diesem Bedürfnis trägt die Verwaltungs-Akademie zu Berlin Rechnung, indem sie zahllose Vorlesungen eingerichtet hat, die von höheren Beamten mit gutem Nutzen besucht werden. Das Reichsverkehrsministerium hat u. a. eine Reihe von Vorlesungen für Regierungs-Assessoren und Regierungs-Bauführer als Pflichtvorlesungen bezeichnet, und sowohl von den Hoheitsverwaltungen als auch von den Betriebsverwaltungen nehmen zahlreiche höhere Beamte regelmäßig an den Vorlesungen teil. Nachdem jetzt fünf Semester abgelaufen sind, kann man sagen, der Gedanke, eine Akademie zu gründen, die dem Beamten ein Studium neben seiner Tätigkeit ermöglicht, ist fruchtbar gewesen. Seine Durchführung ist allerdings nur da

denkbar, wo wirklich erste Lehrkräfte in großem Maße zur Verfügung stehen und ein genügender Hörerkreis gesichert ist.

Nach dem Berliner Vorbilde haben sich in mehreren deutschen Städten Verwaltungs-Akademien, Beamten-Hochschulen und Hochschulkurse gebildet. Bis jetzt sind nach dem Vorbilde der Berliner Anstalt in 13 Orten Einrichtungen geschaffen worden, die sich in der „Arbeitsgemeinschaft deutscher Beamten-Hochschulen" zusammengeschlossen haben. Die Geschäftsführung liegt in den Händen der Verwaltungs-Akademie, Berlin. Das Bestreben der Arbeitsgemeinschaft läuft darauf hinaus, Erfahrungen auszutauschen, Organisationen, die Fortbildungskurse errichten wollen, mit Ratschlägen zu unterstützen, dagegen zweifelhafte Gründungen und Gründungen, die nicht existenzfähig sind, zu verhindern. Die Berliner Verwaltungs-Akademie erstrebt kein Monopol, sie hat sich bereitwilligst in den Dienst der Arbeitsgemeinschaft gestellt, damit an allen Plätzen, an denen die Voraussetzungen für die Errichtung einer Beamten-Hochschule vorhanden sind, ähnliche Einrichtungen geschaffen werden. Es bleibt abzuwarten, wie sich die übrigen Lehrstätten im Deutschen Reich entwickeln.

Notwendig war es vor allem, daß sowohl in Dresden, als auch in München und Karlsruhe, sowie in Königsberg und Danzig besondere Einrichtungen geschaffen wurden. Aber auch zahlreiche andere Städte sind dem Vorgehen gefolgt.

Man hat es bei allen diesen Einrichtungen mit einem neuartigen Typ von Hochschulen zu tun, die keineswegs die bisher bestehenden Hochschulen ersetzen oder verdrängen wollen, sie stellen sich ihnen lediglich ergänzend zur Seite. In den meisten Fällen arbeiten sie in engster Anlehnung mit den Universitäten und Technischen Hochschulen und sie basieren vor allem auf der Grundlage der Beamten-Fachverbände, die die Träger der Akademien sind.

In einer Zeit, in der alles an den Staat appelliert und nur vom Staat die Hilfe erwartet, hat die deutsche Beamtenschaft von sich aus die Einrichtungen geschaffen, die zur Ausbildung notwendig sind, und sie hat damit ein Vorbild gegeben, wie man, auch ohne daß der Staat überall eingreift, aus eigenen Kräften mitarbeiten kann an dem Wiederaufbau des Vaterlandes; denn ein leistungsfähiges, berufsfreudiges Beamtentum ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für das Gedeihen des neuen Staates.

Revolutionäre Arbeiterpoesie.

Von H. von Waldeyer-Hartz.

Wer rückschauend die soziale Entwicklung Deutschlands verfolgt, wird sich des Gedankens kaum erwehren können, daß nicht überall bei Regelung der schwebenden Fragen, die sich zwangsläufig aus der Industrialisierung unseres Vaterlandes ergaben, eine glückliche Hand gewaltet hat. Eine Kraftnatur wie Bismarck durfte es auf sich nehmen, der jungen sozialdemokratischen Bewegung die staatliche Gewalt entgegenzusetzen. Bis-

marckische Energie hätte es vielleicht auch unter Anwendung straffer Maßnahmen zuwege gebracht, den ruhigen und besonnenen Elementen innerhalb der Arbeiterbewegung den Sieg über die radikale Richtung zu sichern und damit die Industriearbeiterschaft, den neu emporkommenden Stand, auf nationalen Bahnen zu halten. Hätten Ausnahmegesetze sich aber halten können, sobald ein Bismarck nicht mehr hinter ihnen stand? Man mag es billig bezweifeln. Unsere Zeit hat das Gegenteil von dem getan, was Bismarck ursprünglich vorgeschwebt hat. Sie hat die sozialdemokratische Bewegung sich hemmungslos ausreifen lassen und begnügte sich damit, den Versuch zu machen, durch eine an sich wohl vorbildliche, in der Wirkung aber verpuffende soziale Gesetzgebung die Geister zu beschwören. Daß es ihr nicht gelungen ist, hat der unglückselige Kriegsausgang bewiesen. Unter dem Einfluß der sozialdemokratischen Lehre pfiffen große Teile des deutschen Volkes auf den Begriff Vaterland. Wohl, im ersten Gefühlsausbruch der Augusttage 1914, trieb der Sturmwind der Begeisterung fast alles hoch. Als aber Not und Entbehrung durchs Fenster schauten, trat mehr und mehr, bis zur Lawinenerscheinung der Revolution, eine Umstellung der Ansichten ein, die von unseren Feinden mit seltenem Geschick gepflegt und gefördert wurde.

Not und Entbehrung, weiß Gott, wir alle haben viel gelitten und haben uns vieles versagen müssen! Ist es uns aber allein schlecht ergangen? Haben nicht vielmehr auch andere Unerhörtes ertragen? Fast will es scheinen, als ob sich in der Ueberspannung der Auffassung über unser Kriegselend ebenfalls ein Zug jener deutschen, auf Mangel an Nationalgefühl beruhenden Schwäche kund täte, der uns in mehr als einer Hinsicht während des Krieges so schweren Abbruch getan hat. Man vergegenwärtige sich nur, wie hart Nordfrankreich vom Hammer des Krieges getroffen worden ist, wie Stadt um Stadt und Dorf um Dorf unter seinen Streichen in Schutt und Trümmer dahinsanken, wie Acker und Saat, Flur und Forst verwüstet wurden, und wie Tausende und Tausende von französischen Familien, obdachlos und flüchtig, ihr Haupt länger als vier Jahre an fremder Stätte bergen mußten. Aehnliches ist uns erspart geblieben. Die Russeneinfälle in Ostpreußen fallen hiergegen kaum ins Gewicht. Aber in Frankreich hat man die Zähne aufeinandergebissen, man hat, vom Feuer des nationalen Gedankens durchglüht, durchgehalten und Opfer gebracht, wahre und große Opfer. Die Frage ist nicht müßig, ob das deutsche Volk zu gleichen Opfern bereit gewesen wäre. Was es heißt, den Kriegsschauplatz im eigenen Lande zu haben, wir haben es nur flüchtig und nicht einmal schwer gespürt. Man soll darum nicht immer mit der faulen Entschuldigung kommen, das deutsche Volk sei infolge Entkräftung durch die Hungerblockade zusammengebrochen. Wahr ist vielmehr, daß es sich selber, wenn auch nach großen Opfern, aufgegeben hat, daß die Einflüsterungen unserer Feinde durch Hunderte von Kanälen Zugang zur deutschen Volksseele gewannen, und daß der Dolch, der das Frontheer von hinten traf, bereits am Tage der Mobilmachung von ehrgeizigen Umstürzlern geschliffen worden ist. Und daß vor allen Dingen von denjenigen führenden Persönlichkeiten, die nicht auf dem rechten Flügel des politischen Parteigetriebes standen, fast alles unterlassen worden ist — bewußt oder unbewußt, im einzelnen wird es verschieden sein —, was zur Stärkung des Durchhaltewillens und zur Belebung vaterländischen Empfindens hätte

beitragen können. Auch hier haben die Zügel auf dem Boden geschleift, wie es überhaupt der Grundfehler unserer gesamten Kriegführung war, der beispiellos entwickelten Kraft und Opferfreudigkeit der kämpfenden Front nicht die äußerste Willensenergie der politischen Volksleitung an die Seite zu stellen.

Dieselbe Schwäche, oder sagen wir, dieselbe Weichheit, die trotz manchen starken Gesten der nachbismarckischen Zeit im Grunde genommen eigen war, beherrscht noch immer unser politisches Leben; heute sogar, wo wir aller Machtmittel entkleidet sind, in wesentlich gesteigertem Maße. Noch immer wird geflissentlich von unverantwortlichen Schürern und Hetzern an den Grundlagen unserer staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung im revolutionären Sinne gerüttelt, und von irgend welcher planmäßigen Einwirkung hiergegen spürt man wenig oder nichts. Ich spreche nicht von den Ergüssen linksradikaler Blätter. Nein, selbst in solchen Zeitungen und Zeitschriften, deren politische Glaubensgenossen in der Regierung sitzen, wird der drohende Ton keineswegs vermieden.

Recht beachtenswert scheint mir in dieser Hinsicht das Vorgehen des Wochenblattes „Die Gewerkschaft" zu sein. Es ist das Organ des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter und wird in Berlin geleitet. Politisch gehört es zur Partei der Mehrheitssozialdemokratie. Was durchaus nicht hindert, daß auch recht radikale Töne angeschlagen werden. So stand in Nr. 44 vom 4. November 1921 zu lesen, daß für die europäische Arbeiterschaft das bolschewistische Rußland immer noch höher zu bewerten sei, als die Wiederkehr des Zarismus in irgend einer Form. Die „Gewerkschaft" bringt nun in fast jeder Nummer einen poetischen Beitrag in Gedichtform. Und in der Mehrzahl dieser Dichtungen wird mit dem Feuer weitergehender Revolutionierung gespielt. Einige Proben mögen es beweisen:

Welten-Chaos.
(Aus Nr. 8 vom 25. II. 21.)

Ueber der Erde
In lodernden Gluten
Wild tobender Brand!
Verwüstet das Land,
Zerstört die Herde —
Und Völker verbluten!
Ein Weh und Leid millionenfach!
Und alle Laster frei —
Habsucht und Tyrannei,
Brutalität und Mord —
Alles in einem fort!

Doch unter trügender Decke glimmt
Heimlicher Funke, glühend rot,
Zuckende Fäuste ball'n sich ergrimmt,
Lippen beben von bleicher Not.
Sehnend suchen sich schwielige Hände,
Heimliche, züngelnde Feuerbrände
Sprengen die Decke mit Macht, mit Macht —
Sie birst und kracht!

Himmelhoch steigen die jauchzenden Flammen,
Eine Welt bricht in Schutt zusammen!
Dumpfe Kräfte, gefesselt, gebüttelt,
Bleiche Sklaven, geknechtet, geknüttelt,
Regen sich frei,
Stürzen die Tyrannei,
Schlagen das Alte und Morsche in Scherben,
Sind der Neuzeit mächtige Erben,
Brechen die Throne und brechen die Kronen,
Künden Untergang allen Drohnen,
Stürmen wider das Kapital,
Wetzen und schleifen den blanken Stahl.
Eine Welt ist erwacht
Aus tiefer Nacht.
Und purpurn will uns ein Morgen werden
Auf der kettenbefreiten Erden.

Ernst Klaar †.

Diese Sprache scheint mir recht kräftig und nicht mißverständlich zu sein. Man wird nicht behaupten können, mit den Versen sei nur Vergangenes, nämlich die geglückte Revolution von 1918 gemeint. Der „purpurne Morgen soll erst noch werden". Und da auch das Kapital noch besteht und der Kapitalismus keineswegs zertrümmert ist, so wird auch wohl das „Wetzen und Schleifen des blanken Stahls" beibehalten werden sollen.

Aufreizend wirkt „Das Lied vom täglichen Brot". Es treibt die Unwahrhaftigkeit auf die Spitze:

Das Lied vom täglichen Brot.
(Aus Nr. 11 vom 17. III. 22.)

Das ist das Lied vom täglichen Brot,
Die es erschaffen, leiden Not.
Die Kleider wirken — gehen bloß,
Die Häuser bauen — wohnungslos.

Das ist das Lied vom alten Geschlecht.
Dem Herrn das Land, die Fron dem Knecht.
Die Kohlen graben — ohne Herd,
Die Werte schaffen — ohne Wert.

Das ist das Lied der höllischen Pein,
Dem Reichen Brot, dem Armen Stein.
Dem Armen Nacht und bittres Muß,
Dem Reichen Glanz und Ueberfluß.

Das ist das Lied, wenn der Aufruhr gellt,
Wenn alte Schmach an uns zerschellt.
Das ist das Lied, das nicht verzeiht.
Ihr Knechte, seid zur Tat bereit!

Bruno Schönlank.

Ernst Toller, der aus der Schreckenszeit Münchens bekannt gewordene junge Dichter, kommt mit folgenden Strophen zu Worte:

Ein Gefangener reicht dem Tod die Hand.
(Aus Nr. 5 vom 3. II. 22.)

Erst hörte man den Schrei der armen Kreatur,
Dann poltern Flüche durch die aufgescheuchten Gänge,
Sirenen singen die Alarmgesänge,
In allen Zellen tickt die Totenuhr.

Was trieb dich, Freund, dem Hein die Hand zu reichen?
Das Wimmern der Gepeitschten? Die geschluchzten Hungerklagen?
Die Jahre, die wie Leichenratten unsern Leib zernagen?
Die ruhelosen Schritte, die zu unsern Häuptern schleichen?

Trieb dich der stumme Hohn der leidverfilzten Wände,
Der wie ein Nachtmahr unsre Brust bedrückt?
Wir wissen's nicht. Wir wissen nur, daß Menschenhände
Einander wehe tun. Daß keine Hilfebrücke überbrückt
Die Ströme Ich und Du. Daß wir den Weg verlieren
Im Dunkel dieses Hauses. Daß wir frieren.

Ernst Toller.

Man wird zugeben müssen, daß auch dieser Text im Grunde genommen nur aufreizend wirkt und zur Züchtung umstürzlerischer Gedanken beiträgt.

Die ganze unsinnige Ueberheblichkeit des Arbeiterstandes und das widerwärtige Umschmeicheln der Männer von der sogenannten schwieligen Faust kommt schließlich in einer Probe wie die folgende zum Ausdruck:

Wir Arbeiter.
(Aus Nr. 3 vom 21. I. 21.)

Wir sind ein groß' gewaltig' Heer
Mit starken straffen Sehnen, mit Fäusten groß und schwer.

Und unser Blut kreist ruh'los wies Meer
Durch alle Adern dumpf und schwer.

Gleich Zügen auf eisernen Brücken
Die schwersten Lasten auf uns drücken.

Wir haben den singenden Draht um die Erde gelegt,
Darüber man nun fährt in sicherem Behagen.

Wir habn den singenden Draht um die Erde gelegt,
Durch den sich das Wort wie der Blitz bewegt.

Wir haben den Blitz in den Draht gezwängt,
Wir haben die größten Berge durchsprengt.

Wir haben die Erde durchschürft und durchwühlt,
In Schranken gelegt das Meer, das den Damm bespült.

Wir haben die Meere miteinander verbunden,
Wir haben die Welt überwunden.

Und das Schiff und der große Vogel fliegen durch Wind und Nacht;
Wer anders als wir hat sie euch gemacht?

Wenn euer Geist es zuvor auch ausgedacht,
Unsere schwieligen Hände haben es doch erst gemacht.

Wir haben euch große Paläste gebaut,
Indes saßen wir in Höhlen zusammengestaut.

Wir haben euch Straßen, Kanäle gebaut,
Indessen haben wir am Hungertuch gekaut.

Was wollt ihr, wenn unser starker Arm sich nicht mehr regt?
Das kreisende Rad sich nicht mehr bewegt?

Ja, wir Arbeiter, wir sind doch die Herren der Erde,
Durch uns steigt die Welt zu einem neuen — „Werde!"

Ist diese letzte Probe nicht geradezu abstoßend? Beweist sie nicht, wie alle Tatsachen auf den Kopf gestellt werden? Geist und Wissen, von manchem Arbeiter so heiß begehrt, gelten nichts, sollen nichts gelten. Nur was die werktätige Faust schafft, bastelt oder zusammenflickt, ankarrt, schippt oder schaufelt, hämmert, feilt und spannt, hat Bedeutung. Nicht der Verstand des Forschers oder der Wagemut des Pioniers auf industriellen Gebieten, weder die aufreibende Arbeit im Dienste des Großkapitals noch die stille, fleißige Tätigkeit der Beamtenschaft werden anerkannt. Nein, der Arbeiter, der in Wahrheit *geführte Mensch* ist *Führer der Menschheit*. Nach ihm allein hat sich alles zu richten. Seine Bedürfnisse regeln das soziale Leben. Es ist der alte Trugschluß, als ob jemals der Körper den Geist beherrschen könne. Aber wir sehen, in der höchst eindringlichen, knappen und sich daher leicht einprägenden Form eines kurzen Gedichtes wird dieser Wahngedanke immer wieder groß gezüchtet. Im Rom der Kaiserzeit rief die Menge nach Zirkusspielen und Brod. Bei uns verlangt sie, daß man ihr schmeichelt. Mit der Erfüllung materieller Wünsche und Begierden ist es nicht mehr getan. Das sogenannte Proletariat will gekrönt werden. Es will dort sitzen, wohnen und herrschen, wo andere ihr Leben verbringen. Glaubt auch nur ein Marxist im Ernst an die Verwirklichung kommunistischer Ziele, wo die Menschen einem Aehrenfelde gleichen, weil keiner vor dem anderen bevorzugt wird? Sowjetrußland hat zur Genüge bewiesen, daß der Kern des Kommunismus Lug und Trug ist. Die Geburtsstunde des Kommunismus würde in allen Fällen auch die Keimstunde des scheinbar ausgerodeten Kapitalismus sein. Im marxistischen Gedanken liegt eine ungeheure Ueberheblichkeit. Wir Menschen sollten uns allgemach darüber klar werden, daß die Naturgesetze von uns nicht durchbrochen werden können. Und die Schichtung der Menschen nach Klassen, Werten und Bedeutung auf Grund ihrer vielgestaltigen Anlagen und Fähigkeiten ist und bleibt ein Naturgesetz.

Ich habe oben der Ansicht Raum gegeben, daß weder die Vorkriegsregierung noch die jetzigen Machthaber das Nötige getan haben, um die

revolutionierenden Kräfte im deutschen Volk zu bändigen. Und ich habe mich auch zu der Auffassung bekannt, daß die Anwendung bismarckischer Machtmittel nur sehr bedingt gerechtfertigt sei. Was soll nun aber geschehen, um endlich den Spruch wahr zu machen, daß das Vaterland über den Parteien steht und daß dem deutschen Volke eines am bittersten nottut, und das ist die Beseitigung der inneren, bis zur Feindschaft von Volksgenoß zu Volksgenoß gesteigerten Zerrissenheit? Nach meinem Dafürhalten ist es ein doppelter politischer Fehler gewesen, daß die Regierung der letzten Jahrzehnte die Entwicklung der Sozialdemokratie einerseits nur schwächlich bekämpft, andererseits sich selbst überlassen hat. Sie hätte mit allen Mitteln immer wieder versuchen müssen, Einfluß auf diese Entwicklung zu gewinnen, um den Strom des Sozialismus zumindest in ein Bett zu leiten, dessen Ufer Wehrdämme nationalen Empfindens waren. Und Aehnliches zu versuchen, dazu ist es auch heute noch nicht zu spät. Daß man bei den Ueberradikalen kein Glück haben wird, sei gern zugegeben. Ist es aber nicht ein Verbrechen am Volk, wenn auch die mehrheitssozialistischen Blätter, wie wir gesehen haben, noch immer den Geist des Aufruhrs predigen und das Gift der Gewalt in die Adern ihrer Anhänger leiten, anstatt im ehrlichen politischen Kampf, der doch kein Schädeleinhauen kennt, ihren Zielen zuzustreben? Mir scheint von jeher ein unlösbarer Widerspruch darin zu liegen, daß diejenige Partei, die sich am ersten zum Pazifismus bekannte und das Wort prägte „Krieg dem Kriege", die sich immer wieder in weichlichen Klagen über die Ströme vergossenen Blutes und die Rohheiten des Völkerkampfes erging, letzten Endes auch kein anderes Mittel weiß wie die ultima ratio regis, nämlich die Anwendung physischer Gewalt, um zur Herrschaft zu gelangen.

Angesichts der schweren Gefahren an unseren Grenzen und des offen zu Tage getretenen Vernichtungswillens unserer Feinde ist es höchlich an der Zeit, daß wir unsere Kräfte sammeln. Ich weise jeden faulen Kompromißgedanken von mir, jede Absicht, sich auf der sogenannten mittleren Linie zu einigen. Eine solche Einigung birgt immer den Kern der Schwäche in sich. Was hingegen unbedingt geschehen muß, ist die Hervorhebung, ja ich gehe sogar so weit zu sagen, die brüderliche Hervorhebung alles dessen, was uns eint, worüber wir uns einig sind. Und das ist, wenn man nur genauer hinsieht, nicht einmal gar so wenig! Statt dessen tun die politischen Parteien in Wort und Schrift alles, was zur gegenseitigen Verhetzung und Verächtlichmachung beiträgt. Weder Rechts noch Links können sich hier von Schuld freisprechen. Ja, und wenn es sich nur um die Austragung großer Gegensätze, um Weltanschauungsfragen handelte! Beileibe nein, mit Behagen greift man, vor allem in der Presse, jeden Einzelfall auf, gibt ihm den Stempel des Symptoms und verallgemeinert ihn, um ständig neue Saaten des Mißverstehens und des Hasses zu säen. Viele, unendlich viele Zankäpfel unseres politischen Lebens wären es nicht wert gewesen, daß man sie aufhob und sich einander zuwarf. Das deutsche Volk in seiner Gesamtheit hat fast immer, wenn man den Schaden bei Licht besieht, darunter zu leiden gehabt.

Unbedingt zu fordern ist, daß in der Presse aller Richtungen die Wiedergabe der Parlamentsverhandlungen einheitlich erfolgt. Ein zu diesem Zweck eingesetzter interfraktioneller Ausschuß müßte die Redaktion übernehmen, damit endlich das widerwärtige Zerrbild jener Berich-

erstattung verschwindet, wo immer nur der Redner der eigenen Partei nahezu mit dem vollen Wortlaut seiner Rede Aufnahme findet, während für seine Gegner nur spärliche Zeilen übrig bleiben. Nach meinem Geschmack stellt diese Form der Wiedergabe eine der ärgsten Sünden wider den nationalen Geist dar; ganz abgesehen davon, daß sie für denjenigen, der das Recht der freien Meinungsbildung für sich in Anspruch nimmt, geradezu beleidigend wirkt. Man wende nicht ein, eine derartige, nach Länge und Inhalt vorgeschriebene Berichterstattung verböte sich schon aus technischen Gründen der Aufnahme in die einzelnen Blätter. Wer hiermit kommt, stellt in echt deutscher Art das Formale über die Sache. Gäbe der vorhin erwähnte Ausschuß zwei Parlamentsberichte, einen längeren und einen gekürzten heraus, dann müßte allen billigen Anforderungen entsprochen sein.

Mit Vorstehendem ist ein bestimmter Weg gewiesen — es gibt noch viele —, die zur Verständigung im Innern führen könnten. Daß die Verständigung nie und nimmer restlos sein wird, unterliegt keinem Zweifel. Der Kampf ist auch im parlamentarischen Leben der Vater aller Dinge. Nur scheint mir eines wichtig: wir Deutschen müssen es lernen, die Politik von der Person zu trennen. Wir müssen das Einsehen gewinnen, daß man auch einen politischen Gegner achten darf und achten soll. Diese Erkenntnis fehlt aber den meisten von uns. Stark in der Sache, verbindlich in der Form, das muß für Parlament und Presse die Losung im politischen Kampfe werden, wenn wir nicht immer wieder Scherben auf Scherben und Trümmer auf Trümmer häufen wollen.

Es ist die zwölfte Stunde, daß die Einsicht kommt. Fahren wir fort, im alten politischen Fahrwasser zu segeln, dann wachsen wir selbst zu unseren ärgsten Feinden aus, schlimmer und schädlicher noch als Engländer und Franzosen!

Von der Tagung der Karpathendeutschen.

Die Deutschen in den Karpathenländern sind seit Jahrzehnten genötigt, zur Behauptung ihrer völkischen und wirtschaftlichen Interessen rege Schutzarbeit zu betreiben. In Ungarn und Siebenbürgen, in Galizien, der Bukowina und Rumänien entstanden zu diesem Zwecke eine Reihe von völkischen Vereinen, die für ihr engeres Arbeitsgebiet mit Umsicht ihren Zweck verfolgten. Die einzelnen Gruppn dieser Deutschen standen aber miteinander in keiner Verbindung, jeder ihrer Vereine und ihrer landwirtschaftlichen Organisationen arbeiteten für sich. Auch die geschichtliche Forschung in den einzelnen Ländern berücksichtigt nicht die Entwicklung in den benachbarten Siedlungsgebieten. Die Folge war, daß jede Gruppen dieser Deutschen standen aber miteinander in keiner Verbindung, jeder seitige Hilfe gestärkt wurde. Selbstverständlich nahm man daher auch im Mutterland auf die einzelnen deutschen Gruppen keine Rücksicht, hielt sie im Westen für unbedeutend, kaum der Beachtung wert, trotzdem sie im ganzen drei bis vier Millionen Köpfe zählten. Nur die Sachsen in Siebenbürgen erfreuten sich größerer Aufmerksamkeit.

Da trat 1910 Prof. R. F. Kaindl, damals an der Universität in Czernowitz, mit seinen Gedanken der Tagungen der Karpathendeutschen

hervor. Um die einzelnen Gruppen der Deutschen in den Karpathenländern einander mit dem Muttervolke näher zu bringen, prägte er den zusammenfassenden Namen Karpathendeutsche, indem er auf die gemeinsame Abstammung, den Parallelismus in ihrer Geschichte und Entwicklung, die vielen gemeinsamen Beziehungen in älterer Zeit trotz der Staatsgrenzen, endlich auf die Vorteile dieser Verbindung hinwies.*) Die Tagungen sollten von Zeit zu Zeit abgehalten werden, und zwar stets an einem anderen Orte, um so immer andere Kreise stärker herbeizuziehen und die persönliche Bekanntschaft mit Land und Leuten zu fördern.

Der Gedanke fand allgemeine Anerkennung. 1911 fand im „Deutschen Hause" in Czernowitz die erste Tagung statt. Seither folgten noch drei in Ruma (Slavonien), in Wien und in Biala (Galizien, an der schlesischen Grenze). Sie waren von zahlreichen Deutschen aus allen Karpathenländern und aus Bosnien, ferner aus dem Mutterlande besucht und gestalteten sich zu glänzenden Kundgebungen deutschen Volkstums und Gemeinsamkeitsgefühls.

Der bekannte Führer der galizischen Deutschen Pfarrer Dr. Theodor Jöckler in Stanislau, hat sich bei der Tagung in Biala über die Bedeutung der Tagungen folgendermaßen ausgesprochen: „Ich erblicke den größten Segen unserer Tagungen darin, daß hier die Vertreter der verschiedensten Gruppen einander näherkommen, wodurch das gesamte Deutschtum der Karpathenländer eine machtvolle moralische Stärkung seines völkischen Bewußtseins erfährt. Wir alle können mit großer Freude feststellen, daß wir die Förderung, die unsere völkischen Bestrebungen durch die Tagungen erfahren, allenthalben verspüren. Eine weitere moralische Förderung, die uns und unseren Arbeiten aus den alljährlichen Tagungen erwächst, besteht vor allem darin, daß unsere Stammesgenossen im Westen heute bereits wissen, daß sich alle Karpathendeutschen ohne Ausnahme als Ganzes fühlen, daß sie wissen, daß sie alle zusammen gemeinsame Aufgaben zu erfüllen, in gemeinsamer Arbeit den gemeinsamen Volksgedanken zu pflegen haben. Und dieser Vorteil schon allein ist ganz außerordentlich. Im Leben der Deutschen in den Karpathenländern klingt heute bereits eine ganz andere Tonart, als noch vor wenigen Jahren. Dieser Erfolg unserer Tagungen ist gleichsam eine Art Kundgebung unserer inneren Einheit nach außen, ein offenes Bekenntnis zum Deutschtum."

Der Anreger und Leiter der Tagungen Prof. Kaindl (jetzt in Graz) faßt das Ziel der Tagungen in folgende Sätze zusammen:

Die völkische, kulturelle und wirtschaftliche Verbindung zwischen den Karpathendeutschen, die auf fünf Staatsgebiete verteilt sind, zu pflegen; die Teilnahme des deutschen Muttervolkes an diesen Volksgenossen rege zu erhalten; das deutsche Volk auf sein altes erfolgreiches Arbeitsgebiet im Osten zu weisen; die Schaffung eines großen Wirtschaftsgebietes in Mittel- und Südosteuropa zu vertreten und damit auch für den Anschluß Deutschösterreichs an Deutschland zu werben.

Zur Förderung dieses Ziels ist eine umfassende Literatur geschaffen, zahllose Aufsätze und Abhandlungen in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht worden. Die Hauptleitung der Tagung dient als Auskunfts- und

*) Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. 3 Bde. (Gotha, Fr. A. Perthes) und zahlreiche andere verwandte Schriften.

Vermittlungsstelle in allen Fragen, die mit den oben angeführten Aufgaben in Verbindung stehen. Während der Kriegsjahre ist von der Hauptleitung auch die Fürsorge für die kriegsbeschädigten Deutschen in den Karpathenländern eifrig gefördert worden.

Näheres bringen über die Arbeit der Tagung die vier bisher erschienenen Berichte, die von der Hauptleitung (Prof. R. F. Kaindl, Waltendorf bei Graz) bezogen werden können.

Tanzkunst.

Von Fritz Böhme.

(Vergl. Nr. 8 vom 25. Februar.)

Mit dem Schritt vom Ballett zum modernen Tanz ist eine Frage, die in allen anderen Künsten an erster Stelle steht, bei der Tanzkunst aber bisher kaum erörtert wurde, in den Vordergrund gerückt: die Frage nach dem Tanzschöpfer. Beim Ballett kam diese Frage gar nicht auf, weil die einzelnen Mitglieder des Corps de Ballet nicht eigene Erfindungen tanzten, sondern die Bewegungsfolgen nach den Angaben des Ballettmeisters machten, dessen Produktion in der Anpassung der Schritt- und Sprungfolgen an die gegebenen Takte der vom Komponisten geschaffenen Ballettmusik erfolgte. Der moderne Kunsttanz hat im Gegensatz dazu den Einzeltänzer auf das Podium gebracht und mit ihm die eigene Schöpfung, den Schaffenden.

Wir pflegen heute, wenn ein Tänzer Kunsttanz auf der Bühne bietet, ohne weiteres anzunehmen, daß er auch zugleich aus eigener Phantasie und dichterischer Kraft die gebotenen Schöpfungen selbst geschaffen hat, — und im allgemeinen haben unsere namhaften Tänzer und Tänzerinnen auch ihre Tänze selbst geschaffen. Anders steht es zuweilen um die mittleren und kleinen Größen: bei ihnen wie bei den tänzerischen Darbietungen von Kindern sind die Schöpfungen nun gar zu oft nicht das eigene Werk des Ausführenden, sondern stammen von einer produktive Schaffenskraft besitzenden Tanzlehrkraft oder Tänzerin. Marianne Winkelstern, Ruth Marcus, Hilde Engel — um einige bemerkenswerten, jüngst in Berlin aufgetretenen Kinder zu nennen, — fügten in nachahmenswerter Weise ihrem Programm die Schöpfer ihrer Tänze bei. Es ist bezeichnend für die Lage der Dinge, wenn mir vor kurzem eine Tänzerin erzählte, daß sie im letzten Winter etwa 70 Tänze geschaffen habe, die auf Konzertpodium, Variété und Kabarett von anderen, mit denen sie diese Tänze eingeübt habe, getanzt worden seien, ohne daß ihr Name als der des Schöpfers dabei genannt wurde. In anderen Künsten (etwa der Musik) wäre so etwas unmöglich, beim Tanz geht es, weil man immer noch nicht klar scheidet zwischen dem Tanzschöpfer und dem reproduktiven Tänzer.

Eng hängt damit ein zweites zusammen. Ich saß vor kurzem neben einer unserer besten Tänzerinnen bei den Vorführungen einer jungen Künstlerin unseres Gebietes; im Verlaufe des Abends konnten wir feststellen, daß diese junge Tänzerin recht wesentliche Anleihen bei den Tänzen der neben mir sitzenden Künstlerin gemacht hatte. Manchmal war erstaunlich wenig geändert. Man kann dagegen gar nichts tun: denn der Tanz als Schöpfung ist schutzlos, kann

nachgeahmt werden, ohne daß es jemand verbieten könnte. Das Gesetz schützt allerdings pantomimische und choreographische Darbietungen, aber nicht als solche, sondern nur die schriftliche Fixierung dieser Schöpfungen. Eigentliche Tänze aber lassen sich mit erklärender Beschreibung schriftlich nicht festhalten und eine für den modernen Tanz allgemein angewandte Tanznotenschrift besitzen wir noch nicht — und so ist der Kunsttanz so gut wie vogelfrei. Wenn wir erst eine unter den Tanzschöpfern verbreitete, wirklich anwendbare Niederschriftsmöglichkeit tänzerischer Gebilde haben werden, wird man das Urheberrecht auch auf Schöpfungen dieser Kunst ausdehnen müssen. Augenblicklich arbeiten an einer solchen Fixierung unabhängig von einander der Tänzer und Tanzpädagoge Rudolf von Laban in Stuttgart und der Tanzkomponist Jaap Kool in Berlin; es wäre zu wünschen, daß beide, damit hier nicht unnötige Kraft vertan würde, das, was sie bisher fanden, austauschen und so — wenn das möglich ist — zu einer gemeinsamen Verfolgung dieses für den modernen Tanz so überaus wichtigen Ziels gelangten. Denn erst eine wirklich anwendbare Tanzniederschrift wird die Errungenschaften des modernen Kunsttanzes festhalten und kultivieern können und zu einer folgerichtigen, einheitlichen Weiterarbeit veranlassen, wie es die um 1700 für das Ballett von dem Franzosen Feuillet geschaffene „Choréographie" bewiesen hat, die zum Teil bis heute angewendet wird, aber für den modernen Tanz, da sie nur Fortbewegung gibt, nicht verwendbar ist.

Mit dieser auf persönliche Weitergabe gestellten Erziehung des jungen Tänzers hängt zweierlei zusammen: daß wir eine beträchtliche Anzahl sehr verschieden gearteter Tanzlehrschulen haben und daß wir im modernen Kunsttanz über das Duett hinaus erst zu verschwindend geringen Ansätzen zum Gruppentanz, der die Stärke des Balletts ausmachte, gekommen sind. Diese Situation erhöht die Uneinheitlichkeit des modernen Tanzes: er ist aus der individualistischen, dezentralisierenden Epoche noch nicht herausgekommen. Die der modernen Tanzkunst gemeinsamen, elementaren Vorübungsstadien sind noch nicht allgemein verbindlich anerkannt und geklärt. Nur wenige, an ihrer Spitze Rudolf von Laban, haben einen elastischen Entwicklungsgang zum Tanzkunstwerk erdacht, der aufbauend auf körpertechnischer Uebung, Ausdruckskultur, Raumgefühl, Spannung und Impuls zu einer Kompositionslehre führt, die Voraussetzung und Bereitstellung zum Schaffen eines Tanzes ist. Viele begnügen sich mit der Lehre ganz äußerlicher Bewegungen, andere bauen rein auf dem Atmen auf, wieder andere sehen in Ausdrucksplastik die Vorbedingung für Tanz. Bei dieser mangelhaften oder einseitigen Vorbildung werden dann auch die Tänze ebenso mangelhaft und einseitig und erfüllen nicht die Forderungen, die an das Raumbewegungskunstwerk zu stellen sind. Ueberdies glauben immer noch viele, daß der moderne Kunsttanz mit ein paar Bewegungen über die Uebung des Balletts hinaus oder durch Beimengung theatralischer oder pantomimischer Elemente erreicht sei. Ganze Schulen verbreiten diesen Widersinn, indem sie den Schüler erst in der Ballettechnik (damit er doch eine anerkannte Technik habe) schulen und ihm dann einige gebärdliche Ausdrucksposen beibringen.

Versuche zu Gruppentänzen sind verschiedentlich gemacht worden: Rudolf von Laban pflegt sie schon seit langem mit seinem ausgesuchten Schülermaterial und hat jüngst in Mannheim und Stuttgart bedeutende Beweise für die Möglichkeit des modernen Gruppentanzes gegeben. Auch Mary Wigman, deren Tanzdichtung „Die sieben Tänze des Lebens" (Diederichs, Jena) vor kurzem in Frankfurt a. M. aufgeführt wurde, strebt mit gutem Erfolge der

Gruppe zu. Martin Luserke in Wickersdorf pflegt ebenfalls seit Jahren den Gruppentanz. Magda Bauer, eine Münchener Tänzerin, hat bis vor etwa einem Jahre auch Gruppentänze gezeigt, in denen viel Beachtenswertes gegeben wurde. Neuerdings sucht auch Jutta Klamt (Berlin) die Gruppe; auf ihrem letzten Tanzabend tanzten einige ihrer Schülerinnen einen von ihr geschaffenen Gruppentanz, aus dem viel kompositorische Kraft und Raumempfindung sprach.

Die Frage der Gruppe ist für den modernen Kunsttanz nicht ganz einfach: das Ballett hatte es leichter, da es dort vor allem auf exakte Uebereinstimmung der ausgeführten Uebungen ankam. Das Wesen der neuen Gruppe hat die Eigenart des einzelnen Tänzers hinsichtlich seiner tänzerischen Einstellung, ob er Hoch-, Mittel- oder Tieftänzer ist, ob er rund oder spitz, impulsiv oder in langen Spannungen tanzt, zu berücksichtigen. Es handelt sich dabei also zuerst darum, daß der Tänzer sich selbst finde in der Eigenheit seines rhythmischen Gebens und dann darum, daß sich die Zusammengehörigen zusammenfinden, daß es an kontrastierenden und widerstrebenden Elementen nicht fehle. Auch in dieser Hinsicht hat der moderne Tanz in der Gruppe alles Veräußerlichende und mechanische Zusammenstellen zu vermeiden, und wie der Einzeltanz ein in sich geschlossenes organisches Gebilde sein muß, ist Voraussetzung für die Gruppe, daß die einzelnen Glieder im Menschlichen und Seelischen, d. h. im Organisch-Rhythmischen einen Zusammenklang ergeben, damit aus der Gruppe das gemeinsam gebaute Kunstwerk erstehen kann.

Weltspiegel.

10. Mai.

Spannungen und Entspannungen. Vor wenigen Tagen hätte ein gutgläubiger Zeitungsleser aus einer nicht geringen Zahl von Blättern den Eindruck gewinnen können, als ob wir vor nichts geringerem stünden als dem Zusammenbruch der Entente. Von allen möglichen Seiten wurde versichert, daß die am 6. Mai erfolgte Rückkehr Barthous von seiner Pariser Reise notwendig den endgültigen Bruch zwischen Frankreich und England zur Folge haben müsse. Die Aufregung, die die offensichtliche Zuspitzung der Lage hervorrief, trug nicht gerade dazu bei, die Gemüter in Genua zur ruhigen Beobachtung und zum kühlen Nachdenken über die obwaltenden Wahrscheinlichkeiten zurückzuführen. Und so blieb es einige Tage bei der Verbreitung wilder Gerüchte und dem Hinausfenden trübe gefärbter Berichte.

Aber es war nicht nur die Nervosität ängstlich gewordener Beobachter, woraus die Alarmnachrichten hervorgingen, sondern es waren auch gewisse diplomatische Fechterkunststücke, die darin zum Ausdruck kamen. Frankreich, das nach einer Möglichkeit suchte, die Konferenz auseinanderzutreiben, die Schuld daran aber einer anderen Macht in die Schuhe zu schieben, bedient sich der günstigen Umstände, um alle geeigneten Kanäle zu finden, durch die die Haltung Englands in den Augen Frankreichs und seiner Parteigänger diskreditiert werden konnte. Von dieser Seite wurde die bestimmte Behauptung wiederholt, daß Lloyd George bei verschiedenen Gelegenheiten gedroht habe, sich von Frankreich loszusagen und neue Freundschaften zu suchen. Daß er Barthou gegenüber geradezu schroff, ja sogar

grob aufgetreten sei und das unmittelbare Ende der Entente verkündet habe, wenn Frankreich nicht klein beigäbe, war sogar in der „Times" zu lesen, einem Blatte, bei dem sich die Welt noch immer nicht ganz daran gewöhnt hat, daß es jetzt einen ganz anderen Charakter hat, als ihm vor einigen Menschenaltern noch eigen war. Gerade dieser Umstand hätte die Beurteiler stutzig machen können, da die grundsätzlich frankreichfreundliche und durch Rücksichten auf Wahrheit und Verantwortlichkeit wenig gehemmte Politik der „Times" bekannt genug war.

Es hat sich denn auch herausgestellt, daß zwar alle Schwierigkeiten, von denen wir schon wiederholt an dieser Stelle gesprochen haben, einstweilen noch ziemlich unverändert fortbestehen, daß aber niemand es auf sich nehmen will, die Konferenz vor der Zeit zum Scheitern zu bringen, und daß die meisten Mächte aus der Fortführung der Verhandlungen sogar allerlei Vorteile zu ziehen hoffen, — Frankreich durchaus nicht ausgenommen. Im Mittelpunkt der Verhandlungen, aus denen sich die so skizzierte Lage entwickelt hat, stand in den letzten acht Tagen das sogenannte „Russenmemorandum", jenes Aktenstück, das der russischen Delegation die Forderungen der alliierten Mächte übermitteln sollte und dessen Beantwortung jetzt über das Schicksal der ganzen Konferenz entscheiden soll. Es war, um es noch einmal besonders hervorzuheben, der Hauptzweck des Memorandums, den Russen die Wünsche und Bedingungen der Ententemächte zu Gemüte zu führen. Und nun erlebte man das Sonderbare, daß nach den ziemlich langwierigen und sehr schwierigen Beratungen, in denen Frankreich und England endlich eine gemeinsame Form für ihre offenkundig weit auseinandergehenden Meinungen gefunden hatten, das kleine Belgien im letzten Augenblick die Unterschrift verweigerte und — das war die peinlichste Ueberraschung! — Frankreich sich ihm anschloß!

Man fragt sich: weshalb hat Frankreich sich eigentlich an der Arbeit zur Fertigstellung des Memorandums, das ja doch von den ihm erwünschten Linien in der Behandlung der Russenfrage von vornherein abwich, überhaupt beteiligt, wenn es sich im entscheidenden Augenblick doch zurückziehen wollte? Die Antwort ergibt sich wohl aus der Betrachtung der Verhältnisse, die nach französischer Auffassung der deutsch-russische Vertrag von Rapallo geschaffen hatte. Frankreich sah, daß es in eine Lage gebracht worden war, in der es bei allzu starrer Festhaltung seines ursprünglich umschriebenen Standpunktes Rußland gegenüber ins Hintertreffen kommen mußte. Darum zog es vor, sich zu einer gewissen formellen Anpassung an die andern alliierten Mächte und zu einem Mitarbeiten mit ihnen zu entschließen, damit dem Geist der französischen Politik der nötige Raum in der Behandlung der russischen Frage gewahrt bleibe, zugleich aber auch für alle möglichen künftigen Fälle die Fühlung mit Rußland nicht ganz verloren gehe. Man sah in Paris keine andere Möglichkeit. Da zeigte sich in Belgien die lebhafte Beunruhigung und der Unmut der Kreise, die bei der starken Investierung von belgischem Kapital in Rußland schon seit der Vorkriegszeit die wirtschaftlichen Fragen in Osteuropa mit andern Augen anzusehen gewohnt waren. Verstärkt wurden ihre Sorgen durch die Befürchtungen, daß England die Gunst der Umstände benutzen könnte oder — wie Gerüchte besagten — schon benutzt habe, um sich in Rußland in der Petroleumindustrie, in den Manganerzen des Kaukasus und anderen Handelsartikeln besondere Vorteile zu sichern. Wie weit diese Besorgnisse

aus politischen Rücksichten aufgebauscht und künstlich verstärkt wurden, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls bot der Entschluß Belgiens, sich den vorgeschlagenen Abmachungen mit Rußland zu widersetzen, Frankreich eine willkommene Handhabe, die neue Konstellation zu erfassen und sich an die Seite Belgiens zu stellen. Das bedeutete zunächst eine außerordentliche Verschärfung der zwischen Frankreich und England entstandenen Krisis, aber Poincaré berechnete ganz richtig, daß dieses feste Zusammenstehen Frankreichs und Belgiens eines der besten und wirksamsten Mittel sein werde, um Lloyd George zur Vorsicht und zur Vermeidung der äußersten Schritte zu mahnen. Während nach den äußeren Eindrücken und nach den von unverantwortlichen Beobachtern und Sensationsmachern beherrschten Stimmungen in Genua alles auf des Messers Schneide zu stehen schien, arbeitete unter den Verantwortlichen und Eingeweihten angestrengt der Vermittlungsapparat.

Und so ist der Fortgang der Konferenz einmal wieder gerettet worden, zumal da die Russen nicht den Wunsch hatten, die Dinge zum äußersten zu treiben. Die Meinungsverschiedenheit ging um die Forderung in Artikel 7 des Memorandums, wonach die Russen sich verpflichten sollten, das der Sozialisierung zum Opfer gefallene Privateigentum der Ausländer den früheren Besitzern zurückzuerstatten. Frankreich hielt — jetzt im Verein mit Belgien — diese Forderung mit besonderer Entschiedenheit aufrecht. Die Russen aber erklärten sie für unannehmbar, weil sie sich nicht zwingen lassen wollten, ihre grundsätzliche Stellung zum Eigentumsrecht, die sie zu einer Besonderheit ihres Staatssystems gemacht haben, die darum auch von ihrem staatlichen Organismus nicht beliebig losgelöst werden kann, auf fremdes Geheiß preiszugeben. Eine zweite Meinungsverschiedenheit zwischen Frankreich und Rußland wurde hervorgerufen durch den starr ablehnenden Standpunkt Poincarés in der Anleihefrage, da Rußland auf finanzielle Hilfe nicht verzichten kann. Aber unter der Hand hat Frankreich verlauten lassen, daß es wahrscheinlich nicht bei der äußersten Schroffheit verharren wird, wenn Rußland in seiner Antwort einiges Entgegenkommen zeigt. Das scheint nach den heute vorliegenden Nachrichten über die fertiggestellte russische Antwort geschehen zu sein. Rußland wünscht nur Aenderungen in Artikel 7 und Zusicherung einer sofortigen Anleihe, nimmt aber im übrigen das Memorandum an. Eine vermittelnde Formel für die Streitfrage des Artikel 7 scheint bereits gefunden worden zu sein.

Es ist durch den bisherigen Verlauf der Dinge unverkennbar bewiesen worden, daß alle in Genua beteiligten Mächte dort eine wertvolle Gelegenheit zu Verhandlungen, die sie in ähnlicher Art nicht so leicht wiederfinden würden, erkannt haben. Mehr als zu Anfang häufen sich Besprechungen, aus denen trotz der nach außen noch offiziell festgehaltenen Siegergeste der Ententeleute die fanatische Gereiztheit und verletzende Unbilligkeit gegenüber den Unterlegenen allmählich schwindet. Im Hintergrunde steht als fernerer Programmpunkt der Konferenz noch immer Lloyd Georges Lieblingsidee von seinem Friedenspakt. Sogar Frankreich scheint sich dem Gedanken einer Anleihe und einer Atempause für Deutschland wenigstens so weit zuzuneigen, daß es eine Ueberspannung des Bogens vermeiden will. So schließt der erste Monat der Konferenz nicht so unharmonisch ab, wie man bei seinem Beginn fürchten mußte. W. v. Massow.

Bücherschau.

Recht, Wirtschaft, Gesellschaft.

Dr. Karl Strupp, Grundzüge des positiven Völkerrechts. — Der Staatsbürger. Sammlung zur Einführung in das öffentliche Recht herausgegeben von Rechtsanwalt H. Kamps. Band 2/3. Bonn 1921, Ludwig Röhrscheid.

Innerhalb der Völkerrechtsliteratur bedeutet der Name Strupp: stets auf dem Laufenden sein, nichts außerachtlassen, flüssige Darstellung und zugleich handbuchmäßige praktische Gliederung. In diesem Buch sind die Theorien, Kontroversen und frommen Wünsche zurückgedrängt, und nur das real Geltende kommt zu Wort.

Dr. Wenzel Goldbaum. Urheberrecht und Urhebervertragsrecht. Ein Kommentar zu den Gesetzen über das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst, das Verlagsrecht und zur revidierten Berner Uebereinkunft nebst Bestimmungen des Friedensvertrages. Berlin 1922, Georg Stilke.

Der Kommentar ist für Autoren, Tonschöpfer und Verleger von großem Wert und hält mit den neuesten Entwicklungen (Friedensvertrag, Filmindustrie, Arbeitsrecht) Schritt.

Dr. Karl Strupp, Grundriß des Versailler Friedensvertrages. Im Auftrage des Bürgerausschusses zu Frankfurt/Main zum Gebrauch bei Vorlesungen, Vorträgen und zum Selbststudium abgefaßt. Berlin W. 8, 1921, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H.

Das Buch der Schmerzen, in eherner Katechismusform.

Dr. Hans Freyer, Die Bewertung der Wirtschaft im philosophischen Denken des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1921, Verlag Wilhelm Engelmann, geh. 26 M.

Eine Schrift von weittragender Bedeutung. Ihr psychologisch wie geschichtlich bewanderter Verfasser geht davon aus, daß die verschiedenen großen Kulturgebiete wie Religion, Kunst, Politik, Wirtschaft zu verschiedenen Zeiten einen ganz verschiedenen Rang im Denken und Handeln der Menschen einnehmen. Er will nun bestimmen, welche Stellung das Wirtschaftliche im Kulturganzen des 19. Jahrhunderts eingenommen hat und nähert sich dieser schwierigen Aufgabe von der Analyse führender philosophischer Schriften des Jahrhunderts. Allerdings erhält er dadurch ein Beobachtungsmaterial, welches vom praktischen Leben abgesondert liegt; da es aber anderseits eine starke gedankliche Durchbildung aufweist und die Gegensätze der philosophischen Schulen und Persönlichkeiten doch auch die ganze Skala der Standpunkte im praktischen Leben widerspiegeln, so erscheint sein Ausgangspunkt ergiebig, und die Behandlungsart, die sich vor der Gefahr ideologischer Verflüchtigung hütet, ergibt tatsächlich ein reiches und konkretes Bild der wirtschaftlichen Weltanschauung der letzten Menschenalter.

H. Muckermann, Die Erblichkeitsforschung und die Wiedergeburt von Familie und Volk. Flugschriften der „Stimmen der Zeit", 11. Heft. Freiburg i. Br. 1919, Herder.

H. Muckermann, Kind und Volk. Der biologische Wert der Treue zu den Lebensgesetzen beim Aufbau der Familie. Dritte, bedeutend vermehrte Auflage. (8.—11. Tausend.) Zwei Teile. 8° Freiburg i. Br. 1920, Herder.

Erster Teil: Vererbung und Auslese. Mit 2 Tafeln. XII und 174 S.) 8,60 M., geb. 10,40 M. Zweiter Teil: Gestaltung der Lebenslage. Mit 1 Tafel. (VIII u. 232 S.) 11,40 M., geb. 13,40 M.

Muckermann hat sich durch die taktvolle und umsichtige Art, mit welcher er die für unsere Volksgesundheit und nationale Zukunft richtigen Fragen des Geschlechts- und Familienlebens auf streng biologischer Grundlage in Vorträgen behandelt, viel Anerkennung erworben. Der wesentliche Inhalt dieser Vorträge ist in den angezeigten Schriften niedergelegt.

Heinz Marr, Proletarisches Verlangen. Ein Beitrag zur Psychologie den Massen. (Jena 1921, Eugen Diederichs. Brosch. 10 M.)

Die Psychologie des Industriearbeiters ist selten mit so eindringendem Sinn erfaßt und gezeichnet worden, wie in den Vorträgen, welche der Leiter des Frankfurter Sozialen Museums auf dem landeskirchlich-sozialen Kursus gehalten hat. Diese Vorträge sollten um ihrer tiefen Wirkung auf die Hörer willen zusammen mit denen von Kern und Nieders seinerzeit in den „Grenzboten erscheinen (1920, letztes Quartal), und nur ihr Umfang machte diesen Plan zunichte. Der Marxismus, nicht als wissenschaftliche Theorie, sondern als Massenglaube wird in seiner aktivierenden Kraft wie in seinem Ungenügen und seiner Selbstauflösung anschaulich.

Rudolf Kjellén, Grundriß zu einem System der Politik. Leipzig, Hirzel 1920, geh. 6,50 M., geb. 12 M.

Kjelléns Bücher sind in Deutschland stets eindringlicher Beachtung sicher; man kann sagen, daß dieser Schwede der erfolgreichste in deutscher Sprache veröffentlichende Schriftsteller aus dem Grenzgebiet theoretischer und praktischer Politik ist. In der vorliegenden kurzen Programmschrift führt Kjellén das in seinem „Staat als Lebensform" angeschlagene Thema fort. Er zeichnet den Umriß, wie eine theoretische Politik als Wissenschaft vorgehen müsse, und kommt dabei, wie immer, zu neuen Gesichtspunkten und Bezeichnungen.

Dr. Alfred Vierkandt, Staat und Gesellschaft in der Gegenwart. Eine Einführung in das staatsbürgerliche Denken und in die politische Bewegung unserer Zeit. Zweite verbesserte Auflage. (Leipzig 1921, Verlag von Quelle u. Meyer, geb. 9 M.)

Diese Politik ist keine trockene Zusammenstellung von Tatsachen, obwohl gesättigt mit Tatsachen. Ein fesselnder persönlicher Schwung, der aber nirgends die Berührung mit der Wirklichkeit verdient, verleiht der kleinen Schrift einen Reiz, wie ihn wenige Einführungsschriften besitzen.

Der Merker.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Geschäftsführung: Deutscher Verlag, Abt. Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9 Fernruf Nollendorf 4849.
Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 20. Mai 1922

Nummer 19

Poincaré, eine Gefahr für Europas Frieden.

Von Pierrepont B. Noyes.

Ins Deutsche übertragen von Dr. Badberg.

Dieser Aufsatz erschien zuerst im Editorial der New York „World“ vom 5. Februar 1922. Verfasser ist der frühere amerikanische Oberkommissar in der Rheinlandkommission, Pierrepont B. Noyes, der im Sommer 1920 wieder nach Amerika zurückgekehrt ist. Er ist bekannt als Leiter und Besitzer der wegen ihrer musterhaften sozialen Einrichtungen weit über die Grenzen Amerikas genannten Oneida Community (Fabrik für Silberwaren) und seine Betätigung auf volkswirtschaftlichem Gebiete. Mit Präsident Garfield vom Williams College trat er 1917 in die amerikanische Kohlenkommission ein. Als solcher wurde er später nach Frankreich geschickt und hat dort in verschiedenen Kommissionen, die bei den Friedensverhandlungen zusammengesetzt wurden, mitgearbeitet, bis er als amerikanischer Oberkommissar in das Rheinland kam. Er ist der Verfasser des Buches: „While Europe waits for Peace“, das starkes Aufsehen erregt hat.*)

Die Wahl Mr. Poincarés zum Ministerpräsidenten Frankreichs kommt als eine der unangenehmsten und entmutigendsten Ueberraschungen für alle diejenigen, die nach drei Jahren ständiger Enttäuschung kürzlich Grund zu haben glaubten, endlich hoffnungsfreudig in eine bessere Zukunft schauen zu können. Amerikas Volk sehnt sich nach dauerndem Frieden und nach der Wiederherstellung normaler Verhältnisse. Es hat niemals verstehen können, weshalb hier eine Verzögerung eintrat; und obgleich es sich dauernd und krampfhaft bemühte, seine traditionelle Freundschaft für Frankreich zu bewahren, gehen ihm doch jetzt allmählich die Augen auf, und

*) P. B. Noyes „Wo Europa doch des Friedens harrt“. Ins Deutsche übertragen von Regierungsrat Dr. Appelmann Verlag Engelmann, Berlin.

langsam kommt es zu der Ueberzeugung, daß bei Frankreichs Politik letzten Endes „der Hase im Pfeffer liegt". Unter diesen Umständen bedeutet das Auftauchen von Mr. Poincaré alles eher als ein vertrauenserweckender Ausblick in die Zukunft. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden damit die Ereignisse katastrophal beschleunigt werden, und es wird eine englische „Erlösung" kommen; diese aber doch nur in dem Sinne wie das Auftreten einer akuten Krise eine Erlösung in einer sich monatelang hinschleppenden Krankheit bedeutet.

Seit den ersten Tagen des Waffenstillstandes ist Mr. Poincaré der Lenker und Behüter des neuen französischen Nationalismus gewesen. Er hat mit argusäugiger nie rastender Wachsamkeit die Tätigkeit der französischen Regierung verfolgt und überwacht, und aus dem Schatten, in dem er stand, heraus, hat dieser Cato französischer Politik Minister, Premiers und Präsidenten terrorisiert, sobald sie auch nur den Versuch machten, mit sentimentalem Internationalismus Kompromisse einzugehen. Der Sieg der Alliierten über Deutschland wurde von Poincaré als willkommene Gelegenheit zur Verwirklichung von Plänen begrüßt. Seinen Zynismus alten Stils hat er sich nie umnebeln lassen von dem Traume, man dürfe Frankreichs Sicherheit irgend einem „System von Weltfrieden" anvertrauen. Sein Auge blieb fest gerichtet auf die eine große Möglichkeit, Deutschland zu ruinieren. Aber so wie sich die Verhältnisse entwickelten, ergab sich für den scharf beobachtenden Poincaré in seiner einfachen Formel „Delenda est Carthago" doch ein kleiner verhängnisvoller schwacher Punkt. Sechzig Millionen Deutsche können wirklich nicht so ohne weiteres und mit Aussicht auf Erfolg zum Ruin geleitet oder dauernd niedergehalten werden in einem Europa, in dem die Streitigkeiten und Eifersüchteleien von Dutzenden von alten oder neu erstandenen Nationen Verbrüderungen und Verbindungen aller Art möglich machen. Wenn die Sicherheit Frankreichs und der Friede Europas sich wirklich und ausschließlich auf militärische Grundlagen stützen sollen, dann gibt es nur eine Antwort, nur eine Formel: Frankreich muß herrschen; herrschen nicht bloß über Deutschland, sondern über ganz Europa. Diese Art europäischen Friedens hat schon Napoleon erstrebt. Hinter den letzten drei Premiers hat Mr. Poincaré gestanden wie ein Gespenst, den Finger dauernd gerichtet auf das vor ihnen liegende Problem. Als Mr. Millerand Premier wurde, wagte er es nicht, trotzdem er früher zu den Liberalen gezählt hatte, auch nur den Anflug einer Neigung zum Liberalismus zu bekunden. Als ich darob einer bedeutenden französischen Persönlichkeit gegenüber meine Ueberraschung zum Ausdruck brachte, wies er auf Mr. Poincaré und sagte: „Mr. Millerand hat „mitgemacht" bis zum letzten i-Punkt, und er wurde Präsident. Mr. Briand hat „mitgemacht" bis er glaubte, stark genug zu sein, Mr. Poincaré und der Militaristengruppe den Absagebrief reichen zu dürfen. Dann bewegte er sich vorsichtigen Schrittes dem Kompromiß entgegen — und — er fiel. Jetzt will Poincaré die Aufgabe selber lösen."

Trotzdem Mr. Poincaré beim Volke nicht beliebt ist, scheint er doch hinreichende Unterstützung zu finden, um seine ultra-nationalistische Politik durchführen zu können. Frankreichs Volk befindet sich in einer eigenartigen Stimmung. Es lechzt nach Frieden und Glück; die Enttäuschung über die letzte dreijährige Politik seiner Regierung ist stetig im Wachsen. Das

so oft wiederholte, aber nie erfüllte Versprechen: „Deutschland wird bezahlen und alles wird wieder gut" verliert allmählich seine Zugkraft, das Volk aber hängt noch dauernd an dem Gedanken: Wenn die Politiker „es nur Foch überließen", er würde die Deutschen schon zum Zahlen bringen. Dies Gefühl hat die Militaristengruppe als wirkliche Macht hinter dem Throne halten können. Poincaré weiß das. Er hat sich selbst zum Interpreten der Militaristengruppe gemacht. Er ist stets ihr bürgerliches Haupt gewesen. Ohne ihn wäre diese Gruppe, genau wie in anderen Ländern, wahrscheinlich schon längst geschlagen und von den Politikern an die Wand gedrückt worden. Ohne ihn wäre auch sicherlich schon irgend ein Abkommen mit den Elementen, die von innen und außen her auf Versöhnung und Abrüstung drängen, zustande gekommen.

Im Jahre 1920 hatte ich eine außergewöhnlich gute Gelegenheit, Mr. Poincaré aus nächster Nähe zu beobachten. Derzeit war er Vorsitzender der Wiedergutmachungskommission. In einer ganzen Reihe recht scharfer Diskussionen saß ich in seiner unmittelbaren Nähe. Ich beobachtete ihn vorurteilslos, aber mit den Augen eines Geschäftsmannes, der die Beweggründe und Ziele jemandes, der auf das zukünftige Wohlergehen von uns allen einen gewichtigen Einfluß ausüben muß, zu ergründen sich bemüht. Hier bot sich eine selten gute Gelegenheit, seinen wirklichen Absichten auf den Grund zu kommen, da er sich damals bemühte, Bestimmungen zu erlassen, die den Ausschuß von fünf Sachkennern, von denen ich einer war, in unseren Besprechungen mit der deutschen Delegation über das Kohlenabkommen lenken oder vielmehr die Hände binden sollten. *Wider meinen Willen zwang sich mir die Ueberzeugung auf, daß Mr. Poincaré gar kein Abkommen wünschte, daß er auch garnicht so sehr größere Kohlenmengen für Frankreich erstrebte, als vielmehr, daß er darum kämpfte, Deutschland in der Rolle des Vertragsbrechers zu erhalten, um auf diese Weise dauernd eine Möglichkeit und „Berechtigung" für militärischen Angriff zu haben.* Was ich hier sage, ist unangenehm, aber meine Schlußfolgerung paßt durchaus zu vielen von Mr. Poincarés früheren Handlungen und Aeußerungen, und der Kurs, den er seitdem genommen, hat meine Behauptung durchaus bestätigt.

Wenn Amerikas Volk sich diesen Standpunkt von Mr. Poincaré nur scharf zu eigen machen will, wird es darin den Schlüssel finden zu vielem, was in den Wiedergutmachungsverhandlungen bislang unverständlich war, sowie in den Meinungsverschiedenheiten zwischen Frankreich und Großbritannien, in den Zick-Zack-Zügen der französischen Politik, und endlich in Briands zähem Festhalten an der Behauptung, Frankreich müsse ein Heer von 850 000 Mann haben und bedürfe einer größeren Flotte. Kleiden Sie diese nationalistische Politik meinetwegen in mildere Worte, wenn's beliebt; entschuldigen Sie dieselbe, wie wir es ja letzten Endes alle tun müssen, aber schauen Sie ihr fest ins Gesicht. Machen Sie sich mit der Tatsache vertraut, daß jener Mann, der durch Wort und Tat das offizielle Frankreich dauernd daran hinderte, auch nur einen anderen Schritt zu unternehmen, als *den*, Europas Angelegenheiten lediglich auf militärischem Wege zu regeln; — daß er, der mehr als irgend ein anderer getan hat, das nicht denkende Volk zur Doktrin militärischer Gewalt zu ver-

kehren, jetzt an der Spitze der französischen Nation steht.

Schon zwei Jahre lang habe ich darauf hingewiesen, daß jeder Premier Frankreichs im Augenblick, wo er auch nur um einen Zollbreit nach einem Kompromiß hinlehne, gestürzt werden würde; daß Mr. Poincaré dessen Platz einnehmen und schließlich eine französische Armee in das Ruhrgebiet einfallen und es besetzt halten würde. Meine erste Vorhersage hat sich bereits bewahrheitet; die Erfüllung der zweiten — befürchte ich — steht unmittelbar bevor.

Aber nur wenige Leute in unserem Lande scheinen wirklich zu erfassen, was eine Besetzung des Ruhrgebietes für Frankreichs Militaristen bedeutet. Kein anderer Amerikaner ist vielleicht besser in der Lage gewesen, als ich es in den Jahren 1919-20 war, die Entschiedenheit des französischen Oberkommandos, diese Besetzung durchzuführen, und dessen zornig-nervöse Ungeduld über den britischen Widerstand hiergegen zu beobachten.

In den Friedensverhandlungen wurde vom Ruhrgebiet wenig gesprochen. In jenen Tagen schaute Frankreich wegen „Sicherheit" noch auf Amerika und den Völkerbund. Erst nachdem die Vereinigten Staaten unzweideutig ihre Absicht bekundet hatten, sich ganz aus europäischen Angelegenheiten zurückzuziehen, trat die Absicht, das Ruhrgebiet zu besetzen, in die Erscheinung.

Ich habe nie geglaubt, daß Mr. Clemenceaus Kampf in der Friedenskonferenz um eine fünfzehnjährige „Besetzung" des Rheinlandes aus anderen Erwägungen heraus resultierte, als denen, die Entwaffnung Deutschlands und das Eintreiben der Reparationsschuld militärisch gewährleistet zu sehen. Die Ruhr hatte damals, nach meiner Ueberzeugung, in den Plänen der französischen Regierung noch keine strategische Bedeutung. Bekannt ist ja freilich, daß der vom französischen Oberkommando eingefädelte und geführte „Dorten-Aufstand" im Mai 1919, die Einbeziehung von Ruhr und Westfalen in das „Besatzungsgebiet" mit zum Ziele hatte; doch scheinen die französischen Staatsmänner, mit denen ich sprach, damals nur wirtschaftliche Vorteile im Auge gehabt zu haben. Jeder wird sich noch der Ruhraufstände im März 1920 erinnern. Frankreich verbot es Deutschland damals, Truppen zu entsenden, um den Aufstand niederzuschlagen, und Marschall Foch riet den Alliierten in aller Oeffentlichkeit, das Gebiet zu besetzen. Seit jenen Tagen steht die Besetzung des Ruhrgebietes fest mit auf dem Programm. Im April desselben Jahres wurden mehrere Regimenter aus Frankreich herangeholt und in der Nähe von Cöln zusammengezogen. Man bat die Briten um die Erlaubnis, einen französischen Flieger-Stütz-Punkt in ihrem Brückenkopf errichten zu dürfen. Bis ins Kleinste ausgearbeitete militärische Pläne hinsichtlich Mannschaften und Geschütze wurden den britischen Behörden von den Franzosen unterbreitet. Selbst der Tag des Einmarsches war schon festgesetzt.

Während dieser ganzen Zeit hat England die Besetzung des Ruhrgebietes allein und ohne Unterstützung von anderer Seite verhindert; und seine Zähigkeit in dieser Hinsicht hat mehr denn einmal die Harmonie der Entente bedroht. Zur Zeit des Ultimatums der Alliierten im Jahre 1921 freilich wurde England zum Nachgeben gezwungen, aber nur insofern, als es seine Zustimmung geben mußte, zu einer Besetzung, die sich auf Punkte am Rhein entlang erstreckte. Drei Premiers in Frankreich

haben nacheinander zurückgezuckt vor dem Wagnis, wegen des Ruhrgebietes mit England zu brechen. Möglich, daß Lloyd George noch weiterhin sich diesen Plänen erfolgreich widersetzen kann, aber, wenn's ihm nicht gelingt, und wenn Frankreichs Parlament sich hinter Poincaré stellt, dann erscheint es mir doch wahrscheinlich, daß schon in nächster Zeit französische Truppen in jenes Gebiet einrücken.

Bekanntlich hat Poincaré den „Obersten Rat" in dem die verantwortlichen Vertreter beider Nationen ihre Probleme Auge in Auge besprachen, aufgelöst. Er hat der Welt verkündet, daß Frankreichs Geschäfte wieder in Zukunft durch jene labyrinthisch verdrehten Botschafterkanäle geleitet werden würden, welche die verderbenbringende Vorkriegsdiplomatie möglich machten. Kaum eine Woche nachdem Mr. Poincaré sein Amt übernommen, wies er auf „neue Maßnahmen" hin, die ergriffen werden müßten, und er wiederholte Millerands Wort, das dieser vor zwei Jahren geprägt, daß die fünfzehnjährige Besetzung des Rheinlandes noch garnicht begonnen habe und erst dann ihren Anfang nehme, wenn jede Bedingung des Versailler Vertrages erfüllt sei.

Man wird fragen, weshalb Frankreich die Besetzung des Ruhrgebietes so leidenschaftlich betreibt, und warum England mit gleicher Festigkeit sich dagegen sträubt. Aus zwei Gründen: Das Ruhrgebiet mit seinen 120 000 000 Tonnen jährlicher Kohlenförderung, zusammen mit Schlesien, das etwa 50 Millionen Tonnen liefert, bildet die Hauptkohlenquelle für Kontinental-Europa. Jede Nation, die dieses Feld beherrscht, hat die Hand an der Gurgel des wirtschaftlichen Lebens Deutschlands und — wenn auch in geringerem Maße — an der von wenigstens fünf anderen Ländern Zentral-Europas.

England mag es mit einer gewissen Genugtuung begrüßen, daß Frankreich in der Lage ist, jeder deutschen Munitionsfabrik der Zukunft die Kohle zu entziehen; aber England ist durchaus berechtigt, sich einer Kohlenkontrolle zu widersetzen, die die gesamte deutsche Industrie der französischen Politik auf Gnade und Ungnade ausliefert, und wodurch jede Möglichkeit eines wirtschaftlichen und industriellen Wiederauflebens in Kontinentaleuropa illusorisch wird, ein Aufleben, von dem unser eigenes Wohlergehen sowohl als das Englands abhängt. Eine französische Wirtschaftsbeherrschung von Europa unter *solchen* Umständen ist, um es milde auszudrücken, höchst unerwünscht.

Zu dieser Frage gibts aber noch eine andere Seite, die in Europa wohl beachtet wird, wenn's auch scheint, als wenn man sie an dieser Seite der Atlantik nicht erkennt. *Ein im Ruhrgebiet stehendes französisches Heer ermöglicht ohne weiteres eine militärische Beherrschung Europas, eine Beherrschung, die aus sich selbst heraus täglich aggressiver und unerträglicher werden würde.* Wenn durch irgendwelche Veranlassung oder auch durch Zufall ein solcher Einmarsch stattfindet, bedeutet er das Ende des Friedens für die lebende Generation, und für Amerika sowohl als für Europa ein unbegrenztes Hinausschieben wirtschaftlichen Aufblühens. Es würde ein lange Aera fieberhaften Strebens und Hassens bedeuten, dessen Ende niemand voraussagen könnte.

Scheint dies übertrieben? Ziehen Sie doch einmal die Entwicklungsmöglichkeiten in Erwägung. Wenigstens 250 000 Mann würden erforder-

lich sein, um Ruhrgebiet und Rheinland zu besetzen. Die Kosten für den Unterhalt dieser Truppen, die wohl nicht gut aus dem Rheinland eingetrieben werden könnten, ließen sich leicht aus der Kohle und anderen Quellen des Ruhrgebietes erzielen; 250 000 gedrillte und vollständig ausgerüstete Truppen, die in den nächsten 25 Jahren im Herzen Europas bereitstehen, ohne Frankreich auch nur einen Pfennig zu kosten, müssen jedes Land in Kontinental-Europa einschüchtern. Und das ist noch lange nicht alles. Ein imperialistisches Regime jeden Landes muß in der Lage sein, sich selbst daheim zu schützen. Radikalismus, der heiß unter der Oberfläche glimmt, hat sich fester in Frankreich eingenistet, als die Außenwelt ahnt; eine imperialistische Marschroute aber zeugt zwangsläufig einen Geist der Revolte. Ein bürgerliches, sich aus den jungen Leuten Frankreichs rekrutierendes Heer, würde aber, selbst im Falle der Notwendigkeit, niemals auf Franzosen schießen. Nun ist es doch klar, daß Truppen, die außerhalb ihres eigenen Landes zwei Jahre lang verwendet werden, den Charakter von „Söldnern" annehmen. Ein Heer, das dauernd in Europa stationiert ist, und sich zum weitaus größten Teil aus afrikanischen Kolonialtruppen zusammensetzt, gleicht der Prätorianer-Garde Roms: für eine autokratische Regierung eine geradezu ideale Stütze. Innerhalb 24 Stunden könnten 100 000 Mann dieser Truppen nach Paris geworfen werden, und auf Befehl würden sie schießen. So würde ein Besatzungsheer im Ruhrgebiet ein doppelseitiges Schwert bedeuten, jederzeit gezückt, Revolten niederzuschlagen, daheim sowohl als draußen.

Ich will nicht behaupten, daß diese Vision in ihrer ganzen Vollendung schon den Geist Poincarés bewegt. Ich glaube indes, daß er fest davon überzeugt ist, Frankreich müsse um seiner eigenen Sicherheit willen, jene vorherrschende militärische Stellung einnehmen, die Deutschland vor dem Kriege innehatte. Ich glaube weiterhin, daß er sowohl wie Marschall Foch und in erhöhtem Maße noch General Wiegand und seine militärischen Berater die Besetzung von Ruhrgebiet und Rheinland als ersten Schritt zu einer solchen Beherrschung ansehen. Die Geschichte sowohl als unser gesunder Menschenverstand werden uns aber sagen, daß, *wenn* ein solcher Schritt einmal getan ist, die Forderungen militärischer Notwendigkeit eine Nation noch viel weiter führen.

Ich habe das Vorhergehende wirklich nicht gedacht als Kritik Frankreichs. Mein einziger Wunsch ist, des amerikanischen Volkes Augen zu öffen und für die Rolle, die unsere Regierung in Europa spielen muß, wenn wir Frieden haben wollen und wenn die Rückkehr zu normalen Verhältnissen in den Bereich der Möglichkeit rücken soll. *Es ist wertlos, von Besserungen auf dem Handelsmarkte zu reden, solange noch Furcht, Ehrgeiz und militärische Intriguen ein wirtschaftliches Wiederaufleben in Europa unmöglich machen.* Es ist schlimmer als wertlos; es ist unehrlich, ja es ist eine verhängnisvolle Selbsttäuschung, angesichts der Ereignisse der letzten drei Jahre, noch länger zu behaupten, Europa könne aus sich selbst heraus gesunden.

Unmittelbar nach dem Kriege ließ das französische Volk sich zu 90 v. H. von der Angst und zu kaum 10 v. H. von militärischem Ehrgeiz leiten. Heute ist es umgekehrt, und die Verantwortung hierfür ruht hauptsächlich bei den Vereinigten Staaten, die sich im kritischen Augenblick zurückzogen,

und es Frankreich allein überließen, nach eigenem Können und Wollen ein militärisches System zu seiner „Sicherheit" aufzurichten. Wenn sich dann im Laufe der Weiterentwickelung dieser Pläne eine militärische Situation ergab, die Anlaß bot zu ehrgeizigen Weiterentwickelungsmöglichkeiten, so dürfen wir Frankreichs Volk wirklich nicht allein dafür zur Verantwortung ziehen.

Ist es nicht allmählich an der Zeit, einmal hinter das oberflächliche Geschwätz von der „Verbesserung der europäischen Lage" zu schauen und uns mit der Tatsache vertraut zu machen, daß sich drüben nichts verbesserte, daß die fundamentalen Vorbedingungen dort seit Kriegsende mit jedem Tage schlimmer geworden sind. Diejenigen, die 1920 noch dachten, eine Stabilisierung Europas ginge uns nichts an, beginnen jetzt allmählich einzusehen, daß zerstörte europäische Märkte ruinöse Preise für Amerikas Weizen und Baumwolle bedeuten. Ich glaube auch annehmen zu dürfen, daß die Erkenntnis für die Tatsache wächst, daß keine wesentliche Verbesserung des amerikanischen Handelsverkehrs möglich ist, solange der nunmehr schon drei Jahre alte tote Punkt des „Festgebissenseins" in Europa nicht überwunden ist, und die Politik der Industrie kein Aufleben und der Valuta keine Besserung gestattet. Inwieweit das amerikanische Volk im allgemeinen seine eigene Verantwortlichkeit für diesen toten Punkt des „Festgebissenseins" erkennt, kann ich nicht sagen. Es kann aber nicht oft genug wiederholt werden, daß nur wir allein die Situation retten, oder es zum mindesten verhindern können, daß sie noch schlimmer sich gestaltet.

Großbritannien hat sein Bestes getan. Aber es wird täglich klarer, daß alles, was es ohne unser Zutun leisten kann, eben das ist, den Bestand dieses toten Punktes noch zu retten. Ich fürchte aber, daß Poincaré jetzt diesen toten Punkt überwinden wird, und zwar dadurch, daß er sich in waghalsigster Weise auf der militärischen Bahn weiterbewegt und Schritte unternimmt, die Europa auf Jahre hinaus in Unordnung und Verwirrung stürzen müssen.

Der Präsident und sein Kabinett, die bislang dem Theater gleichsam von hinter der Bühne her zugeschaut haben, müssen dies wissen. Sie warten auf die Gesinnungsänderung eines Volkes, dem man bis dato vorgeredet hat, wir könnten und sollten „verstrickende Bündnisse" meiden. Möglich, daß die niedrigen Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse und eine Fortdauer der schlechten Geschäftslage schließlich doch das amerikanische Volk aufpeitschen, aber dann ist es leicht zu spät. Jetzt ist die Zeit, wo die öffentliche Meinung der Verwaltung in Washington zurufen muß: „Ihr braucht nicht länger rücksichtsvoll zu sein. Ihr braucht uns nichts weißzumachen. Ihr könnt wirklich aufhören, herumzukramen mit einer Konferenz über Schwierigkeiten in der Pazifik, während jenseits der Atlantik des Uebels wahrer Kern zu finden ist. Dies ist eine Nation von Erwachsenen, von Männern. Das Land hat den Mut umzukehren, wenn es zur Ueberzeugung gelangt, daß seine Schlußfolgerungen soweit falsch waren. Es braucht seinen Stolz nicht gedämpft zu bekommen, noch seine Konsequenzen geschützt durch spitzfindige Sophistereien oder durch das Zusammenberufen einer „Gesellschaft", einer „Konferenz" oder ähnliches. Was wir brauchen, ist eine mutvolle vorwärtsgerichtete Politik, die Interesse nimmt an den Geschicken Europas, die den Militarismus ver-

bannt, die die Sicherheit wieder herstellt, die Zahlungsfähigkeit hebt, System in die Valutafrage bringt und endlich die Industrie im Ausland wieder belebt und uns im eigenen Lande damit normale Geschäftsbedingungen schafft.

Wie wir uns auch winden und wenden mögen, um Rückschläge zu vermeiden, die Ereignisse werden uns letzten Endes doch dazu zwingen, die Hauptrolle in irgendeiner Art von „Völkervereinigung" zu spielen. Die Zeit ist zu kurz, als daß wir ein eigenes derartiges Institut auftun könnten. Und weshalb auch? Der europäische Völkerbund ist die „etablierte Firma", bereit, ihre Geschäftsräume zu eröffnen, sobald sie nur unserer Unterstützung sicher ist. Wir können aus ihr machen was wir wollen. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß, wenn wir es recht meinen mit dem Frieden da draußen und dem Glück daheim, wir garnicht schnell genug Anschluß suchen können an der bestehenden Liga der Völker.

Die Anschlußbewegung der Deutsch-Oesterreicher.

Von Prof. Dr. Freiherr v. Danckelmann.

Am 20. Oktober 1848 hielt der der Partei des Weidenbusches angehörige Göttinger Historiker und Abgeordnete Georg Waitz in der Frankfurter Nationalversammlung eine Rede über die Frage des Anschlusses Oesterreichs an Deutschland, in der er unter anderem sagte: „Deutschland hat das wunderbare und traurige Schicksal gehabt, daß es nach allen Seiten hin, ringsherum an seinen Grenzen in einen unklaren, zweifelhaften, vollkommen haltlosen Zustand hineingeraten ist . . . Eben dadurch ist das deutsche Staatsgebäude mehr noch, als es früher war, ein Monstrum geworden, wo sich nirgends scharfe Grenzen ziehen ließen, und wo keiner sagen konnte: Hier ist Deutschland, und da hört es auf. Wir müssen aus diesem Zustande heraus, wir müssen wissen, was zu uns gehört, was mit uns geht. Wir müssen scharfe Grenzen ziehen, um reine Grundlagen zu gewinnen." Nachdem Waitz dann auf das Verhältnis Deutschlands zu Limburg, Luxemburg, Schleswig-Holstein und Posen eingegangen ist, fährt er fort: „Oesterreich ist eine der merkwürdigsten Staatenverbindungen, welche die Geschichte jemals aufgewiesen hat, eine Vereinigung von Völkern, Nationalitäten, Sprachen und deren Verhältnissen, wie sich kaum eine ähnliche, wenigstens in der neuen Geschichte zeigt . . . Es ist die Zeit herangekommen, wo die Nationalitäten sich fester und inniger aneinander schließen, wo sie sich staatlich zu konzentrieren suchen . . . Der Meinung bin ich, daß es jedenfalls darauf ankommt, uns klarzumachen, wie das Verhältnis Oesterreichs zu uns sein soll. Und da ist mir nicht erst von gestern die Ueberzeugung gekommen, daß jene österreichische Monarchie nicht mehr, für die Länge wenigstens, nicht mehr Bestand haben wird. Meine Herren! Die Nationalitäten haben sich erhoben in Italien, in Ungarn, es haben sich erhoben die Slawen und zuletzt die Deutschen: sie haben sich erhoben, jede für ihr Recht, für ihre Selbständigkeit, am Ende alle doch im Hinblick auf eigene staatliche Gestaltung. Ich glaube nicht,

daß es gelingen wird, sie wieder zusammenzufassen, sie unter einem andern Gesetz, als unter dem Gesetz der Freiheit zu vereinen . . . Gerade weil ich dieser Ueberzeugung bin, so stelle ich dem entgegen eine Forderung, die unter allen Forderungen am weitesten geht: ich will, daß das, was deutsch ist und deutsch war seit Jahrhunderten von Oesterreich, daß das ganz deutsch bleibe, daß es ganz und völlig dem Gesamtbau mit angehöre, den wir nicht für einen Teil Deutschlands, sondern für das Ganze zu gründen haben." (Stenogr. Bericht über die Verhandlungen der deutschen konstituierenden Nationalversammlung in Frankfurt a. M. Herausgeg. von Franz Wiegard, IX. Band, Leipzig 1848, S. 2786 u. 2787.)

Was hier Waitz forderte, war insofern von der weittragendsten Bedeutung, als seit 1526 Oesterreich kein eigentlicher Nationalstaat mehr war und als die abgesprengten deutschen Gemeinden in Siebenbürgen von dieser Forderung ausgenommen wurden. Es war damals (1848) so, daß die alten deutschen Erblande nur mit ihren vorgelagerten Ländern bis zur adriatischen Küste einerseits und den Ententeländern anderseits Mitglied des deutschen Bundes waren (von 1815—1866). Und eben diese zum Bunde gehörige Ländermasse forderte Waitz zurück.

Es ist die Forderung wieder in neuster Zeit von Karl Gottfried Hugelmann erhoben worden. Die Schwierigkeit, sie zu erfüllen, liegt in der territorialen Getrenntheit der einzelnen deutsch-österreichischen Gebiete, deren es drei gibt: die Alpenländer mit dem vorgelagerten Wiener Becken, Deutsch-Böhmen und das Sudetenland. Und es hat sich gezeigt, daß die beiden letzteren nicht die Bildung eines tschechoslowakischen Staates haben verhindern können, da das deutsche Element in ihnen nicht stark genug war. Da entsteht nun die schwerwiegende Frage, ob die Alpenländer mit dem vorgelagerten Wiener Becken volle Befriedigung aller politischen und wirtschaftlichen Wünsche im Anschluß an Deutschland finden werden. Hugelmann verneinte 1919 für dies kleinere Gebiet die Frage und forderte dazu Anschluß Böhmens und der Sudetenländer an Deutschland. In einer Flugschrift der österreichischen national-demokratischen Partei vom 5. Februar 1919 finde ich sie bejaht. Es werden darin S. 5 die wirtschaftlichen Vorteile, die dem alpenländischen Deutsch-Oesterreich durch Anschluß an das Reich erstehen, aufgezählt. Freilich ist kurz vorher eine Erklärung der reichsdeutschen Zeitungen vom 11. Januar angeführt, die auch die Deutschen Böhmens und der Sudetenländer als Mitglieder Deutschlands willkommen heißt.

Und so scheint es, als ob in Deutsch-Oesterreich selbst eine klare Stellung in der Frage, welche Gebiete eigentlich genauer umgrenzt den Einbezug in Deutschlands Landesgrenzen wünschen, noch nicht gefunden wäre. Aber sie muß gefunden werden, da sonst jene Kräfte, die auf die Bildung einer Donauföderation abzielen, gar zu leicht die Oberhand erhalten dürften. Es ist natürlich, daß in Zeiten schwersten wirtschaftlichen Niedergangs, wie sie jetzt Deutsch-Oesterreich durchmacht, meist die finanziellen und Wirtschaftsfragen in den Vordergrund gestellt werden. Da hat denn die österreichische Schwerindustrie in der Anschlußfrage Bedenken vor allem in Hinblick auf die deutsche Konkurrenz, doch mit Unrecht, da sie durchaus leistungsfähig ist. Aber Deutsch-Oesterreich ist zum größten Teil Ackerbauland. Da ist es denn wichtig, daß gerade der Landwirtschaft durch den Anschluß ganz bedeutende Vorteile erwachsen dürften. Sicher

wird die österreichische Industrie auch weiterhin den Agrarier mit Maschinen versehen, aber sie ist doch nicht imstande, jede Einfuhr von außen zu ersetzen. Welche Vorteile winken der österreichischen Landwirtschaft bei zollfreier Einfuhr von Maschinen und künstlichem Dünger!

Doch es scheint mir, als ob die Frage der wirtschaftlichen Vorteile, so wichtig sie augenblicklich für Deutsch-Oesterreich im engeren Sinne (Alpenländer und Wiener Becken) ist, nicht von entscheidender Bedeutung sein darf. Man hat wohl vor dem Weltkriege und während desselben von dem idealen Freundschaftsbunde viel gesprochen, der uns mit Oesterreich verbände, und das Wort Nibelungentreue war uns keine leere Phrase. Aber wir bedachten nicht, daß Oesterreich nur zum kleinsten Teile ein deutscher Staat war. Die Enttäuschung, die sich schon während des Krieges einstellte, entsprang dieser Unkenntnis oder besser diesem Nichtwissenwollen, denn der einfachen Tatsache von dem internationalen Charakter des österreichischen Staates war sich jeder nur einigermaßen Gebildete bewußt. Bei alledem lag doch eine große Idee vor, die der völkischen Solidarität, insofern, als das deutsche Element in Oesterreich-Ungarn das führende zu sein schien. Diesem Gedanken hatte Bismarck in Nikolsburg durch die Tat Ausdruck verliehen, sie bildete die Grundlage für den Dreibund.

Man spricht jetzt in der Politik so gern von Imponderabilien, d. h. unwägbaren Tatsachen. In der Tat handelt es sich da in den meisten Fällen um Verlegenheitsprodukte. Für den klarblickenden Staatsmann gibt es im wesentlichen nur eine Welt der Tatsachen, die in ihren wechselseitigen Beziehungen zueinander zu erkennen allerdings nicht immer leicht ist. Zu diesen Tatsachen gehört es auch, daß jenseits des Inn und der Salza bis über die March hinaus, im Süden bis zum Brenner und im Westen bis zum Bodensee reichend, ein Land liegt, das altes deutsches Stammland ist, weit mehr als etwa Ostpreußen. Schon zu Zeiten Marc Aurels war es von germanischen Völkern erfüllt, Langobarden und Gepiden haben es bewohnt, und durch Jahrhunderte bildete dieses Gebiet den festen Wall gegen das Anstürmen der Türken. Wenn überhaupt das Wort von der Selbstbestimmung einen Sinn haben soll, so ist es hier der Fall. Deutsch-Oesterreich im engeren Sinne gehört zum Deutschen Reiche auf Grund seiner Geschichte, auf Grund seiner deutschen Bevölkerung.

In diesem Sinne ist es vielleicht besser, nicht von einem Anschluß, sondern von einer Eingliederung Deutsch-Oesterreichs zu sprechen. Und man darf es sagen, daß eine solche von der Mehrzahl der Deutsch-Oesterreicher gewünscht wird. Wie aber kann sie praktisch durchgesetzt werden? Zwei Wege bieten sich. Einmal handelt es sich darum, alle politischen Ereignisse zu prüfen, ob sie gegen die Anschlußbewegung gerichtet sind. Da gilt es vor allem, gegen jene Pläne, die auf Gründung eines Donaustaates abzielen, zu kämpfen. Aber noch schwerer als dieser Kampf ist der gegen eine Regierung, die nicht abgeneigt ist, aus wirtschaftlichen Gründen und um Oesterreich vor dem völligen finanziellen Zusammenbruch zu retten, ihr Land der Entente auszuliefern. Weil die Not eine nachgerade beispiellose Höhe erreicht hat, deshalb sind weite Kreise der Bevölkerung teilnahmlos und lassen, wenn auch mit Widerstreben, die Regierung, die ihnen Errettung aus dem Elend verspricht, gewähren. Nur so ist es zu verstehen, daß das Abkommen von Lana überhaupt möglich war, nur so, daß Oesterreich Kredite annahm und annimmt, die es an eine dem Anschlußwillen

entgegengesetzte Richtung binden. Aber es ist doch zu bemerken, daß es sich hier um eine Augenblickspolitik handelt, die nicht der wahren Meinung des Volkes entspricht. Und selbst die Wirtschaftskreise Oesterreichs durchdringen sich immer mehr mit dem Gedanken, ökonomisch den künftigen Anschluß an Deutschland vorzubereiten.

Wir haben festgestellt, daß zwei Tendenzen in Oesterreich auf die Eingliederung in Deutschland sich geltend machen: 1. eine mehr ideelle, die die Bekämpfung der Bildung einer Donaumonarchie sich zur Aufgabe macht, 2. eine wirtschaftliche, die den ökonomischen Anschluß vorbereitet.

Welches aber sind nun die Träger dieser Tendenzen? Wir sahen, daß sie nicht in der Regierung zu suchen sind. Sie konzentrieren sich in politischen und privaten Vereinigungen. Von ganz besonderer Bedeutung ist da die großdeutsche Volkspartei. Sie stellt eine Zusammenfassung aller nationalpolitischen Bestrebungen dar. Von Privatvereinen, die den Anschluß energisch fordern, wäre vor allen Dingen der alldeutsche Verband zu nennen, ferner die „deutsche Arbeitsgemeinschaft" mit dem Sitz in Wien, die „Große Arbeitsgemeinschaft", welche eine Zusammenfassung sämtlicher nationaler und völkischer Verbände Oesterreichs darstellt, und die von dem deutsch-völkischen Schutz- und Trutzbund ins Leben gerufen wurden. Außer den genannten gibt es noch eine große Reihe von Organisationen, die sich ebenfalls ganz und voll für den Anschluß einsetzen, wie es kaum eine politische Partei und kaum einen völkischen Verein gibt, der nicht die Eingliederung in das Reich zum Ziel hätte.

Unter dem Druck dieser nationalen Bewegungen sind schon eine Reihe von Gesetzen zustande gekommen, die den Anschluß vorbereiten, so auf dem Gebiete des Schulwesens und auf dem der Rechtsprechung. Voll auswirken aber wird sie sich erst dann, wenn die wirtschaftliche Not aufhört und die Regierung ihre Politik ändert, der es an großen Zielen fehlt.

Der Bundespräsident Dr. Michael Hainisch, ursprünglich sozialistischer Philosoph, scheidet politisch ganz aus. Etwas anderes ist es mit dem Leiter der Regierungspolitik Dr. Schober. Die wirtschaftlichen Sorgen überwiegen aber bei ihm alles, und er stellt die Politik nur auf die Monatsereignisse ein. Aehnliches ist leider auch von dem Finanzminister Dr. Gürtler, Mitglied der christlich-sozialen Partei und ehemaligen Universitätsprofessor in Graz, zu sagen. Von dieser Seite ist also augenblicklich nichts zu erwarten.

Aber auch von den Parteiführern sind nur wenige, die wirklich energisch den Anschluß erstreben, so sehr er von den meisten Parteimitgliedern gewünscht wird. Am rührigsten hat sich bisher der Führer der großdeutschen Volkspartei, Präsident Dinghofer, gezeigt.

Aber wenn auch Regierung und Parteiführer die Frage des Anschlusses an Deutschland gar nicht oder nur teilweise betreiben, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß die allgemeine Stimmung dagegen ist.

Wir aber wollen von den österreichischen Stammesbrüdern, so weit sie mit klarer Einsicht die Eingliederung in das Reich erstreben, erhoffen, daß sie die Angelegenheit nicht ruhen lassen, daß sie eine energische Propaganda treiben, daß sie immer wieder der Regierung ihren ernsten Willen zum Anschluß zu erkennen geben, daß sie nicht müde werden, ihre Stimmen in der Presse, auch in der reichsdeutschen, zu erheben. Sie wissen, daß sie herzlich bei uns willkommen sind ohne jeden Hintergedanken, aber die Tat

muß von ihnen ausgehen. Denn nur ein freiwilliges, aus tiefster, innerster Ueberzeugung herrührendes Anschlußbedürfnis wird Glauben auch bei den ehemaligen Feinden finden. Was deutsch ist, muß zusammenkommen, so weit es geographisch zusammengehört.

Deutschlands Wasserstraßenverkehr vor einer Wendung.

Von Franz Woas.

Auch die Seehäfen nähme man uns gern. Und man hat sie uns auch zum Teil genommen; denn der Friedensvertrag verbietet uns ermäßigte Frachtsätze der Eisenbahnen für sie. Was ist das aber anderes, als eine teilweise Wegnahme? Was wunder, wenn sich Deutschland da anders zu helfen sucht! In der Verbesserung der Wasserstraßen liegt die ersehnte Hilfe; und es wird das eine tatsächliche, keine künstliche Hilfe wie bei den ermäßigten Frachtsätzen, da solche Ermäßigung doch nur auf Kosten des allgemeinen Verkehrs möglich war; denn die Wasserstraßen führen an sich, auf dem natürlichen Wege, die Ermäßigung herbei.

Freilich kann man den Eisenbahnweg nicht durchweg und ohne weiteres durch einen gleichlaufenden Wasserweg ersetzen. So einfach liegen die Dinge nicht. Vielmehr gibt es eine Umgestaltung; aus geraden Linien werden unter Umständen Zickzackwege werden. Ja, noch mehr: es kann wohl sein, daß sich unter dem Druck der neuen Verhältnisse ansehnliche Verschiebungen im Verkehr einstellen; ganze große Industriegebiete können in der bisherigen Gunst der Lage bedroht werden; vielleicht muß der gesamte Verkehr Deutschlands mit seinen Nachbarländern und dem weiteren Auslande eine völlig andere Richtung annehmen.

Daß sich bei mehreren der neuen Kanäle immer alles um die Donau dreht, gibt zu denken. Sollte eine Schwenkung des Verkehrs im Wege sein? Ein Verlassen der alten Richtung nach den europäischen Nordhäfen zugunsten des Donauweges, der ja noch viel älter ist?

In Bremen, Hamburg, Lübeck scheint das niemand weiter zu fürchten; denn von dort aus unterstützt man die neuen Kanalpläne auch soweit, als sie an die Donau anknüpfen. Mit Fug und Recht! Denn schließlich, bedeutet das für alle diese Häfen nicht eine großartige Erweiterung ihres Hinterlandes? Bis an den Fuß der Alpen wird es damit ausgedehnt. Und wenn zugleich auch — dank der Donau — für Deutschland ein neues Seetor am Schwarzen Meere aufgestoßen werden sollte, was tut's? Um so kraftvoller wird sich dann im deutschen Binnenlande der Verkehr entwickeln, um dann, je nach Wahl, nordwärts oder südwärts zu gehen.

Eine unmittelbare Gefahr droht also den großen deutschen Seehäfen von der Donau her gewiß nicht. Immerhin ist es für sie von Bedeutung, in welcher Art das neue Kanalnetz, das in der Entwicklung begriffen ist, zur Durchführung kommt; und mit den deutschen Seehäfen ist auch ganz Deutschlands aufs stärkste an dieser Frage beteiligt; denn sein ganzes Wohl und Wehe hängt davon ab, daß die Häfen so rasch wie nur möglich zum mindesten auf den alten Stand kommen. Den Luxus, den sich Deutschland früher erlaubt hat,

einen fremden Hafen, wie Rotterdam, auf Kosten der eigenen Häfen noch besonders zu fördern, darf es sich heute unter keinen Umständen mehr erlauben. Am Rhein können wir nichts ändern; er mündet einmal im Fremdlande; wir werden ihn notwendigerweise auch an sich, als mächtigste deutsche Wasserader, nach jeder Möglichkeit hin weiter ausbauen, verbessern müssen; dient er uns doch schon allein innerhalb unserer eigenen Grenzpfähle als unentbehrliche Wasserstraße.*) Ob man aber gerade ihm allein zuliebe so gewaltige neue Kanallinien ausbauen soll, wie man sie vorhat, dürfte doch noch sehr zu überlegen sein.

Wenigstens das ist sehr zu überlegen: soll man es tun unter Vernachlässigung der anderen deutschen Ströme?

Nun scheint die Ueberlegung freilich auf alle Fälle zu spät zu kommen; denn tatsächlich befinden sich die beiden Kanäle, die nach dem Rhein hinstreben, bereits in Ausführung, nämlich der Rhein-Neckar- und der Rhein-Main-Donau-Kanal; aber noch ist nicht aller Tage Abend, und den ungeheuerlich großen Werken gegenüber, die man sich vorgenommen hat, bedeutet der wirkliche Anfang verschwindend wenig; wird doch auch bei beiden auf eine Bauzeit von 10 bis 20 Jahren gerechnet! Es sind beide geldlich gesichert, der Rhein-Neckar-Kanal wenigstens bis Plochingen, der andere in seiner ganzen Ausdehnung; und das ist gut so; denn tritt in der vor uns liegenden Zeit nun doch eine Aenderung in der Anschauung darüber ein, was für Wasserstraßen Deutschland in erster Linie braucht, so kann uns nichts daran hindern, zunächst die nötigeren und nützlicheren auszuführen und der Ausführung der anderen eine langsamere Gangart zu geben.

Nötig und nützlich sind nämlich von dem dichten Kanalnetz, das man für Deutschland plant, so gut wie alle; wirklich streiten läßt sich nur darüber: in welcher Reihenfolge sollen die einzelnen neuen Maschen dieses Netzes geknüpft werden?

Abgesehen von der Geldfrage — die bei allen Kanallinien annähernd gleich liegen dürfte — kommt es hierbei vor allem darauf an, in welchem Grade der betreffende Kanal der Wiederaufrichtung der deutschen Wirtschaft dienen kann? — Gar nicht zweifelhaft konnte man in dieser Beziehung bei der Verlängerung des Mittellandkanals über Hannover ostwärts hinaus sein; denn er füllt geradezu eine Lücke aus, die — für uns schmerzhaft genug während des Krieges empfunden — zwischen dem östlichen und westlichen Kanalnetze bisher bestand. Ferner können besondere Zweifel auch darüber nicht bestehen, daß es einer zweiten West-Ost-Verbindung der beiden Hälften Deutschlands bedarf, die weiter nördlich als der Mittellandkanal liegen muß. Der Niederrhein muß — sei es nun wie es wolle — in eine unmittelbarere Verbindung mit den großen Nordhäfen Deutschlands gebracht werden. Die Umwege, die heute noch gemacht werden, müssen fortfallen; zugleich bekommt dann der Rhein eine Ausmündung ins Meer, die ersprießlicher für Deutschland ist, als die bisherige natürliche bei Rotterdam. Von der lange geplanten „deutschen Rheinmündung" wird wohl auf immer abzusehen sein. —

Mit alledem ist aber dem Deutschen Reiche noch immer nicht so kräftig geholfen, wie es notwendig ist; denn diese beiden Pläne lassen ein großes Stück des Reiches unberührt, ebenso wie dies ja bei den beiden Rheinkanälen der Fall ist. Ganz Mitteldeutschland, das Herz des Reiches, Thüringen, Hessen

*) Die Hälfte des Rheinverkehrs verläßt Deutschland gar nicht.

haben von diesen Plänen nichts; mit Westfälisch-Minden hört für diese Gebiete die Großschiffahrt auf; und doch ist gerade die Weser der einzige deutsche Strom, der unberührt geblieben ist von der Hand der Fremden. Ueber ihn gebieten wir noch von der Quelle an bis zur Mündung. Ihn also sollten und müssen wir ausbauen und verlängern nach rückwärts so weit es nur irgend geht — bis an die Donau, die vielgesuchte, die vielversprechende! — bis an den Fuß der deutschen Hochgebirge, um auch das Letzte und Allerletzte aus deutschem Boden herauszuholen. Der Weg geht über Meiningen, Koburg, Bamberg und Nürnberg. Bamberg-Nürnberg aber ist ja bereits gesichert durch das Vorhaben des Rhein-Main-Donau-Kanals. Man fördere diesen, baue aber zunächst und vor allen Dingen das Teilstück von Bamberg bis zur Donau und fördere zugleich den Plan des Weser-Main-Kanals. Wie die Dinge heut liegen, steckt in der großen Wasserstraße von Bremen aus an die Donau geradezu die Rettung Deutschlands aus seiner Verkehrsnot.

Deutschbaltische Mannes- und Gelehrtenkämpfe

Von Hellmuth Magaevly von Calvy.

Wir finden sie geschildert in den „Lebenserinnerungen" von Leopold v. Schroeder (herausgegeben von Felix v. Schroeder, H. Haessel, Leipzig 1921). — Je aufreibender die Gegenwart, um so erfrischender die Erinnerung an die goldene Vergangenheit. Der 2. September 1917: Auf Rigas Türmen schwarzweißrote Fahnen! Sedantag — und Riga befreit durchs deutsche Schwert! Und im deutschen Vaterland nur auf wenigen Häusern Fahnen? Ja — leider: es fehlte sehr an Verständnis dessen, was Riga, die Hauptstadt Livlands, was „Altlivland" — das gesamte Baltenland — Livland mit Kurland und Estland zusammen — bedeutet: Deutschlands älteste Kolonie! Was ist sie gewesen — was ist aus ihr geworden? Das kann man am Mannesleben Leopold von Schroeders lernen. — „Was ist des Deutschen Vaterland? Soweit die deutsche Zunge klingt." Man kann getrost jedem Volke sein Gutes gönnen, aber man muß wissen, was eigenes Volkstum und Vaterland bedeuten. — „Wir Balten haben kein Vaterland." Diese Klage hat manchem kerndeutschen Livländer schier das Herz zerrissen — und doch haben sie festgehalten am nationalen Glauben und Hoffen: „Das ganze Deutschland soll es sein — soweit die deutsche Zunge klingt" — ja, daß deutsche Art wieder frei leben darf! Solch einer war L. v. Schroeder. Sein äußerer Lebenslauf ist bald erzählt. Sohn der kinderreichen Familie des prächtigen Gymnasialdirektors Julius v. Schroeder in Dorpat, der alten deutsch-livländischen Universitäts- und Schulstadt am Embachstrande; aufgewachsen auf dem geistig wie materiell reichen Boden Altlivlands; dichterisch veranlagt, wissenschaftlich hochstrebend im Kreise Gleichgesinnter — Harnack, Oettingen, Strümpell, Schvenck, Seidlitz, Bunge, Braich, Bradke, Stael-Holstein, Heyking —, diese durch Abstammung und Leistung bekannten Namen genügen zur Kennzeichnung des Kreises, der sich damals im studentischen Korps „Livonia", einer „Landsmannschaft" im althistorischen Sinn, zusammenschloß. Es war die für das Deutschtum verheißungsvolle Zeit nach 1870. Bald darauf brach die russische Reaktion herein. Der Neid ist nicht bloß eine deutsche Eigenschaft. Deutsch-

lands Hochflug machte Rußland eifersüchtig, neidisch, mißtrauisch. Die Russenknute begann das deutsche Kulturblühen an der Ostsee niederzupeitschen. L. v. Schroeder hatte sein vollgemessenes Teil dabei zu leiden. Kaum Dozent geworden — für Indologie — mußte er es erfahren, was es kostet, aufrecht deutsch zu sein. Er machte nicht „Karriere", wurde nicht befördert, weil er nicht von dem altverbrieften Rechte weichen wollte, seine Vorträge in deutscher Sprache zu halten. Leider hat sich damals in Dorpat mancher reichsdeutsche Professor gebeugt! Schroeder hielt stand. Man verlangte, er solle bloß seine Willigkeit erklären, in russischer Sprache zu lesen, sobald er dazu imstande sein würde, und zunächst eine Vorbereitungsfrist verlangen. Dann, nach deren Ablauf, solle er um Fristverlängerung bitten, und so fortfahren, bis er die vorteilhafteste Pensionierung erreicht hätte. Aber er blieb fest, gestützt von seiner hochgesinnten Frau. Und so mußte er, verabschiedet, als mittelloser Dozent einer dunkeln Zukunft entgegensehen. Da kam Hilfe durch einen Ruf an die Innsbrucker Universität, deren Lehrstuhl er bald mit dem bedeutenderen in Wien vertauschen konnte. In Wien hat Schroeder seine Lebensarbeit zur Höhe und zum Ziel führen können. Er erlag im Jahre 1920 einem Herzleiden. Wie für alle Deutschbalten war ihm Deutschlands Zusammenbruch die furchtbarste Enttäuschung: 1917 — gerettet durchs deutsche Schwert — 1918 ausgeliefert dem Verderben — das Deutschtum in Livland ein Auswurf und Kehricht für alle Welt! — So klänge dieses echtdeutsche Mannesleben nur elend und traurig aus? So böten diese Gelehrtenerinnerungen nur einen milden, etwa für wissenschaftlich-schöngeistig interessierte Leser befriedigenden, sonst aber tragisch bitteren Genuß? Mitnichten! Ein kerngesundes, an wuchtigem Ernst und quellfrischem Humor reiches Leben lernen wir hier kennen — ehrlich eingestandenes Mißlingen — sauer errungenes Gelingen — in allem aber geschlossene Mannhaftigkeit, charakterhafte Harmonie in allen Stürmen. Wie muß der kleine 10jährige Dichterling, geneckt von den größeren Geschwistern, gefördert vom edlen Vater, sich mühsam durchfechten — der kleine Schalk, der seine Jungensverse dreist und doch ahnungsvoll bescheiden als „Lessingsches" Gedicht dem schmunzelnden Lehrer vorträgt. Vom Vater erbt er den heiligen Zorn gegen alles Gemeine, Begeisterung für alles Edle; von der Mutter die liebenswürdige behaglich leichte Erzählergabe. Ob er als Führer unter den Kommilitonen glänzt, ob er nach hartem Ringen unter den Leuchten der Wissenschaft seinen Platz findet, er bleibt immer sich gleich, der bescheidene, nicht ohne Selbstironie und doch mit Selbstgefühl strebende echtdeutsche Mann, der den Menschen und der Welt ins Herz schaut und sie darum auch versteht. Wer diese „Lebenserinnerungen" zur Hand nimmt, der hört einen Erzähler von Gottes Gnaden. Alles ist echt, ungeschminkt, naturwahr! Und dabei eine Mannigfaltigkeit, wie sie meist von „Stubengelehrten" nicht erwartet wird. Aber von jeher ist es ein Kennzeichen der deutschbaltischen Gelehrten gewesen, daß sie nie bloß „Gelehrte", sondern immer Männer des Lebens sein wollten, sein mußten! Ob Schroeder von Heimat und Elternhaus erzählt, ob von ernsten wissenschaftlichen Entdeckungen oder humorvoll von abenteuerreichen Reisen, ob von deutschvölkischen Kämpfen, in Dorpat gegen die Russifizierung, in Wien gegen undeutsche Gesinnungslosigkeit, ob er uns ein herb-schlichtes Mädchen aus niederösterreichischem Volk oder andere Kerngestalten so zeichnet, daß wir sie vor uns sehen, ob er uns in tiefverborgene Herzenskämpfe um Glauben und Erkennen („das Rufen Gottes") hineinblicken läßt, — überall tut er uns wohl. Man muß ihn als Geistesverwandten des bekannten Verfassers der „Jugenderinne-

rungen eines alten Mannes" — W. v. Kuegelgen — erkennen. Aber man findet hier noch etwas, was unserer Zeit besonders nottut: ein auch unter dem härtesten Schmachdruck nicht totzukriegendes völkisches Hoffen, gegründet auf wahrhaft fromme Ehrfurcht vor einer ewigen Gerechtigkeit. Jeder Grenzbotenleser wird nachfühlen, was die beiden folgenden, lose aneinandergereihten Proben aus Schroeders „Lebenserinnerungen" sagen wollen.

Seite 121: „Eine kleine Episode aus Berliner Tagen (um 1890) . . . Ich hatte bei einem Abendessen im Hause Johannes Schmidts (bekannter Sprachforscher) einen Platz neben dem damaligen Dekan der philosophischen Fakultät, dem Zoologen Eilhart Schulze erhalten, uns gegenüber saß Adolf Wagner (der Nationalökonom, früher in Dorpat). Als ich Schulze auf seine Frage nach meiner Herkunft gesagt hatte, daß ich Livländer sei, bemerkte er: „Sie sind also Russe!" Ehe ich ihm aber auf diese jedem Livländer verhaßte und zudem ganz verkehrte Qualifikation die entsprechende Antwort geben konnte, fuhr schon Adolf Wagner auf ihn los: „Was sagen Sie da? Der Herr soll ein Russe sein? Ich kann Ihnen nur sagen, er ist ein viel besserer Deutscher als Sie!" Und nun sprach er in flammender Begeisterung über die Balten, die Livländer und ihre opfervolle, hartnäckige Verteidigung und Bewahrung des angestammten deutschen Wesens. Er sprach so, daß der ganze Tisch ihm zuhören mußte, und redete noch immer weiter, als wir uns schon von der Tafel erhoben hatten. Bei dieser Gelegenheit sagte Adolf Wagner ein Wort, das sich mir unverlöschlich eingeprägt hat: „Ich habe in meinem Leben zweimal Augenblicke erlebt, in denen ich deutlich die Empfindung hatte, daß es mir vergönnt war, in die Zukunft hinauszuschauen. Das erste Mal war es, als ich in jungen Jahren vor dem Straßburger Münster stand. Da sagte ich mir: Das wird noch einmal wieder deutsch! Das zweite Mal stand ich als junger Professor vor der Domruine in Dorpat. Und auch da sagte ich mir: Das wird noch einmal wieder deutsch! Das erste habe ich erlebt, — das zweite hoffe ich noch zu erleben!"

Adolf Wagner *hat* in die Zukunft gesehen — freilich — so scheint es gegenwärtig — auch nur begrenzt: Straßburg und Dorpat nicht mehr deutsch?? *Was* ist des Deutschen Vaterland? Soweit die deutsche Zunge klingt! Auch ohne „Alldeutscher" zu sein, muß man die innersten Bedingungen und Belange unseres völkischen Daseins so mit dem Herzen erfassen, wie es Schroeder in einigen Strophen seines Festspiels zum 75jährigen Jubelfeste seiner geliebten „Livonia" (1897) getan hat, dann wird man fühlen und erahnen, wie allein es kommen soll und mag, daß deutsche Art nicht totzukriegen ist:

„. . . Das Haus, an dessen Tor die neue Welt
umkehren muß, trotz Schmeicheln, Drohn und Bitten;
das Haus, wo man getreu in Ehren hält
die Männer, die für unser Land gelitten
Das Haus, wo aus des Glaubens Zuversicht
die Hoffnung täglich wieder wird geboren,
dies Haus erliegt dem wilden Sturme nicht,
dies Haus geht nun und nimmermehr verloren!"

Die Wiedergeburt des deutschen Hauses als der Brunnenstube der deutschen Zukunft, des Volkes, des Vaterlandes — das ist der hoffnungshelle Ausblick, mit dem wir von diesem edlen Mannesleben Abschied nehmen, wie von einem echten, treuen Freunde.

Weltspiegel.

17. Mai.

Der Schluß der Konferenz und die allgemeine Lage. In Genua will man vor allem zu Ende kommen, da man eine wesentliche sachliche Förderung wichtiger Fragen nicht mehr erwartet und die Notwendigkeit fühlt, allem, was sonst noch erledigt werden kann, eine neue Form zu geben. Lloyd George glaubte anscheinend noch bis zuletzt, von Barthou eine gewisse äußerliche Nachgiebigkeit erwarten zu können, da dieser als unmittelbarer Zeuge der unter den versammelten Delegierten herrschenden Stimmungen sich sehr viel zugänglicher zeigte als sein über Wolken der Unnahbarkeit thronender Vorgesetzter in Paris. Poincaré aber durchkreuzte mit seiner — allerdings aus Rücksichten der Selberhaltung geübten — Hartnäckigkeit alle Erwartungen auf einen Sieg der Vernunft. So entschloß sich der englische Premierminister um so lieber, eine geeignete Form für den Schluß zu finden, als er glaubte, daß in England selbst eine Gefahr für seine Stellung nicht mehr bestehe. Nach seiner Auffassung hatte er für die Ideen, auf die es ihm ankam, — Herstellung einer wirtschaftlichen Verständigung zwischen den Nationen, Ablehnung der imperialistischen Pläne Frankreichs, allgemeiner Burgfrieden als Einleitung einer allgemeinen Abrüstung, — eine genügende Mehrheit hinter sich, die nunmehr nur abbröckeln konnte, wenn er die Dinge zu einem förmlichen Bruch mit Frankreich trieb. Denn der Durchschnittsengländer, der man on the street, in seiner wachsenden Verstimmung gegen Frankreich als den Vater aller Hindernisse wünschte wohl die Beseitigung der Hemmungen, die den englischen Interessen durch den offenbaren wirtschaftlichen Ruin ganz Europas bereitet wurden, aber keine Handlungen, die als „prodeutsch" gedeutet werden konnten. Als Poincaré durch schroffe Gegenweisungen dem scheinbar weich werdenden Barthou aufs neue die Hände gebunden hatte, zögerte Lloyd George nicht, wieder eine seiner bekannten Schwenkungen nach der französischen Seite hin zu machen und die französischen Hauptforderungen anzunehmen. Poincaré war also, wie es schien, der Sieger.

So sah es aus! Aber während die französische Eitelkeit sich des Erfolges ihrer Festigkeit und des Verharrens auf ihrem Rechtsstandpunkt rühmte, konnten schärfere Beurteiler schwerlich unbeachtet lassen, daß England auf keinen wesentlichen Punkt seiner Pläne verzichtet hatte; die neue Umarmung der Ententebrüder verhüllte nur schlecht die Tatsache, daß eine größere Zahl führender englischer Blätter nach wie vor ganz offen von dem tatsächlichen Ende der Entente redete, falls Frankreich auf dem von Poincaré gewiesenen Wege bliebe. Frankreich und England vereinigten sich indessen in dem Vorschlag, im Haag nach einer Pause von wenigen Wochen, in denen Sachverständigenkommissionen beraten, über die russische Frage weiter zu verhandeln. Dabei hat Lloyd George es verstanden, als Bedingung und Drum und Dran seiner eigenen Zugeständnisse die Idee des „provisorischen Burgfriedens" einzuschmuggeln, die ihm die Festhaltung und Fortführung seiner Pläne zur Beruhigung Europas gestattet. Frankreich sieht sich in Wahrheit auch sonst noch vor denselben Hindernissen seiner Politik, die seine starke Gegnerschaft gegen die Genua-

konferenz verursacht haben. Auch England hatte also ein Recht, sich Frankreich gegenüber als Sieger zu fühlen, und Lloyd George wußte das natürlich sehr wohl. Es erschien ihm der psychologische Moment, den ersten Teil der von einem zwingenden und fruchtbaren Gedanken herbeigeführten Aera der Konferenzen abzuschließen, indem die Konferenz Genua verläßt und nach kurzer Unterbrechung auf einer scheinbar neuen Grundlage weiterbaut.

Freilich geht eine unter den Politikern sehr stark vertretene Richtung dahin, die stille Wirkung dieses treibenden Gedankens, der immer entschiedener auf eine Wiederholung und Fortsetzung internationaler Wirtschaftskonferenzen führen muß, ziemlich gering einzuschätzen. Man weist darauf hin, daß England vor der militärischen Ueberlegenheit Frankreichs im entscheidenden Augenblick immer wieder zurückweichen werde, wie Lloyd George es ja auch jetzt wieder getan habe. Das ist auch keineswegs unrichtig. Aber auch der militärisch mächtigste und leistungsfähigste Staat darf sich nicht ohne schwere Gefahr isolieren lassen, es sei denn, daß er wirtschaftlich entsprechend stark dasteht und die moralische Unterstützung durch das gleichgestimmte Rechtsgefühl anderer genießt. In dieser Beziehung ist jedoch Frankreichs Stellung bei aller seiner Ueberlegenheit an Truppenzahl und Kriegsmaterial in bezug auf wirtschaftliche Kraft und Bundesgenossen nicht mehr so stark wie früher. Auch Staaten, die früher die allgemeine Lage gern unter dem Gesichtspunkt beurteilten, daß sie zwischen Frankreich und Deutschland zu wählen hätten, und sich dann für ersteres erklärten, haben jetzt erkannt, daß die Frage ganz anders zu stellen ist. Sie haben sich in Wahrheit zu entscheiden, ob sie sich in der politischen Gefolgschaft Frankreichs wirtschaftlich zugrunde richten lassen oder ob sie ohne Rücksicht auf politische Leidenschaften durch Benutzung der natürlichen und gegebenen Verbindungen mit ihren Nachbarländern ihre Existenz retten sollen.

Deshalb ist sogar in der sogenannten „Kleinen Entente" die Stimmung schwankend und geteilt geworden, vielleicht mit Ausnahme von Polen, das infolge der besonderen Charaktereigentümlichkeit des polnischen Volkes noch so sehr fanatisiert ist und unter dem Bann der französischen Suggestion gehalten wird, daß die vernünftigen Leute im Lande, deren Zahl größer ist, als man ahnt, nicht wagen dürfen, sich zu rühren oder gar ihre Stimme hören zu lassen. Die zwischen Deutschland und Rußland liegenden neuentstandenen Staaten, die sich in der „Kleinen Entente" zu einer politischen Interessengemeinschaft verbunden haben, — es gehören ja dazu die ehemals russischen „Randstaaten", sowie ein Teil der „Nachfolgestaaten" der ehemaligen habsburgischen Monarchie — hatten sich aus wesentlich politischen Gründen der Führung Frankreichs anvertraut, weil diese ihnen die Möglichkeit gab, in einem Gegensatz gegen das gefürchtete und gehaßte Deutschland zu verharren, wozu das Vorurteil und die kindische Leidenschaft dieser politisch unreifen Nationen drängt. Ihr Verhängnis ist, daß die soliden Grundlagen jeder gesunden Politik, nämlich die durch die Natur und geographische Lage des Landes gegebenen wirtschaftlichen Richtlinien, sie von rechtswegen in das entgegengesetzte politische Lager, nämlich an die Seite Deutschlands führen müßten. Sie sperren sich gegen ihr eigenes Heil und verfolgen aus Gefühlsrücksichten eine Politik, die sie wirtschaftlich ruinieren muß. Denn Frankreich benutzt zwar diese Staaten als Werkzeuge seiner Rache- und Gewaltpolitik und stellt ihnen in Gestalt von militä-

rischen Unterstützungen (Instruktionsoffizieren, Kriegsmitteln) Hilfen zur Verfügung, die ihm selbst Vorteil bringen und sein Prestige erhöhen, denkt aber gar nicht daran, sie wirtschaftlich zu fördern. Die Einsicht in diese wahre Lage scheint aber bei den fortgeschritteneren Staaten dieser Kategorie allmählich so weit Raum zu gewinnen, daß auch die verantwortlichen Staatsleiter nicht mehr ganz darüber hinwegkommen können. So ist es wenigstens in der Tschechoslowakei, so auch in Rumänien, wo selbst hartgesottene Ententepolitiker wie Benesch und Bratianu sich angesichts der französischen Politik in schwere Sorgen verwickelt sehen, wie sie noch fernerhin ihre Ententehörigkeit mit den dringenden Bedürfnissen ihrer Länder in Einklang bringen können.

Der Vorschlag, *im Juni im Haag weiter zu tagen*, hat nun bisher ein eigenes Schicksal gehabt. Die Bedingungen, die dabei den Russen mitgeteilt wurden, hatten zunächst die Wirkung, ihren Protest hervorzurufen, der sich freilich nicht unüberwindlich gezeigt hat. Der weitere Vorschlag, Deutschland nicht teilnehmen zu lassen, — ziemlich töricht begründet durch den durchsichtigen Vorwand, Deutschland habe sich ja seit dem Vertrag von Rapallo selbst an der russischen Frage für desinteressiert erklärt, — ist auch anders beurteilt worden, als seine Urheber berechnet hatten. Endlich das Schlimmste: — man hoffte alles von der diesmaligen Beteiligung Amerikas, und *Amerika hat abgelehnt!* Nun haben zwar sowohl Lloyd George als Poincaré erklärt, die vom Staatssekretär Hughes gegebenen Erklärungen seien noch nicht das letzte Wort, und auch Frankreich beabsichtige nicht, diese Ablehnung Amerikas als Grund anzusehen, um auch seinerseits der Haager Konferenz fern zu bleiben. Und doch ist nicht zu leugnen, daß sich in der allgemeinen Lage plötzlich wieder neue Schwierigkeiten und Verwicklungen gehäuft haben, über deren mutmaßlichen Verlauf zu sprechen, hier nicht unsere Aufgabe ist.

Es kommt nun noch eine Ueberraschung hinzu, deren Tragweite noch weniger zu überschauen ist. Die Regierung Lloyd Georges hat *im Parlament eine Niederlage* erlitten! Allerdings in einer innerpolitischen Frage von recht untergeordneter Bedeutung, aber doch eine Niederlage in einem verhängnisvollen Augenblick. Und sie legt gewisse Schwächen in der Stellung des Premierministers bloß, die natürlich auch in wichtigeren Fragen gegen ihn ausgebeutet werden können. Wie und in welcher Richtung, ob zu unserem Nutzen oder Schaden, das ist heute noch nicht zu beantworten. Nur erwähnt sei diesmal noch, daß unser Reichsfinanzminister Hermes in Paris die Besprechungen mit der Reparationskommission begonnen hat; auch ihr Ergebnis liegt selbstverständlich noch völlig im Dunkel.

W. v. *Massow*.

Bücherschau.

Psychologie.

Dr. Ludwig Klages, *Vom Wesen des Bewußtseins*. Aus einer lebenswissenschaftlichen Vorlesung. Leipzig, Johann Ambrosius Barth (1921), brosch. 2 M., geb. 6 M.

Der erkenntnistheoretische Versuch wirkt befremdlich dort, wo systematisch-logische Denkweise und fachphilosophische Schulung Voraussetzung für ein frucht-

bares Eingreifen in die wissenschaftliche Diskussion ist. Er wirkt anregend, freilich nur aphoristisch anregend, wo die empirische Lebenserfahrung eines bedeutenden Dilettanten den Ausschlag gibt.

Johannes Lindworsky, Experimentelle Psychologie. München 1921, Jos. Kösel u. Friedrich Pustet Komm.-Ges.

Der gelehrte Jesuit, durch eigene Forschungen namentlich über den Willen bekannt, reiht die Darstellung der Psychologie in vielfach selbständigem, zum Teil aber auch von seinem Ordensbruder Fröbes abhängigem Gang stets tunlichst an den experimentellen Ergebnissen auf. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, sieht auch hier, daß die experimentelle Psychologie sich vielfach totgelaufen hat und die verpönte spekulative Richtung wieder stets wachsende Bedeutung gewinnt

Hans Marquardt, Der Mechanismus der Seele. Neumünster in Holstein 1921, Theodor Dittmann Verlag. Geh. 24 M., geb. 30 M.

Von anderen Unzulänglichkeiten abgesehen, scheitert der Verfasser an den zahlreichen Widersprüchen und Gedankensprüngen, die ihm seine materialistische Grundvoraussetzung aufnötigt. Kommt dem Buch auch im übrigen keine selbständige Bedeutung zu, so zeigt es doch mit seltener Deutlichkeit die Sackgasse, in die sich jedes materialistische Denken verfängt.

G. Heymans, Ueber die Anwendbarkeit des Energiebegriffes in der Psychologie. Leipzig, Ambrosius Barth, 1921, 8 M.

Der Verfasser glaubt zwar zu seiner Theorie auf reinem Erfahrungswege gekommen zu sein; trotzdem würde die ganze Fragestellung ohne seine Grundvoraussetzung, den psychophysischen Monismus oder die Identität von Bewußtsein und Materie nicht entstanden sein können. Von hier aus kommt der Groninger Philosoph zu einer höchst eigenartigen Seelenphysik, der nur wenige werden folgen wollen. Die psychische Energie und ihre Erhaltung erinnert in dieser Theorie an die stärksten pseudophysischen Kunststücke der alten Assoziationspsychologie, und was den zweiten Hauptsatz der Entropie betrifft, so fehlt den Heymansschen Spekulationen schon die Grundlage eines mit der modernen Physik (Planck nach Boltzenau) übereinstimmenden Verständnisses dieses schwierigen Satzes; er wird in der längst überwundenen Verzerrung der energetischen Schule aufgefaßt; seine Uebersetzung ins Psychische erscheint vollends als wunderlich versponnene Träumerei.

Dr. Willy Müller-Reiß, Zur Psychologie der mystischen Persönlichkeit. Mit besonderer Berücksichtigung Gertruds der Großen von Helfta. Berlin 1921, Ferd. Dümmler. Geh. 12,50 M.

Dieses knapp geschriebene Büchlein füllt eine Lücke aus, indem es im Anschluß an die Jamessche Religionspsychologie den Vorgang der Bekehrung und und den Zustand des Bekehrtseins psychologisch analysiert. Als Hauptbeispiel für eine des mystischen Glücksgefühls teilhaftige Persönlichkeit, die wichtige Selbstzeugnisse hinterlassen hat, dient ihm eine deutsche Zeitgenossin Dantes. Wenn die Verbindung dieses Beispiels mit dem Hauptgegenstand der Schrift nicht ganz befriedigend ist, kann die religionspsychologische Beobachtungsweise Müller-Reiß ohne Einschränkung gelobt werden.

Dr. med. A. Müller, Bismarck, Nietzsche, Scheffel, Mörike. Der Einfluß nervöser Zustände auf ihr Leben und Schaffen. Vier Krankheitsgeschichten. Bonn, A. Marcus u. E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn). Kart. 19 M.

In der Zusammenstellung so verschiedener Krankheitsbilder von Persönlichkeiten allgemeinbekannten Profils und bewunderungswürdigen Leistungen liegt ein hoher Reiz vom medizinischen wie geschichtlichen Standpunkt. Es befremdet auf den ersten Blick, Bismarck in der Reihe dieser großen Neurastheniker zu finden. Folgende Sätze des Verfassers geben die Erklärung und sind für das Verständnis Bismarcks wesentlich: Bismarcks Neurasthenie erinnert in ihrer Schwere und Art lebhaft an die Neurasthenie Nietzsches, doch liegt ihr nicht, wie bei diesem und bei Scheffel, ein aus einer Disharmonie der geistigen Anlage stammender Konflikt zugrunde. Mit einer solchen Disharmonie behaftet, wäre Bismarck überhaupt unmöglich gewesen, weil er die ganze Größe seiner dämonischen Willenskraft zum Kampfe gegen die ungeheuren Widerstände und immer neuen Schwierigkeiten nötig hatte, die sich seiner übermenschlichen Aufgabe entgegentürmten. Und doch wurde seine Neurasthenie nicht eigentlich durch diese Ueberanstrengung, sondern, wie er selbst hervorhebt, durch ständige Seelenkämpfe verursacht. Diese entstammten indessen keiner inneren Unausgeglichenheit, sondern seiner großen Gewissenhaftigkeit, die „seine Ehre mit der des Staates vollständig identifizierte". Bismarcks Neurasthenie ist also das Schulbild der reinen „Erschöpfungs-Neurasthenie" ohne — wenigstens seelisch — konstitutionelles Moment. Allerdings bestand auch für sie im Körperbau Bismarcks eine Veranlagung in der Form des Muskelrheumatismus, aus dem sich die Neurasthenie entwickelte.

Aeußerst bemerkenswert ist, daß Bismarcks Persönlichkeit trotz seiner schweren Erkrankung in den Höhepunkten seiner geschichtlichen Wirksamkeit dem Außenstehenden das Bild höchster Geschlossenheit darbot, und daß noch heute seine Reden und Schriften auf den Leser den Eindruck großartigster, von aller „Nervosität" freier, schlechthin überlegener Seelenruhe darbieten. Die Ursache dieser „Harmonie" ist offenbar die Abwesenheit aller inneren Unausgeglichenheiten in Bismarcks Persönlichkeit. Somit lehrt uns die Geschichte seiner Krankheit, daß auch „nervöse" Beschwerden die „Harmonie" der Persönlichkeit nicht zu stören brauchen, daß also das Wesen des „harmonischen" Menschen darin besteht, daß seine Willenskraft nicht durch innere Unausgeglichenheiten hin und her gezerrt wird, daß er vielmehr die ganze Stärke seines Willens frei hat zum Kampfe gegen die Außenwelt, zu der hier auch die Hemmnisse im eigenen Körper gehören.

Ludwig Klages, Handschrift und Charakter. Gemeinverständlicher Abriß der graphologischen Technik. Mit 127 Figuren und 21 Tabellen. Dritte und vierte unveränderte Auflage. Leipzig 1921. Johann Ambrosius Barth, Leipzig. Brosch. 30 M., geb. 40 M.

Klages ist der Kant der Graphologie. Er hat diese vielmißbrauchte Deutungskunst zum Rang einer kritischen wie intuitiv, an Tiefe wie an Spannweite führenden psychophysischen Wissenschaft erhoben. In Fachkreisen ist Klages längst bekannt als der „Meister derer, die da wissen." Aber erst in den letzten Jahren dringt er mit seinen Schriften in die Breite des Publikums ein. Das vorliegende Meisterwerk ist sowohl für die Wissenschaft von den Ausdrucksbewegungen wie für die noch allgemeiner interessierende schwere Kunst der Charakterkunde und Charakterzeichnung von führender Bedeutung. Von ihm geht die Beseitigung der kurpfuscherischen Handschriftendeutung aus, welche bisher die Graphologie in Mißachtung brachte. Freilich erfordert die Aneignung der strengen und tiefen Methode Klages, um zu ihren wunderbar reichen Ergebnissen zu führen, ein selbst reiches und durch jahrelanges intensives Studium

der charakterologischen und Ausdrucksbewegungsgesetze disziplinierten Menschentum des Ausübenden. Man bemerkt gerade hier, wie alle Theorie nur zu einem gewissen Grad die Intuition unterbauen kann. Aber dieser theoretische Unterbau der Graphologie besteht jetzt und ist in seiner Art ein unvergängliches Werk deutscher Wissenschaft.

Dr. Ludwig Klages, Prinzipien der Charakterologie. Dritte unveränderte Auflage. Mit drei Tabellen. Leipzig. 1921. Johann Ambrosius Barth. Brosch. 12 M., geb. 15 M.

Indem sich der große Graphologe hier von dem Boden der Empirie auch zur spekulativen Verknüpfung seiner charakterologischen Grundvorstellungen wendet, wirkt er weit weniger überzeugend als in seinem Hauptwerk. Das Gebiet der Charakterkunde gehört zu den dunkelsten der Psychologie, und ist, — wie Klages gewiß richtig sieht — von der heutigen Psychologie aus gar nicht als deren „differentieller Teil" aufzuhellen. Aber, wie an Klages zu lernen, hilft auch das deutende Verknüpfen empirisch gefundener Ahnungen und Einzelwahrnehmungen nicht zu einem befriedigenden System der Charakterologie. Letzteres dürfen wir vielleicht nur erwarten, wenn die Philosophie sich, aus Biologie wie aus den Geisteswissenschaften verjüngt hervorgehend, der biologisch-geistigen Untergründe der Charakterbildung bemächtigt haben wird. Auch Klages strebt dies an, und trotz des Bruchstückhaften seiner Funde und Willkürlichen ihrer Verknüpfung werden sie für die weitere Forschung wertvoll bleiben.

Dr. med. Oskar Hermann, Dr. Klages' Entwurf einer Charakterkunde. Für Erzieher allgemeinverständlich besprochen und auf die Heilpädagogik angewandt. Leipzig 1920. Johann Ambrosius Barth. 15 M.

Vorliegende Schrift ist ein Beweis dafür, daß Klages' Charakterologie trotz ihres unleugbar bruchstückhaften Zustandes bei der sonstigen Unfertigkeit der „differentiellen Psychologie" eine Lücke ausfüllt. Wie Klages aus der Praxis der Charakterbestimmung heraus zu seinen philosophischen Anschauungen gelangt ist, so ziehen diese offensichtlich den pädagogischen bzw. psychiatrischen Praktiker an.

Charles Richet, Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung und des sogenannten Hellsehens. Autorisierte Deutsche Ausgabe von Dr. Albert Frhr. v. Schrenck-Notzing. Zweite unveränderte Auflage. Mit 91 Abbildungen im Text. Stuttgart 1921, Ferdinand Enke. Geh. 33 M.

Die wissenschaftliche Behandlung der sogenannten „okkulten" Erscheinungen hat in Frankreich unbestreitbar früher und breiter eingesetzt als bei uns. Seitdem im Jahr 1890 Schrenck-Notzing zum erstenmal eine Uebersetzung des hier angezeigten Hauptwerks der französischen Schule veröffentlichte, ist ein volles Menschenalter vergangen, und erst die seelischen Erschütterungen des Krieges haben mit einer gewissen Zwangsläufigkeit die Häufigkeit und vor allen Dingen die Dringlichkeit der Wünsche belebt, hinter die Vorhänge des bewußten Seelenlebens zu blicken. Dies Gebiet, heute wieder einmal wie in den achtziger Jahren das Tummelfeld von Betrügern und ihren Dummen, ist außerdem aber auch eine wirkliche Wissenschaftsdisziplin geworden, und diese Wissenschaftsdisziplin gewinnt als notwendiges Fragment jeder künftigen Weltanschauung mehr und mehr auch das Interesse der Ernsten im Lande.

Erich Schlaikjer. Die Welt der Gestorbenen. Ein Beitrag zu okkulten Problemen von Erich Schlaikjer. Verlag der Täglichen Rundschau, Berlin SW. Preis in Halbleinen geb. 15 M.

Ein geistreicher Schriftsteller bekennt sich zu den Annahmen des Spiritismus und glaubt von den Phänomenen des Traumes aus zur Gewißheit einer jenseitigen Welt aufsteigen zu können.

Dr. med. et phil. E. G. Dresel, a. o. Professor an der Universität Heidelberg, Die Ursachen der Trunksucht und ihre Bekämpfung durch die Trinkerfürsorge in Heidelberg. Mit 22 Abbildungen. Berlin, Julius Springers Verlag, Preis 69 M., 125 Seiten.

Das Verbrechen ist eine große Totenkiste, in die alle versinken, die haltstark, belastet, gestrandet, minderwertig, von den einen mit ablehnender Geringschätzung, von anderen mit unerschütterlichem Glauben an die Regenerationskraft menschlichen Sittlichkeitswillens bedauert werden. In vielen mißratenen Menschenkindern findet man Goldkörner tiefen, echten Empfindens, die man in manchem regelrecht verlaufenen Menschenleben vergeblich sucht. Daneben findet sich eine sittliche Finsternis, die alle Sonnenstrahlen verdunkelt und in tiefstem Sumpf begräbt. Solche Bilder enthüllt in vorstehender Monographie der Heidelberger außerordentliche Professor Dresel. Das Buch hätte durch Krankengeschichten und Gerichtsakten leicht um das Doppelte und Dreifache vermehrt werden können. Seine Lektüre versetzt in ernste Stimmung. Mit dem Aufwande eines ungeheuren Fleißes ist die Beobachtung und Kenntnis des Problems zwar sehr eindringlich ins Gewissen des deutschen Volkes geschoben, aber über das, was wir alle wußten, wesentlich nicht hinaus gefördert worden. Nur das eine darf als ein wünschens- und beachtenswertes Resultat gebucht werden, daß sich mit Polizeigewalt, pädagogischer Beeinflussung und medizinischer Behandlung an viele Menschen sittliche Stützen herantragen lassen, die eine völlige Degeneration aufhalten können. Für die Beurteilung des wirtschaftlichen und sozialen Verfalls unserer heutigen Zeit, die dem Alkoholismus und seinen Folgen in vielen Erscheinungen des Lebens unrettbar verfallen ist, kommt dem Buche eine ernste Bedeutung zu.

Naturwissenschaft.

Dr. Martin Weiser, Das Atom. Titelblatt Erich Gruner, Leipzig, Zeichnungen Horst Beger, Dresden. 1922, Emil Pahl, geh. 5 M.

Tüchtige populäre Darbietung der grundstürzenden physikalischen Neuentdeckungen der letzten Jahrzehnte.

Prof. Dr. Georg Hamel, Grundbegriffe der Mechanik. Mit 38 Figuren im Text. „Aus Natur und Geisteswelt", Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Band 684. Mechanik I. — Leipzig 1921, B. G. Teubner. Kart. 6,80 M., geb. 8,80 M.

Anfang einer auf drei Bändchen bemessenen Mechanik, die als Vorkenntnisse den Stand eines Gymnasialabiturienten voraussetzt.

Alfred Brehm, Kleine Schriften. Mit 26. Abbildungen auf 8 Tafeln. Leipzig 1921, Bibliographisches Institut. 37 M.

Diese literarische Ausgrabung wird von Groß und Klein im deutschen Haus freudig begrüßt werden. Es handelt sich um Skizzen, kleine Tierbilder

und Reiseschilderungen, die der Verfasser des „Tierlebens" dereinst in Zeitschriften wie der „Gartenlaube" veröffentlicht hat und deren Frische durch das lange Vergilbtliegen nicht eingebüßt ist.

O. Kleinschmidt, Die Singvögel der Heimat. 86 farbige Tafeln mit systematisch-biologischem Text nebst Abbildungen der wichtigsten Eier- und Nesttypen, letztere meist nach Naturaufnahmen in Schwarzdruck. Dritte Auflage. Leipzig 1921, Quelle u. Meyer, geb 50 M.

Die schönen Farbtafeln, die zum Teil seltenen Naturaufnahmen, die praktischen, zuverlässigen Beschreibungen haben das Buch des Daberstedter Pastors bei Natur- und Heimatfreunden fest eingebürgert, und es gibt in unseren hastigen Tagen wenig Bücherverfasser mehr, die soviel ausdauernde und treue Arbeit, wissenschaftliches wie künstlerisches Können in ein Lebenswerk zusammendrängen, das denn auch den selten gewordenen Ruf einer klassischen Leistung erworben hat.

Dr. Adolf Heilborn, Entwicklungsgeschichte des Menschen. Vier Vorlesungen. Mit 61 Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen. Zweite Auflage. Leipzig 1920, B. G. Teubner, kart. 10 M., geb. 12 M.

Enthält nicht eine Entwicklungsgeschichte der Menschheit, wie der Titel etwa auch zuließe, sondern eine Darstellung der embryonalen Vorgänge von der Zeugung bis zur Geburt mit einem stammes- und kulturgeschichtlich reichhaltigen Schlußkapitel über Mißgeburten.

Ernst Lehmann, Experimentelle Abstammungs- und Vererbungslehre. Zweite Auflage. Mit 27 Abbildungen im Text. Leipzig 1921, B. G. Teubner, kart. 10 M., geb. 12 M.

Die Biologie hat durch das Experiment ihren Erkenntnisbereich zu erweitern gelernt und insbesondere seit Mendels Entdeckungen ist speziell für die Abstammungslehre das Experiment grundlegend geworden. Es war ein glücklicher Gedanke der Teubnerschen Sammlung, dem Laien auch diesen speziellen Teil der Biologie durch einen Fachmann zugänglich zu machen.

Gg. Engelbert Graf, Stammt der Mensch vom Affen ab? Mit 10 Abbildungen. Proletarische Jugend, Sammlung sozialistischer Jugendschriften. Berlin 1921, Verlagsgenossenschaft „Freiheit" e. G. m. b. H., 4 M.

Die Wissenschaft sagt auf die obige Frage: „Nein!" Infolgedessen kann auch Herr Engelbert Graf nicht mehr „Ja" sagen. Da er aber ein unabhängiger sozialistischer Schriftsteller ist, so will er seinen jugendlichen Lesern unter scheinbar enger Anlehnung an Klaatsch doch mindestens ein halbes „Ja" suggerieren, um ihnen einen möglichst platten und materialistischen Begriff des Menschentums beizubringen. Darum wird hier nicht das geistige Agens der Artengeschichte, sondern nur ihre körperliche Seite in Rechnung gezogen.

Der Merker.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9. Fernruf: Nollendorf 4849.
Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 27. Mai 1922

Nummer 20

Zusammenbruch und Wiederaufstieg vor hundert Jahren.

Eine Bonner Rede.

Von Fritz Kern.

I.

Drei Jahre nach dem Abschluß der napoleonischen Zeit ist Ernst Moritz Arndt, der Herold des Rheins, auf diesen für ihn gegründeten Katheder am Rhein berufen worden. Drei Jahre nach der Beendigung des Weltkrieges denken wir anders an Arndt und seine Zeit, als vor neun Jahren während des Jubiläumsbehagens von 1913.

Bis weithin zurück, vielleicht bis zu Arminius und Segest, jedenfalls aber bis in die Tage unserer Urgroßväter haben sich die Prospekte der Geschichte geöffnet, um uns nicht nur als Zuschauer, sondern sozusagen als Mitleidende und Mithandelnde wieder zu empfangen. Die Zeit Bismarcks war also nicht der Schlußakkord, in dem unsere alten Dissonanzen sich auflösten, kein Finale unserer Schmerzen und Fehler. Die Schicksalslinie des Deutschtums ist offen und unvollendet. In der Zeit der Urgroßväter sehen wir, um es mit einem Wort zu sagen, heute nicht mehr vor allem den Zusammenbruch und Wiederaufstieg Preußens, wir blicken nicht sowohl von Jena nach Leipzig, sondern wir erleben den Zusammenbruch des Deutschtums und seine Entwicklung von 1792 bis, ja, man würde sagen, bis 1815, wenn nur nicht der nationale Entwicklungsgang 1815 unfertig und offen geblieben wäre. Die preußische Katastrophe von 1806 aber ist nur ein besonders dröhnender Fall in einer Folge von Niederbrüchen des deutschen Volkes, die uns erst in ihrer Gesamtheit wirklich verständlich werden.

Lassen Sie mich sofort eine Tatsache herausheben, die bei den Jubiläumsfeiern von 1913 kaum nebenbei gestreift worden ist, eine Tatsache, die jenes ganze Zeitalter erhellt und die für uns heute unwillkürlich in den Mittelpunkt gerückt ist.

Ueber ein Dutzend Jahre lang, von etwa 1800 bis 1812, war es so ziemlich allen Deutschen eine ausgemachte Tatsache, daß das linke Rhein-

ufer einem fremden Staat gehören solle. Nicht etwa nur die Rheinländer haben sich damals dem als einem unabwendbaren Schicksal gebeugt. Sondern, was fast noch schwerer wiegt, in Wien oder Berlin, in Leipzig oder Hamburg dachte man über diesen Punkt nicht anders als in Koblenz oder Köln. Die Deutschen erschienen recht einheitlich in der Verneinung ihrer realen Einheitlichkeit. Sogar ein Blücher meint, wenn er 1809 die „ganze deutsche Nation aufrufen und den vaterländischen Boden verteidigen will", mit diesem „Boden" nur das Land rechts vom Rhein. Nach der Schlacht bei Leipzig aber bieten die Verbündeten gemäß Metternichs Rezept Napoleon einen Frieden an, der ihm das gesamte linke Rheinufer belassen hätte. Das entsprach allerdings damals nun schon nicht mehr der Stimmung des deutschen Volkes, über deren Wandlung wir noch reden werden, aber die Kabinette hatten ja nach dem Sieg auf diese Volksstimmung keine übermäßige Rücksicht zu nehmen. Hätte Napoleon damals zugegriffen, so vermag niemand zu sagen, ob und wann jemals dieses Land, auf dem wir hier stehen, wieder in deutsche Verwaltung gekommen wäre. An dieser Frage des linken Rheinufers, die damals wirklich eine Frage war, können Sie ermessen, wie tief die Selbstpreisgabe des deutschen Volkstums vor hundert Jahren noch ging. Stein und Scharnhorst, Fichte und Körner, Katzbach und Leipzig, alles dies zusammen hätte also nicht ausgereicht, das Deutschtum des linken Rheinufers zu bewahren; nein, nur Napoleons Zögern, ein paar Stunden rasch bereuten stolzen Trotzes des alten Welt-Eroberers haben das linke Rheinufer dem Deutschtum zurückgegeben. Der diplomatische Virtuose, der bis 1848 die Geschicke Deutschlands gelenkt hat, Metternich, sah das Rheinland, sein eigenes Stamm- und Geburtsland, 1813 leichter in französischer als in irgend einer deutschen Hand.

Schon aus dieser einen Tatsache, die ich voranstelle, erhellt, daß der Zusammenbruch Deutschlands viel tiefere Ursachen haben muß, als die, welche unmittelbar die Katastrophe von Jena nach sich zogen. Dasjenige, was an Preußen morsch war und zu Jena geführt hat, kann nur der Bestandteil einer tieferen deutschen Morschheit gewesen sein. Daß das vereinzelte preußische Teilstück Deutschlands dem Anprall der Weltmacht Napoleons unterlag, ist überhaupt nicht so sehr verwunderlich. Wenn es unterlag, so wich es, ähnlich wie Napoleon 1815 dem vereinten Widerwillen Europas wich oder, wie das Deutsche Reich 1918 den Waffen fast der gesamten Welt unterlag, nach dem Gesetz der Zahl. Aber ein erstaunliches Phänomen bleibt es, daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit sich 20 Jahre lang von dem an Menschenzahl und Hilfsmitteln ungünstiger gestellten Frankreich überwinden und beherrschen ließ, von einem Frankreich, das zudem durch Revolution und Bürgerkrieg erschüttert und anfänglich schwer geschwächt war. Es ist den Franzosen nicht übel zu nehmen, daß sie nach dem ersten Erstaunen über ihre glänzenden militärischen Siege und ihre noch viel leichteren politischen Erfolge nun den gefährlichen Trank der Herrschaft über Deutschland in vollen Zügen genossen. Es ist von einer so schwungkräftigen Nation wie der französischen, die sich statt unter einem genialen Staatsmann wie Mirabeau, unter dem Kondottiere Bonaparte reorganisiert hatte, nicht zu erwarten gewesen, daß ihr faszinierender General an einer so brüchigen Front Halt macht, wie es die deutsche Westfront war. Es ist Napoleon nachzufühlen,

daß er in seiner Deutschen-Verachtung, die durch jenes Rheingrenzenangebot nach der Schlacht bei Leipzig nur neue Nahrung bekam, einen Augenblick zögerte, es anzunehmen. Aber von diesem seinem Zögern, von der Stunde an, wo das einzige Tal, das rechts- wie linksrheinisch auf den gleichen Namen getauft worden ist, das Blüchertal bei Caub, sich von Ost nach West seinen Namen erwarb, war für Frankreich die letzte geschichtliche Stunde verpaßt, sich das Rheinland innerlich anzueignen. Denn aus so ganz anderem Holz wie andere Völker ist der Deutsche doch nicht geschnitzt; Deutschland hat in jenem Menschenalter viel später als die vaterlandsliebenden Franzosen oder Engländer seine Geburt als Nation durchlebt, mit allen Wehen und nicht erfolglos. In den Jahren von 1792 bis 1815 wurden die Sünden unserer politischen Entwicklung seit dem Mittelalter liquidiert. Diese Liquidation ist durch Napoleon erzwungen worden, und sie mußte erzwungen werden, wenn sie überhaupt noch kommen sollte.

Strebt doch immer das Lebendige, wo es seiner eigenen Neigung folgen darf, in der falschen Richtung auf möglichste Sicherheit und Ruhe, während zu schöpferischer Leistung das Dunkel des Risikos und der Stachel der Not gehört, der Not, die sowohl beten lehrt als auch erfinderisch macht. In der *Flucht* vor dem Opfer hatte der Deutsche um 1800 Sicherheit und Ruhe gesucht, er hatte das Nahverwandte aufgegeben, um für das Allernächste Schonung zu erkaufen. Das Deutschtum besaß ja seit alters die Fähigkeit, sich immer neue Außenglieder abzugliedern: so hatte es die Schweiz, Holland, Elsaß, Belgien und Anderes äußerlich wie innerlich verloren. Jetzt gab es das linke Rheinufer preis, dann der Norddeutsche den Süddeutschen und umgekehrt. Aber die Ruhe kam nicht. Schließlich blieb nur der Ausweg, dem Opfer entgegenzugehen, um *durch* das Opfer, nicht durch die Flucht vor ihm Rettung zu erlangen. Wenn sich der Geist der letzten *materiellen* Stützpunkte beraubt sieht, auf denen er ausruhen möchte, besinnt er sich auf den *allerletzten*, auf die schöpferische Tat, die aller Berechnung zum Trotz sich einen neuen Körper baut.

Es ist meines Erachtens ein Fehler mancher landläufigen Geschichtsdarstellung, daß sie die Schäden des preußischen Staates und deren Heilung durch die Stein-Hardenbergsche Reform zu stark in den Vordergrund rückt. Dem gefährlichen Schlagwort, 1918 sei das Reich Bismarcks zusammengebrochen, gleicht das Schlagwort von dem Zusammenbruch des friderizianischen Staates. Nur selten finden wir überhaupt die Frage aufgeworfen, was denn die Stein-Hardenbergschen Reformen zum tatsächlichen Wiederaufbau von 1813 beigetragen haben? Wir werden diese Reformen hier nicht verkleinern, im Gegenteil ihren Wert reiner herausstellen, wenn wir zunächst einmal feststellen, was sie *nicht* gewesen sind. Die größten Bestandteile des Steinschen Reformplanes sind überhaupt nicht zur Ausführung gelangt. Und die Bruchstücke, welche ausgeführt wurden, lassen sich fast hinwegdenken, ohne daß darum 1813 weniger groß und erfolgreich würde. Was haben die Anfänge der Bauernbefreiung, was hat die Städteordnung mit dem tatsächlichen Verlauf unserer politischen Verselbständigung zu tun? Die Fäden, die sie verknüpften, sind Imponderabilien, und als solche für 1813 nicht die wichtigsten. Man blicke deshalb nicht zu ausschließlich auf die materiellen Organisationsänderungen im preußischen Staat von 1808 bis 1812. Der Fetisch der Deutschen heißt Organisation. Aber nicht Einrichtungen, sondern Männer machen Geschichte, und

Gesinnungen machen Männer. Große Staatskrisen haben meist auch Organisationsreformen als Begleiterscheinung; diese sind günstigenfalls Symptome der Heilung, aber den Erreger der Krankheit zeigen sie oft so wenig an, wie das Serum, das aus einer Wunde fließt.

Weil der Staatstypus, der den Stempel Friedrichs des Großen trug, bei dem ihm so wesensfremden Geist, der um 1800 in Preußen und ganz Deutschland herrschte, dem napoleonischen Anprall nicht gewachsen war, so soll dieser Staatstypus Schuld an dem Unglück sein. Gibt es nun etwas Wohlfeileres, aber auch Ungeschichtlicheres, als derartiges Wahrsagen aus dem Erfolg? Wir kennen in den vielen Fehlurteilen über unsere eigene Vorkriegspolitik dieses Dogmatisieren des Erfolges heute zum Ueberdruß. Es ist verwandt jenem vorhin charakterisierten Ueberschätzen der Organisationen und Einrichtungen, und beide Neigungen vereint verbauen die Einsicht in die echten geschichtlichen Zusammenhänge, welche die Königin Luise meinte, als sie 1808 schrieb:

„Ich weiß, die Zeiten machen sich nicht selbst, sondern die Menschen machen die Zeit."

Auch die hellseherischsten Organisationsänderungen nach 1786 hätten bei dem Geist, der um die Jahrhundertwende in Deutschland herrschte, die Prüfung von Preußen und Deutschland nicht abgewendet, wohl aber vermutlich ein Mann, wie Friedrich der Große oder der Große Kurfürst, an dem Tag von Valmy 1792.

Nun möchte ich nicht mißverstanden werden. Die Stein-Hardenbergschen Reformen sind nach ihrem materiellen Inhalt ein notwendiges Stück Verfassungsgeschichte, nach ihrem Grundprinzip eine fernhinwirkende Tat, nach ihrem Geist ein unwegdenkbares Stück der deutschen Wiedergeburt.

Verweilen wir einen Augenblick bei ihrem materiellen Inhalt. Es sind liberale Reformen, welche die freie Bewegung, die Selbsttätigkeit der Staatsbürgers anregen. In diesem materiellen Inhalt sind die Stein-Hardenbergschen Reformen nichts Isoliertes, nichts Einzigartiges; ihre Tendenzen lagen in der Luft. Die alte Streitfrage, ob ihre Vorbilder mehr im revolutionären Frankreich oder in englischen und alt-deutschen Einrichtungen zu suchen seien, kann ich hier ganz beiseitelassen. In jedem Fall gehören sie in die liberalisierende Reformbewegung, die damals fast ganz Europa durchzog und deren einzelne Inhalte und Ergebnisse natürlich von Land zu Land verschieden sind, je nachdem es sich um das Frankreich der Konstituante, um das England Pitts, das Rußland Alexanders des Ersten, das Bayern Montgelas' oder das Preußen Friedrich Wilhelms des Dritten handelte. In Preußen wie in den meisten anderen Ländern wurden die Reformen von oben herab, in organischer Fortführung der Reformtätigkeit des aufgeklärten Absolutismus eingeleitet. Kein Schrei des preußischen Volks forderte sie, keine unerträglichen Mißstände zwangen sie herbei. Aber allerdings ging der Steinsche Grundgedanke auf eine Ueberwindung des aufgeklärten Absolutismus, und gerade dieser Grundgedanke, der in der Volksvertretung gipfelte, ist unausgeführt geblieben.

Liberalisierende Reformen im 18. und 19. Jahrhundert haben ein doppeltes Gesicht: 1. gegen die Reste des privilegienstarren Feudalsystems, 2. gegen den Absolutismus, d. h. gegen die Tendenz zur ausschließlichen Konzentration der politischen Handlungsfähigkeit im

Staatsoberhaupt. In der ersten Hinsicht, in der „Befreiung des Volkslebens und des Staats von den Banden der Einzelprivilegien und Monopolien", von unproduktiven, veralteten Schranken, ist der landesfürstliche Absolutismus und seine Bureaukratie selbst Führer; sie gewinnen ja dabei ungeheuer an Macht auf Kosten der privilegierten Stände. Und gerade darum sind liberale Reformer wie Mirabeau oder Stein in der zweiten Hinsicht Gegner des Absolutismus und seiner Bureaukratie. Die Auflösung des Feudalsystems, wie sie die aufklärerischen und absolutistischen Reformer wollen, bedeutet ihnen keinen reinen Fortschritt, wenn nicht zugleich (als Folgerung) die Regierungsform umgestaltet wird.

Die Reformen in Preußen 1808—13 sind nun fast durchweg in dem ersten allgemeinen europäischen Teil, der Auflösung des Feudalsystems, stecken geblieben. Man kann auch nicht sagen, daß das Volk von 1813 — von wenigen führenden Köpfen abgesehen — stark bewegt worden sei durch die Hoffnung auf eine liberale Verfassungsreform. 1848 hatte sich diese Anschauung hinsichtlich 1813 gebildet; aber der junge Bismarck hat diese Anschauung bei dem ersten öffentlichen Hervorblitzen seiner parlamentarischen Ironie treffend als Legende gegeißelt.

Die radikalen Reformen Steins also, welche das friderizianische Regierungssystem durch eine reichsständische Verfassung abgeändert hätten, blieben Entwurf.

Aber auch die weniger radikalen Teile des Stein-Hardenbergschen Reformwerks kamen nur bruchstückhaft zur Ausführung, und fanden grimmigen Widerstand nicht zuletzt bei solchen Preußen, die, wie York oder Marwitz, selbst in der ersten Reihe der Männer von 1813 stehen. Diese Altpreußen meinten, daß ein schwerkranker, verstümmelter Körper, wie der preußische Reststaat nach 1807 kein geeignetes Objekt sei, um daran Versuche mit der Umschichtung der sozialen Gliederungen zu machen. Ihnen kam es ebenso wie den Reformern auf die Zurückgewinnung der friderizianischen Energie nach den weichlichen Kabinettsregierungen der Friedrich Wilhelme an. Sie glaubten diese Kraft aber mehr nur durch Betonung der Autorität und Straffheit der Lenkung zu gewinnen, als durch Versuche mit der Belebung eines selbsttätigen Volkswillens. Trotzdem ist das geschichtliche Recht in einem hohen Sinn auf der Seite der Reformer. Zwar: der Wiederaufbau ist rascher gekommen, als die Zeitgenossen nach 1809 hoffen durften. Es kam schon sehr bald die Gelegenheit, die nicht verpaßt wurde, wie alle früheren Gelegenheiten, sondern ergriffen, weil jetzt die energischen Männer, Altpreußen neben Reformern, am Ruder standen. Die Männer, nicht ihre verschiedenartigen Verfassungsideen, gaben den Ausschlag, und weil diese Wendung so rasch kam, haben naturgemäß von den gesamten Reformen die kurzfristigen, die auf unmittelbare Machtbildung eingestellten, also die technischen Teile der Scharnhorst-Gneisenauschen Reform, zu dieser raschen Entwicklung der Dinge stärker mitgewirkt, als die langfristigen Stein-Hardenbergschen Reformen, welche auf die Entwicklung von Generationen zählten.

Wäre die Entscheidung aber nicht so rasch gefallen, hätte die Krisis dreißig Jahre oder länger gedauert, wie die Zeitgenossen fürchteten, dann wäre der Anteil der langfristigen Reformen am Wiederaufbau vermutlich der bedeutendere geworden.

Man soll also auch hier den Erfolg nicht dogmatisieren. Es bleibt eine der großartigsten Ansichten unsrer Geschichte, wie Stein, und die ihm folgten, mit unbekümmerter Freiheit des Geistes, unbeirrten Glaubens, das wenige Saatkorn, über das sie verfügten, auch dazu verwendeten, Samen auszustreuen, der bestenfalls in Generationen aufgehen konnte.

Diese Kühnheit aber verstehen wir erst, wenn wir nun zu dem zentralen Gedanken der Reformer uns wenden. Der materielle Inhalt und die Prinzipien dieser Königsberger und Berliner Reformarbeit stehen zwar in der allgemeinen liberalen Reformbewegung des Zeitalters drin, sind aber getragen von einer einzigartigen Absicht, die uns weit abführt von der bloßen Sanierung der friderizianischen Administration. Folgendes scheint mir die wichtigste Erkenntnis: die Reformer wollten *nicht sowohl den preußischen Staat, als vielmehr das deutsche Grundübel heilen.* (Forts. folgt.)

Auslanddienst.

Von *Reinhard Weer*, New York.

Vor dem Zusammenbruch waren die diplomatischen und konsularischen Vertreter Deutschlands in den fremden Staaten Abgesandte und Exponenten einer Macht. Ihr ganzes Handeln den fremden Regierungen wie den Einzelindividuen gegenüber konnte und mußte auf dieser starken und gesicherten Plattform fußen. All ihrem Tun, mochte auch der Augenblick im einzelnen Fall oft genug nicht Härte und Starrheit, sondern Liebenswürdigkeit und Geschmeidigkeit oder gar Nachgiebigkeit erfordern, mußte psychologisch der Machtgedanke immanent sein.

Heute ist der Vertreter Deutschlands im Auslande nicht mehr Exponent einer politischen *Macht*, er ist Vertreter einer *Idee*. Diesem veränderten Kardinalgesichtspunkt hat er sein ganzes dienstliches und außerdienstliches Verhalten auf seinem Außenposten unterzuordnen.

Ob das gegen früher eine Minderung an Wirkungsmöglichkeit bedeutet? Die Antwort wird, je nach Geschmack und Temperament, verschieden ausfallen, auch die parteipolitische Einstellung des Einzelnen wird, obwohl sie hier eigentlich nichts dreinzureden hätte, das Urteil beeinflussen. Der schnelle Bejaher der Frage (der sich in starker Majorität sehen dürfte) hat nur sehr bedingt recht. Jedenfalls erfordert die heutige Lage höhere und intensivere Anspannung. Und wer nach höheren Palmen greift, findet im Gelingen auch höhere Befriedigung.

Der ganze Aufgabenkreis politischer Betätigung hat sich für uns Deutsche mehr ins Geistige verschoben: es wirkt nicht mehr durch eigenes Schwergewicht ein bloßes Macht-da-sein, es müssen, im Großen wie im Kleinen, erst Kraftkonstellationen ausgeklügelt und entdeckt, durch berechnendes Operieren geschaffen in besonderen Fällen womöglich gar erfunden werden. Die Wirkungsmöglichkeiten sind aus dem Gebiet des Sachlichen ins Persönliche gerückt worden. Eigenschaften wie Kombinations-

vermögen und psychologisches Feingefühl spielen heute eine ganz bedeutende Rolle, schöpferische Phantasie und künstlerische Intuition sind keinesfalls zu entbehren.

Nicht einer Zurückführung unsres Strebens auf das Gebiet wird hier das Wort geredet, das uns feindlicher Machtegoismus mit Vorliebe als unsere eigentliche, allein unserem Wesen angemessene Domäne zuzuweisen pflegt: das Gebiet der abstrakten Spekulation, der theoretischen Forschung, der schönen Künste. Nicht in der Formel „Goethe und nur Goethe!", durch die wir den Feinden äußerer deutscher Entfaltung eine Monopolstellung zugestehen würden, liegt das Leitmotiv für das Arbeiten im Sinne der deutschen Idee in der Welt, sondern in der Trinität Luther und Goethe und Bismarck ist unser Heil begründet. Daß wir Luther und Goethe eine Zeitlang vergessen und bei unserem Zug über die Meere allein den Namen Bismarcks auf unsere Fahnen geschrieben hatten, darin liegt die letzte und tiefste Ursache der heutigen deutschen Not.

Gerade uns, die wir uns selbst den Titel eines Volkes der Dichter und Denker gegeben haben, hätte dieser Fehler nicht geschehen dürfen. Ueberlegung hätte uns dazu geführt, tiefer in den Wesenskern Bismarcks einzudringen und die Zeitschalen abzustreifen. Dann wäre uns u. a. rechtzeitig diese Erkenntnis zugewachsen: daß Bismarck selbst, mit seiner fabelhaft sicheren, instinktiven Erfassung aller Imponderabilien, wenn er heute lebte, nicht „Bismarck" wäre. Auch in der Politik und Geschichte gibt es eine Art Relativitätstheorie! Es ist anzunehmen, daß der Bismarck von heute — Unterschiede an Kraft und Kaliber zugegeben — in vielem einem Friedrich Naumann ähnlich sehen würde.

Unsere Entfaltung war eine Entfaltung auf Widerruf, sagt Tirpitz sehr richtig. Unsere Sache wird es sein, der neuen deutschen Entfaltung, die unaufhaltsam früher oder später kommt, Richtungen zu weisen, wo sie kein Widerruf erreichen kann. Daß es solche Bahnen gibt, wird die Zukunft zeigen.

Dem deutschen Auslandsbeamten, der sich in rechter Weise als Vertreter einer Idee, als Exponent des deutschen Gedankens in der Welt ansieht (Rezepte dafür gibts freilich nicht, „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nie erjagen") und sein ganzes Denken und Handeln diesem strengen Glück und den aus ihm erwachsenden ungeheuren Verpflichtungen anzupassen strebt, gesellt sich bei seiner Tätigkeit draußen bald etwas wie eine stille Bundesgenossenschaft. Der Feinfühlige verspürt gleichgerichtete Strömungen, denen er sein Mühen hinzugesellen darf. Und es ist nicht allein das für ein stolzes Volk wie für stolze Einzelpersönlichkeiten gleich bitter schmeckende Mitleid mit den Besiegten, Schwachen, das dieses Strömen bestimmt, es sind andere für uns erfreulichere Winde am Werk, die ihm im Weltgeschehen die Richtung weisen.

Sogar eine dem Mitleid fast antipodisch entgegengesetzte Stimmung ist da feststellbar: die deutsche Leistung im Kriege, die jetzt erst in ihrem Umfange erfaßt wird, hat der Welt Achtung aufgezwungen. Daran vermag die schließliche Vergeblichkeit der Leistung nichts zu ändern, diese gewinnt dadurch im Gegenteil hochdramatische Züge, die von ritterlich und romantisch gerichteten Nationen, deren es auch in der entgötterten materialisierten Welt noch viele gibt, als besonders anziehend empfunden werden.

Uebrigens wird sich ja im Laufe der Entwicklung ergeben, daß die Leistung nur auf Frist vergeblich war. Jeder Denkende aber erkennt, daß die Kriegsleistung der Friedensleistung entsprach und daß solche Leistungen nur auf einem im Grunde guten und gesunden Nährboden wachsen konnten.

Allenthalben in der Welt rührt Idealismus die Schwingen. Ihnen darf sich auch der deutsche Gedanke zum Fluge anvertrauen.

Stärker aber als die ideellen oder gefühlsmäßigen Momente wirkt — zum mindesten vorerst noch — die materielle Tatsache, daß wir auf dem Weltmarkt fehlen, daß die Ausschaltung unserer von allen Gerechturteilenden als gut und großzügig und anständig erkannten Methoden aus der Allgemeinwirtschaft als Schaden empfunden wird. Es fehlen die Deutschen — das ist der Kehrreim aller unvoreingenommenen ökonomischen Erörterungen über die Weltwirtschaftskrise. Der deutsche Diplomat im Auslande braucht den Friedensvertrag von Versailles nicht erst zu unterhöhlen, er ist schon fast völlig unterhöhlt.

Kein Impuls verläuft ganz wirkungslos. Was auf dem wirtschaftlichen Kraftfelde heute infolge unnatürlicher, von vornherein zum Zerreißen verurteilter Fesseln noch nicht zur Auswirkung gelangen kann, das kommt auf anderem Gebiete zum Tragen. Die große antideutsche Welle, die Northcliffe, Rathom und Konsorten zum Ueberschlagen brachten, ist verebbt, man sieht sie fern über Nordamerika entrollen. Andere Wellen werden aufspringen, aber soviel ist schon sicher: sie werden sich nicht gegen uns wenden.

Ideel und kulturell übt der deutsche Gedanke in der Welt heute eine Werbekraft aus, wie er sie vielleicht noch nie besessen. Man bedenke, was das heißt, drei Jahre nach dem Kriege, der der Vernichtung dieses Gedankens galt! Wir erleben Wunder und sehen sie nicht!

Man kann sich von dieser Magie tragen lassen, aber dabei soll es nicht sein Bewenden behalten. Wohl: auch eine manchesterliche Methode würde zum Ziel führen, doch wir wollen uns regen und neuen Aufstieg verdienen. Dem, der beweglich ist und die Augen offenhält, bieten sich ungeahnt viele Helfer in allen Bezirken. Hebel aller Art wachsen dem förmlich in die Hand, der sie auch im kleinen und kleinsten zu erkennen und zu verwenden weiß. Wenn überall draußen richtig und aufmerksam gearbeitet wird, dann kann und wird die Idee, die der deutsche Auslandsbeamte draußen vertritt, bald zur werbenden Macht auch auf politischem Gebiet werden.

Das sollte hier einmal kurz ausgesprochen, sparsam angedeutet werden. Viel Programmatisches im einzelnen darüber zu sagen, geht nicht an, ist auch nicht gut. Die Entwicklung zur neudeutschen Macht wird sich naturgesetzlich vollziehen, von den Massen kaum bemerkt, ehe sie wieder da ist, nur führenden Köpfen klar bewußt. Wir können von den Franzosen, so wenig nachahmenswürdig sie uns auch heute erscheinen mögen, von den Franzosen der letzten fünfzig Jahre, sehr vieles lernen. Halten wir es mit Gambetta: „Immer daran denken, nie davon sprechen!" Das Arbeiten für den Aufstieg aber sei uns Fanatismus und Religion.

Elsaß-lothringische Fragen.

Von einem Elsässer.

1. Die „Republikanische Volkspartei".

Es geschieht nicht ohne Gefühle der Trauer und der Scham, wenn man die Entwicklung der katholischen Politik im Elsaß der Nachkriegszeit sich und andern vor Augen zu stellen sucht. Wieviel Kleines, Erbärmliches hier zutage tritt und von welch verhängnisreichen Folgen das an sich so Unbedeutende und Häßliche gewesen ist, davon läßt sich nur schwer ein Bild gewinnen. Die katholischen Priester sind, aus Mangel an Mut und persönlicher Eitelkeit oder aus Verblendung und Haß, die Totengräber der „elsässischen Eigenart" geworden, für die gerade sie so unentwegt zu kämpfen vorgaben.

Als im Spätherbst 1918 die Frage der Volksabstimmung laut wurde, hat man sich in katholisch-politischen Kreisen mit Hohn darüber ausgelassen, war aber taktisch geschickt genug, im Pressekampf gegen das Plebiszit dem „Sozialisten" und aus der Levante stammenden „Urelsässer" Epeirotes alias Peirotes die Vorhand zu lassen, der die Neutralisten als „Nichtelsässer" zu verdächtigen wußte. Und doch sagte sich damals jedermann, daß im Falle der — eventuellen — neutralen Lösung des — eventuellen — Plebiszits die Katholiken als stärkste und geschlossenste politische Partei jedes Heft in der Hand gehabt und ihren notorischen Herrscherwillen in fast unbeschränkter Weise hätten zur Geltung bringen können. Ein neutrales Elsaß wäre ein klerikales Elsaß geworden. Trotzdem jene prinzipielle Abneigung gegen jede Volksabstimmung?

Es gibt zwei Gründe dafür, einen uneingestandenen und einen eingestandenen. Jener ist von beiden der ausschlaggebende. Es mußte — voraussichtlich — den Führern des elsässischen Klerikalismus mehr persönliche Ehre einbringen, in Paris als Députés eine Rolle zu spielen, als für sie im kleinen, von allen Seiten gedrückten Pufferstätchen Elsaß-Lothringen zu gewinnen gewesen wäre. Und wie die Politik des elsaß-lothringischen Zentrums nach wie vor die seiner Führer ist, ein Moment, das nie übersehen werden darf, wenn man diese Politik genügend verstehen und würdigen will, — so haben die Katholiken es gerade ihren Führern zu danken, daß sie nun für die Dauer der verflossenen und kommenden Jahre nationalistisch-französisch festgelegt sind. Der zweite Grund wird am besten einleuchtend, wenn wir ein konkretes Vorkommnis in der Parteigeschichte der letzten Vergangenheit erläuternd festlegen. Der Fall wird, ins Enge gebracht, wertvolle Rück- und Vorschlüsse auf die treibenden Kräfte der heutigen Parteibestrebungen zulassen. Er wird daher etwas genauer beleuchtet werden müssen.

Im Spätherbst 1921 hatte bekanntlich, bei Gelegenheit einer öffentlichen Tagung, ein Pfarrer die Dreistigkeit, katholischen Parteiführern Käuflichkeit im französischen Sinne vorzuwerfen. Selbstverständlich mußte er widerrufen, während der Parteivorsitzende, Herr Dr. Pfleger, vom Präsidium zurücktrat, — um bald danach den Vorsitz nach einer höchst aufschlußreichen pro domo gehaltenen Programmrede wieder zu übernehmen. Es ist von Interesse, einerseits die Resolutionen des klerikalen Delegiertentages anläßlich jenes (Grafenstadener) Vorkommnisses, andererseits die

bei nächster Gelegenheit folgende Rede des Parteivorsitzenden Dr. Pfleger möglichst vollständig zum Abdruck zu bringen.

I. Resolutionen vom 30 Oktober 1921.

1. Betr. den Zwischenfall: Der Delegiertentag nimmt Kenntnis von der Erklärung des Delegierten des Kantons Geispolzheim und stellt fest, daß die in Grafenstaden von einem Diskussionsredner geäußerten Worte nicht so gefallen sind, wie sie in der Presse zum Teil wiedergegeben wurden.

Der Delegiertentag nimmt ferner Kenntnis von der Erklärung des Herrn Pfarrers von Grafenstaden, daß er mit seinen Ausführungen keinen der anwesenden Parlamentarier verletzen wollte, und daß er, da die Worte als beleidigend empfunden wurden, diese mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns zurücknimmt.

2. Betr. die Lage im Elsaß.

„Die Elsässische Republikanische Volkspartei hat von Anfang ihrer Gründung an die Wiederangliederung von Elsaß und Lothringen an Frankreich mit Freuden begrüßt, und in ihrem Programm unzweideutig zum Ausdrck gebracht, daß sie als französisch-nationale Partei alle Bestandteile unserer Bevölkerung . . . in Eintracht zusammenfassen will. . . .

„Durch die Rückkehr zu Frankreich ist unserem Heimatlande die hehre Aufgabe erwachsen, zum Wiederaufbau und zur glücklichen Weiterentwicklung des großen Vaterlandes mit allen ihm eigenen Kräften beizutragen. . . . Die Republikanische Volkspartei fordert . . eine Dezentralisation des gesamten Verwaltungsapparates nach den Grundsätzen eines gesunden Regionalismus, der allein geeignet ist, die verschiedenen Regionen durch Wahrung ihrer Volkseigenart in Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen zum Höchstmaß fruchtbringender Tätigkeit auf allen Gebieten anzuspornen.

Eine politische Autonomie lehnt die Partei ab, auch für Elsaß und Lothringen, das für alle Zukunft ein integrierender Bestandteil des großen, einigen und unteilbaren Vaterlandes sein und bleiben soll. . .

Die Republikanische Volkspartei ist sich bewußt, daß die schwierige Aufgabe einer reibungslosen Einordnung unseres Heimatlandes in das System der französischen Republik nur gelöst werden kann von einer Verwaltungsinstanz, welche die Richtlinien ihrer Tätigkeit der genauen Kenntnis unseres Landes, sowie seiner Wünsche und Interessen selbst entnimmt. Die Partei fordert deshalb mit allem Nachdruck die Aufrechterhaltung des Generalkommissariats und Conseil Consultatif, der beiden Institutionen, die allein unserem Volke im Lande selbst für die Uebergangszeit einen maßgebenden Einfluß sichern. Sie mißbilligt aufs schärfste das Vorgehen der Regierung in Paris und der Finanzkommission in der Kammer, das darauf abzielt, einen durch das Gesetz vom 17. Oktober 1919 über das Uebergangsregime in Elsaß und Lothringen sanktionierten legalen Zustand auf rein budgetärem Wege zu beseitigen (folgen Unterlagen!).

Die Republikanische Volkspartei protestiert aufs schärfste gegen die Haltung einzelner Personen und gewisser Parteien, die, sei es aus Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, sei es aus antiklerikalen Motiven heraus, nicht davor zurückschrecken, die Beseitigung der Instanzen und Institutionen zu verlangen, welche die glückliche Durchführung der Eingliederung des Landes in die französische Republik garantieren. Sie brandmarkt vor allem die von gegnerischen Parteien in diesem Zusammenhang entfachte antiklerikale Hetze und stellt fest, daß keine Verwaltungsreform, der das nationale Interesse in den befreiten

Provinzen über alles geht, es wagen könnte, der Mehrheit des elsässischen und lothringischen Volkes angesichts eines auf der Lauer stehenden Deutschlands einen religiösen Kampf aufzuzwingen, der das große Vaterland in jahrelangen Kämpfen zerrissen und am Vorabend des großen Krieges seine besten Kräfte geschwächt hat. . . ."

Der Schwerpunkt dieser Resolution liegt natürlich in dem zitierten Schlußstück, während in den ersten Teilen mehr die egoistischen Tendenzen der Parteiführer zum Ausdruck gekommen sind.

Für die Wichtigkeit der Pflegerschen Rede wird es sprechen, daß der Delegiertentag, in dem sie gehalten wurde, nicht am gewohnten Orte, sondern in einem Straßburger Hotel stattfand, zu der kein Gast ohne schriftliche Erlaubnis der Parteileitung Zutritt hatte. Gesuche waren an das Generalsekretariat zu richten. Am Saaleingang wurde strengste Kontrolle ausgeübt. . .

Député Dr. Pfleger führte folgendes aus:

„Meine Herren! Sie haben alle das Empfinden, daß seit dem Gründungstag unserer Partei kein wichtigerer Tag im Parteileben zu verzeichnen war, als der heutige. Sie haben die Geschichte meiner Demission gehört. Ich komme heute als Präsident des Nationalvereins Winzenheim, um Ihnen persönlich meinen Standpunkt darzulegen.

Weil ich mir bewußt bin, wie wichtig der heutige Tag ist, habe ich mein Referat schriftlich niedergelegt, um jedes Wort verantworten zu können. Ich gehe nicht näher ein auf die Grafenstadener Resolution, welche den Anlaß zur Krisis gegeben hat. Die Aeußerung in der Versammlung von Grafenstaden, der Zwischenfall auf dem Delegiertentag, das alles sind Symptome von einer Krankheit, die die Partei seit einiger Zeit befallen hat. Eine Krankheit, die die Partei zugrunde richten würde, wenn nicht eine offene Aussprache über alles, was zu dem Unbehagen die Veranlassung gibt, erfolgen wird. Wenn wir heute auseinandergehen, müssen wir uns durch unsere persönlichen Auseinandersetzungen klar sein, ob wir uns am Schluß friedlich die Hand reichen können, und wir weiter miteinander kämpfen wollen zur Erreichung der Ziele unseres Programms, oder ob ein derartiger Widerspruch zwischen uns existiert, daß dies unmöglich sein wird. Wenn wir auseinandergehen, müssen wir soweit sein, daß wir über das Grundprinzip unseres Programms einig sind, daß wir sagen können, wir sind eine einige Partei, „ein einig Volk von Brüdern". Wenn aber dies nicht möglich wird, dann ist es besser, wir trennen uns, und jeder übernimmt die Verantwortung. So kann es nicht weitergehen. Diskussionen sind immer notwendig, aber die Diskussion kann mit Maß geführt werden, und besonders darf eine gewisse Grenze nicht überschritten werden. Die Diskussionen, die in letzter Zeit geführt wurden, haben einen derartig leidenschaftlichen Charakter angenommen, daß man sich nicht mehr unter Parteimitgliedern glaubte, sondern in irgendeiner Volksversammlung der gefährlichsten Gegner. Viele unserer Freunde sind dadurch zurückgestoßen worden, ihre persönliche Würde war verletzt, und öfters mußte ich hören, wie man sagte: In eine solche Versammlung gehen wir nicht mehr. Alles dies muß gesagt werden, damit eine klare Lage geschaffen wird, damit wir wissen in Zukunft, wo wir daran sind. Wenn es in einer sozialistischen Versammlung bös hergeht, ist es für uns noch lange kein Grund, daß wir dasselbe machen. Wir sind eine Partei für Ordnung und Anstand. . . Als die UPR. gegründet wurde unter dem Jubel aller, die beigewohnt haben, war sie gedacht als eine politische Partei,

auf demokratisch-republikanischer Grundlage. . . Als politische Partei soll sie über der Konfession stehen. Sie soll keine einheitlich konfessionelle Partei sein... Vor allem war sie als patriotisch-französische Partei gedacht ohne Unterschied der Herkunft. Sie sollte mithelfen, den Uebergang vom deutschen in das französische System zu vollziehen. Dazu gehört die Achtung unserer Traditionen, Sitten, Gebräuche, unserer religiösen Institutionen, mit einem Wort: unsere Eigenart. . . Unser regionalistisches Programm, das wir aufgestellt haben, sollte nicht allein für uns sein, sondern für ganz Frankreich, das demselben Ziele dienen soll, und es ist uns nie in den Sinn gekommen, damit einer neutralistischen Idee zu huldigen. Das ist das Programm, auf Grund dessen ich die Präsidentschaft angenommen habe. Aber leider hat die Entwicklung meinen Erwartungen nicht entsprochen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, sind die Innerfranzosen unserer Partei ferngeblieben, einzig nur deshalb, weil in gewissen Kreisen unser regionalistisches Programm derartige Formen angenommen hat, daß es in Frankreich mit Mißtrauen und Unwillen aufgenommen wroden ist. Dazu kommen gewisse unglückliche Aeußerungen, die dazu beigetragen haben, daß der Graben, welcher die beiden Bevölkerungen unseres Landes trennt, immer größer geworden ist und die Entfremdung zunahm. Wenn wir nicht in den Zustand von vor dem Kriege fallen wollen, ist es nötig, daß gebremst wird, denn dieser Zustand darf nicht wiederkommen, 1. im Interesse unseres elsässischen Volkes und 2. im Interesse des Weltfriedens. Vor dem Krieg war unser Volk ohne Vaterland. Im Jahre 1870 wurden wir von Frankreich losgerissen, und das Vaterland wurde uns geraubt. Von 1870 ab hatten wir kein Vaterland mehr, sondern nur noch ein Heimatland. Je länger der preußische Druck auf unserem Lande gelegen, desto mehr hat sich der Elsässer zurückgezogen. Im Kampf gegen die preußische Regierung haben wir den Partikularismus als Kampfmittel gebraucht. Unsere Pflicht ist es, das Volk wieder aus dieser Situation herauszubringen. Denn so notwendig das Kampfmittel war damals, als wir gegen die Preußen ankämpfen mußten; als wir die Germanisation verhindern wollten durch den Partikularismus, so gefährlich wäre es jetzt, wenn wir uns wieder in dieselbe Lage hineintreiben ließen. . . Das Schlimmste wäre, wenn das Volk wieder in dieselbe Oppositionsstellung treten würde, nachdem das französische Vaterland wiedergefunden ist; wenn das Volk sich wieder als Fremdling fühlen würde wie vorher, und deshalb ist es das größte politische Werk, unser Volk dazu zu erziehen, über die partikularistische Idee das nationale Empfinden zu stellen. Die Tragik unseres Grenzlandes besteht darin, daß alle diejenigen, welche nicht recht wissen, wo sie hingehören, hin- und herpendeln. . . Wir müssen den Deutschen, die alles mit Argusaugen betrachten, was im Elsaß vorgeht, jede Illusion nehmen und uns nicht den Anschein geben, als würden wir nicht auf französischem Boden stehen. . . Wenn wir so auf nationalem Boden stehen, können wir unsere Rechte auch verteidigen. Wir halten fest an unseren Einrichtungen, wozu in erster Linie das Konkordat und die konfessionelle Schule gehört. Wenn wir den Völkerbund anrufen, werden wir doch nicht schneller zum Ziel kommen Wenn wir den Namen unserer Partei ändern, haben wir mit unserer Politik mehr Erfolg im Parlament In dem Moment, wo man uns den Vorwurf machen kann, daß

wir die konfessionellen Interessen höher stellen als die patriotischen, sind wir verloren. Die letzten Ereignisse in unserer Partei haben ihre Schatten geworfen im Parlament. Das Elsaß kann sehr viel dazu beitragen, daß die religiösen Probleme in Frankreich friedlich gelöst werden.

Viele Franzosen erwarten Hilfe von uns in dieser Beziehung; wir können ihnen die Hilfe aber nur bringen, wenn man uns nicht Mangel an Patriotismus vorwerfen kann...

In gewissen Kreisen des Landes besteht ein großes Mißtrauen gegen alles, was von Frankreich kommt, und wenn ich von Mißtrauen spreche, ist es ein Ausdruck, der sehr gemäßigt ist. Sogar innerhalb unserer Partei besteht ein großes Mißtrauen gegenüber gewissen Parlamentariern. Der Zustand ist außerordentlich peinlich, weil er zu einer Katastrophe führen muß und uns entfremdet .. Die Regierung hat zweifellos große Fehler gemacht. Das muß jeder Mensch erkennen. Die Fehler müssen kritisiert werden, bis wir Genugtuung erhalten haben... Aber stets und ständig unser Volk nur auf die Schattenseiten aufmerksam zu machen, ist eine gehässige Politik. Der Moment kommt, wo die Presse die aufgereizte Bevölkerung nicht mehr zufriedenstellen kann, dann ist der Fall da, wo ein großer Teil in das revolutionäre Lager hinübertreten wird, weil da im Verhältnis doch noch mehr geschimpft wird als bei uns... Die Kritik hat in energischer Weise zu geschehen, aber in höflicher Form, denn mit dem Schimpfen kommt man bei den Franzosen nicht weit. Das ist der Unterschied zwischen den Deutschen und Franzosen... Man muß sich unwillkürlich fragen, wenn man unsere Presse liest, sind wir denn noch französisch oder schon wieder deutsch? ... Bisher führte die Presse die Partei, von heute ab muß die Partei die Presse führen. Das sind meine Erwägungen, wenn ich das Präsidium wieder übernehmen soll. . ."

Herr Dr. Pfleger übernahm wieder das Präsidium, nachdem die „Liebe zu Frankreich" durch eine Resolution erneut festgelegt und eine straffere Kontrolle der Parteipresse garantiert worden war. Die Vertreter der — erheblichen — Minorität (69 gegen 82 Stimmen) versprachen Parteidisziplin zu halten. Dieses Versprechen wurde als „erfreulichster Erfolg der Tagung" besonders erwähnt.

Wer das Gebaren der elsässischen Priester im Spätherbst 1918 beobachten konnte, der wird heute, angesichts der tief einschneidenden Stimmungsunterschiede bei der stärksten und bestgeleiteten elsässischen Partei — so wie wir uns auf Grund eines gedruckten Berichtes von dem Parteivorsitzenden selbst ein Bild davon vermitteln ließen — eine gelinde Befürchtung rücksichtlich der Tragfähigkeit des jetzigen politischen und staatlichen Zustandes im Lande nicht los.

Der Ursachenbegriff und seine neuesten Gegner.

Von Dr. med. Heinr. Böing (Warstade).

„Crux metaphysicorum" nannte Hume den Begriff der Ursache und das ist er geblieben, trotz der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, bis auf den heutigen Tag; ja, die Schwierigkeiten, ihm beizukommen, scheinen neuerdings so gestiegen oder wenigstens vielen Natur-

forschern so lebhaft zum Bewußtsein gekommen zu sein, daß führende Männer der Wissenschaft ihn kurzer Hand zu beseitigen versucht haben: der ausgezeichnete Physiker und Mathematiker Mach will ihn durch den Funktionsbegriff und der nicht minder vortreffliche Physiologe Verworn durch den Konditionismus ersetzen. Doch bevor ich auf diese Versuche und ihre Begründung näher eingehe, wird es notwendig sein, den Begriff der Ursache, seinen Inhalt und seine Entstehung zu untersuchen, weil ohne genaue Definitionen Mißverständnisse unvermeidlich sind.

Wie also kommt der Mensch zu dem Begriff Ursache?

Die Schwierigkeit in der Beantwortung dieser Frage liegt darin, daß Kant für die drei Grundbegriffe, Zeit, Raum und Kausalität annahm, sie seien uns a priori gegeben, d. h. uns angeboren, während die Skeptiker (Hume u. a.) auch sie aus der Erfahrung ableiten. Dies näher zu erörtern, ist hier nicht der Ort; es soll nur gesagt werden, daß die naturwissenschaftliche Forschungsmethode, die reine Beobachtung zu einer ausreichenden Verbindung beider Standpunkte gelangt durch die Lehre, daß die Begriffsbildung abhängig ist von zwei Faktoren, nämlich einmal von dem, der die Begriffe bildet, also vom Menschen, und sodann von der Außenwelt, welche ihm das Material zur Begriffsbildung durch Vermittlung unserer Sinne, durch die Erfahrung liefert; d. h. mit anderen Worten: die Begriffsbildung ist nichts Einfaches, sondern ein Produkt aus unserer leiblich-seelischen Organisation und der Außenwelt. Angeboren ist uns also die Fähigkeit, das Vermögen, Begriffe zu bilden; ausgelöst aber wird diese Tätigkeit durch die Eindrücke, welche uns durch unsere Sinne aus der Außenwelt zugeführt werden.

Ist so die Möglichkeit der Bildung des Kausalitätsbegriffs gegeben, so bleibt zu untersuchen, wie die Möglichkeit zur Wirklichkeit wird.

Wer mit offenen Sinnen seine Umgebung betrachtet, beobachtet bald, daß gewisse Vorgänge sich regelmäßig oder sehr häufig wiederholen, miteinander zeitlich verbunden sind, indem, wenn der eine Vorgang eintritt, der andere unmittelbar oder später auf ihn folgt. Diese Beobachtungen waren für den primitiven Menschen von großer Wichtigkeit; er lernte aus ihnen, nicht nur für den Augenblick leben, sondern sein Verhalten auf die Zukunft einstellen, beispielsweise sich im Sommer und Herbst, welche ihm genügende Ernährungsmöglichkeiten boten, für den Winter vorsehen und ausreichende Nahrungsmittel anhäufen, um sich in der unfruchtbaren Jahreszeit vor Hunger zu schützen. Mit dieser vorbauenden, auf die Zukunft gerichteten Tätigkeit war ihm jedoch keineswegs der Kausalbegriff gegeben; denn er sah lediglich, daß die Vorgänge zeitlich aufeinander folgten, wie die Nacht auf den Tag, der Donner auf den Blitz, nicht aber, daß sie von einander abhängig, durch einander bedingt waren. Das lernte er erst, als er durch Beobachtung seiner selbst erfuhr, daß ein und derselbe, ihn selbst betreffende Vorgang stets mit denselben Folgen für ihn verbunden war. Wenn er z. B. beim Eindringen eines scharfen Dorns in seinen nackten Fuß Schmerz empfand, so nahm er nicht allein den zeitlichen Zusammenhang zwischen Eindringen des Dorns und Schmerzempfindung wahr, sondern erkannte auch, daß der Schmerz d u r c h das Eindringen des Dorns in seinen Fuß hervorgerufen wurde. Noch deutlicher wurde ihm diese neue Beziehung zwischen zwei Vorgängen, wenn letztere aus seiner eigenen Initiative entsprungen, durch seinen Willen zustande gekommen

waren. Zerdrückte er z. B. ein Vogelei zwischen seinen Fingern, so sah er unmittelbar, daß das Zerbrechen des Eis durch den Druck seiner Finger erfolgte und da er diesen Vorgang, so oft er wollte, stets mit demselben Ergebnis wiederholen konnte, so war ihm damit der Unterschied zwischen dem (zeitlichen) Nacheinander und dem Durcheinander und gleichzeitig der Begriff der Ursache und der Wirkung gegeben. Suchte er nun diesen Begriff auch auf die Vorgänge in der äußeren Natur anzuwenden, so fand er bald, daß es auch in ihr nicht nur zeitlich miteinander verbundene, sondern auch voneinander abhängige, kausale Beziehungen gab, daß sich aber die äußeren Vorgänge in dieser Beziehung wesentlich voneinander unterschieden. Auch diesen Unterschied lernte er bald zu seinem Vorteile benutzen; er lernte 1. einen Vorgang willkürlich herbeiführen, um den ihm folgenden, ihm erwünschten vorteilhaften Vorgang zu erzielen, und er lernte 2. bei einem Komplex ursächlich miteinander verbundener Vorgänge den Eintritt der Vorgänge durch Ausschaltung eines derselben verhindern.. Daraus können wir entnehmen, daß der Kausalitätsbegriff aufs innigste mit der Entwicklung des Menschen verbunden ist; er gehört zu den ältesten und wichtigsten Inventarstücken seiner geistigen und wirtschaftlichen Existenz.

Von diesem Gesichtspunkte aus, der uns die Kausalität als ein unlösbar mit unserer Organisation verankertes Grundvermögen unseres Denkens erkennen lehrt, erscheint es fast unbegreiflich, daß zwei so scharfsinnige Gelehrte, wie Mach und Verworn, sie als überflüssigen, ja schädlichen Ballast aus unserem Geistesleben und insbesondere aus der naturwissenschaftlichen Forschung beseitigen wollen. Er dürfte daher angebracht sein, die Gründe zu untersuchen, aus welchem sie ein psychologisch von vornherein so aussichtslos erscheinendes Unternehmen ins Werk setzten.

Da jedoch die beiden Autoren von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen, nämlich Mach hauptsächlich von Zweckmäßigkeitsrücksichten, Verworn, obgleich auf Machs Schultern stehend, von begrifflichem Radikalismus, so ist es notwendig, sie getrennt zu behandeln.

Mach begründet seinen Standpunkt folgendermaßen: „In den höher entwickelten Naturwissenschaften werde der Gebrauch des Begriffs Ursache — Wirkung immer mehr eingeschränkt. Das liege daran, daß ihnen die Schärfe ermangele und daß sie nur sehr vorläufig und unvollständig einen Sachverhalt bezeichneten. Sobald es dagegen gelinge, die Elemente der Ereignisse durch meßbare Größen zu charakterisieren, was bei Räumlichem und Zeitlichem sich unmittelbar, bei anderen sinnlichen Elementen aber doch auf Umwegen ergebe, so lasse sich die Abhängigkeit der Elemente voneinander durch den Funktionsbegriff viel vollständiger und präziser darstellen, als durch so wenig bestimmte Begriffe wie Ursache und Wirkung. Die Physik mit ihren Gleichungen mache dies Verhältnis deutlicher als es Worte tun könnten." Als Beispiel führt er die Formel p. v./T = konst für die Gase an, in welcher man die Abhängigkeit der drei Elemente p v und T (Druck, Volumen und Temperatur) voneinander sofort erkennen und aus zwei bekannten Elementen das dritte berechnen könne.

Prüft man vorstehende Erörterungen Machs genau, so erkennt man bald, daß sie zur Abweisung des Begriffs Ursache — Wirkung keineswegs ausreichen, vielmehr seine Notwendigkeit bestätigen. Mach behauptet

nämlich nicht, daß sich die Abhängigkeiten der Elemente voneinander durch den Funktionsbegriff *ermitteln*, sondern nur, daß sich die *ermittelten* Abhängigkeiten am präzisisten durch ihn darstellen lassen. In dieser genauen Fassung ist der Satz Machs auch vollkommen richtig, verweist aber zugleich den Funktionsbegriff in die Grenzen seiner Zuständigkeit, so daß er nur zusammenfassenden, das Gedächtnis erleichternden, ökonomischen Wert behält, während der Kausalität ihr Rang als erkennendes und erklärendes Prinzip verbleibt. Zu dieser Auffassung führt uns auch die Geschichte aller naturwissenschaftlichen Probleme: denn es gibt meines Wissens kein einziges in mathematischen Formeln ausgedrücktes physikalisches Gesetz, das nicht vor seiner Formulierung durch Anwendung des Kausalitätsbegriffs in mühsamster Arbeit errungen worden wäre.

Uebrigens scheint Mach selbst seiner Sache nicht ganz sicher gewesen zu sein; sagt er doch in einer Anmerkung zu diesem Kapitel: „Ich habe irgendwo gelesen, daß ich einen erbitterten Kampf gegen den Begriff Ursache führe; das ist nicht der Fall; ich habe diesen Begriff für *meine* Bedürfnisse und Zwecke durch den Funktionsbegriff ersetzt. Findet jemand, daß hierin keine Befreiung oder Aufklärung liegt, so wird er ruhig bei dem alten Begriff bleiben."

Ganz anders wie Mach steht Verworn: Der Opportunismus wird durch den Radikalismus abgelöst. Verworn hält den Kausalbegriff nicht nur für entbehrlich, sondern für unnütz, falsch und verwerflich; er ersetzt ihn durch den Konditionismus. Seine Begründung ist folgende: Unsere Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit alles Seins und Geschehens ist die Grundlage aller naturwissenschaftlichen Forschung. Gesetzmäßigkeit bedeutet aber nichts anderes als die Tatsache, daß jeder Zustand oder Vorgang *eindeutig* bestimmt ist durch die Summe seiner sämtlichen Bedingungen. Daraus aber ergibt sich klar und eindeutig die Aufgabe aller wissenschaftlichen Forschung. Sie kann nur darin bestehen, die sämtlichen Bedingungen eines Zustandes oder Vorgangs zu ermitteln. Sind diese Bedingungen sämtlich erkannt, so ist der Zustand oder Vorgang auch wissenschaftlich *erklärt*. Eine *weitere Erklärung existiert nicht*.

Diese Definition ist scharf und klingt sehr bestechend; prüft man sie jedoch näher, so sieht man bald, daß sie *nicht eindeutig* ist. Der Schwerpunkt liegt nämlich in der Auslegung des Wortes *erklären*. Versteht man unter ihm lediglich, wie Verworn will, die Ermittelung aller Bedingungen, unter welchen ein Vorgang zustande kommt, so haben wir in ihr nichts weiter als die Feststellung aller Umstände, welche notwendig sind zum Eintreten des Vorgangs; versteht man aber unter *Erklärung* nicht bloß das Daß des Geschehens, sondern, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch entsprechend, das Wie und Warum des Geschehens, so geben uns offensichtlich Verworns Bedingungen darüber nicht den geringsten Aufschluß. Zur Erläuterung benutze ich das von Verworn selbst gewählte Beispiel von dem Vorgange, welcher abläuft, wenn man Salzsäure mit kohlensaurem Natron, bei Gegenwart von Wasser mischt. Dann entsteht ein neuer fester Körper, salzsaures Natron, und ein flüchtiger, Kohlensäure, welche frei wird — ein Vergleich, der nach Willkür mit immer gleichem Ergebnis wiederholt werden kann. Nun fragt Verworn: Was ist die Ursache der Kohlensäure-Entwicklung? Die Salzsäure oder das kohlensaure

Natron? und antwortet: In Wirklichkeit sind beides notwendige Bedingungen. Ist eine von diesen Bedingungen nicht erfüllt, dann tritt keine Kohlensäureentwicklung ein; diese Bedingungen sind also gleichwertig. Es ist daher durchaus unberechtigt, aus dem Komplex von Bedingungen eine Bedingung herauszugreifen und ihr eine dominierende Rolle anzuweisen. Das gilt für jeden Vorgang in gleicher Weise. Was ich feststellen kann, sind nur Bedingungen, von denen er abhängt. Für eine Ursache bleibt daneben kein Platz. (Man hat deshalb vielfach darauf verzichtet, von einer Ursache in der Einzahl zu sprechen und den Begriff der Ursache auf sämtliche bedingenden Faktoren eines Vorgangs angewendet. Aber dann zerfließt der Begriff der Ursache in nichts; denn er wird identisch mit dem Begriff der Bedingungen. Auch diese Beweisführung scheint zutreffend, ist es aber keineswegs. Verworn unterstellt nämlich, daß auch Sachverständige einseitig die Salzsäure oder das Natron als Ursache des Vorgangs betrachten. Das aber ist nicht der Fall. Denn alle wirklich Sachverständigen belehren uns, daß der Vorgang ausgelöst werde infolge der verschieden großen chemischen Verwandtschaft zwischen den in Berührung gebrachten Körpern: zwischen Salzsäure und Natron besteht eine größere gegenseitige Affinität als zwischen Kohlensäure und Natron; deshalb verbinden sich Salzsäure und Natron und die Kohlensäure wird frei. Es ist also gar keine Rede von einer überwiegenden Rolle des einen Körpers noch von einer Mehrheit der Ursachen, sondern von der Zurückführung des Vorgangs auf das Gesetz der chemischen Verwandtschaft zwischen verschieden zusammengesetzten Körpern. Zugleich aber erhellt, daß der Kausalismus da einsetzt, wo der Konditionismus aufhört; letzterer gibt uns bloß die äußeren Umstände an, ersterer erklärt sie.

Noch ein zweites, ganz einfaches Beispiel: Wenn es regnet, wird die Erde naß. In diesem Satz kommt Verworns Konditionismus zum einfachsten Ausdruck. Kausal ausgedrückt würde er lauten: Weil es regnet, wird die Erde naß oder: der Regen ist die Ursache des Naßwerdens. Beide Sätze sind unanfechtbar. Aber wie unterscheiden sie sich? Nun, die erste Fassung stellt lediglich das regelmäßige Zusammentreffen zweier Beobachtungen fest, ohne etwas über ihr Abhängigkeitsverhältnis auszusagen; dieses wird erst bestimmt durch die zweite Fassung, in welcher wir, im Banne unserer Organisation, unser Kausalitätsbedürfnis befriedigen. Auch hier sehen wir: die Feststellung der Bedingungen des Vorgangs ist notwendig, seine Erklärung finden wir aber erst im Kausalismus. Schwieriger scheint die Auflösung des Problems bei sehr zusammengesetzten Vorgängen, deren Anfangs- und Endziel durch viele Mittelglieder verbunden ist. Betrachten wir das bekannte Beispiel vom Jäger, der einen Hasen schießt. Die Bedingungen sind: der Jäger und der Hase, das Gewehr mit seinen mannigfachen Einrichtungen, Schloß, Stecher, Pulverladung, Kugel, endlich Zielen des Jägers, Druck auf den Stecher. Faßt man den Vorgang als Ganzes ins Auge, so kann offenbar von einer einzigen Ursache desselben keine Rede sein, vielmehr hat Verworn vollkommen recht, wenn er in dieser Beziehung den Ursachen-Begriff bemängelt und behauptet, daß die Erfüllung sämtlicher Bedingungen des Vorgangs für sein Zustandekommen erforderlich sind. Zerlegen wir jedoch den Vorgang, um klare Einsicht zu gewinnen, in seine einzelnen Abschnitte, so erkennen wir leicht, daß auch hier der Ursachenbegriff durchaus be-

rechtigt ist und nichts von seiner erklärenden Kraft verliert. Der Druck des Fingers auf den Stecher löst die Mechanik des Schlosses aus und wird zur Ursache, daß die Zündnadel in die Zündpille eindringt und diese entzündet; von ihr setzt sich die Entzündung auf die Pulvermasse fort, welche explodiert und die Spannung der Gase erzeugt, die die Kugel durch den Gewehrlauf treibt, die ihrerseits, wenn der Jäger richtig gezielt hat, den Hasen tötet. Wir sehen also, daß wir eine fortlaufende Kette von Ursachen und Wirkungen vor uns haben, derart, daß jede von der vorhergehenden Ursache erzeugte Wirkung ihrerseits wieder zur Ursache der folgenden Wirkung wird und so fort bis zum Abschluß des ganzen, von uns in Betracht gezogenen Vorgangs. Ich sage: des von uns in Betracht gezogenen Vorgangs; denn mit dem Tode des Hasens ist der Vorgang nicht abgeschlossen, ebensowenig, wie er mit dem Fingerdruck des Jägers begonnen hat. In beiden Richtungen, vorwärts und rückwärts können wir ihn weiter verfolgen, in ersterer in bezug auf mechanische Wirkungen (Erzeugung von Wärme usw.), in letzterer in bezug auf die Motive, welche den Jäger zum Schießen des Hasens bewogen haben. Auch hier kommen wir auf einen unendlichen Prozeß (denselben, welcher Rademacher veranlaßte, die Ursachenforschung auf biologischem Gebiet zu verwerfen). Gleichzeitig aber erkennen wir, daß es immer nur Teilvorgänge sind, welche wir, um überhaupt untersuchen und unsere Erkenntnis erweitern zu können, analysieren und auf ihre Abhängigkeitsverhältnisse voneinander erforschen. Diese Begrenzung nehmen wir vor nach unseren praktischen oder theoretischen Bedürfnissen.

Betrachten wir schließlich obiges Beispiel vom energetischen Gesichtspunkte aus — Erhaltung der Kraft — so ist das Endergebnis, der Tod des Hasen, lediglich die Folge der Uebertragung der Energie des explodierenden Pulvers auf die Kugel und durch diese auf den Körper des Hasen; alle anderen Bedingungen (Ursachen) können nur als Hilfsbedingungen bewertet werden, der Gewehrlauf z. B. als *Leitform der Energie*, der Fingerdruck auf den Stecher als *auslösendes Moment*. Daraus folgt, daß Verworns Annahme, alle Bedingungen seien gleichwertig, unrichtig ist; denn weder der Fingerdruck des Jägers, noch der Richtung gebende Gewehrlauf sind der explodierenden Pulvermasse äquivalent. Nur gleich *notwendig* sind sie, denn wenn eine fehlt, kommt der Vorgang entweder gar nicht, oder nicht in allen seinen Teilvorgängen zustande. Das letztere wird besonders deutlich, wenn man das Zielen des Jägers betrachtet; zielt er falsch, so verläuft der ganze Vorgang wie beim richtigen Zielen; nur das Endglied, der Tod des Hasen, fällt aus. Sollte übrigens ein Jäger oder mancher Leser der Meinung sein, diese ganze spitzfindige Erörterung hätte ich mir durch Berufung auf den gesunden Menschenverstand ersparen können, so bitte ich nicht mir, sondern Verworn die Verantwortung dafür aufzuerlegen.

Auch die Mathematik glaubt Verworn für seinen Konditionismus in Anspruch nehmen zu können; sie kenne den Ursachenbegriff gar nicht mehr; denn nicht *weil*, sondern *wenn* zwei Größen einer dritten gleich sind, sind sie alle untereinander gleich, sage der Mathematiker. Nun ist es gewiß richtig, daß der Mathematiker das Wort Ursache in seinen Formeln und Beweisführungen sehr selten gebraucht, er bedient sich vielmehr in der Regel des Wortes Beweis. Es würde ihm vielleicht

sogar etwas Unbehagen erregen, wenn jemand von den Ursachen der Kongruenz zweier Dreiecke, anstatt von ihren Gründen (Beweisen) reden wollte. Woran liegt das? Daran, daß man in der Gedankenwelt, in den abstrakten Wissenschaften, altem Sprachgebrauch folgend, nicht von Ursachen, sondern von Gründen spricht, indem man einen Gedanken aus früher für wahr erkannten Gedanken begründend ableitet. Beiden Ausdrücken aber liegt der Kausalitätsbegriff zugrunde, sie sind im Prinzip identisch. Soviel im allgemeinen; im besonderen aber muß ich Verworns obige Beweisführung aus dem Satze A = B = C als irrtümlich zurückweisen. Die Formel bedeutet, daß, wenn A = B und B = C ist, auch A = C ist und diese Formel ist zweifellos im Sinne Verworns konditionell. Sie beruht aber offenbar nicht auf Anschauung, sondern auf Abstraktion; sie widerspricht sogar der Anschauung, denn für die Anschauung ist A niemals gleich B und gleich C. Wie ist der Mathematiker trotzdem zu ihr gekommen? Er hat sie entwickelt aus der Anschauung nicht unbestimmter, sondern bestimmter Größen. Von der bestimmten anschaulichen Größe 1 ausgehend bezeichnet er die Summe von 1+1 als zwei, so daß 1+1 immer gleich zwei ist; ferner bezeichnet er die Summe von 1+1+1 als drei, so daß 1+1+1 immer gleich drei ist. Drei ist aber demgemäß auch gleich 1+2, da ich für zwei 1+1 einsetzen kann. Wie sagt nun der Mathematiker? Er sagt keineswegs: wenn 1+1 = 2 und 1+1+1 = 3 ist, dann ist auch 1+2 = 3, sondern er sagt: weil 1+1 = 2 und 1+1+1 = 3 ist, deshalb ist auch 1+2 = 3, d. h. er spricht konditionell, sondern kausal, weil nach seinen eigenen Voraussetzungen 1+1 immer gleich 2, und 2+1 immer gleich 3 ist. Somit sind auch von ihm die kausalen Beziehungen zwischen den drei Größen anerkannt. Bringt er aber nun der Kürze wegen diese kausalen Beziehungen in die allgemeine Formel A = B = C, so darf er diese nicht mehr kausal, sondern er muß sie konditionell übersetzen, weil die Formel rein konditionellen Sinn hat, indem sie bedeutet, daß nur unter der Voraussetzung A sei = B und B = C, auch A = C ist.

Kurz zusammengefaßt ist Inhalt und Ergebnis vorstehender Erörterungen folgendes:

1. Der in unserer psychophysiologischen Organisation begründete Ursachenbegriff (Kausalismus) ist für den Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnis nicht nur nicht entbehrlich, sondern notwendig und unersetzlich.

2. Machs Funktionismus ist nur auf die durch den Kausalismus gewonnenen Erkenntnisse anwendbar: er bringt sie in leicht übersichtliche Formeln.

3. Verworns Konditionismus ist eine wertvolle Forschungsmethode und Vorstufe des Kausalismus, dem er das Material zu weiteren Fortschritten unserer Erkenntnis liefert.

Weltspiegel.

24. Mai.

Nach der Heimkehr von Genua. Am 19. Mai hat die Schlußsitzung der Konferenz von Genua stattgefunden. Sie brachte noch eine Reihe von bemerkenswerten Reden der beteiligten Staatsmänner. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden; es genüge, zu sagen, daß die Geschicklichkeit, mit der sich der Redner für die deutsche Delegation, Dr. Rathenau, seiner Aufgabe in diesem Falle entledigte, allgemeinere Anerkennung fand, als der Minister sich bisher jemals erfreut hat; sie entlockte sogar Herrn Barthou einige Komplimente. Diese sollten freilich nur die Unterlage bilden für die wiederholte Betonung des zäh festgehaltenen französischen Standpunktes, diesmal noch verbrämt mit einer Erklärung der französischen Friedfertigkeit, die viel vom Klange einer Drohung an sich hatte und allen mit der Wahrheit Vertrauten wie blutiger Hohn klingen mußte.

Lloyd George erging sich in einer großen Rede, die darauf angelegt war, ihn am Ziel alles dessen, was er billigerweise wünschen konnte, erscheinen zu lassen. Das war hauptsächlich von Bedeutung für seine innere Politik. Denn für ihn kommt nun nach seiner Rückkehr ein innerpolitischer Feldzug in Frage, wobei die Gegner der jetzigen Koalition ihn hart angreifen werden. Erscheint alles, was er erreicht zu haben glaubt und in großen Worten gepriesen hat, der übrigen Welt als Mißerfolg, so wird er einen schweren Stand haben. Aber es lassen sich bis zur Stunde noch keine Anhaltspunkte gewinnen, wie der Kampf ausgehen wird, da die besondere Geschicklichkeit Lloyd Georges auf diesem Gebiet weit mehr zur Geltung kommt, als in der Führung der großen Politik.

Nun stehen wir in den Tagen der großen Epiloge zu Genua, wie sie jetzt in allen Kabinetten, Parlamenten und Blättern der Welt an der Tagesordnung sind. Zugleich tritt mit dem vorläufigen Abschluß der Konferenz selbst nunmehr die Frage, die dort nicht berührt werden durfte, obwohl sie sozusagen nach Erörterung schrie, wieder in den Vordergrund. Jetzt dreht sich wieder alles um die Frage der Reparationen, und damit im engsten Zusammenhange steht die der „Sanktionen", die in den politischen Plänen Frankreichs eine so große Rolle spielen. Zur Zeit weilt der Reichsfinanzminister Dr. Hermes in Paris, um in vorläufigen — man nennt sie „offiziös" — Besprechungen eine Verständigung über den Standpunkt der Reparationskommission herbeizuführen. Die französische Regierung hat eigensinnig der englischen gegenüber jede Verhandlung in diesen Fragen abgelehnt: sie will die Reparationskommission ganz allein prüfen und entscheiden lassen. So entspricht es erstens der französischen Auffassung des Versailler Vertrages und so auch zweitens der bisher gemachten Erfahrung, daß in der Reparationskommission immer der Wille Frankreichs den Ausschlag gegeben hat, auch wenn die Mehrheit der andern in ihr vertretenen Mächte abweichender Meinung war. Noch vor dem 31. Mai soll die Frage ins Reine gebracht werden, ob die Erklärungen Deutschlands, den zuletzt ergangenen Forderungen der Alliierten nicht genügen zu können, begründet sind oder auf üblem Willen beruhen und vielleicht absichtlich herbeigeführten Hindernissen zuzuschreiben sind. Weiter aber handelt es sich auch um die positive

Entscheidung, welche Zahlungserleichterungen Deutschland gewährt werden sollen, falls anerkannt werden muß, daß die ihm auferlegten Bedingungen unerfüllbar sind.

Daß das Thema der Erörterung überhaupt diese Gestalt gewinnen konnte, muß Frankreich recht unangenehm sein. Denn seine ganzen politischen Pläne beruhen ja darauf, daß Deutschland stets unter dem Druck unerfüllbarer Bedingungen gehalten wird, wobei Frankreich sich bisher jederzeit der Reparationskommission als eines gefügigen Werkzeuges bedienen konnte. Nun wird zum ersten Mal ernsthaft sachlich darüber beraten, ob man wirklich anerkennen soll, daß Deutschland Erleichterungen braucht. Früher machte man das anders. Da dekredierte die Kommission einfach nach den Weisungen, die ihr vom Quai d'Orsay gegeben wurden, was Deutschland leisten könne und infolgedessen auch leisten müsse. So geht es jetzt nicht mehr, trotz Poincaré, auch nicht trotz dem wütenden Fauchen der noch extremeren Nationalisten von der Art Tardieus, der eben jetzt in der französischen Kammer als Wortführer der Unzufriedenen dem Ministerpräsidenten wegen seiner allzu „gemäßigten" Politik hart zu Leibe gegangen ist. Woher diese Aenderung der Lage?

Nun, das ist eben doch eine Folge der Konferenz von Genua, wo sich durch die bloße Tatsache des Verkehrs der Delegierten im Stillen manche Erkenntnis durchgesetzt hat, die die offizielle Weisheit noch weit von sich weist. So ist die Einsicht, daß Deutschland ohne internationale Hilfe die Verpflichtungen von Versailles nicht erfüllen kann, jetzt Gemeingut aller ernsthaft urteilenden Kenner der weltwirtschaftlichen Verhältnisse, und damit muß sogar Frankreich rechnen. Wie das zum Ausdruck kommt und wie das endet, ist heute noch nicht zu ersehen. Es hängt das auch wohl nicht von Frankreich allein ab, sondern wesentlich auch von Amerika.

Die Vereinigten Staaten vertreten auch heute noch den Standpunkt, daß sie als politische Macht dem kranken Wirtschaftskörper Europas in seinen Zuckungen und Nöten nicht beispringen wollen, ehe er sich nicht aus eigener Kraft wieder zu einer gewissen Gesundung durchgerungen hat. Anderen Erwägungen sieht sich aber die vereinigte Macht des amerikanischen Großkapitals gegenüber, die im eigenen Interesse das ihrige tun will, um im Welthandel wieder erträgliche Verhältnisse herbeizuführen. Und Frankreich als Schuldner Amerikas und jetzt finanziell arg notleidendes Land — notleidend vor allem, weil nichts so viel Geld kostet wie die Durchführung einer brutalen, imperialistischen Gewaltpolitik innerhalb einer bereits ruinierten Welt! — darf nach der moralischen und politischen Niederlage, die es auf der Konferenz von Washington bereits erlitten hat, diese Helfer nicht zurückscheuchen und verstimmen. Zwar hält Frankreich an seinem vermeintlichen Recht auf Sanktionen fest, falls der Spruch der Reparationskommission gegen Deutschland fallen sollte. Aber man weiß in Paris auch ganz genau, daß die Besetzung des Ruhrgebietes für Frankreichs Weltstellung einen Fehlschlag und für Frankreichs wirtschaftliche Bedürfnisse einen empfindlichen Verlust bedeuten würde, eben wegen der Gegnerschaft Amerikas und auch Englands, während der Verzicht auf diesen Gewaltstreich finanzielle Erleichterungen durch das Eingreifen Amerikas in Aussicht stellt. Die großen Worte, die in der französischen Presse fallen und einen entgegengesetzten Standpunkt zur Schau tragen, gestatten allein noch keine Schlüsse darauf, daß Frankreich auch diesmal

wieder selbst das bescheidenste Maß von Verständigung mit Deutschland zurückweist.

Von England aus ist Frankreich durch verschiedene Stimmen davor gewarnt worden, von dem behaupteten Recht in Fragen des Versailler Friedens zur Wahrung seiner Ansprüche auch allein vorgehen zu können, praktischen Gebrauch zu machen. England erkennt dieses Recht nicht an, und erst in diesen Tagen hat der frühere Führer der englischen Konservativen, Bonar Law, ein überzeugter Vorkämpfer des englisch-französischen Bündnisses, in einer großen Rede, die eine eindringliche Warnung an Frankreich bedeutete, das alleinige Vorgehen eines Alliierten, wie es Frankreich ankündige, für ein Unglück erklärt, wie es ein größeres für Frankreich und England nicht geben könne. Endlich kommen auch die Bitten aus den Reihen der Kleinen Entente, die Frankreich zur Mäßigung mahnen, weil sie im Fall eines völligen wirtschaftlichen Zusammenbruchs Deutschlands selbst einer furchtbaren Katastrophe ausgesetzt sind. Das gilt besonders von der Tschechoslowakei, wo man wegen der Folgen der französischen Schroffheit gegenüber Rußland auch für die eigenen Beziehungen und die eigene Ostgrenze fürchtet. Wir stehen also wieder vor Entscheidungen von großer Tragweite. W. v. Massow.

Bücherschau.

Literaturgeschichte.

Joh. Groß. Biographisch-literarisches Lexikon der deutschen Dichter und Schriftsteller vom 9. bis zum 20. Jahrhundert. Nach besten Quellen zusammengestellt. Leipzig 1922, Otto Hillmann.

Nützliches Nachschlagewerk, das bis zur Gegenwart die bekannten Namen der deutschen Literatur mit den wichtigsten Daten, Pseudonymen und Titelangaben vereinigt. Eigene Werturteile erwartet man von dem praktischen Werkchen selbstverständlich nicht; wo sich solche etwas unsystematisch zuweilen finden, würden sie trotz der aus ihnen sprechenden guten Gesinnung künftig besser ausgemerzt.

Aelteste deutsche Dichtungen. Uebersetzt und herausgegeben von **Karl Wolfskehl** und **Friedrich von der Leyen.** Im Inselverlag. 1922.

Die ungemein schwierige Aufgabe, den ältesten Bestand unseres deutschen Schrifttums so zu übersetzen, daß dem heutigen deutschen Leser ohne spezialistisches Wissen der dichterische Gehalt aufgeht und doch zugleich der altertümliche Duft erhalten bleibt, ist in diesem schönen Werk des Inselverlages resolut gelöst. Mag im einzelnen an dieser Verbindung von dichterischer Nachschöpfung und literargeschichtlicher Restauratorenarbeit eines Stefan-Georg-Schülers auch vieles bemängelt werden können und sind die Uebersetzungsgrundsätze nicht immer vom gleichen Wert, so ist doch durch Parallelsdruck des Originaltextes mit der Uebersetzung jedem auch zu Schwierigem bereiten Leser ein geeigneter Weg zu tieferem Eindringen geboten.

Joseph Körner, Das Nibelungenlied. (Aus Natur und Geisteswelt, 591. Band.) Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1921.

Der Prager Germanist führt unter sicherer Verarbeitung der fast unübersehbaren Spezialliteratur durch Kunstform und Stoffgeschichte des Nibelungenliedes zu seiner ästhetischen Bewertung und ist neben dem (mehr auf die Sage als das Gedicht eingestellten) Holzschen Sagenkreis der Nibelungen als Kommentar zu empfehlen.

Alfred Götze, „Vom deutschen Volkslied". Verlag von Julius Boltze. Freiberg i. Br. 1921. Preis 15 M.

Willkommene Gaben sind die fünf Abhandlungen, die vom Wesen des Volksliedes, seinem Stil, seinem Schicksal in der Gegenwart usw. sprechen und zuletzt „Goethe und das Hohelied" behandeln.

H. Hefele, Dante. Erste bis dritte Auflage. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz) 1921. Brosch. 25 M., geb. 32 M.

Die nach Hohem strebende Jubiläumsschrift verrät in ihrer gequälten Gedankenproduktion keine wesentliche innere Entstehungsnotwendigkeit und führt leider weder die ernsthafte Wissenschaft noch das klare, auf das Wahre und Wesentliche gerichtete Verständnis Dantes weiter.

Prof. Dr. **Franz Kampers,** Dante und die Wiedergeburt. Eine Einführung in den Grundgedanken der „Divina Commedia" und in dessen Quellen. Mainz 1921. Kirchheim u. Co. G. m. b. H. Brosch. 6 M.

Eine der wenigen wirklich wertvollen Gaben des Dantejahres, von einem selbständigen Danteforscher, der insbesondere den mythologischen und gnostischen Beziehungen der Commedia nachspürt.

Benedetto Croce, Dantes Dichtung. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Julius Schlosser. Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien.

Der bedeutendste lebende Kritiker Italiens hat immer große Form, so auch, wenn er in diesem Jubiläumswerk versucht, den Commedialeser von gelehrten Gewissenskissen zu befreien und zum unbefangenen Genuß der dichterischen Schönheit hinzulenken. Es fällt ihm aber, wie allen Heutigen, schwer, den klaren architektonischen Forschungen Dantes zu genügen.

Felix Niedner, Die Geschichte vom Golden Snorri. Thule Altnordische Dichtung und Prosa. 7. Band. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1920. Preis 10 M., geb. 20 M.

Die Sage vom Golden Snorri ist von allen größeren Isländergeschichten die am meisten historische; die Kulturzustände der vorchristlichen Zeit sind nirgends getreuer geschildert.

Shakespeare in deutscher Sprache. Neue Ausgabe in sechs Bänden. Herausgegeben, zum Teil neu übersetzt von **Friedrich Gundolf.** Band 4 u. 5. Berlin 1921/2, G. Bondi.

Die beiden neuerschienenen Bände umfassen nicht nur die relativ größte Fülle Shakespearischer Hauptwerke, sondern dementsprechend auch die stärkste eigene Leistung Gundolfs, der „Maß für Maß", „Troilus und Cressida", „Macbeth", „König Lear" (diesen in Anlehnung an Tieck), „Sommernachtstraum" (diesen auf Grund von Schlegel), „Wintermärchen" (auf Grund von Tieck) selbst neu übersetzt hat. Eingehende Würdigung behalten wir uns nach Abschluß des großen Unternehmens vor.

Rudolf Fischer, Quellen zu Romeo und Julia. Shakespeares Quellen in der Originalsprache und deutsch herausgegeben im Auftrage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 2. Bändchen. Bonn 1922, A. Marcus u. E. Webers Verlag Dr. jur. Albert Ahn. 30 M.

Das große Unternehmen der Shakespeare-Gesellschaft hatte uns kurz vor dem Krieg noch die Quellen zum „Lear" englisch und deutsch beschert. Jetzt folgt als erste Gabe des Friedens der „Romeo". Ein neues Verständnis Shakespeares wird durch diese Bände erschlossen: Genie und Stoff treten auseinander, um sich für den nacherlebenden Leser dann um so fruchtbarer neu zu verbinden. Schwere Sorgen lagen auf der Fortführung des Quellen-Unternehmens der Shakespeare-Gesellschaft. Die deutsche Oeffentlichkeit sollte die Fortführung fordern und fördern.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Ausgewählte Schriften und Gedichte. Mit kurzer Anleitung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. O. Hellinghaus. Führer des Volkes. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 26. Band. M.-Gladbach 1921, Volksvereins-Verlag G. m. b H. 12 M.

Der gemütvoll begeisterte, fromm ehrfürchtige Freund des jungen Goethe verdient zumal in heutiger Zeit wohl, als ein „Führer des Volkes" zu wahrem Lebensinhalt zu gelten. Hoffentlich findet die Prosa und Poesie verbindende Auswahl, den Weg auch zu nichtkatholischen Lesern.

Robert Petsch, Deutsche Dramaturgie I. Von Lessing bis Hebbel. Zweite neubearbeitete Auflage. Hamburg. 1921. Paul Hartung Verlag. Geb. 26 M.

Urteile und Bekenntnisse aller großen und schaffenden und kritischen Geister über das Drama. Zuerst 1912 erschienen und jetzt wegen seiner vielseitigen Nützlichkeit neu aufgelegt.

Eduard Engel, Goethe der Mann und das Werk. 11. Auflage, in zwei Bänden. Verlag von Georg Westermann. Hamburg, Braunschweig, Berlin. 1921. Gebunden Preis 140 M.

Engel hat sein jetzt in zwei Bänden geteiltes Goethewerk fleißig erneuert. Am stärksten treten die Zusätze in dem Abschnitt über Frau v. Stein in die Erscheinung. Engel hat die Beweisführung hier zu solchem Umfang gebracht, daß dieses Kapitel jetzt fast als Spezialuntersuchung den Rahmen des Handbuchs sprengt. Wirksam ist freilich sein Angriff auf die Ueberschätzung der Frau v. Stein, wirksamer als seine eigene Ueberschätzung Christianes. Im ganzen hat Engels Getheobuch seine besonderen Vorzüge bewahrt, durch die es in der Reihe der Biographien, solange wir kein wirklich allseitig befriedigendes Goethewerk besitzen, namentlich für realistisch veranlagte reifere Leser seinen Rang behaupten wird.

Der Merker.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9. Fernruf. Nollendorf 4849.
Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 3. Juni 1922

Nummer 21

Zusammenbruch und Wiederaufstieg vor hundert Jahren.

Eine Bonner Rede.

Von Fritz Kern.

(Fortsetzung.)

II.

Als das eigentliche Ziel seiner sozialen Reformen bezeichnet Stein selbst den Gedanken:

„Einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Mut, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für die Nationalehre einzuflößen."

Als Mittel zu diesem Zweck, den Deutschen, die noch keine Nation sind, den Weg zur Nation zu bahnen, empfindet auch Scharnhorst die liberal-demokratischen Einschläge seiner Heeresreform. Er schreibt darüber 1808:

„Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist alles, was wir können. Die Bande des Vorurteils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen, und sie in ihrem freien Wachstum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht."

Mit diesen Selbsturteilen der Reformer über das, was die Reform sein sollte und was sie nicht sein wollte, sind wir auf den richtigen Pfad gelangt. Diese nichtpreußischen deutschen Reformer Preußens kennen und fühlen die Krankheit, an der nicht das Preußentum, sondern das Deutschtum litt.

Es fehlte dem Deutschtum von 1792 gänzlich an einem gemeinschaftlichen Willen, ja auch nur an der Ueberzeugung, daß ein solcher nötig oder wünschenswert sei. Man kann drei Gruppen deutscher politischer Willenszentren unterscheiden. Die hundertfältig zersetzte Kleinstaatenwelt war politisch saturiert, strebte jedenfalls über Kirchturmsbegehren nicht hinaus. Der zweite Komplex, die habsburgische Monarchie, Erbin der alten Zentralgewalt, hegte noch gewisse Erinnerungen an einstige Gesamtverantwortung für Deutschland, doch nur im Absterben und überwachsen von national

gleichgültigen dynastischen und europäisch-donaustaatlichen Belangen. Der dritte Komplex, die preußischen Länder, waren durch die drei großen Hohenzollern zu einem Staat verlötet; und dieser Staat, ein bewunderungswürdiger auf Selbstvergrößerung eingerichteter Apparat, stand seit Friedrich dem Großen in einem Zwischenzustand, von dem aus dreierlei möglich war: Rückfall in das verantwortungslose Kleinstaatvegetieren, Auswachsen zu einer mitteleuropäischen, national indifferenten Großmacht oder Hineinwachsen in Rechte und Pflichten einer neu zu bildenden deutschen Zentralgewalt. Uns scheint seit 1813 und 1866 die letztere Entwicklungslinie selbstverständlich; diese scheinbare Selbstverständlichkeit ist aber wieder nur ein unzulässiges Dogmatisieren des tatsächlichen Erfolges. Von 1786 bis 1806 ging Preußen mehr in der Richtung auf osteuropäisch-großmächtlichen Ehrgeiz oder auf Rückbildung in vegetierende Kleinstaatgenügsamkeit, beidenfalls aber in nationale Verantwortungslosigkeit. Das ist das preußische Uebel der Zeit, und dieses Uebel ist nur die preußische Erscheinungsform des allgemeinen deutschen Grundübels, der Vielspältigkeit durcheinanderlaufender Willensziele.

Der Ausbruch der 23jährigen deutschfranzösischen Kriege 1792 enthielt wohl auch einen elsässischen Anlaß; indes ging er nicht darum, ob Elsaß zum deutschen Volk gehören solle, sondern lediglich um dynastische Gerechtsame. Das französische Volk begeisterte sich bald für das Ideal der natürlichen Grenzen, als es die deutsche Abwehr so über alles Erwarten schwach fand, und die große Nation zahlte für dieses ihr Ideal durch die Konskription, das Volksheer. Das deutsche Volk war, wie an den Streitgründen, so auch an der aktiven Kriegführung unbeteiligt, die fast ausschließlich in der Hand der Kabinette und Berufskrieger lag. Kaum eine Schlacht gibt es in dem ganzen Zeitalter, in der nicht Deutsche auf Deutsche einhieben, nach dem Modell der Schlacht von Bouvines. Wenn Kabinette, Feldherren und Bevölkerung das linke Rheinufer preisgaben, wofür sollte sich dann, solange Frankreich nichts weiter anzustreben schien als die natürlichen Grenzen, also bis 1803, eine Volksbewegung erheben?

Deutsche Siege, deutsche Niederlagen gab es nicht. Preußische Siege stürzten das verbündete Oesterreich in eifersüchtige Sorgen; österreichische Siege machten das verbündete Preußen nervös. Gemeinsame Niederlagen enthielten geheimen Herzenstrost: die Selbstmörderecke im deutschen Wesen. Preußen fand Oesterreich, Oesterreich fand Preußen perfide; beide schielten von der nur lau verteidigten Westfront weg nach der Aufteilung Polens, um bei diesem wichtigen Geschäft untereinander mit Rußland Schritt zu halten. Nach einem Jahrzehnt Krieg hatte Frankreich das Geheimnis der deutschen Politik erfaßt, das divide et impera hieß. Oesterreich war von dem letzten Verantwortungsrest für die deutsche Sache abzusprengen, wenn man ihm Vergrößerungen in Bayern, Italien, auf dem Balkan vorhielt. In Preußen war die schwache deutsche Gewissensstimme zum Schweigen zu bringen, wenn man ihm großmächtliche Ehren und Vorteile in Aussicht stellte und gleichzeitig die rivalisierenden Oesterreicher um ihre süddeutschen Vergrößerungen betrog. Bayern war in den Rheinbund zu ködern, wenn man ihm Oesterreich vom Leibe hielt und seinen eigenen bayerischen Landhunger stillte und reizte, ihm die Königskrone gab, und so alle die buntscheckigen Herren und Herrchen, wenn man sie aus der rechtsrheinischen Entschädigungsmasse ausstattete und die Fetzen gegen einander ausspielte.

Der Rastatter Kongreß, auf dem alle diese dutzende und hunderte deutscher Staatsziele und -zielchen durcheinanderwimmelten, gab den Franzosen den Schlüssel zur deutschen Festung in die Hand. Die deutsche Gesamtsache war jedem dieser Staatsgebilde für ein bis 30 Silberlinge feil. Nichts konnte in dieses Chaos Ordnung bringen, als die gemeinsame Strafe.

Das Neben- und Gegeneinander der österreichischen, preußischen, anhalt-köthenschen, isenburg-birsteinischen usw. Staatsziele verhinderte vollständig das Entstehen eines deutschen Gesamtwillens. Was die Franzosen in der Zeit der Jungfrau von Orléans, im hundertjährigen Krieg um ihr Land, was die Briten im allmählichen Ausbau ihres Piratenstaates gelernt hatten: daß jeder lebendige Organismus die Funktion seiner Zellen bis zu einem hohen Grade mechanisieren muß, um im Zentrum des Bewußtseins einen einheitlichen Willen zu bilden, das hatte um 1800 Deutschland noch nicht gelernt; es war weder organisatorisch noch geistig ein Lebewesen, bestenfalls eine Kolonie von Einzelzellen. Der Reichtum der Sonderbildungen, der Kulturzentren und Originale wurde mit einer grotesken Hilflosigkeit in der großen Krisis bezahlt.

Seit der preußischen Neutralität von 1795 ließen sich die Deutschen in jedem Feldzug einzeln schlagen, seit dem Rheinbund 1806 halfen sie eifrig mit, Deutsche durch Deutsche zu besiegen. Bis 1795 wird der gemeinsame Krieg schlaff, mit Seitenblicken und Mißtrauen geführt. Seit 1805 zögern immer Oesterreich oder Preußen abwechselnd risikoscheu, bis die andere deutsche Großmacht allein über Napoleon einen Anfangserfolg errungen habe, um sich dann am Sieg zu beteiligen. Auf diese Weise erringt nur immer Napoleon fast risikolos die Teilsiege, die sich ihm zur Weltherrschaft runden.

Bei den Gebildeten Deutschlands, bei den Denkern und Dichtern, denen alles Irdische sich zum Idealen wandelte, hatte sich die nationale Willenlosigkeit in weltbürgerliche Weitsicht, in humane Vorurteilslosigkeit verklärt. Das Nationale war dem gebildeten Dichter um 1805 eine geistige oder gefühlsmäßige, aber keine Willensangelegenheit. — „Deutschland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden; wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf", so las man 1796 treffend in Goethes und Schillers Xenien. Auch die Gelehrten mußten, wie der Bürger und Bauer, dem der Hof rauchte, und das Hemd vom Leib gezogen wurde, erst durch die bittere Not lernen, daß die Lage Deutschlands auf dem Globus nichts mit der Insel der Phäaken gemein hatte. Ob nun aber der Mangel an Gesamtwillen als partikulare Parteisucht oder als edler Kosmopolitismus erschien, ob dieses Fehlen eines Willenszentrums mehr die Züge philisterhafter Enge oder unpraktischer Verstiegenheit annahm, jedenfalls ergab sich eine falsche Psychologie auch in den einzelnen Maßnahmen der deutschen Staatsgebilde, ihrer Kriegsführung wie Diplomatie, ihrer Finanzpolitik wie ihrer Verwaltung. Es giebt nichts in diesem weltfremden Sinne Deutscheres als die klassische Anweisung, welche im Jahr 1803 die hannoversche Regierung ihren Truppen gab, als eine schwache feindliche Kolonne die Neutralität Hannovers zu verletzen sich anschickte: „Der Oberkommandierende möchte den Truppen nicht gestatten zu feuern und nur im dringendsten Notfall das Bajonett mit Moderation zu gebrauchen."

Noch ein letztes Beispiel. Der Heldentenor der damaligen deutschen Literaten, Johannes v. Müller, der „deutsche Tazitus", wie er sich gerne nennen hörte, bekämpfte bis 1805 mit stärksten Worten Napoleon, den „kleinen Menschen", der „nur durch die Niedergeworfenheit der Andern" groß sei. Er will bis zur Wolga weichen, um in Freiheit vor dem Despoten zu leben; er begehrt nichts als eine Handdruckerei, um „täglich Demosthenisches" gegen den Welteroberer „hinausgehen zu lassen". Ein Jahr später, und nach einer Unterredung, die der französische Kaiser dem berühmten Gelehrten bewilligt, in der er, man denke, sich sogar im Flüsterton zu Müller herabgeneigt hat, erklärt sich dieser seelisch für erobert. Er bettelt für Deutschland jetzt nur noch um einen geistigen Almosenfreiplatz, gleich dem besiegten Athen im Römerreich, verkündet der Welt die alles überblendende Größe des zur Weltherrschaft berufenen Cäsars, und stirbt als Kultusminister von König Jerome Bonaparte.

Auf diesem zeitgenössischen Untergrund begreifen wir nun die Katastrophe von 1806.

Nicht Mangel an Reformen heißt das deutsche Grundübel der Tage. Es gibt kaum eine reformfreudigere, ja z. T. sogar reformwütigere Zeit in Deutschland als die, welche den Zusammenbrüchen voranging. Man braucht außer Friedrich dem Großen und Maria Theresia ja nur die Namen Josef II., Karl Friedrich v. Baden, Kurfürst Emmerich und Dalberg in Mainz, die Schönborns und Erthal in Würzburg, Karl August von Weimar, Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Montgelas in Bayern nennen.

Beseitigung überlebter Standesvorrechte, Aufhebung wirtschaftlicher und rechtlicher Schlagbäume, Vereinfachung und Verbesserung der Verwaltung, solche Reformen erlebte auch das gesamte heilige Römische Reich gedrängt in seinen Zusammenbrüchen von Rastatt und Lunéville; die deutschen Einzelstaaten des Rheinbundes erlebten derartige Fortschritte meist sogar in kräftigerem Zugriff als Preußen. Aber es zeigte sich, daß die eigentliche Fruchtbarkeit zeitgemäßer Reformen ausblieb, wo sie nicht aus nationalem Willen geboren waren. Die Bedeutung der Einrichtungen und ihrer Reformen hängt nicht allein ab von der persönlichen Zerfahrenheit oder Entschlossenheit derer, welche die Verwaltungs- und Sozialreformen durchführen, sondern in ebenso hohem Grade von den letzten Zielen, denen ihre Entschlossenheit nachstrebt. Jene wohlgefällig streberische Bürokratie der Friedrich Wilhelme, die bis 1806 den Ton angibt, die schönen Geister, denen Stein wegen ihrer unmännlichen, zum politischen Abbau wankenden Politik so zornig grollt, sind liberalen Reformen eifrig zugetan. Der Kabinettsrat Beyme, Steins Widerpart in den Fragen mutiger oder mutloser Staatsführung, ist sein Schrittmacher in der Sozialreform.*) Jene Altpreußen wie York, Steins Widersacher in der Reform, sind umgekehrt seine Verbündeten in der Staatspolitik. Wie löst sich das Rätsel?

---

*) Beyme, der natürlich bei dem aufgeklärt-absolutistischen Teil der liberalen Reformen stehen bleibt, hat durchaus Recht, sich darüber zu beklagen, daß die Außenwelt das Verdienst an der Sozialreform zu ausschließlich Stein zuschiebe, der z. B. bei dem berühmten Edikt vom 9. Oktober 1807 nur die Unterschrift gegeben habe. Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense, 2. Band, Leipzig 1867, S. 248 f.

III.

Ich habe vorhin das friderizianische Preußen als einen Zwischenzustand zwischen Kleinstaat, indifferenter Großmacht und deutschem Nationalstaat gekennzeichnet. Um ihr Land in diesen Zwischenzustand zu erheben, hatten die drei großen Hohenzollern eine außerordentlich straffe Einspannung der Bevölkerung in den Staatswillen durchsetzen müssen. Und zwar gab der friderizianische Staat jedem Stand seine bestimmt zugemessene Funktion in und für den Staat, dem grundbesitzenden und zum Offiziersdienst herangezogenen Adel eine streng geschiedene Funktion, dem nur durch Steuerzahlen aktiven, sonst politisch und militärisch passiven Bürger eine andere, dem in Eigentumsrecht und Bewegungsfreiheit beschränkten Bauern eine dritte. Uebergriffe eines Standes in die Sphäre der andern waren verhindert; diese kastenmäßige Gliederung des bürgerlichen Lebens gab dem Monarchen mit den Diensten, auf die er sicher, ja automatisch zählen konnte, zugleich die alleinige volle Bewegungs- und Verfügungsfreiheit über die Kräfte, Mittel und Ziele des Ganzen. Aus der Not und dem Stolz des siebenjährigen Krieges hatte sich ein rückhaltloses Staatsgefühl auch in die dienenden Teile der Bevölkerung verbreitet. Dies ganze Preußen des achtzehnten Jahrhunderts aber war auf den Kampf mit Oesterreich zugeschnitten, es war ein scharfes, sicheres Instrument zum Wachstum über andere deutsche Territorien, ähnlich wie sich im Mittelalter in Frankreich oder bei den Anglonormannen die Königsdomäne über die Seigneurien ausgebreitet hat, und der preußisch-österreichische Dualismus des 18. Jahrhunderts ist ein verspätetes Abbild des Wettstreits der Kapetinger und Plantagenets, wer von beiden im Frankreich des 13. Jahrhunderts stärker wachsen und wer zuletzt der König im Reiche sein solle. Was sollte da in einem solchen Zustand z. B. der Gedanke eines Volksheeres? Man konnte keine levée en masse entfesseln, um Schlesien fritzisch statt thereſianisch zu machen; man konnte keinen Volkskrieg führen, um die Ziele des Fürstenbunds zu schützen. Zu diesen Zwecken genügte das Berufsheer und mußte genügen. Ja, dies preußische Berufsheer im Kabinettskrieg des 18. Jahrhunderts hat 1756 ja die drei feindlichen Großmächte zugleich auf die Hörner genommen, ohne daß der Bürger und der Hofbauer in Preußen den Soldatenrock anziehen brauchten. Welche Enttäuschung darum für die Veteranen von Roßbach, als bei Jena ein französisches Heer, das freilich durch keinen Soubise geführt war, die ganze Monarchie über den Haufen warf! Das leidenschaftliche Nationalgefühl der Franzosen war mit der Inflation des Berufskriegs zum Volkskrieg vorangegangen. Was sollte nun geschehen? Konnte Preußen, das friderizianische Preußen, jetzt zu der Volksbewaffnung übergehen, die auch einem Stein und Scharnhorst vor der Katastrophe unerwünscht, fast undiskutierbar erschienen war? Konnte Preußen *als* Preußen, für seinen Bestand, das ganze Volk zu tätigem Kampf aufrufen, Krieg, nicht mehr Ruhe als die erste *Bürgerpflicht* proklamieren?

Es konnte dies nicht, wenn es in jenem Zwischenzustand zum Zweck der Vergrößerung innerhalb Deutschlands beharren wollte, es konnte es ebenso wenig mit Erfolg als indifferenter Großstaat; es konnte es nur, wenn es sich als *Durchgangszone zum Nationalstaat* auffaßte, und deshalb hängt im Geiste der Reformer die deutsche Mission Preußens mit der Frage der Volksbewaffnung so untrennbar zusammen.

Das Volksheer forderte den deutschen Nationalstaat, und nur diejenigen, welche in der Not der Zeit prophetisch den Nationalstaat aufsteigen sahen, durften das Volksheer fordern und schaffen.

„La patrie, c'est ce qu'on aime," sagt Fustel de Coulanges. Deutschland enthielt 300 Vaterländer; mit ganzer Seele kann man aber nur eines lieben; die seelischen Kräfte mußten erst gefühlsmäßig zur Einheit streben, bevor die physischen Kräfte ernsthaft angespannt werden konnten.

Ein Friedrich der Große hätte natürlich aus der Administration von 1795 und 1805 noch ganz andere Kräfte herausgeholt, als die Bischofswerder und die Haugwitz, und es war ebenso ungerecht, nach 1806 die von Friedrich ererbte Staatsmaschine zu schmähen, wie es vor 1806 töricht gewesen war, sich auf ihre Unübertrefflichkeit zu verlassen. Aber die Wirkung, welche die neue Zeit erforderte, konnte Preußen als solches nicht leisten, auch kein liberal reformiertes Preußen. Bleiben wie es war, konnte Preußen nicht. Sank es zum bloßen Kurfürstenstaat zurück, so verlor Deutschland seinen letzten Kristallisationspunkt; wuchs es, wie in den Jahren 1793 und 1795, statt nach Deutschland hinein, über Warschau hinaus, so geriet es in Gefahr, eine Dublette des Habsburgerreiches zu werden. Wuchs es aber in der Art nach Deutschland hinein, daß es den liberalen Zeitströmungen folgte, dem Ideal des Vernunftsstaates, dem vor allem wichtig ist der Schutz des Individuums gegen die Staatsmacht, dem die innere Politik folglich alles bedeutet und die „Bestimmung der Grenzen der Staatswirksamkeit" gegenüber dem Individuum, dann . . . verlor Preußen sich selbst, seine Tradition, und zugleich die Möglichkeit, seine Macht zu steigern, indem es sie ganz in den Dienst der Nation stellte. Denn die Zeiten waren nicht danach angetan, das ruhige Wachstum eines möglichst milden, möglichst philosophischen Vernunftsstaates zu begünstigen.

Wenn Kabinettsrat Beyme, der allerseits liebenswürdige, reüssirende, auch auf sein eigenes Wohl eingestimmte Philanthrop, die ständische mit Kastengliederung lockern, privilegierte Stände einebnen, wirtschaftliche und soziale Schranken beseitigen, dem Polizeistaat mehr Spielraum für individuelle Regsamkeit abgewinnen will, so meint er damit etwas anderes als der harte Seelenkenner Stein. Benthams Staatsweisheit regierte die Vornotzeit: „die größtmögliche Glückseligkeit einer größtmöglichen Anzahl" war das Ideal, dem die Staatsmaximen nacheiferten, und zu dieser Glückseligkeit gehörte ein Minimum von Pflichten des Einzelnen gegen den Staat. „Nicht durch Mängel in der Behördenverfassung," sagt Fritz Hartung, „ist Preußen nach Jena und Auerstädt geführt worden, sondern durch das Nachlassen der alten Energie, durch die Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große die Macht des Staates aufs äußerste gesteigert hatten, durch die allzugroße Nachgiebigkeit gegen den humanen Zeitgeist, durch die Furcht, Opfer zu verlangen." Nachlassender Steuerdruck, aber auch entsprechend nachlassende staatliche Machtmittel, Hegung des Individuums und Mehrung seiner Bewegungsfreiheit, aber Abkehr des selbsttätigen Individuums von dem Staat, der immer weniger verlangt: Auf diese Weise ließen sich die Großmachtambitionen Preußens nur so lange aufrechterhalten, als die Probe auf den Ernstfall ausblieb. „Unser Staat hört auf, ein militärischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exerzierenden und schreibenden", sagt Stein um 1800. Es lebte sich im damaligen

reformierenden Preußen weit bequemer als zur friderizianischen Zeit, doch werden ihm böse Nachbarn keine Ruhe dazu gönnen, und so wird sich Preußen entweder verflüchtigen, oder zu der Staatsenergie Friedrichs des Großen zurückkehren.

Das Letztere will Stein. Aber die friderizianischen Ziele sind nicht mehr und die friderizianischen Methoden reichen für die neuen Ziele nicht mehr aus. Also friderizianische Energie auf neue Ziele mit neuen Mitteln gerichtet! Beyme ist liberal und er will damit den Untertan beglücken. Nicht so Stein: Auch er ist liberal. Aber er will damit jene Gefühle im Individuum wecken, welche die Paradoxie möglich machen, daß der Mensch aus Liebe zum Leben seines Volkes sich selber töten läßt. Nur Liebe zu Deutschland, nicht Reglementierung auf irgend ein altpreußisches Ziel kann diese Paradoxie in den Massen zur Reife bringen. Nicht also um die Opfer des Einzelnen zu erleichtern, sondern um sie zu vervielfachen, sind Stein und die Seinen liberal. Dies Streben schließt das andere, die Aufrichtung einer wirklich führenden und fordernden Autorität nicht aus, sondern verlangt sie zur Ergänzung. Und diese liberalen Reformer sind zugleich selbst die energischen Führernaturen, und somit ist alles gut, und der straffe Staatsgeist Friedrichs des Großen kehrt auf einer höheren Kehre der Spirale wieder unter Hereinnahme der zeitgemäßen Reformen, unter Abstoßung aber der egoistischen Halbheit und der kosmopolitischen Weichheit, unter Weckung großer und freier Empfindungen. Zeitgemäß und notwendig sind die Reformen, denn jeder politische Antrieb, der sich längere Zeit einseitig auswirkt, sei es ein absolutistisch-zentralistischer oder ein demokratisch-liberaler Antrieb, verlangt Ergänzung durch Gegengewichte. Der friderizianische Staat mußte durch Erweiterung der individuellen Freiheitssphäre in rechtlicher, wirtschaftlicher und politischer Beziehung ausbalanziert werden, das wohlmeinend schwache Beglückungsregime der Friedrich Wilhelme erforderte die Neuaufstellung einer aktiven Autorität. Beides vereinigte sich in der Reform, und da die Lösung der Krisis so rasch kam, wirkte zum tatsächlichen Wiederaufbau die Autoritäts- und Machtbildung stärker als die liberale Seite der Staats- und Heeres-Reform. Das starke preußische Gerüst, die friderizianische Erbschaft, gab den Ausschlag, und die auswärtige Politik errang den Primat über die innere.

Des Rätsels Lösung, wie man dem Individuum eine freiere Stellung geben und doch zugleich die Macht des Staates steigern könne, liegt in dem nationalen Gedanken, in dem neuerwachten Glauben an die Kraft des Deutschen, sein Vaterland zu lieben, wenn die Regierungen ihm endlich einmal diese Liebe erlauben, dies Vaterland zeigen. Ein künstliches Staatsgebilde, wie das alte Preußen, erträgt keine zu große Selbsttätigkeit seiner Glieder; der natürliche Nationalstaat dagegen ist um so stärker, je freier die Gefühle sind, die ihm gezollt werden. Stein und sein Kreis zeigen das seltene, beglückende Zusammentreffen idealistischen Glaubens mit realer Kenntnis des Menschen und der Geschichte. Freiere Regung und Selbstverantwortung der Individuen, Stände, Klassen, Gemeinden, Landschaften und Verbände, aber als Losung der energischen Naturen, die selbst ganz in der Wiederherstellung der Staatskraft aufgehen, und diese Staatskraft nicht mehr Selbstzweck, sondern im Dienst an der Nation: so überschreitet Preußen seine Durchgangszone.

Die Hauptsache blieb ja wohl immer, daß die kräftigen Männer zur Leitung gelangten, die zuzupacken verstanden. Die Schwere ihrer Aufgabe kann man kaum überschätzen. Wie langsam und gegen wieviele Hemmungen ist die nationale Taktsicherheit, dies neue Gebot der Stunde, in den Deutschen erwacht! Als die Franzosen nach der Schlacht von Leipzig zum Rhein abmarschieren, vertrauen sie einen Artilleriepark württembergischen Truppen an, nicht aus besonderem Glauben an unsere Hingebung, wie der schwäbische Gewährsmann berichtet, aber aus Vertrauen auf die deutsche Ordnungsliebe. An dem Kreuzweg angelangt, wo ihnen ihr König den Uebertritt zu den Oesterreichern befiehlt, nehmen die Schwaben herzlichen Abschied von den bisherigen Waffengefährten, überliefern ihnen die wohlbehüteten Geschütze, die nun in einigen Wochen ihre Mündungen gegen die Württemberger kehren werden, und sind einigermaßen empfindlich erstaunt, als die Oesterreicher das Kreuz der Ehrenlegion scheel ansehen, das so manche treue Schwabenbrust verziert. Das ist deutsch. War es doch noch nicht lange her, daß die Norddeutschen sich freuten, hinter der Demarkationslinie des faulen Basler Friedens ihre Weimarer Musenalmanache zu schreiben und zu lesen, während Süddeutschland vom Kriege rauchte! Aber Preußens Rolle 1813 hat es doch allein vermocht, daß bald darauf auch ein Schwabe jenes Sehnsuchtslied der deutschen Einheit sang:

„Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlass'nen, Heimatlosen
Mit der goldnen Schwinge zu!"

(Schluß folgt.)

Elsaß-lothringische Fragen.

Von einem Elsässer.

2. Die elsässische Frage in sozialer Beleuchtung.

Eine Beleuchtung des elsässischen Gedankens, soweit er vom einheimischen Sozialismus aufgegriffen und vertreten wurde, ist wegen der internationalen Bindung des Sozialismus und wegen seiner grundsätzlichen, doch nicht immer tatsächlichen Ablehnung des Nationalismus noch schwieriger als ein entsprechendes Vorgehen dem ebenfalls internationalen Zentrum gegenüber. Die Sozialisten Elsaß-Lothringens haben — das darf zunächst einmal betont werden — viel weniger als die Klerikale sich mit heimatlichen „regionalistischen" Programmforderungen aufgespielt.

Indessen gab es, seit Kriegsende, zwei Strömungen innerhalb der sozialistischen Partei, von denen die eine zielbestimmt auf eine nationalfranzösische Lösung der elsässischen Frage hintrieb. Führer dieser Richtung war, abgesehen von einigen seit Jahren französisch festgelegten Salonsozialisten (Georges Weill), der jetzige Bürgermeister von Straßburg, Peirotes. Die andere internationale und keineswegs einseitig frankophile Richtung hatte, nach Abwanderung der deutschen Parteihäupter Emmel, Böhle u. a. den Altelsässer Ch. Hulber zum Oberhaupt.

Mit Peirotes dürfte sich, auch abliegend von unserem Thema, eine ernsthafte Geschichtsbetrachtung nicht sonderlich abzugeben brauchen. Derselbe Politiker, der seinerzeit die elsässischen Neutralisten als „Nichtelsässer" glaubte beleidigen zu dürfen, ist seiner Abstammung nach ein Levantiner (Epeirotes, während er seinen Namen französisch wie Peirottes aussprechen läßt). (Ueber Weills Stammbaum brauchen wir uns nicht auszulassen; daß er als „echter Elsässer" gilt, ist selbstverständlich!) Derselbe Peirotes, der sich als Sozialistenführer aufspielte und aufspielt,, hielt es für keinen Raub an seiner Gesinnung, mit den konservativsten französischen Generälen Bankette zu feiern und mit dem Band der „Légion d'honneur" öffentlich zu prunken. Der Mann, der als Maschinensetzer seine exzentrische Laufbahn begann, lebt heute im Stile eines fürstlichen Grandseigneur mit Jagdschloß und Lakaienbedienung!

Der schier unbegrenzte Einfluß, den Peirotes als Parteibonze und „erster französischer Beamter unter den Eingeborenen des Landes" ausüben konnte, hat sich zwar im Laufe der letzten Jahre bedeutend vermindert. Immerhin ist es P. gewesen, der durch geschickte Parteitaktik — wobei er sich der altelsässischen Spottsucht den Gegnern gegenüber unwählerisch genug bediente — den Plebiszitgedanken, als politischen Exponenten des Heimatgedankens mit viel Erfolg zu bekämpfen wußte. Es ist in erster Linie Peirotes zu danken, wenn die Mehrzahl der elsässischen Arbeiter der Annexion des Landes durch Frankreich jubelnd zugestimmt hat. Die Fäden der damaligen Propaganda sind bis heute nicht aufgedeckt. Als Charakteristikum muß aber erwähnt werden, daß noch im Jahr 1920 ein Altelsässer, Eschbach, ein notorischer Französlíng, in den „Sozialistischen Monatsheften" den Gedanken an einen elsässischen Protest gegen die Inbesitznahme Elsaß-Lothringens durch Frankreich in der deutschen Publizistik als überhaupt nicht vorhanden bezeichnen durfte — in dem gleichen Jahre, in dem, anläßlich des bekannten „Neutralistenprozesses", das Vorhandensein einer neutralistischen Bewegung „von Basel bis Diedenhofen" offen bezeugt werden konnte.

Wenn seit 1918 immer wieder behauptet wurde, daß unter den Sozialisten des Landes nur e i n e Stimme für den Wiederanschluß Elsaß-Lothringens an Frankreich laut geworden sei, so können dagegen sprechende Tatsachen angeführt werden. Verfasser war an einer der großen Volksversammlungen zugegen, in denen im November 1918 der Sieg des Rätegedankens in Straßburg öffentlich begangen wurde. Damals hat Hueber den internationalen Gedanken in bewußtem Gegensatz zu den nationalistischen Bestrebungen des rechten Parteiflügels mit Entschiedenheit betont und verteidigt: Frankreich sei ein innerlich morsches Land, dem man sich nicht kritiklos in die Arme werfen dürfe. Deutsche Gründlichkeit und französisches Feuer im Dienste des Sozialismus könnten es bewirken, daß vom Rhein zum Moselstrand ein freies Volk, ein freies Land erstände! Der Beifall war überraschend, wenn er auch von der Arbeiterschaft nicht deutlich genug als Opposition gegen die damals herrschenden nationalistischen Strömungen empfunden wurde und zum Austrag kam.

Immerhin liefen seither stets beide Haupttendenzen, die nationalistische und die internationale, neben einander hin und beeinflußten den späteren Ausbau der parteilichen Organisation.

Beide konkurrierenden Tendenzen haben sich nicht tiefer gegeneinander ausgewirkt, solange die Partei als geschlossenes Ganzes die Wirtschaftsfragen der kommenden Jahre in Angriff nahm. Das gemeine Interesse in wirtschaftspolitischen Dingen bildete den Kitt, der die Partei äußerlich zusammenhielt. Die innere Spannung hielt dabei vor, was deutlich bei der Maifeier 1919 zum Ausdruck kam, bei der gleichzeitig zwei Redner, ein Vertreter der nationalistischen Rechtsgruppe (Imbs) und der Vertreter des Internationalismus, Hueber, als Hauptsprecher der noch geeinten Partei, zum Wort kamen.

Der Kommunismus entwickelte sich dann parallel mit den entsprechenden Vorgängen in Innerfrankreich. Dort sollte, wie in allen Siegerländern, am 21. Juni 1919 der Generalstreik ausbrechen als Solidaritätskundgebung mit dem Proletariat der geschlagenen Länder. Clemenceau verhinderte den Ausbruch der Bewegung und legte damit den Keim zur Entfaltung des kommunistischen Gedankens in Frankreich. Von da an hat in Frankreich die Gewerkschafts- und die alte sozialistische Bewegung abgenommen und die kommunistische Zulauf erhalten. Als dann im darauffolgenden Jahre die großen Eisenbahnerstreiks im Norden des Landes einsetzten, trat der Gegensatz zwischen Rechts- und Linkssozialisten bereits stark zutage. Die gemäßigtere Gruppe bezeichnete sich als „Reformisten", die radikalere als „Revolutionäre". Aus dem alten Gewerkschaftsverband (C. G. T.) ging die C. G. T. Unitaire hervor, mit weitgehenden revolutionären Forderungen.

Diese ganze Entwicklung fand in Lothringen und Elsaß ihr verstärktes Konterfei. Von Lothringen aus, wo die wirtschaftlichen Streiks (Hagendingen) bisher die schärfste Note aufwiesen; demnächst auch vom Unterelsaß her, wo die Ausstände in der Firma de Dietrich sich zu einer öffentlichen Kalamität auswuchsen, erfuhr der einheimische Sozialismus eine neue Gruppierung. Es entstand die Kommunistische Partei, deren Organ die Lothringer „Volkstribüne" wurde, die bewußt ihre Direktiven von Moskau entnahm. 1921 wurde in Straßburg, mit mehr Sinn für bodenständige Interessen, die „Neue Welt" als Organ der Kommunisten gegründet. In den Gewerkschaften, die unter dem Einfluß der kommunistischen Partei stehen, macht sich bereits die Orientierung zur Roten (russischen) Gewerkschaftsinternationale bemerkbar.

Das formlose Ueberschlagen des internationalen Gedankens in der Richtung der linken Flanke verschüttete natürlich auch die genuin heimatlichen Interessen, die bisher noch dem Linkssozialismus Huebers, wenn auch nicht in programmatischer Betonung des Plebiszitgedankens als solchen, angehaftet hatten. Praktisch gesehen liegt dem „elsässischen Kommunisten" mehr an der formalen Herausarbeitung der Rätediktatur als an der Mitgeltung bzw. Selbstgeltung der organisch verbundenen Einzelglieder der Partei, die als Objekte der Partei deren Doktrin schlechthin unterworfen sind. Die Formstarre des parteilichen Gefüges verbietet an sich schon ein intimeres Eingehen auf partikularistische Strebungen — wie sie der Heimatgedanke darstellen würde — während auf dem Gerüst eines zunächst formlosen Internationalismus sich sehr wohl noch partikulare Teilinteressen — Selbstbestimmung einer lokal begrenzten Gruppe — hätten aufbauen lassen.

So hat sich der Sozialismus im Elsaß des ursprünglich teilweise betonten Ideals des Selbstbestimmungsrechts in einem doppelten Sinne entäußert. Einerseits lehnen es die Rechtssozialisten von Anfang an ab. Anderseits überspringen es die Kommunisten zugunsten einer völlig a-nationalen Weltbeglückungsidee. Beide Flügel scheinen sich in blindem Doktrinarismus um ein naheliegendes und ergiebiges Prinzip bisher selbst betrügen zu wollen. Oder ist es nur der Gedanke einer höheren, nicht sozialistischen Macht, die ihnen beiden Mund und Hände bindet? Dann wäre die Möglichkeit, daß eine anzustrebende Schwächung der entgegenstehenden nationalen „Blockpolitik" sie einerseits beide wieder einander nähern und ihnen anderseits über die programmatische Abirrung von der Idee der Selbstbestimmung die Augen öffnen könnte.

Bibliophilie und Buchkultur.

Von Karl Kaulfuß-Diesch.

Die Kultur des Buches ist der Gradmesser für die gesamte geistige Kultur eines Landes. Ein Volk, dem das Buch nichts weiter ist als ein Gegenstand des praktischen Gebrauches, kann zwar hervorragende kaufmännische und technische Leistungen hervorbringen, aber seine Seele wird stets ein kümmerliches Pflänzchen bleiben. Wo aber das Buch des Menschen Freund ist, den man hegt und pflegt und mit dem man in stillen Stunden Zwiesprache hält, da ist eine geistige Kultur vorhanden, deren Werte unverlierbar sind. In solchem Lande ist das Buch nicht nur ein Ding des Gebrauches, sondern auch ein Gegenstand des liebevollen Sammeleifers, wie man geschnittene Steine, Kupferstiche und Porzellane sammelt. So ist auch das Sinken der Buchkultur ein untrügliches Zeichen für das Sinken des Kulturstandes eines ehemals hochstehenden Volkes. Welcher Schatz von schönen Büchern ist aus Frankreich hervorgegangen! Noch heute gilt Frankreich als das klassische Land der Bibliophilie. Und wie steht es heute um das französische Buch? Papier, Druck und Ausstattung sind durchweg schlechter als in Deutschland, auch kauft man in dem Lande, wo einstmals die bedeutendsten Kunstbuchbinder, Maioli und Grolier, wirkten, ganz im Gegensatz zu uns die Bücher meist ungebunden, ein Zeichen dafür, daß in Frankreich das Buch, einmal gelesen, viel leichter zum Untergang verurteilt ist als bei uns im Lande der Barbaren. Welcher deutsche Verlag dürfte es wagen, die deutschen Klassiker in solch scheußlichen, auf schlechtestem Papier mit schlechten Lettern gedruckten, von Flüchtigkeiten und Fehlern wimmelnden Ausgaben herauszubringen, wie es mit den Größen des französischen Schrifttums der Verlag Garnier Frères in Paris getan hat, ein Verlag, der in früheren Zeiten, in den vierziger Jahren, Sachen herausbrachte, die das Entzücken jedes Bücherfreundes erregen? Welcher Verlag in Frankreich kann heute, was inneren Wert und äußere Schönheit seiner Darbietungen anbetrifft, mit dem Inselverlag, mit Eugen Diederichs, mit dem Propyläenverlag und vielen anderen verglichen werden? Neben dem schlechten Durchschnitt laufen dann einige hochwertige Erzeugnisse, mit denen der „französische Geist" in aller Welt eifrig Reklame macht.

Unendlich viel höher steht die Buchkultur in England. Ein so nüchterner Rechner, ein so bedenkenfreier Politiker und Vertreter der Herrschergröße Old Englands der Engländer ist, ein so kultivierter Mensch ist er in seinem Hause. Im Heim des Engländers liegt der Schwerpunkt seiner geistigen Kultur, er hält auf guten Hausrat, auf gute Bilder und auf gute Bücher. Das englische Geistesleben konnte sich zu solcher Höhe entfalten, weil es sich bei der insularen Lage des Landes von dem schillernden Fäulnisprodukt des französischen Rokoko verhältnismäßig freihielt. Wir Deutschen haben von den Engländern viel gelernt, mehr als man gemeinhin bei uns weiß, wo noch immer in weiten Kreisen die französische Hypnose das klare Denken trübt. Insbesondere haben wir in der Kunst, ein Buch schön zu drucken und geschmackvoll einzubinden, den Engländern eifrig nachgestrebt und können uns, die Franzosen weit hinter uns lassend, getrost neben sie stellen.

Mit der Hebung des buchkünstlerischen Geschmacks blühte auch die Bibliophilie in Deutschland mächtig auf. Wir können, wenn wir ihre Entwicklung in den letzten fünfzig Jahren betrachten, deutlich zwei Richtungen unterscheiden, die nicht immer ganz einig sind und deren Vertreter sich bisweilen nicht ganz für voll ansehen, die sich aber dennoch beide glücklich ergänzen und gerade in ihrem Wettstreit der deutschen Bibliophilie ihr charakteristisches Gepräge geben. Die eine Richtung möchte ich als die wissenschaftliche Richtung bezeichnen. Sie ist durch die Bibliophilen vertreten, deren Sammeleifer sich auf alte und selten gewordene Bücher, namentlich auf Erstausgaben erstreckt. Solche Bibliophilen hat es immer gegeben. Eine der interessantesten Gestalten in dieser Richtung war der im Jahre 1847 verstorbene Freiherr Karl Hartwig Gregor von Meusebach, dessen Bibliothek auf Veranlassung König Friedrich Wilhelms IV. von der preußischen Regierung angekauft und der Berliner Königlichen Bibliothek überwiesen wurde. Der Reichtum der Staatsbibliothek an Drucken des 16. und 17. Jahrhunderts, an Schriften von Luther, Melanchthon, Fischart und Grimmelshausen, an politischen und religiösen Flugschriften, an Einzeldrucken von Kirchen- und Volksliedern stammt zum weitaus größten Teil aus dieser kostbaren Erwerbung. In diese Reihe gehört auch der ehrwürdige Name des Schöpfers unserer Nationalhymne, Hoffmann von Fallersleben, in dessen Liebe zu den Büchern der Geist seines väterlichen Freundes Meusebach fortlebte, ferner der bedeutende Büchersammler Wendelin von Maltzahn, aus neuerer Zeit Joseph Kürschner, der Herausgeber des Deutschen Literaturkalenders, Karl Schüddekopf, der hochverdiente Geschäftsführer der Deutschen Gesellschaft der Bibliophilen, der im rüstigsten Schaffen stehend, den Folgen der Kriegsanstrengungen zum Opfer fiel, der feinsinnige Karl Weißstein, von dessen hervorragender Bibliothek uns der von Fedor von Zobeltitz mit freundschaftlicher Hingabe hergestellte Katalog Zeugnis gibt, und um von den Lebenden nur einen Namen für viele zu nennen, der Inhaber des Inselverlages Anton Kippenberg, der eine Goethesammlung zusammengebracht hat, wie sie in gleicher Vollständigkeit wohl kein Privatmann besitzt. Ein prachtvoll ausgestatteter Katalog, der in diesem Jahre in zweiter Ausgabe mit allen Neuerwerbungen erscheinen soll, gibt uns Kunde von diesen reichen Schätzen, die der Besitzer jedem Kenner und Forscher bereitwillig öffnet, und das im Jahre 1921 zum ersten

Male erschienene Jahrbuch der Sammlung Kippenberg ist bestimmt, die Kostbarkeiten der Bibliothek der Forschung allgemein nutzbar zu machen.

Diese Bibliophilen sind es, die es verstanden haben und verstehen, die Seele des Buches aufzusuchen und den Geist vergangener Zeiten in ihrer Bücherei wieder aufleben zu lassen. Mit ehrfurchtsvollen Gefühlen vertieft sich ein solcher Sammler in ein Exemplar der Erstausgabe des Werther, das, als es neu war, in der Hand eines liebes- und leidesseligen Jünglings oder Mädchens gelegen haben mag, die über dem herzblutenden Buche heiße Tränen vergossen haben, oder er läßt sich von dem leidenschaftlichen jungen Schiller grüßen, der sein Räuberdrama „in tyrannos" schleudert, oder seine Augen leuchten auf über einem Buche, in das Goethe selbst eine Widmung geschrieben hat. Ein geschmackvoller Bibliophile wird sich jedoch in seinem Sammeln immer beschränken, wenn er auch je nach seinen Geldmitteln seine Grenzen enger oder weiter stecken kann. Er wird sich entweder auf einen bestimmten Autor oder auf eine bestimmte Gattung von Schriften beschränken, oder er wird etwa naturwissenschaftliche oder alte technische Bücher oder Bücher mit Kupfern von Chodowiecki und seinen Zeitgenossen sammeln, oder irgendeinen andern Gesichtspunkt je nach Geschmack und Neigung walten lassen — erotische Feinschmeckerei nimmt in der Bibliophilie einen breiten Raum ein — in jedem Falle wird er nur das kaufen, wozu er wirklich ein inneres Verhältnis hat; und nicht wahllos erraffen, was ihm gerade einigermaßen billig vor den Wurf kommt. Und wenn dann eine solche Sammlung beisammen ist, dann sehen wir immer wieder mit Staunen, welche hohe Buchkultur in all diesen Seltenheiten steckt, seien es nun die typographischen Meisterwerke der Frühzeit, seien es die Kunstwerke eines Druckers wie des Venezianers Aldus Manutius, der selber noch zum Teil in die Inkunabelzeit gehört, seien es die Holzschnitt-Titel der Lutherdrucke und Flugschriften der Reformationszeit, oder die Erzeugnisse der berühmten Häuser Plantin-Moretus in Antwerpen oder Elzevier in Leiden und Amsterdam, oder seien es die Büchlein des 18. Jahrhunderts mit den köstlichen Kupferstichen von Chodowiecki, Meil und anderen, oder die schönen, in der unübertroffenen Ungerfraktur gedruckten Romantikerausgaben mit den reizvollen Illustrationen von Ph. O. Runge, Friedrich Tieck, dem Bruder des Dichters Ludwig Tieck, und Emil Ludwig Grimm, dem Bruder der beiden Germanisten Jakob und Wilhelm Grimm und ersten Illustrator ihrer Kinder- und Hausmärchen, bis dann all diese reizvollen und anmutigen Gebilde im süßlichen Gartenlaubenstil der Verfallszeit rettungslos ertranken.

Dieser im wesentlichen auf den Inhalt zielenden älteren Richtung der Bibliophilie steht eine mehr formale neuere Richtung gegenüber, die den Hauptwert nicht auf das Alter und die inhaltliche Bedeutung, sondern auf die Schönheit des Buches legt und den Schwerpunkt ihrer Sammeltätigkeit im modernen Luxusdruck hat. Es war vor etwa dreißig Jahren, als eine neue Geschmackswelle befruchtend über das deutsche Geistesleben kam, als die schauderhaften Goldschnittbändchen und Prachtwerke, die auf den Salontischen unserer „guten Stuben" herumlagen, zu verschwinden begannen, als die Gesellschaft der Bibliophilen und die Zeitschrift für Bücherfreunde begründet wurden. Es dauerte nicht lange, so verkündeten die Zeitschriften „Pan" und „Insel" das Ideal einer neuen Buchkunst. Das Buch wurde wieder zum Kunstwerk, und es lohnte sich wieder, auch moderne Erzeugnisse

der Buchkunst zu sammeln und sich an Papier, Druck, Bildwerk und Einband zu erfreuen. So erhielt die moderne Bibliophilie mächtige Anregungen, wirkte aber auch ihrerseits in noch höherem Maße auf den gesamten Verlag zurück, der äußeren Ausstattung des Buches mehr Sorgfalt als bisher zuzuwenden und auch das Buch des täglichen Gebrauchs würdig auszustatten, ohne das dadurch der Preis teurer geworden wäre. Im Gegenteil, man kann sagen, daß die Bücher in Deutschland je besser je billiger wurden, und auch heute noch, wo die Teuerung mit zunehmender Wucht auf uns lastet, sind Bücher noch immer das verhältnismäßig billigste was man kaufen kann. So hat die Bibliophilie einen maßgebenden Einfluß auf die Entwicklung der Buchkultur in Deutschland erlangt. Eine große Anzahl tatfroher junger Verleger wandelte mit idealer Begeisterung in den neuen Bahnen, zögernd folgten viele ältere nach, und die Schwierigkeiten der Kriegs- und Nachkriegszeit haben die Entwicklung wohl zeitweise hemmen, nicht aber dauernd unterbinden können. Die Frankfurter Buchmesse von 1920 und die schöne Ausstellung des Jakob Krause-Bundes, der rührigen Vereinigung deutscher Kunstbuchbinder, im Weißen Saal des Berliner Schlosses im Jahre 1921 haben gezeigt, was die deutsche Buchkunst trotz aller Nöte zu leisten imstande ist. Eine große Menge künstlerisch hochstehender Verleger, der Inselverlag, Eugen Diederichs, Hans v. Weber mit seinen Hundertdrucken, Dreiangeldrucken und ähnlichen Unternehmungen, der Propyläenverlag mit den von Georg Müller übernommenen wundervollen Klassikerausgaben, der Euphorionverlag, Kiepenheuer, Kurt Wolff, Bruno Cassirer und viele andere sind rührig am Werke, und unsere Schriftgießereien und Druckereien mit ihren von Künstlerhand entworfenen Schriftarten, Klingspor in Offenbach, Drugulin in Leipzig, Berthold in Berlin und die Officina Serpentis in Steglitz stehen im Dienst der guten Sache.

Die erste Forderung, die der moderne Bücherfreund an ein künstlerisches Buch stellen muß, ist, daß Form und Inhalt harmonisch zusammenstimmen. Nicht immer ist die Produktion moderner Luxusdrucke dieser Forderung entgegengekommen. In den letzten Jahren sind viele Bücher auf den Markt gebracht worden, die lediglich eine Spekulation auf Snobismus und Protzentum darstellen, die nicht nur bedauerliche Geschmacksverirrungen zeigen, sondern bei denen auch der geforderte Preis zu dem Gebotenen in keinem Verhältnis steht. Wenn es auch an sich kein Schaden ist, daß protzenhaften Kriegsgewinnlern, die keinerlei inneres Verhältnis zu den erworbenen Kostbarkeiten besitzen, das Geld aus der Tasche gezogen wird, so sind doch im Interesse des Ansehens der deutschen Buchkultur solche Erscheinungen aufs entschiedenste zu verurteilen, und die im Jahre 1920 in Frankfurt versammelten Buchhändler, Bibliophilen und Bibliothekare haben sich mit einer scharfen Erklärung gegen diese Auswüchse gewandt.

Das Wesen des Luxusdrucks besteht darin, daß er in einer beschränkten Auflage hergestellt ist, von der die einzelnen Exemplare numeriert sind. Die Auflage kommt meist gar nicht in den Buchhandel, sondern wird nur für die Subskribenten hergestellt. Die vornehmste, allerdings sehr selten vorkommende Form ist die, daß auch der Name desjenigen, für den das Exemplar bestimmt ist, mit der Nummer eingedruckt wird. Gewöhnlich wird der Name handschriftlich zugefügt. So bekommt jedes Buch von vornherein eine ganz persönliche Note, und durch die Einmaligkeit der Auflage

und ihre beschränkte Zahl wird es gleich beim Erscheinen mit dem Charakter der Seltenheit ausgestattet und bekommt dadurch erst den rechten Sammlerwert. Als Gegenstand eines Luxusdruckes werden ebensogern klassische Werke wie moderne Dichtungen gewählt. Zum Festessen der Berliner Jahresversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen 1921 wurde unter vielen anderen köstlichen bibliophilen Gaben auch ein Bändchen dargereicht, „der numerierte Goethe" benannt, eine von Ludwig Sternaux bearbeitete Zusammenstellung sämtlicher Goethe-Privat- und Luxusdrucke. Das Verzeichnis führt 102 Nummern auf, darunter den Faust dreizehnmal und — sehr bezeichnenderweise — das Eroticon von 1810, das sogenannte Karlsbader Tagebuch, achtmal. Man kauft und liest solche Luxusdrucke nicht, um aus ihnen die Dichtungen kennen zu lernen, denn die kennt man längst, sondern um den Band in stillen Stunden vorzunehmen, sich an der Harmonie von Inhalt und äußerer Form zu erfreuen und die Dichtung in dem schönen Gewande erneut auf sich wirken zu lassen und ihr so immer wieder eine neue Seite des künstlerischen Genusses abzugewinnen. Auf diese Weise bekommt der Luxusdruck Leben und Berechtigung, und es strahlt von ihm ein segensreicher Einfluß aus, der der gesamten Buchkultur auch des billigen Gebrauchsbuches dauernd zugute kommt.

Die beiden Richtungen der Bibliophilie aber, die inhaltlich-wissenschaftliche und die formal-moderne, fließen in der Gesellschaft der Bibliophilen und in den örtlichen Vereinigungen, unter denen die Leipziger an erster Stelle steht, zusammen. Sie finden ihren Ausdruck in den Veröffentlichungen, die diese Gesellschaften alljährlich oder in größeren Zwischenräumen ihren Mitgliedern darbieten. Ein neben diesen Vereinigungen bestehender vornehmer bibliophiler Kreis ist die einige Jahre vor dem Kriege begründete Maximilian-Gesellschaft, so benannt nach Kaiser Maximilian I., der in dem kostbaren Teuerdank den ersten deutschen Luxusdruck herstellen ließ. Es ist klar, daß der einzelne Bibliophile je nach seiner persönlichen Neigung vorwiegend nur die eine Seite pflegen wird, aber die Bibliophilie würde sich auf Irrwegen befinden, wenn sie nicht beide Richtungen pflegen wollte. Darin, daß sie es tut, liegt ihr ganz besonderer Reiz, und nur aus dieser Vielseitigkeit kann die belebende Wirkung auf das Geistesleben hervorgehen, die ihre vornehmste Aufgabe ist.

Was die Tschechen uns danken.

Von Dr. Heinrich Frenzel.

Das in hoher Kultur stehende schöne Land Böhmen ist eines der glänzendsten Ergebnisse deutscher Arbeit. Bis auf weiteres bildet es nun den Hauptteil eines deutschfeindlichen Staates, der sich „Tschechoslowakei" nennt — gewiß sehr sachgemäß, da die gewaltsam einverleibten Slowaken (gleich den 3½ Millionen deutscher Staatsangehörigen!) den Himmel täglich bitten, vom Tschechenjoch erlöst zu werden. Einstweilen sind die tschechischen Zwangsherrscher über eine der starken Mehrheit nach nichttschechische Bevölkerung bemüht, den Nachwuchs zu „richtigen" Tschechen zu erziehen. In den staatlichen Lesebüchern der Tschechoslowakei wird den wehrlosen Kindern über die geschichtlichen Vorgänge, die zum Weltkriege geführt haben, u. a. folgendes eingehämmert:

„Im Nordwesten breitete sich das mächtige Deutsche Reich aus. Der ganze nördliche Teil gehörte den Preußen. Die Preußen waren seit jeher ein rohes Volk, welches beständig seine friedliebenden Nachbarn beunruhigte und sich nach allen Seiten ausbreitete. Im Jahre 1870 überfiel Preußen Frankreich und raubte ihm Elsaß-Lothringen. Der preußische König wurde Kaiser von Deutschland. Von der Zeit an waren die Deutschen die größte Kriegsmacht. Als sie dann in allen Weltteilen Besitzungen und Kolonien erwarben, wurden sie stolz, daß sie die ganze Welt beherrschen wollten. Sie bereiteten sich zum Kriege vor, um Rußland, England und Frankreich zu unterjochen. Ihre Fabriken erzeugten unzählige tausende Kanonen und Gewehre, ihre Flotte hatte Hunderte von Kriegs- und Handelsschiffen... Der Krieg mußte kommen und kam. Deutschland und Oesterreich fürchteten, die vereinigten Mächte könnten sie in den Kriegsrüstungen einholen, und hetzten zum Kriege. Oesterreich, von Deutschland angestiftet, intrigierte gegen Serbien, die deutschen und ungarischen Zeitungen beschimpften die Serben. Eine unerwartete Folge dessen war das Attentat auf den Thronfolger vom 28. Juni 1914 in Serajewo. Für diese Missetat beschuldigten die Deutschen und Ungarn mit Unrecht das ganze serbische Volk. Sie überredeten leicht Kaiser Franz Joseph zur Kriegserklärung, 28. Juli 1914 . . ."

Es erscheint angesichts der plumpen Anpöbelung der „Preußen", d. h. natürlich Deutschen, angebracht, an einige Tatsachen zu erinnern.

Der unbestritten größte tschechische Geschichtsschreiber ist Franz Palacky (1798—1876), von den Tschechen „der Vater der Nation" genannt und jahrzehntelang als ihr oberster Führer anerkannt. Er verdankte (wie Jakubec in seiner Geschichte der tschechischen Literatur, Leipzig 1907, S. 183 feststellt) seine wissenschaftliche Bildung in erster Linie den Deutschen Kant, Herder, Schiller, Fichte, Jacobi, Luden, Rotteck, Jahn. Bei Abfassung seiner „Geschichte von Böhmen" (Prag 1836 ff.) hat ihm, wie er selbst sagt, „nur das Wohl und Wehe des tschechischen Volkes als Leitstern und Richtschnur gedient". Trotzdem blieb er im ganzen sachlich. So schreibt er u. a.: „Böhmen, das noch keinen eigenen Bischof hatte, konnte jetzt (im 10. Jahrhundert) nur aus und über Deutschland Priester und Prediger des Evangeliums erhalten und somit auch aller Wohltaten der christlich-europäischen Zivilisation teilhaftig werden. So hohen Interessen gegenüber durfte die Rücksicht auf die politische Unabhängigkeit des Landes bei Herzog Wenzel um so weniger in Anschlag kommen, als er durch Anschließung an Deutschland selbst neuen Schutz gegen die fortwährend ihn bedrohenden Madjaren zu erlangen hoffen konnte. Darum hielt er auch stets fest an Heinrich I." (I, S. 205.) „Zum ersten Bischof Böhmens wurde ein sächsischer Mönch namens Ditmar gewählt . . ." Er erwies sich als ein frommer, tätiger und kluger Kirchenfürst. (S. 229.) Sein Nachfolger Woytech (Adalbert) hatte seine höhere Bildung in Magdeburg „von Otherich, einem durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten und in ganz Deutschland hochgeachteten Mann", erhalten. (S. 234.) „Die neuen Ansiedler in den Städten waren, wo nicht insgesamt, doch größtenteils aus dem nordwestlichen Deutschland und den Niederlanden (die bekanntlich bis 1648 zum Deutschen Reich gehörten) einwandernde Kolonisten. . . Diese Auswanderung, die seit der Mitte des 12. bis tief ins 13. Jahrhundert hinein fortdauerte, nahm nach und nach alle slawischen und ungarischen Länder vom Baltischen Meere bis zur unteren Donau strichweise ein und erwies sich insbesondere durch Ausrodung der Wälder und Anlage neuer Dörfer an den Grenzgebirgen des Landes nützlich und heilbringend. Unter Ottokar II. wurden ... Deutsche in Masse angesiedelt. . .

Die Städte in Böhmen und Mähren wurden alle von ihnen mehr oder weniger angefüllt . . . (Palacky schildert die Einführung des deutschen Rechts in Böhmen und fährt fort): Diese ungemeine Förderung des Städtewesens und der Kolonisation durch Deutsche erklärt sich zunächst aus Ottokars Bestreben, die Industrie und den Verkehr in seinem Lande zu heben. Welchen Vorteil die vermehrte gewerbefleißige Bevölkerung dem Lande bringe, war ihm nicht entgangen; aus dem eigenen Lande konnte er keine Kolonisten ziehen; und daß die Deutschen noch (?) industriöser waren als die eingeborenen Böhmen, bewies ihm schon der rasche Aufschwung des böhmischen Bergbaues, dem er vorzüglich seine Schätze und seine Macht verdankte, seitdem das uralte Bergwerk in Iglau durch Deutsche neu gehoben und Kuttenberg entdeckt worden war." (II, 1, 157 ff.) „Die Deutschen entsprachen dem in sie gesetzten Vertrauen und erwiesen sich dem Lande sehr nützlich . . . Ihnen zunächst verdankt man die hohe Blüte der Silberbergwerke von Kuttenberg und Deutschbrod, die auf Vermehrung des Wohlstandes im Lande und somit auch der Macht des Staates so großen Einfluß hatte. Für sie und größtenteils auch durch sie wurde der böhmische Bürgerstand geschaffen, folglich auch die Gewerbetätigkeit im Lande neu belebt und gehoben; ihre Ansiedlungen gaben auch mittelbar Anlaß zur Emanzipation der Bauern." (II, 2, 36.) Palackys tschechische Gesinnung kommt hier dadurch zum Ausdruck, daß er den deutschböhmischen Städten einen Vorwurf daraus macht, daß sie „in den nachfolgenden Kriegen der Böhmen mit den Deutschen nur zu oft geneigt waren, den Feinden des Landes, ihren Stammesgenossen, freundliche Hand zu bieten." Der gute Palacky meinte also, die böhmischen Deutschen hätten sich z. B. für die wilden Hussiten begeistern sollen, die ihr Christentum so eigenartig betätigten, indem sie zur Rache für die durch die Schuld des Papstes, des Kaisers und der Konstanzer Kirchenversammlung erfolgte Ketzerverbrennung des edlen, unglücklichen Johannes Hus viele Tausende von Menschen, die mit dieser gräßlichen Untat nicht das Geringste zu tun hatten, mordeten und jahrzehntelang die deutschen Lande weithin verwüsteten und ausplünderten, bis dem Unwesen Einhalt getan wurde.

Der Prager Professor und Reichsratsabgeordnete Dr. Masaryk schrieb in seinem Buche über „Palackys Idee des böhmischen Volkes" (Prag 1899, S. 37): „Auch dafür haben wir Palacky und den übrigen Führern zu danken, daß sie uns vermittelst der deutschen Philosophie zu einem selbständigen böhmischen Denken verholfen haben." Später hat sich dieser hochbegabte Tscheche zum Landesverräter entwickelt und ist schließlich zum Staatspräsidenten der Tschechoslowakei gewählt worden.

Uebrigens ist die ganze neuere nationale Bewegung der Tschechen deutschen Ursprungs.

Zu seinem Freunde Zelter sagte Goethe 1816: „Wir Deutschen stehen gar hoch und haben gar nicht Ursache, uns vom Winde hin- und hertreiben zu lassen." Wir können auch nur bei Volksgenossen darauf rechnen, unsere Gedanken richtig verstanden und in unserm Sinne ausgeführt zu sehen, während die anderen unsere eigenen Gedanken wohl gar gegen uns selbst verwerten und zu unserm Schaden ausgestalten.

Was Gutes zu denken wäre gut,
fänd sich nur immer das gleiche Blut;
dein Gutgedachtes, in fremden Adern,
wird sogleich mit dir selber hadern.

Ein tiefes Seherwort*), das sich im höheren, völkischen Sinne nur zu sehr erfüllt hat! (Viele Aussprüche Goethes enthalten weit mehr, als er zunächst selbst meinte.)

Die tschechische Sprache war bereits im Einschlafen begriffen, als der Deutsche Josef Jakob Jungmann sein „Böhmisch(!)-Deutsches Wörterbuch" herausgab, das, vom Verfasser als Grabmal des Tschechischen angesehen, dessen Jungbrunnen wurde, nachdem die deutschböhmischen Dichter K. E. Ebert, Alfred Meißner u. a. die Gestalten der tschechischen Sage und Geschichte neubelebt und dadurch den in der Eindeutschung bereits weit vorgeschrittenen Tschechen völkisches Selbstbewußtsein gegeben, wodurch die Wiedergeburt dieses Volkes und ihr mächtiger Aufstieg ermöglicht wurde. Der Tscheche Jakubec berichtet in seiner Geschichte der tschechischen Literatur (Leipzig 1907, S. 139), daß Schafarschick und Kollár, nächst Palacky die Erwecker des Tschechentums, die Anregung zu ihrem Vorgehen durch die vaterländisch gerichteten Vorlesungen des Professors Luden in Jena und die geistesverwandten Schriften von Schiller und Jahn empfangen haben — das Ergebnis ist die viehische Knechtung von vier Millionen Deutschen in Böhmen, Mähren, dem früher österreichischen Schlesien, Westungarn und dem besonders frech vergewaltigten unglücklichen treudeutschen Hultschiner Ländchen: Schillers, Jahns und Ludens reiner, edler, von jedem Haß oder Unterdrückungswunsch gegenüber anderen Völkern weit entfernter deutscher Volkstumsgedanke ins Tschechisch- (und Entente-) Barbarische übersetzt! Als Wortführer des tschechischen Volkes traten der Reihe nach auf: Rieger, Zeithammer, Spindler, Gabler, Tonner, Greger („Gregr"), Herold, Engel, Zucker, Kaizl. . . Daß die Tschechen noch als Tschechen vorhanden sind, verdanken sie in vierfacher Hinsicht der von ihnen ausgenutzten deutschen Geistesarbeit. Daß sie zum Danke dafür die ihnen von dem teuflischen Kleeblatt Lloyd George-Clemenceau-Wilson ausgelieferten Deutschen vergewaltigen, zeigt den sittlichen Tiefstand jenes Räubervolkes. Bethmann Hollweg erwartete ja auch von den den Tschechen sittlich mindestens ebenbürtigen Polen Dankbarkeit für die durch deutsche Blutopfer erkämpfte Befreiung Großpolens vom Zarenjoch: eine der zahllosen verhängnisvollen Dummheiten des jämmerlichsten aller Reichskanzler (Herrn Dr. Wirth natürlich ausgenommen!). Wir Deutschen *sind* dankbar; wir haben den anderen zum Dank für die uns gewordenen geistigen Anregungen die liebevollste, gründlichste Erforschung aller Sprachen und Literaturen geschenkt, den Amerikanern für die Aufnahme unserer Landsleute, den Neugriechen für unsere Befruchtung durch die altgriechische Kultur bei ihren Befreiungskämpfen entscheidende Hilfe geleistet. Darum hatte Goethe recht, als er sagte, daß „wir Deutschen gar hochstehen" . . .

Das haben gelegentlich auch Tschechen anerkannt. *Ein tschechischer Sozialdemokrat*, der sich allerdings durch eine ganz ungewöhnliche Vorurteilslosigkeit und wirklichen Weitblick auszeichnet, Dr. Franz *Soukup*, veröffentlichte in dem Organ seiner Partei „Pravolidu" im Oktober 1911 „Reiseskizzen" und schrieb darin u. a.: „Wer heute den schmalen Gang am Bodenbacher Bahnhof durchschreitet, der die Kanzleien der österreichischen und deutschen Zollbeamten trennt, kann nach wenigen Augenblicken in breiten, bequemen Wagen, entlang der schiffbaren Elbe, an riesigen Fabriken und prächtigen Villen vorbei

*) Goethe schrieb es unmittelbar nach einem Besuch des jungen genialen Denkers Arthur Schopenhauer nieder, der in der Farbenlehre, von Goetheschen Grundgedanken ausgehend, teilweise neue Wege einschlug.

nach Dresden fahren, und niemand wird sich dabei des Gefühls erwehren können, daß er hier um mindestens ein Vierteljahrhundert nach vorwärts gekommen ist. Es ist heute eine Tatsache, mit der jedermann in Europa und in erster Reihe wir Tschechen rechnen müssen, daß sich gegenwärtig an der Nordgrenze der heutigen Habsburgischen Monarchie eine in Wahrheit großartige und gigantische Erscheinung abspielt, und daß jeder neue Fabrikschornstein und jede neuerliche Erweiterung einer der unzähligen deutschen Großstädte nur ein Beweis dafür ist, daß das Deutsche Reich heute in Wirklichkeit die erste Großmacht des Festlandes ist. Aus Industriestädten werden Industrieprovinzen, aus Industrieprovinzen ein Industriereich und aus dem Industriereiche die Werkstätte für einen ganzen Weltteil — das ist die Linie, der entlang heute Deutschland mit der eisernen Kraft einer Lokomotive auf den Schultern seiner Millionen von wohlausgebildeten Arbeitern vorwärtsgetragen wird, um dereinst der führende Faktor in den Vereinigten Staaten des Europa der Zukunft zu werden."

Das war vor elf Jahren. Für den Augenblick stimmt die Wirklichkeit in Böhmen und anderwärts nicht ganz zu Soukups Voraussage. Aber wir lassen nicht von der Zuversicht, daß sie sich eines Tages erfüllen wird, wenn wir das Unsere tun.

Weltspiegel.

31. Mai.

Der Tag, an dem wir heute den üblichen Rückblick auf die politischen Ereignisse einer Woche abschließen, sollte nach dem Wunsche Frankreichs ein kritischer Tag erster Ordnung in der hohen Politik werden. Falls Deutschland nicht die Forderungen der Reparationskommission befriedigend beantwortete, drohte Frankreich mit Sanktionen, d. h. in diesem Falle mit dem Einmarsch in das Ruhrgebiet. Es stieß dabei auf den offenkundigen Widerspruch der eigenen Verbündeten. Vielleicht ist auch der von verschiedenen Beobachtern wahrgenommene Eindruck nicht unrichtig, daß sogar in Frankreich selbst der Ueberdruß und der Unwille wegen des nationalistischen Treibens, das das Land nicht zur Ruhe und zu friedlicher Arbeit kommen läßt, im Steigen begriffen ist. Freilich ist es nicht leicht, Stärke und Wirkung dieser Strömung nachzuweisen und richtig abzuschätzen; denn die eigentümliche moralische Feigheit der vernünftigen und anständigen Franzosen gegenüber dem nationalistischen Geschrei einer Minderheit machtberauschter und gloiresüchtiger Fanatiker ist eine kennzeichnende Erscheinung, die sich durch die ganze französische Geschichte hindurchzieht. Aber es darf doch nicht unbeachtet bleiben, wenn dieser Tage in offener Sitzung der französischen Kammer der Abgeordnete Favre trotz heftigem Toben der Verhetzungspolitiker Herrn Poincaré wegen seiner Politik hart zusetzte und sich als Redner für eine Politik der Vernunft, Billigkeit und Beruhigung zu behaupten verstand.

Die Anhänger der alten französischen Gewaltpolitik, zu denen bis jetzt immer noch die Stimmführer in dem Chor der öffentlichen Meinung Frankreichs zählen, suchen ihren Standpunkt dadurch zu retten, daß sie ihren herrischen und beleidigenden Ton gegen Deutschland und die Anzweiflung seines Friedenswillens und seiner Vertragsehrlichkeit sorgfältig

festhalten, die Einigkeit der Entente als die einzig wirksame Ursache ihrer Erfolge preisen und alle Meinungsverschiedenheiten zwischen Frankreich und England als möglichst geringfügig hinstellen. In Wirklichkeit sieht es mit diesem letzten Punkt ziemlich windig aus, und es fehlt auch in der französischen Presse nicht an Stimmen, die das offen zugeben und ihre Besorgnis darüber äußern. Wir aber haben um so mehr Ursache, an dem Hinweis festzuhalten, daß die jetzige Lage gar nichts mit dem Verhalten Deutschlands gegenüber der Entente zu tun hat, daher auch durch das größere oder geringere „Wohlverhalten" Deutschlands — im Sinne der Entente gesprochen — nicht geändert werden kann. Die Meinungsverschiedenheit zwischen Frankreich und England entspringt vielmehr aus der Verschiedenheit der Interessen der beiden Länder, die sich desto mehr bemerkbar macht, je stärker sich die Folgen des widersinnigen Versailler Vertrages in der zunehmenden wirtschaftlichen Not Europas zeigen. Zu warnen ist natürlich vor der Illusion, als ob das Auseinanderlaufen und Gegeneinanderlaufen der englischen und französischen Interessen uns unmittelbar zugute kommen könnte, indem es England an unsere Seite führt. Die Form des äußerlichen Zusammengehens zwischen Frankreich und England wird noch lange erhalten bleiben. Aber eben dadurch wird Frankreich gezwungen, sich in der Rolle, die es gern spielen möchte, eine gewisse Vorsicht und Zurückhaltung aufzuerlegen. Unter diesem Gesichtspunkt wird auch die von der früheren Art abweichende Behandlung der deutschen Vorschläge durch die Reparationskommission zu beurteilen sein. Auch Frankreich will zur Zeit den Bogen nicht allzu sichtbar überspannen und sich den Möglichkeiten einer internationalen Anleihe zugunsten Deutschlands nicht geradezu entgegenstellen; denn eine gar zu deutliche Isolierung würde es heute nicht mehr vertragen. Wie sich diese für die ganze Weltlage überaus wichtigen Verhältnisse weiter entwickeln, hängt auch wesentlich von der Haltung Deutschlands und der Gestaltung seiner innerpolitischen Zustände ab, worauf wir hier nicht näher eingehen können.

Inzwischen nehmen auch die Vorbereitungen zu der neuen Konferenz im Haag ihren Verlauf. Während Lloyd George, der seine Stellung in den letzten Tagen durch ein Vertrauensvotum des Unterhauses vorläufig befestigt hat, in bezug auf das Haager Unternehmen die größte Zuversicht zur Schau trägt, lauten im übrigen die Urteile über diese Fortsetzung von Genua recht kühl, vor allem weil Amerika auch diesmal an seinem eigentümlichen Standpunkt gegenüber der Sowjetregierung festhält. Und nun hat auch Frankreich eine nahezu ablehnende Stellung eingenommen. Es will an der Haager Konferenz überhaupt nicht teilnehmen, falls nicht Rußland sein Memorandum vom 11. Mai, die bekannte, ziemlich aggressiv gehaltene und namentlich für Frankreich recht peinliche Antwort auf die Ententeforderungen vom 2. Mai, gänzlich zurückzieht und weitere befriedigende Zusicherungen über Schutz des Privateigentums gegen jeden Zugriff abgibt.

Die nachträglichen Erörterungen über Genua, die es in den letzten Tagen in den Parlamenten aller beteiligten Länder gegeben hat, haben begreiflicherweise besonderen Anlaß zu allerlei Beurteilungen der Lage im heutigen Rußland gegeben. Dabei tritt in den verschiedensten Formen und Abstufungen die Meinung hervor, daß die Sowjetregierung auch heute noch in erster Linie als Vertreterin des „Bolschewismus", d. h.

einer Lehre und Weltanschauung, die dem Bestande der westeuropäischen Staaten direkt gefährlich sei, betrachtet werden müsse. Dieser Gesichtspunkt ist gewiß nicht ganz außer Acht zu lassen. Denn indem sich die russische Regierung noch immer grundsätzlich zu dieser Lehre bekennt, die in den Nachbarländern als Ausdruck der radikalsten Umsturzideen bewertet und gefürchtet wird, hält sie sich ein Eisen im Feuer, aus dem im gegebenen Augenblick wohl unter gewissen Umständen eine gefährliche Waffe geschmiedet werden kann. Dennoch darf nicht vergessen werden, daß der Bolschewismus seine Rolle als Mittel zur gänzlichen Umgestaltung eines in unvolkstümlichen Formen erstarrten Rußlands im wesentlichen ausgespielt hat. Aus dem Uebergangsstadium schält sich allmählich der echtrussische Staat, wie er im Grunde immer gewesen ist, wieder heraus, jetzt natürlich ausgestattet mit vielen Errungenschaften des modernen Verkehrs und der modernen Zivilisation, aber doch in seinem Wesen kaum verschieden von den früheren Gebilden, die den Namen Rußland führten. Ein stark und eigenartig entwickeltes Nationalbewußtsein, wurzelnd in einem reichen Gefühlsleben, eine ungewöhnliche passive Widerstandskraft, alles zu ertragen bereit, eine selbstverständliche, instinktmäßige Hingabe an das Ganze, den Staat, — ohne den geringsten Anspruch der Rücksichtnahme auf das Volkswohl, — das sind ihre wesentlichen Kennzeichen, die unverwischbar sind, mag der Träger der Gewalt Rurik, Iwan III., Peter der Große oder Lenin heißen. Aber sie sind auch nicht auf andere Völker übertragbar; das mag den Ueberängstlichen zum Trost dienen. Das Rußland, das sich jetzt neu aufzubauen beginnt, ist trotz seinem Bekenntnis nicht mehr bolschewistisch, und es ist ein Irrtum, zu erwarten, daß ein ausdrücklicher, förmlicher Sturz des gegenwärtigen Regierungssystems das Siegel unter die neueste Entwicklung setzt. Es ist durchaus richtig, daß wir uns nicht durch ängstliches Abwarten gute politische und wirtschaftliche Aussichten rauben lassen, sondern hier tapfer zugreifen und handeln.

Wir wollen die damit zusammenhängenden Verhältnisse in den östlichen Staaten heute hier noch nicht behandeln. Nur streifen wollen wir die Tatsache, daß der österreichische Bundeskanzler Schober gestürzt worden ist, weil er sich durch seine Politik, namentlich durch den mit der tschechoslowakischen Republik abgeschlossenen Vertrag von Lana, der Hauptstütze beraubt hatte, die er ursprünglich in der Großdeutschen Partei besaß. Auf diese Verhältnisse, auch auf die Entwicklung in Ungarn, wollen wir in der nächsten Betrachtung eingehen. W. v. Massow.

Bücherschau.

Literaturgeschichte. (Schluß; vgl. Heft 20.)

Wilhelm Bode, Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Auch eine Lebensgeschichte. 1. Band: Im alten Reiche 1749 bis 1803. 2. Band: Die Zeit Napoleons 1803—1816. Berlin 1921. E. S. Mittler u. Sohn. Geh. 45 bzw. 35 M. Pappband 56 bzw. 44 M. Ganzleinenband 65 bzw. 52 M.

Der eifrige Goethe-Bearbeiter hat mit diesem Werk, dessen Schlußband noch aussteht, vielleicht sein Bestes geschaffen. Wir erhalten durch ihn den Goethespiegel der Zeitgenossen. Die Propyläen-Ausgabe hat in einem besonderen Supplementband Aehnliches gesammelt, und in kurzer, übersichtlicher Auswahl auch der Goethe-Almanach für 1922. Wer auf möglichste Vollständigkeit Wert legt, wird bei Bode seine Befriedigung finden. Natürlich charakterisieren nicht nur die Zeitgenossen Goethe, sondern auch sich selbst durch ihr Urteil an Goethe. Wer in diesem Sinne in der unerschöpflichen Fundgrube Bodes nachforscht, wird Entdeckungen im guten wie im schlimmen Sinne erleben.

Paul Fischer, Goethes Altersweisheit. Tübingen 1921. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Ein eigenwüchsiges, tiefgehendes, rechtfühlendes Goetheforschen lebt sich in diesem Buche aus, das aus Stuttgarter Volkshochschulkursen erwachsen ist. Der bescheidene Verfasser läßt die Frage offen, ob sein Buch in der unübersehbaren großen Goetheliteratur seinen Platz finden werde. Wir glauben dies bejahen zu dürfen, ebenso wie der vornehme Verlag, der sich für die Verbreitung dieses in seiner Art doch ganz originellen Goethebreviers einsetzt. Wer Goethe ästhetisch-individualistisch ansieht, den wird das Buch vielleicht zu weltanschaulich-systematisch berühren. Um so mehr befriedigt es den, der selbst nach einem vertieften geistigen Gehalt strebend das Ewig-Menschliche ins Allgemeingültige geläutert bei Goethe sucht.

J. W. von Goethe, Empfindsame Geschichten. Mit zehn Zeichnungen von Rolf von Hoerschelmann. München 1921. G. Hirths Verlag.

Vereinigt mehrere Stücke aus den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" mit „der neuen Melusine", der „pilgernden Törin", dem „Mann von fünfzig Jahren" und anderen zum Teil wenig bekannten Novellen zu einem schmucken Bändchen, das man wohl manchem auf den Geschenktisch legen kann in der Gewißheit, daß dieser Goethe als Entdeckung auf ihn wirkt. Zumal der moderne Herausgeber sich sehr artig im Hintergrunde hält und alle meist unvermeidlichen Vor-, Nachwörter und Anmerkungen unterläßt.

Goethes Werke. In dreißig Bänden. Volksverband der Bücherfreunde. Berlin W.

Der „Volksverband der Bücherfreunde" (Berlin, Rankestraße 34), der sich zur Aufgabe gesetzt hat, den Mittelstand unter Ausschaltung aller Zwischenhandelskosten unmittelbar vom Verlag mit guten Büchern zu versorgen, muß über gewaltige Mittel verfügen. Denn die dreißigbändige Goetheausgabe, deren erste Bände uns vorliegen, bedeutet einfach ein Millionengeschenk des Volksverbandes an ernsthafte Literaturfreunde. Man stelle sich vor, daß die ursprünglichen Subskribenten den schön gedruckten und mustergültig gebundenen Band noch heute für — 19 M. erhalten! Herausgeber ist der bekannte Aesthetiker und Psychologe Müller-Freienfels; er hat das Problem einer zugleich wissenschaftlich ernsthaften und für jede Hausbücherei geeigneten Gotheausgabe in durchaus selbständiger und weitsichtiger Art angefaßt. Wir kommen auf seine Leistung des Näheren zurück, wenn dies beispiellose Unternehmen gemäß dem Plan des Volksverbandes — nach einem „Erscheinungskalender" der einzelnen Bände, der bisher pünktlich eingehalten worden ist — weiter vorgeschritten sein wird.

Johann Peter Hebel, Von Gaunern, Schelmen und Spiegelfechtern, von Prozessen und Hochgerichten. Kalendergeschichten aus Johann Peter Hebels Schatzkästlein. Ausgewählt und eingeleitet von Otto Ernst Sutter. Mit sechs Zeichnungen von Georg Poppe. Geheftet 11 M., in künstlerischem Halbleinenband 16 M. Verlag Strecker u. Schröder, Stuttgart.

Die vorzüglich gedruckte Auswahl aus Hebels Schatzkästlein hat ihre Besonderheit darin, daß sie die berühmten Gaunergeschichten zum erstenmal zu einer Einheit von Schwanknovellen zusammenfügt.

E. Spenlé, Henri Heine. Notice et traduction. Paris, La Renaissance du Livre.

Der Professor an der Universität Straßburg bringt nach einer flott geschriebenen, wenn auch nicht gerade selbständigen Einleitung Uebersetzungen von Kostproben Heinescher Dichtungen und Essais. Auch die Lyrik ist in französische Prosa verwandelt. Ob der Gelehrte mit dem verwelschten deutschen Familiennamen damit seine Elsässer dazu bringen will, auch Heine auf französisch zu konsumieren, erscheint immerhin zweifelhaft; sicher ist, daß er in der Auswahl der Stellen nach bewährten Mustern erfolgreich — was bei Heine ja nicht schwer ist — Deutschland in den Schmutz legt.

Gottfried Kellers Werke in zehn Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Max Zollinger in Verbindung mit Heinz Amelung und Karl Polheim. Mit vier Beilagen in Gravüre und Kunstdruck und zwei Handschriftproben. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart.

Man muß sich nun schon daran gewöhnen, auch Keller, den „frei Gewordenen", in dem bescheidenen Druck der volkstümlichen Ausgaben statt in dem gewohnten stattlichen Originaldruck zu lesen. Die Bongsche Ausgabe in fünf Bänden erfüllt alle buchtechnischen Ansprüche, die man an eine billige Ausgabe stellen darf und sie gibt durch die sorgfältig gearbeiteten Einführungen der Herausgeber dem Leser biographisch-literarische Handhaben, die vor dem „Freiwerden" so bequem nicht vereinigt waren.

Alexander Brückner, Russische Literatur. Jedermanns Bücherei. Natur aller Länder, Religion und Kultur aller Völker, Wissen und Technik aller Zeiten. Abt. Literaturgeschichte. Herausgegeben von Paul Merker. Breslau 1922, Ferdinand Hirt. Kart. 12,50 M., geb. 15 M.

Der geistvolle Verfasser versteht den Sinn der Kürze streng auszuwählen und klar zu silhouettieren. Bis zur Gegenwart, bis zu „Rußlands Untergang" führt er seine leichten, sicheren Striche. Um Puschkin, Tolstoi, Dostojewski reiht sich die Schar der tapferen Wahrheitsager in dunkler Umgebung, das Häuflein russischer wirklicher Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. Eine charakteristische Porträtreihe beschließt den Band.

Romantik-Band. Ein deutscher Frühling in Wort und Bild. Ausgewählt und eingeleitet von L. Benninghoff. Hamburg. Hanseatische Verlagsanstalt. 1921.

Der Begriff Romantik ist hier in Wort und Bild in einem sehr weiten Umfang und in einer sehr lebendigen Tiefe gefaßt. Endlich einmal eine schöne, handliche Lese, die mit den Romantikern im engeren Sinn das deutsche Fühlen

auch von Goethe und Hölderlin bis zu Kleist, Arndt und Rückert, bis zu Schinkel, Cornelius, Rethel und natürlich Schwind umschreibt.

Gertrude Craig Houston, The Evolution of the Historical Drama in Germany during the first half of the Ninetheenth Century. William Mullan u. Son., Belfast. 1920.

Ein achtungswerter Beleg für die Vertiefung deutschkundlicher Studien an englischen Universitäten.

A. Seidel, Einführung in das Studium der Romanischen Sprachen. Bibliothek der Sprachenkunde. A. Hartlebens Verlag, Wien und Leipzig. 10 M. u. 20 v. H. Teuerungszuschlag.

Reichhaltig und pädagogisch geschickt, insbesondere dem zu empfehlen, der den Zusammenhang der neueren romanischen Sprachen mit dem Latein verstehen will.

Studienrat Prof. Dr. A. R. Diebler, Das Latein im täglichen Leben. Nachschlagebuch der gebräuchlichsten lateinischen Aussprüche und Redewendungen. 3. Auflage. Verlag von Ferdinand Hirt u. Sohn. Leipzig. 1920. 1,50 M. u. 100 v. H. Teuerungszuschlag.

Die Brauchbarkeit dieses kleinen „Spezialbüchmann" für Nichtlateinkundige geht daraus hervor, daß sich schon wieder eine neue Auflage nötig erwiesen hat.

Dr. Oscar Kalbus, Der Deutsche Lehrfilm in der Wissenschaft und im Unterricht. Carl Heymanns Verlag, Berlin W. 8. 1922. Preis 60 M.

Dieses von einem bekannten und ausgezeichneten Filmfachmann und Wissenschaftler geschriebene Buch ist das erste, daß in einer umfassenden und gediegenen Uebersicht die historische Entwicklung und 25 verschiedene Wissensgebiete — außer Medizin — des deutschen Lehrfilms behandelt. Aus beruflichem Wirkenskreise entstanden, von Anfang bis Ende, neben wissenschaftlicher Gründlichkeit, frische und lebendige, jedoch immer sachlich bleibende Darstellung des schwierigen Stoffes zeichnen dieses Werk besonders aus und machen es zu einem wertvollen Ratgeber, namentlich für Lehrer und Volksbildner. Aber auch für weitere Kreise der Wissenschaft und Industrie unentbehrlich zum Nachschlagen. Jedenfalls ein Buch, das sehr fehlte und nun mit gutem Gewissen empfohlen werden kann.

Der Merker.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9. Fernruf: Nollendorf 4849.
Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 10. Juni 1922

Nummer 22

Zusammenbruch und Wiederaufstieg vor hundert Jahren.

Eine Bonner Rede.

Von Fritz Kern.

(Schluß.)

IV.

Es ist Napoleon zum Verhängnis geworden, daß er die Technik seiner Erfolge vornehmlich an den Deutschen ausgebildet hat.

Als 1808 ganz Spanien, das arme, mißregierte, zurückgebliebene Spanien sich gegen die Politik Napoleons wie ein Mann erhob, rief der liberale Oppositionsführer Sheridan im englischen Unterhaus: „Bis jetzt hat Napoleon mit Fürsten ohne Würde, Truppenzahlen ohne Begeisterung, oder Völkern ohne Vaterlandsliebe gerungen. Er hat noch zu lernen, was es heißt, ein Volk zu bekämpfen, das von Einem Geist gegen ihn beseelt ist."

Spanien hat der damaligen Welt die elektrisierende Lehre erteilt, daß auch andere Völker als das französische durch nationale Opferkraft Großes vermögen. Diese Lehre war für die Deutschen beschämend, aber nicht vergeblich. Zugrundegegangen ist Napoleon zuletzt doch weder an Spanien noch an Rußland, vielmehr an Deutschland. Er hatte es nicht zu begreifen vermocht, daß die Deutschen gerade durch die 1½ Jahrzehnte, in denen er sie in die Schule nahm, ihr Wesen ebenfalls ändern mußten. Schon im Krieg von 1809 konnte er die Wandlung spüren. Der abgelegenste, zurückgebliebenste der deutschen Stämme, die Tiroler, lieferten ein deutsches Spanien. Die Bauern, die dreimal Innsbruck befreit haben, kämpften freilich kaum gegen die Franzosen, sie kämpften gegen den Bruderstamm der Bayern für Väterglauben und Väterrecht, sie kämpften mit der Dummheit und Feigheit der ihnen zur Hilfe geschickten Wiener Hofburggeneräle für den schönen, trügerischen Glauben an den Kaiser Franz. Aber von den letzten, ärmsten Deutschen aus den Bergen um Meran ging damals, wie 40 Jahre später aus dem abgelegenen Winkel der Schleswigholsteiner Marsch und Geest die den Deutschen selbst überraschende und beglückende Wendung aus: ein Kampf um die Heimat, der nicht Lösung vom deutschen Stammland bedeutete, wie der Freiheitskampf der

Schweizer und Holländer, sondern Treue mit blinder, tragischer Beharrlichkeit. Und auch an Schill, Dörnberg, dem Braunschweiger Herzog, Staps, vor allem an der Kampfeszähigkeit der schlecht geführten deutsch-österreichischen Truppen von Aspern und Wagram hatte Napoleon zu fühlen bekommen, daß das spanische Feuer von 1808 ein deutsches von 1809 entzündet hatte. Die einzelnen Brandherde konnte er austreten, aber nicht den Funken ersticken. Sein eigentliches Verhängnis war es doch, daß er durch die Behandlung Preußens nach 1806 die Königsberger Regierung vor der Gefahr behütet hat, ein Rheinbundsglück zu suchen, daß er vielmehr Preußen und das Deutschtum einander in die Arme gejagt hat. Napoleons große Nation hatte ein großes *Volk*, das noch keine Nation war, in Scherben zerschlagen, und eben dadurch auf den Weg zur Nation gebracht. Vor 1789 hatte es auf dem Festland noch kein eigentlich aktives Nationalgefühl der Massen gegeben. Die Franzosen hat es zuerst durchzuckt, damals, als bei der Flucht ihres Königs 1791 allem Bürgerkrieg zum Trotz auf *einen* Schlag 4 Millionen französischer Bürger sich unter den Waffen fanden, glühend begeistert, um freiwillig und einmütig die heiligen Grenzen Frankreichs gegen den geargwöhnten fremden Angriff zu schützen. Dann kam die Reihe an die Spanier, die Russen, die Deutschen, später auch an die Griechen, die Serben, die Italiener usw.

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens", so hatte noch vor wenigen Jahren Schiller resigniert. Jetzt, als Napoleons Zaubergerte den deutschen Volksgeist noch tiefer berührt hatte als den französischen, zeigten sich Erscheinungen, die z. B. hinsichtlich der Rheinländer ein französischer Historiker mit den Worten ausdrückt: „Als die Eingeborenen sahen, daß die Bande, welche sie an Deutschland gebunden hatten, zerrissen wurden, fühlten sie sich *mehr* als Deutsche denn vorher."

Das eigentliche Geburtsjahr der deutschen Nation, wenn man ein solches festsetzen will, ist 1809. Damals schlugen, wenn auch ohne Glück, die Herzen im Süden und im Norden den gleichen Takt. Schon ergriff rasch das Nationale auch die geistige Welt, Philosophie und Geschichtsschreibung, Dichtung und bildende Kunst. Man begann das Deutschtum überall aufzusuchen und man empfand die neue Frömmigkeit, die neue Geschichtsauffassung, den neuen Kunstgeschmack, den Volksgeist in der oft überschwänglichen Weise dieser neuen *Romantik* als die Entdeckung einer eigenen deutschen Welt. Der deutsche Philosoph mußte sich freilich noch logisch, dialektisch und metaphysisch die Gründe beweisen, weshalb es erlaubt und Pflicht sei, Deutschland zu lieben, aber der Dichter Kleist sprang 1809 in seinem „Katechismus der Deutschen, abgefaßt nach dem Spanischen" über diese Gräben deutscher Gründlichkeit hinweg; er lehrt das Kind „*Warum* liebst du dein Vaterland? Weil Gott es gesegnet hat, mit Kunst, Helden, Staatsmännern, Weisen? *Nein*: Weil es *mein Vaterland ist*".

Freilich, so rasch, wie die Schicksalsgemeinschaft die Deutschen zusammenführte, so trieb sie auch das erreichte Ziel wieder auseinander. Es war erst eine *Abwehr*gemeinschaft. Jahrhundertalte Schwächen gehen so schnell nicht vorüber. Gentz hatte schon 1805 prophezeit, daß der bisher stets verfehlte Tag der Einigkeit auch der des Erfolges sein würde, aber nach dem Erfolg fiel Deutschland schon in der Frage der Friedensziele wieder

auseinander. Kaum war mit der Rückkehr des Bourbonen nach Paris ein dauerhafter deutsch-französischer Frieden endlich hergestellt, so fanden die deutschen Regierungen den Wiederaufbau der deutschen Nation schon beängstigend weit vorgeschritten. Für das künstliche Staatsgebilde Oesterreich war ja der nationale Gedanke gefährlich, und Preußen bequemte sich, für noch einmal 1½ Menschenalter zu vergessen, daß es 1813 bereits die Königsdomäne des werdenden Deutschlands gewesen war. Stein und Gneisenau, die Sieger, wurden von Metternich besiegt, das Nationale mit dem Revolutionären zusammen in Acht und Bann getan; zwei Jahre nachdem er seine Bonner Lehrkanzel bestiegen hatte, sah Arndt sich in sein stilles Gärtchen am Rhein verwiesen. Görres' Rheinischer Merkur hatte schon 1816 daran glauben müssen. Kaum war Napoleon auf Elba, so zerstreute sich die deutsche politische Energie wieder in das einzelstaatliche Gegeneinander; der nationale Wiederaufbau von 1813 erwies sich als Scheinlösung, oder richtiger gesagt als ahnungsvolle Vorwegnahme der Heilung eines chronischen Leidens, das nur *langsam* geheilt werden konnte. So brachte 1813 zwar die akute Heilung der akuten napoleonischen Schmerzen, aber hinsichtlich des Wiederaufbaus der deutschen Nation nur einen Sprung vorwärts, dem Ziele zu, einen Sprung, auf den zunächst eine Reihe von Rückschritten und neuen Anläufen folgte. Aber das 19. Jahrhundert ging seinen Gang, es reifte das Nationale in großen und kleinen Völkern, die es noch nachzuholen hatten, und wenn wir auch keine modernen Iren, Tschechen, Polen oder Türken geworden sind, wenn uns auch die nationale Unbedingtheit des Franzosen oder Engländers fehlt, so lehrte doch auch uns die Zeit, daß es nicht angeht, Landschaft, Stand, Konfession, Klasse und Partei gegen einander zu stellen, als ob *darauf* die beste Kraft verwendbar wäre.

Noch eine zweite Sünde begingen die Nutznießer des Siegs von 1813: die Unterdrückung des *Liberalen*. Die Saat Steins wurde untergepflügt; erst dadurch konnten die inneren Gegensätze jene radikale Schärfe annehmen, die unsre weitere Entwicklung belastet hat. Das Liberale wurde nicht durch Zufall mit dem Nationalen zusammen verfolgt. Denn der kräftige Nationalwille gibt dem Volk nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte im Staat, der sein Staat, der Ausdruck der Nation wird, und die *Einheit* der Nation sprengt ebenso die Einzelstaaten, wie den Absolutismus. Demokratien sind, wie die Geschichte trotz dem nur scheinbaren Gegenbeweis unserer Tage lehrt, im allgemeinen auf die Länge nationalistischer als die stärkste Monarchie. Ein *Teil*staat wie das alte Preußen *bedurfte* der absoluten Herrschergewalt; ein Gesamtvolk wie das deutsche, braucht den Absolutismus nicht und kann ihn nicht brauchen. Als Napoleon alle Deutschen in ein gemeinsames Nichts geworfen hatte, begannen sie zusammenzuwachsen; dem Nichts entronnen, wollten die größten *Einzel*staaten nicht bloß wieder Etwas, sondern gleich wieder Alles sein; sie waren also *einheits*scheu und *verfassungs*scheu, partikularistisch und absolutistisch; die Einzelregierung überschätzte sich nach oben, nach der Nation hin, wie nach unten, nach der Staatsbürgerschaft hin.

Es wäre reizvoll, noch eine letzte Seite des Zusammenbruchs und Wiederaufstiegs zu beleuchten, ich meine den Zusammenbruch der Erwartungen auf auswärtige Hilfe, den Wiederaufstieg des seit dem Mittelalter gesunkenen Glaubens an die eigne Kraft. Stein hat aus vielen Ent-

täuschungen den herben Satz gezogen: „Deutschland kann nur durch Deutschland gerettet werden."

Dreiundzwanzig Jahre lang hat England die Revolution und Napoleon bekämpft; es konnte von dem angeblichen Krieg für die Freiheit der Welt gar nicht genug kriegen. Gott segnete diesen britischen Krieg durch ein beispielloses Wachsen des Wohlstandes; keine ferne unbewachte Kolonie, welche die Vorsehung nicht den Briten zugedacht hatte, kein Schmuggelhandel in der Ostsee, an dem sie nicht verdienten. Wo aber blieb die englische Hilfe für das Festland in Not?

Der warmherzige Zar Alexander, dessen Schwur an Friedrichs des Großen Sarg jedes Preußenherz rührte, teilte in Tilsit mit dem Cäsar des Westens die Welt und brachte aus Erfurt den sehnsüchtig wartenden Preußen einen Nachlaß von 20 Millionen mit auf eine Kontributionenmilliarde, die trotz verzweiflungsvoller Steuern (jetzt wurden harte Steuern endlich nachgeholt) unerfüllbar blieb. Unter den unwahrscheinlichsten Umständen lernten nun die Deutschen auf sich selber stehen. Zwar ging es nicht ohne fremde Hilfe und Anlehnung, aber das Geheimnis der Initiative mußte bei denen liegen, denen Hilfe am meisten not tat. So hat Gneisenau, der am Beginn seiner Laufbahn in Kolberg 1807 vergeblich nach britischen Landungstruppen ausgeschaut hatte, in seiner vorletzten Schlacht, bei Ligny, 1815, wohl begriffen, daß der Preuße sich auch einmal dem Verlust einer Schlacht aussetzen muß, wenn es gilt, gelandeten englischen Hilfstruppen Vorwand und Gelegenheit zu nehmen, sich auf ihre Schiffe zurückzuziehen. Und der Freiherr vom Stein, als er 1812 in Petersburg auftreten mußte, um zu verhüten, daß der russische Kaiser wieder verdarb, was der russische Winter gerade gut machte, er hatte sich viele Illusionen aus dem Sinn gescheucht, als er damals in größter Gefahr zum treuen Arndt das heitere Wort sprach:

„Ich habe mein Gepäck im Leben schon drei-, viermal verloren; man muß sich gewöhnen, es hinter sich zu werfen; weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein".

Das Verhängnis des Geldwahns.

Von Prof. Dr. H. G. Holle (Vegesack).

In einem früher (18. März 1922) in den „Grenzboten" erschienenen Aufsatz „Geldentwertung" hatte ich ausgeführt, daß der in einem Lande herrschende Preis der Waren abhängig ist von der vorhandenen oder, genauer gesprochen, zur Verfügung stehenden Warenmenge einerseits und von der vom Staate durch Geldzeichen oder andere Bescheinigungen (Buchungen) anerkannten Menge der Ansprüche an Wert anderseits. Unsere heutige Geldentwertung bezeichnete ich als die Folge der Mindererzeugung von Ware bei gleichzeitiger ständig fortschreitender Vermehrung der Ansprüche daran.

Diese dem biologischen Denken selbstverständliche Anschauung ist keineswegs allgemein anerkannt; wenigstens handelt man so, als wenn sie falsch wäre. Meine schon seit lange gemachten Versuche, sie zur Geltung zu

bringen, haben entweder keine Beachtung oder direkten Widerspruch erfahren. Wenn ich heute die unabweisbaren Folgerungen daraus ziehe, werden meine Ausführungen von den Leitungen der Blätter, denen sie nicht in ihre politische Richtung passen, mit der Begründung zurückgewiesen, sie beruhten auf einer „falschen Theorie des Geldes". Geld soll nicht wie bei der gegebenen Darlegung der Geldentwertung gleichbedeutend mit „Anspruch an Wert", sondern für sich ein Wert sein, der als vermittelndes Zwischenglied beim Austausch von Sachwerten eintritt, auf den es wie in Urzeiten auch noch in der heutigen Volks- und Weltwirtschaft ankommt.

Das setzt aber eine Unveränderlichkeit dieses Zwischenwertes voraus, die man ihm zu geben versucht, indem man das Gold als solchen benutzt. Da das Gold nun aber zugleich auch Ware ist, kann sein Wert nicht unveränderlich sein, sondern muß sich nach Angebot und Nachfrage richten. Die Einführung des Goldes als Zwischenwert vereinfacht also nicht den Austausch der Güter, sondern macht ihn verwickelter. Tatsächlich ist überall auf der Welt das Geld heute nur ein gedachter Wert, dessen Höhe sich nach den Gütern richtet, die man dafür erwerben kann, darunter unter anderen auch das Gold. Also, obwohl gleich benannt, ein nach Umständen wechselnder Anspruch an Wert. Der Wert (die Kaufkraft) des Geldes wechselt auch in den Goldwährungsländern, je nach der Menge, beziehungsweise Geltendmachung der Ansprüche an Wert und der verfügbaren (angebotenen) Menge der Ware. Nicht die Goldwährung ist die Ursache größeren Geldwertes, sondern der nach den Umständen sich richtende Wert des Geldes bestimmt darüber, ob die Goldwährung, das heißt die gesetzliche Austauschbarkeit der Geldscheine gegen Gold, ohne allzugroßen Schaden sich aufrechterhalten läßt oder nicht. Wollten wir etwa heute die Goldwährung wieder einführen, indem wir die Geldsumme, die heute nach dem Weltmarktpreis des Goldes dem Goldwert der früheren Mark entspricht, mit der Benennung „Mark" versehen, so würden wir bei der fortschreitenden Entwertung unseres Geldes, die nach unseren früheren Erwägungen unabweisbar ist, schon morgen nicht mehr die Markscheine in Gold einlösen können. Der Wert der Mark wird stets veränderlich bleiben, nämlich dem Durchschnittswert dessen entsprechen, was man in Deutschland für eine Mark kaufen kann. Alle „finanztechnischen" Maßnahmen, um den Wert des Geldes zu „stabilisieren", sind von vornherein als wirkungslos zu bezeichnen. Eine Hebung des Mark-Kurses ist nur möglich durch Vermehrung der verfügbaren Ware einerseits und Verminderung des Geldes, das heißt der Ansprüche an Wert anderseits.

Der Geldwahn, die Anschauung, daß Geld an sich heute noch wie in früheren Zeiten („pecunia"!) ein Wert sei, wird aber gleichwohl aufrecht erhalten, um das Geld zum Handelsgegenstand zu machen, statt es zum Gebrauch denjenigen zu überlassen, die es durch Umsetzung in Arbeit wertschaffend verwenden wollen und können.

Die Werttheorie des Geldes sieht ab von den Personen, die Träger der Ansprüche an Wert sind. Sie betrachtet es als eine selbständige Macht und beachtet nur die „auf dem Markt sich begegnende" nachfragende Menge des Geldes einerseits und die sich anbietende Warenmenge anderseits. Die Ware wird aber meist verbraucht, also im allgemeinen neu erzeugt, die Geldmenge kann für kürzere Zeit als gleichbleibend angesehen werden,

aber sie „läuft um". Wenn nun, wie man sagt, „derselben Geldmenge in einer bestimmten Zeit dieselbe Warenmenge statt einmal mehrere Male entgegenkommt", weil sie rascher erneuert wird, so ist das eine willkürliche mechanische Konstruktion, die am Grundgesetz nichts ändert, aber irreführend wirkt, weil sie den Schein erweckt, als wenn „ein Land blüht, wenn Handel und Wandel gedeiht". Die Auffassung ist willkürlich, weil sie die Personen vernachlässigt, die Waren erzeugen oder verbrauchen. Denn dieselbe Warenmenge kann derselben umlaufenden Geldmenge in gleicher Zeit mehrmals nur entgegenkommen, wenn entweder der Verbrauch gesteigert oder die Zahl der Verbraucher zugenommen hat. Die „Raschheit" des Umlaufs richtet sich nach dem Bedarf, der Preis aber nur nach der im Verkehr gleichzeitig auftretenden Gesamtmenge der angebotenen Ware und der durch das Bedürfnis der Personen geltend gemachten Ansprüche daran. Die letzteren werden wesentlich noch durch die Zahl der Personen vermehrt, die am Umlauf verdienen, und lediglich als Verbraucher auftreten. Nicht auf die Zeit des Umlaufs kommt es an, denn ob eine Güterknappheit auf Mindererzeugung oder Zurückhaltung beruht, kommt in der Wirkung auf eins hinaus, sondern auf den durchlaufenen Weg, der preiserhöhend wirkt, wenn er ein Umweg ist, einerlei ob ihn der Schiebehandel oder die Zwangswirtschaft mit sich bringt! Diese mechanische Auffassung des Warenumsatzes ist die falsche Uebertragung der Idee des beschleunigten Umsatzes vom Einzelgeschäft auf die Volkswirtschaft, entsprechend dem Glauben an die durch die allgemeine Vermehrung des Geldes erhöhte Kaufkraft des Gesamtvolkes.

An die äußeren Erscheinungen des Marktes beim Begegnen von Ware und Geld knüpfen die „finanztechnischen" Maßnahmen an, die nach der Art des „mechanischen Denkens" gradlinige Ursachenverkettungen annehmen, während das „biologische Denken" sich des Netzwerkes der inneren Zusammenhänge bewußt ist, das den lebenden Organismus kennzeichnet. Jeder Vorgang, jede „Maßregel", die im Organismus auf einen Reiz hin eintritt, ist nicht einfach durch die Verrichtungsweise des unmittelbar betroffenen Organs, sondern danach bestimmt, was die Art der Gegenwirkung für den Gesamtorganismus bedeuten würde.

Die biologische Auffassung der Volkswirtschaft beurteilt die Güter oder Werte nur unter dem Gesichtspunkt des Verbrauchs zur gedeihlichen Fortführung des Lebens der Gesamtheit. Auch Luxusverbrauch kann dieses fördern, wenn er in den nach den Umständen zulässigen Grenzen gehalten wird und geistige Werte schaffen hilft. Das materielle „Wertgefälle" (Kaiser) muß mit dem geistigen möglichst zusammenfallen; aber wir sind von diesem Zustand heute weiter entfernt als je. Ohne diese Bedingung ist die Erzeugung und Erwerbung von Gegenständen, die nur als „Besitz" zu ideellem Gebrauch geschätzt, nicht zum notwendigen Verbrauch bestimmt sind, für die Gesamtheit als wirtschaftsfeindlich anzusehen. Dinge, die nur zum Besitz und zur Benutzung unter unwesentlicher Abnutzung dienen, kennzeichnet man als „Sachwerte" im Gegensatz zu den Verbrauchswerten, die zu einem unmittelbaren oder baldigen Verbrauch bestimmt sind. Daneben stehen die geistigen Werte (Bildung, Kunst, Unterhaltung), die aus dem Rahmen der dinghaften Werte herausfallen, aber doch als unentbehrliche Tauschwerte mit in Betracht kommen.

Der wichtigste, ebenso unentbehrliche wie unersetzbare Sachwert ist der Boden, der dem Volksganzen nur in bestimmter, begrenzter Menge zur Verfügung steht und deshalb, solange er als Ware verkäuflich ist, in demselben Maße im Werte steigen muß, als die Bevölkerung sich vermehrt und nach seinem Besitz verlangt. Dieses Verlangen muß aber bei einer genügenden Anzahl von Personen vorhanden sein, die fähig und gewillt sind, aus seiner Bearbeitung eine möglichste Summe von Nahrung für die Gesamtheit zu erzielen, wenn das Ganze gedeihen soll. Weil aber der Mensch nicht als Gesellschaftstier entstanden, sondern erst im Lauf der Menschheitsgeschichte dazu geworden ist, können bei ihm nicht die Instinkte vorausgesetzt werden, die bei den gesellig lebenden Tieren die Arbeit für das Ganze aus innerem Antrieb bewirken. Für die Bebauung des Bodens, wie zu jeder anderen auf die Herstellung von Lebensbedarf gerichteten Arbeit kann die Bereitschaft nur bestehen, wenn als Gegenwert der über den eigenen Bedarf erzeugten Gebrauchswerte Anspruch an solche dinghaften oder geistigen Werte, die zu einem gedeihlichen Leben notwendig sind, also „Geld" gegeben wird.

Zu diesen als Gegenwert landwirtschaftlicher oder anderer Arbeit für alle notwendigen Werten gehört als Vorbedingung jeder Arbeit die Behausung. Das Haus wird aber mit Unrecht zu den „Sachwerten" gerechnet: es ist, wie der Verfall der Gebäude infolge einer falschen Gesetzgebung heute allen deutlich gemacht haben sollte, ein Verbrauchswert, der ständiger Erneuerung bedarf. Diese falsche Gesetzgebung hat dahin geführt, daß die über uns gekommene Not zu einem wesentlichen Teile Wohnungsnot ist. Entstanden ist die Wohnungsnot während des Krieges durch das Fehlen der Arbeitskräfte und die anderweitige Inanspruchnahme des zum Bauen nötigen Kapitals. Verschärft wurde sie durch das Fortbestehen der Wohnungszwangswirtschaft auch nach dem Kriege, die Neubauten von privater Seite so gut wie vollständig ausschließt. Nun bin ich an sich durchaus kein Gegner staatlichen Eingriffs in die Privatwirtschaft, gerade wegen der individualistischen Natur des gleichwohl zum Zusammenleben gezwungenen Menschen. Einschränkungen des freien Wettbewerbs bringt jede staatliche Ordnung mit sich und ist notwendig, weil der Kampf aller gegen alle zur Ausbeutung des wirtschaftlich Schwachen führt. Zum Sozialismus muß der Mensch erst erzogen sein: Die staatliche Beeinflussung der Wirtschaft darf nicht dazu benutzt werden, der jeweiligen Regierung genehme Parteirichtungen in lohnende Aemter zu bringen; sie muß in die Hände wirklich sachverständiger, unparteiischer und völkisch gerichteter Männer gegeben sein. Sie muß auch ohne wesentliche Härten gegen bestimmte Personengruppen durchführbar sein.

Gerade das Letztere ist bei der Wohnungszwangswirtschaft und bei der auf die Wohnung bezüglichen Steuergesetzgebung nicht der Fall. Im Gegenteil, sie führt, wie täglich deutlicher wird, zum sicheren Untergang des Hausbesitzertums. Die Gründe sind von mir wie von anderer Seite schon vielfach dargelegt, bleiben aber ohne Beachtung. Nach dem Thema der vorliegenden Erörterung kommt es hier auf das Verhältnis der Sachwerte zum Gelde an. Zum Gelde, nicht zu den „Geldwerten"; denn das sind eben die Leihkapitalien, die sich heute so ins ungeheuerliche vermehrt haben, daß die Aufbringung der Zinsen uns zu Sklaven des Kapitalismus gemacht hat. Ihm werden wir rettungslos unterliegen, wenn wir nicht für alle

bestehenden und neu aufzunehmenden Schulden den Kapitalschwund (nicht das „Schwundgeld") einführen und die bestehenden öffentlichen Schuldtitel zwar nicht für verfallen, aber zum Nennwert als „Geld" erklären. Um die plötzliche Vermehrung des Geldes (Inflation) zu vermeiden, könnten statt der Schuldtitel die Zinsscheine in Geltung bleiben, bis das Kapital aufgezehrt ist.

Solche Folgerungen müssen wir unweigerlich ziehen, wenn wir die natürliche (biologische) Auffassung des Geldes als zutreffend anerkennen. Die im Dienst des Kapitals stehende zünftige Finanzwissenschaft weigert sich aber dieser Anerkennung. Eben wegen der Folgen für den Kapitalismus. Deshalb die Verwirrung der Begriffe, die in der Bezeichnung „Kapital" für die Betriebsmittel eines Unternehmens liegt. Das als Sachwert aufgefaßte und zu einer unpersönlichen Macht erhobene Geld ist in der Aktiengesellschaft der „Unternehmer", also auch der Urheber der geschaffenen Güter, nicht die Arbeit. Das Kapital nimmt deshalb auch den Verdienst in Anspruch; Entlohnung der in Wahrheit schaffenden technischen und kaufmännischen Leitung wird danach, wie die der mechanischen Arbeit zu Geschäftsunkosten des Geldgebers, der seine Person hinter der schützenden Maske der Aktiengesellschaft verbirgt. Das Unternehmen wird dadurch selber zu einem Sachwert, dessen Höhe am Ertrage (Dividende) gemessen wird. Auch der Wert des eigentlichen Leihkapitals wird naturgemäß am Ertrage, hier an den Zinsen gemessen.

Es ist klar, daß, wenn der Zinsfuß gleich bleibt, auch der Wert des Kapitals sich nicht ändert. Sinkt der Wert (die Kaufkraft) des Geldes infolge seiner allgemeinen Vermehrung, so bleibt der Wert des Kapitals im Lande des entwerteten Geldes, an diesem Maße gemessen, derselbe. Der Kapitalismus verlangt aber (solange der Geldwert sinkt!), daß die Zinsen im Geldwert des seinerzeit ausgeliehenen Geldes ausgezahlt werden. Der Kleinrentner, dem es ja übel genug geht und dem unbedingt geholfen werden muß, wird da vorgeschoben, um diese Forderung einleuchtend zu machen. Dabei wird aber außer acht gelassen, daß das seinerzeit auf Zins gegebene Geld sich ebenso im Wert geändert haben würde, wenn es nur aufbewahrt wäre. Wollte man dem Rentner helfen, indem man den Betrag der vor dem Verelendungsfrieden ausgeliehenen Kapitalien jetzt vielleicht auf das 50fache vergrößert rechnete, so würde das eine solche Vermehrung des Geldes, also der Ansprüche an Wert bedeuten, daß die Preise aller Ware auch durch eine entsprechende höhere Geldsumme ausgedrückt werden müßten. Wo bleibt da die Hilfe für den Kleinrentner? — Der Fall liegt gerade so, als wenn man die Erkrankung eines kleinen Gliedes dadurch heben wollte, daß man den ganzen Organismus ebenso krank macht. Es bleibt nur Linderung des Uebels möglich; eine „lokale" Behandlung der Krankheit ist ausgeschlossen, weil es sich um die im ganzen Körper zirkulierenden Säfte handelt, die verdorben sind.

Es liegt hier eben die unbiologische Auffassung des Wirtschaftslebens vor, die den inneren Zusammenhang aller Verrichtungen eines Organismus verkennt. Folgerichtig müßte der Betrag jetzt ausgeliehener Kapitalien herabgesetzt werden, wenn der Wert der Mark — das ist ja immerhin theoretisch nicht ausgeschlossen — mal wieder steigt! Biologische Auffassung verlangt, daß Kapital als solches durch Umwandlung in Arbeit verbraucht wird. Es ist eine ungeheuerliche Forderung des Kapitalismus,

daß das Kapital zu der aus seiner Eigenschaft als „Sachwert" abgeleiteten Unzerstörbarkeit, nun auch noch die Eigenschaft der Wertbeständigkeit gegeben werden soll, die nicht einmal den wirklichen Sachwerten zukommt. Nicht für das Kapital, wohl aber für das Geld als Maß des Wertes verlangt das Gedeihen einer Volkswirtschaft die Wertbeständigkeit. Der gesunkene Wert kann aber nur wieder gehoben werden durch Vermehrung der Güter (einschließlich der Sachwerte) einerseits und Verminderung des Geldes anderseits. Das Ziel des Kapitalismus ist aber die Ansammlung des Geldes in den Händen weniger, das nur durch immer weitere Vermehrung desselben erreicht werden kann, von der er immer den Löwenanteil an sich rafft.

Diesen verhängnisvollen Gang der Dinge fördert die Arbeiterschaft dadurch, daß sie durch frevelhaft angezettelte Streiks einerseits Werte zerstört und Neuentstehung solcher hindert, anderseits durch die erpreßten Lohnerhöhungen die allgemeine Vermehrung des Geldes steigert, in dem Wahn, daß wenn der einzelne unfraglich sich mehr kaufen kann, wenn er mehr Geld hat, dies auch der Fall sein würde, wenn alle mehr Geld haben. Daneben hat die Zwangswirtschaft der Kriegszeit die biologische Tatsache in Vergessenheit gebracht, daß die zur Erhaltung des Lebens dienenden Gütern verbraucht werden, also immer wieder neu erzeugt werden müssen. Die Arbeiterparteien, oder wenigstens ihr linker Flügel, treiben aber eine Politik, der es nur auf die Verteilung der vorhandenen Güter ankommt, das heißt in Wahrheit auf die Ersetzung des jetzigen Besitzers durch den zum Protzen gewordenen Proletarier.

Besonders deutlich wird das beim Hausbesitz, bezüglich dessen die Gesetzgebung sich von dieser Richtung ganz hat ins Schlepptau nehmen lassen. Man tut so, als wenn der Hausbesitzer immer reicher wird, je mehr Geld — die anderen haben! — Das zeigt sich in der Anwendung des „gemeinen Wertes" bei der Ordnung des Steuerwesens statt des Ertragswertes, der allein der Forderung der Gerechtigkeit entspricht. Der gemeine Wert macht das zu dauerndem Gebrauch der Familie bestimmte Haus zum Handelsgegenstand. Seine Zugrundelegung bei der Bemessung der Steuern und sonstigen Lasten muß, da er sich bei der heutigen Geldentwertung und mangelnden Ergänzung der Wohnungsgelegenheit vervielfacht hat, zu Abgaben führen, bei denen der nicht kapitalkräftige Besitzer, dem in der Regel heute die notwendige Instandhaltung der Wohnung an sich schon weit teurer kommt, als wenn er Zwangsmieter desselben Hauses wäre, unfehlbar schließlich zu einem Punkte kommen, wo er den Besitz nicht mehr halten kann. Und wenn er nun verkaufen muß und statt der 20 000 Mark, die er vielleicht als Kleinrentner seinerzeit für das Häuschen zahlte, in dem er sich zur Ruhe setzte, jetzt 200 000 Mark in entwertetem Gelde bekommt, dessen Zahlenunterschied ihm gar als „Wertzuwachs" angerechnet und zum größeren Teile fortgesteuert wird, wie soll ihm der verbleibende Rest Ersatz für den Mietwert des Hauses bieten? —

Der Widersinn dieser Bestimmung zwingt den Verkäufer geradezu, die Höhe der Verkaufssumme im Einverständnis mit dem Käufer zu verschleiern, oder, wenn er kann, die Steuer auf den Käufer abzuwälzen. Dann aber bewirkt die Steuer eine Vermehrung des Geldes, die weiter

die allgemeine Teuerung erhöht. Nun aber wird dem Hausbesitzer von kapitalistisch gerichteten Volkswirtschaftlern der Hypothekengläubiger entgegengehalten und von einer „Prellung der Hypothekengläubiger" geredet. Hier liegt wieder die Verkennung des biologischen Grundgesetzes vor, indem die Beziehungen zwischen Hypothekengläubiger und -Schuldner aus dem Zusammenhang der gesamten Volkswirtschaft herausgelöst und für sich betrachtet werden. Daß der Hypothekengläubiger, wenn sein Verhältnis zum Schuldner für sich ohne Rücksicht auf andere Umstände betrachtet wird, sich schlechter steht als der Schuldner, ist an sich richtig. Für diese „Ungerechtigkeit" ist aber nicht dieser verantwortlich, sondern der Staat, der die Entwertung des Geldes verschuldet hat, dadurch daß er die rasende Vermehrung des Geldes zugelassen und die Vermehrung der Güter nicht gefördert hat, oder dies vielleicht nicht anders konnte, weil er nun einmal die unerfüllbaren Reparationslasten auf sich genommen hatte. — Ebensogut könnte man sagen, den Gläubiger trifft als Nutznießer des kapitalistischen Hypothekenrechts wenigstens eine Mitschuld an der Notlage des Hausbesitzes! Der Kapitalismus, der „ewige Zins" ist es, der durch die allgemeine Vermehrung des Geldes die heutige Wirtschaftslage herbeigeführt hat. Und wenn die Hypothekengläubiger darunter leiden, so leiden die Hypothekenschuldner als Hausbesitzer nicht minder darunter durch die ungeheuren Kosten der Instandhaltung. Sie könnten mit demselben Recht eine Ausnahmegesetzgebung zu ihren Gunsten verlangen statt des zu ihren Ungunsten gefaßten Mietgesetzes. Die gedachten Volkswirtschaftler gehen aber noch weiter. Sie verlangen nicht nur eine Höherschätzung der hypothekarischen Geldforderung und damit Erhöhung der Zinsleistung, sondern „zum Ausgleich des Unrechts" ein Anteilrecht am Besitz des Hauses oder Bodens! Sie bedenken nicht, daß dann diese Forderung ebenso dem Gewerbe und der Industrie gegenüber, die mit geliehenem Gelde arbeiten, erhoben werden müßte. Denn nicht nur der Landwirt, sondern auch der Hausbesitzer betreibt ein Gewerbe, heute ein ebenso aufreibendes wie ertragloses. Ob er die Wohnungsgelegenheit, die er schafft nur für sich selber benutzt oder auch anderen verschafft, ist volkswirtschaftlich gleichbedeutend, denn er hat dasselbe, sogar in der Reichsverfassung ausgesprochene Recht auf Behausung wie jeder andere. Aber was nützen Verfassungsbestimmungen, wenn das vorhandene Heim den rechtmäßigen Inhabern genommen und den Siedelungswilligen die Gelegenheit zu seiner Begründung nicht gegeben wird!

Wohin uns die Ausnahmegesetzgebung gegen den Haus- und Grundbesitz führt, zeigen die heutigen Verhältnisse in Rußland, wo eine neue Besitzerklasse von Sowjets Gnaden sich herausgebildet hat, die an die Stelle der alten getreten und deren Eigentum nun rechtlich anerkannt ist. Nach Dr. E. Jenny ist dazu der Weg frei gemacht durch den formellen Verzicht der bisherigen Eigentümer der Häuser, denen diese wieder angeboten wurden gegen die Verpflichtung der Wiederinstandsetzung, die unter den heutigen Verhältnissen unmöglich ist, aber durch strenge Strafbestimmungen erzwungen wird. Hat doch der Sowjetvertreter Krassin in Genua neuerdings selbst gesagt: „Wir haben jetzt ein System, das wir als Staatskapitalismus bezeichnen. Vom Kommunismus haben wir Abstand genommen. Wir sind Kommunisten an der Spitze eines nicht kommunistischen sondern kapitalistischen Staates."

Der neue Vertrag mit Sowjetrußland kann zwar eine Waffe gegen den Feindbund sein, aber er ist eine zweischneidige, wenn er, wie es nach dem Auftreten Radeks im April als Vertreter der Exekutive der Dritten Internationale bei der Tagung der Vertreter der kommunistischen Reichsbezirke in Berlin scheint, der bolschewistischen Propaganda bei uns freie Bahn schafft. Bei dem Mangel an Einsicht in die hier dargelegten eigentlichen Ursachen unserer Not, von der in erster Linie der gebildete und völkisch gerichtete Mittelstand betroffen und mit dem Untergang bedroht ist, besteht kaum noch Hoffnung, daß dieser sich aufrafft und mit dem zur Einsicht gekommenen Teil der Sozialdemokratie zusammengeht, der allmählich erkannt hat, daß nicht das in der Industrie zur Schaffung von Werten benutzte Kapital, sondern das kapitalistische Prinzip des ewigen Zinses der Feind ist.

Elsaß-lothringische Fragen.

Von einem Elsässer.

3. Die Generalratswahlen in Elsaß-Lothringen.

Die Ergänzungswahlen zum französischen Generalrat haben verfassungsrechtlich keine allzu große Bedeutung. Der Generalrat ist das Organ, das in Frankreich den Senat wählt und außerdem kleinere politische Funktionen selbsttätig ausübt. Ein Drittel der gewählten Mitglieder scheidet in Abschnitten von drei Jahren automatisch aus dem Volksvertretungskörper aus und muß dann durch Neuwahlen ersetzt werden. Die diesjährigen Neuwahlen nun haben die politische Welt vor die wichtige Frage gestellt, ob der bisherige übermächtige Nationalblock über die Linksparteien triumphieren und das Land weiterhin dem schrankenlosen Nationalismus ausliefern würde, oder ob die im Sinne der internationalen Beziehungen wünschenswerte Orientierung nach links einsetzen würde. Das Ergebnis der Wahlen hat sich als eine schwache Orientierung nach links herausgestellt.

Also ein Stimmungsmesser für die öffentliche politische Meinung waren die Wahlen immerhin. Sie waren es besonders im Elsaß.

Hier interessiert nun zunächst die überaus minimale Wahlbeteiligung. Nahezu 50 v. H. der eingeschriebenen Wähler haben sich im Elsaß an dem Aktus überhaupt nicht beteiligt. Das ist das wichtigste, formell negative Ergebnis der Wahlen im Lande. Man muß, um einen ähnlichen politischen Kirchhofsfrieden wiederzufinden, in die Zeit zurückgehen, da im Lande noch der Diktaturparagraph in Kraft war. Je gleichgültiger indessen die Allgemeinheit war, um so kampfeifriger, um nicht zu sagen fanatischer, zeigten sich allenthalben die Kreise, die die Wahl gemacht haben. Der „Nationale Block", der Lunte gerochen und sich zuletzt als „Republikanischer Block" vorgestellt und empfohlen hatte, arbeitete fieberhaft und streute reichlichen Geldsamen aus seinen Partei- und Propagandafonds ins aufgewühlte Land hinaus. In Straßburg, dem Brenn- und Mittelpunkt der elsässischen Wahlbewegung, hatte man auch die Frauenwelt — die in Frankreich nicht wahlberechtigt ist — begeistert. Röcke und Blusen für den Fall eines „günstigen" Wahlergebnisses waren für treue Helferinnen der „nationalen Sache" in Aussicht gestellt. Umsonst.

Der Block erlitt eine kleine materielle, eine große moralische Niederlage. In Straßburg gewannen zwei Sozialisten als Erste das Ziel, während der eine Blockkandidat, Herr Beigeordneter Lévy, ein tüchtiges Stück Geld und die Partie verlor, sein städtisches Amt freiwillig quittierte — ein Musterbild enttäuschter Leidenschaft! In dem erzprotestantischen, gut konservativen Wahlbezirk Buchsweiler blieb der kommunistische Kandidat nur um eine geringe Stimmenlänge (1364 gegen 1240 Stimmen) hinter dem Blockkandidaten, Herrn Dr. Hoeffel (einem Bruder des früheren Reichstagsabgeordneten und Reichsparteilers Dr. Johannes Hoeffel) zurück und hätte bei besserer Wahltaktik vielleicht sogar gesiegt. In dem angrenzenden, fast ausschließlich agrarischen Bezirk Neuweiler siegte der Sozialist mit 1645 Stimmen über den Blockkandidaten, der nur 754 Stimmen aufbrachte. Der große taktische Fehler der Linksparteien beruhte in ihrer Spaltung (Radikal-Sozialisten, Sozialisten, Kommunisten) und in ihrem Mangel an geeigneten Kandidaten. Dazu kam bei diesen Parteien das Fehlen der erforderlichen Propagandamittel. Wie zu Bebels Zeiten gingen die nationaloppositionellen Elemente mit der Linken, schade nur, daß bei den meisten von diesen die Gleichgültigkeit und Mißachtung der Wahl als solcher die Blockgegnerschaft noch überwog. Eine taktisch geeinte Agitation der Mißgestimmten und der nationalen Opposition hätte ein noch glänzenderes Ergebnis herbeiführen können.

Die Bedeutung dieser Wahl und ihres der Opposition günstigen Resultats für die elsässische Politik, wir wagen zu sagen, für die elsässische Geschichte, kann nicht wohl überschätzt werden. Je mehr Fortschritte die Linke in Zukunft macht, um so gefährdeter wird die Lage der Klerikalen und des mit ihnen verbündeten Notabelntums. Die Niederlage gerade des Notabelntums, dieser erzfranzösischen, antisozialen Kaste, in Straßburg ist von größerer Bedeutung als irgend ein politisches Ereignis seit Beginn des Krieges. Sie hat hohe symptomatische Bedeutung für das ganze Land. Und es schadet nicht viel, daß der — ebenfalls nationalistisch angekränkelte — Sozialismus den ersten Ertrag davon hat. Gelingt es dem Sozialismus, in seinen an und für sich unzeitgemäßen Forderungen auf Aufhebung der klerikalen Sonderrechte im Elsaß — konfessionelle Schule usw. — Fortschritte zu machen, erlebt Frankreich eine Linksschwenkung (zu der das Schwerste, der Anfang, gemacht ist), — so werden die Herren Kleriker vor eine bedenkliche Situation gestellt. Zwar leistet der Bischof von Straßburg mit seinem Anhang für die Trennung von Kirche und Staat im Elsaß und die Angleichung der Verhältnisse an innerfranzösische sinngemäße Vorarbeit; indessen wird sich das katholische Volk auf dem Lande doch recht bedenken, ob es sich in der gegenwärtigen, politisch bedenklichen Zeit die letzten Stützpunkte seines kirchlichen Interesses wird nehmen lassen wollen. Dann aber hat der elsässische Klerikalismus die Wahl, zugunsten Frankreichs auf religiöse Sonderbefugnisse zu verzichten oder im Kampf mit einem antiklerikalen Frankreich die bisherigen Besitztümer zu behaupten.

Man sieht: die allgemein-politischen Linien, die von den letzten Generalratswahlen auslaufen, haben eine weitreichende Wirkung. Ob freilich der Denkzettel, den die Kleriko-Demokraten erhalten haben, bei ihnen etwas fruchten wird, ist nicht abzusehen. Hätten die Herrschaften 1918 gezeigt, daß sie über der Situation ständen, so wäre ihre heutige Lage um vieles bequemer. Durch ihre unbedingte Hingabe an Frankreich

haben sie das — damals mit Worten beschworene — Gespenst des Antiklerikalismus mit in den Kauf genommen. Bis heute beanspruchen sie, als Bürger einer besonderen Klasse behandelt zu werden, und müssen dieses Plus ständig durch um so krampfhaftere Betätigung eines überspannten, beinahe götzendienerischen Patriotismus vergüten. Der seelische Kern dieser Politik liegt darin, daß einzelne betagte Kleriker in der Freude darüber, daß ihre im Herzen bewahrte Jugendliebe zu Frankreich in ihrem Alter noch ein Resultat gezeitigt hat, in eine nationalistische Taumelkrankheit verfallen sind, und daß nun die Jungen diesen überlebten Rummel einfach mitmachen müssen. Ob aber die Alten ewig leben!

Gedächtnisstörungen.

Von Ernst Armin.

Viele Menschen leiden von einem gewissen Alter an unter einer Abnahme ihrer Gedächtniskraft, die ihnen schwere Stunden bereitet. Gar nicht selten begegnen wir in den Lebensbeschreibungen großer Männer von der bitteren Seelenpein, die ein schwindendes Gedächtnis namentlich für den geistig Schaffenden hervorruft. Wo das Gedächtnis fehlt, wird die Arbeitsfähigkeit eines solchen Mannes wesentlich herabgesetzt. Selbst durch die besten äußeren Hilfsmittel läßt sich ein gutes Gedächtnis nicht voll ersetzen. Bietet es doch die unschätzbare Möglichkeit zu eigener lebhafter Assoziationstätigkeit. Es häuft gewissermaßen den Rohstoff zu jener blitzartigen Verbindung weit auseinander liegender Tatsachen und Gedanken an, die einen Grundbestandteil des genialen Schaffens ausmacht. Deshalb ist es berechtigt, wenn Quintilian das Gedächtnis das Handwerkszeug des Genies nannte.

Wie nun aber einerseits das beste Musikinstrument in der Hand eines Stümpers keinen vollen und schönen Ton hergibt, wie also ein gutes Gedächtnis in der Hand eines wenig begabten oder gar schwachen Geistes einen kläglichen Eindruck macht, so kann andererseits ein Instrument, das nicht tadellos gebaut ist, vielmehr mancherlei Mängel aufweist, gleichwohl unter der Hand eines genialen Musikers die wunderbarsten Töne von sich geben. Selbst wenn drei Saiten gerissen sind, vermag er auf der allein übriggebliebenen vierten noch weiterzuspielen und seiner Geige Töne zu entlocken, die alle Welt in Entzücken versetzen. So haben große Männer auch mit schlechtem Gedächtnis dennoch wunderbare Leistungen hervorzubringen gewußt.

Es gibt Gehirne, die trotz der Feinheit ihres Baues, trotz der zweifellosen Begabtheit ihres Besitzers doch nur bestimmte Mengen von Wissens- und Erinnerungsstoff zu fassen vermögen. Wird mehr in sie hineingepreßt, so fließt gewissermaßen an irgendeiner anderen Stelle etwas früher Gelerntes oder Aufgenommenes wieder ab.

Meist wird dieser Mangel der Gedächtniskraft peinlich empfunden. Trotzdem macht er sich bei Männern von großen Geistesgaben nur selten störend bemerkbar. Sie pflegen Assoziationsgabe, gesunden Menschenverstand und Geistesgegenwart genug zu besitzen, um es nicht nötig zu

haben, in jedem einzelnen Falle auf das zurückzugreifen, was sie früher einmal im Gehirn aufzuspeichern versucht hatten. Gesundheit und Schlagfertigkeit ihres Urteils hängen davon nicht ab. Sie besitzen vielmehr die Gabe, wie Emerson es einmal ausdrückt, „die Rangordnung der Dinge jederzeit wiederzufinden".

Newton geriet leicht in Verlegenheit, wenn das Gespräch auf seine Erfindungen und die Ergebnisse seiner Arbeiten kam. Er konnte sich ihrer manchmal gar nicht wieder erinnern. Wenn man ihn aber fragte, ob eine Sache so oder so läge, so gab er auf der Stelle Auskunft. Ebenso wie Newton litt auch Kant unter einem schwachen Gedächtnis, und ähnlich erging es Helmholtz und manchen anderen großen Männern der Naturwissenschaft.

Andererseits wird man sagen können, daß kein Mathematiker oder Naturforscher, kein Geschichtsschreiber oder Philologe, überhaupt kein großer Mann des Geisteslebens mit seinen Leistungen in erster Linie auf den Schultern seines Gedächtnisses gestanden habe. Vielmehr sind es stets andere Geisteskräfte gewesen, die ihnen ermöglichten, epochemachende Leistungen zu schaffen.

Vergaß doch selbst Goethe oft das, was er früher gesagt hatte. Nicht ohne Einfluß blieb darauf, daß der ungeheure Reichtum seines Inneren Bewegungen und Kräfte barg, die nicht immer für so lange Zeit an die Oberfläche emportauchten, daß sie Zeit gefunden hätten, sich in seinem Gedächtnis niederzuschlagen. So ereignete es sich zuweilen, daß Dinge, die er früher gedacht, gesehen oder gesprochen hatte, ihm als etwas scheinbar Fremdes entgegentraten.

Viel peinlicher wird es von großen Männern empfunden, wenn die Gedächtniskraft infolge übermäßiger Anspannung des Gehirns allmählich oder plötzlich nachläßt. So treten in Faradays Leben Klagen über die Mangelhaftigkeit seines Gedächtnisses schon früh auf. Ohne seine ganz ungewöhnliche Ordnungsliebe wäre es ihm überhaupt nicht möglich gewesen, erfolgreiche Arbeit zu leisten. „Gerade deshalb," so meint Ostwald, „weil ihm sein Gedächtnis nicht in jedem Augenblicke Auskunft über notwendig zu beantwortende Fragen gab, hatte er sich ein System von Ordnungen und Registrierungen eingerichtet, welches ihm das Gedächtnis möglichst ersetzte, indem es ihm den ganzen Bestand des Erforderlichen in leicht erreichbarer Form zur Hand hielt." Schon das ausführliche Tagebuchführen, Notizensammeln usw., das bereits in seinen Jugendjahren hervortrat, deutet auf ein großes Mißtrauen gegen das eigene Gedächtnis hin. Als Faraday 1857 über die zeitlichen Eigenschaften der Fernwirkungen experimentierte — eine Frage, deren Untersuchung Ende des 19. Jahrhunderts dem Physiker Heinrich Hertz den größten Ruhm seiner Laufbahn brachte —, da schrieb Faraday in Barlow: „Ich bin in der Stadt und arbeite täglich mehr oder weniger. Mein Gedächtnis stört mich sehr dabei, denn ich kann mich von einem Tage auf den anderen nicht der Schlüsse erinnern, zu denen ich gelangt bin, und muß so ein jedes Ding viele Male überdenken. Es niederzuschreiben gewährt keine Hilfe, denn sowie es niedergeschrieben ist, ist es auch vergessen. Nur in sehr kleinen Schritten kann ich durch oder über diesen Zustand geistiger Verschlammung kommen; immerhin ist es besser, zu arbeiten als

stillzustehen, selbst wenn nichts herauskommt. Es ist sogar besser für den Geist, denn wenn ich auch nicht sicher bin, daß ich je die Untersuchung durchführen kann, so bin ich doch sicher, daß ich sie in meinem früheren Zustande des Gedächtnisses in einer Woche oder zweien zu einem erfolgreichen positiven Ergebnis gebracht haben würde.

„Eine Folge des schlechten Gedächtnisses macht sich wunderlich geltend. Ich vergesse, wie die Worte buchstabiert werden. Ich glaube, wenn ich diesen Brief wieder lese, finde ich fünf bis sieben Worte, über die ich zweifelhaft bin. . . ."

Und doch stellt Ostwald in seiner Untersuchung über Faraday fest, daß dieses „fast bis zur völligen Erschöpfung ausgebrauchte Gehirn immer wieder qualitativ höchst wertvolle Produkte zutage förderte".

Dieses Schwinden des Gedächtnisses, das bei Faraday in den letzten Lebensjahren bis zum Verlust der orthographischen Kenntnisse ging, ist nach Ostwald eine bei Forschern nicht seltene Erscheinung. So findet sich eine Bemerkung von Berzelius in seinen späteren Lebensjahren, daß er keine längeren Experimentalversuche mehr vornehmen könne, da er nach wenigen Tagen zu vergessen pflege, was er inzwischen gemacht und beobachtet habe. „Daß dieser Mangel auf die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit nur einen verlangsamenden, nicht aber einen verschlechternden Einfluß ausgeübt hat, ist höchst merkwürdig und praktisch ein großer Trost. Einigermaßen erklärt er sich aus Faradays Arbeitsweise, die mosaikartig ein Stückchen Erfahrung an das andere fügte, und aus seinen methodischen Gewohnheiten, die ihn den Arbeitsplan überlegen und aufstellen ließen, bevor er an die Ausführung im einzelnen ging".

Auch Liebig klagte in späteren Jahren (1861) über die Abnahme seines Gedächtnisses, die ihn „ganz traurig" mache. Noch ausgeprägter ist der Rückgang des Gedächtnisses bei Helmholtz, der sich überhaupt keiner starken Gedächtniskraft erfreute. Dinge, die nicht untereinander zusammenhingen, vermochte er nicht zu behalten. Er sagte selbst von sich, daß er sich deutlich entsinnen könne, schon früher Schwierigkeiten empfunden zu haben, rechts und links zu unterscheiden. „Später, als ich in der Schule an die Sprachen kam, wurde es mir schwerer als anderen, mir die Vokabeln, die unregelmäßigen Formen der Grammatik, die eigentümlichen Redewendungen einzuprägen. Der Geschichte vollends, wie sie uns damals gelehrt wurde, wußte ich kaum Herr zu werden. Stücke in Prosa auswendig zu lernen, war mir eine Marter. Dieser Mangel ist natürlich nur gewachsen und eine Plage meines Alters geworden.

„Wenn ich aber kleine mnemotechnische Hilfsmittel hatte, auch nur solche, wie sie das Metrum und der Reim in Gedichten geben, ging das Auswendiglernen und das Behalten des Gelernten schon viel besser. Gedichte von großen Meistern behielt ich sehr leicht, etwas gekünstelte Verse von Meistern zweiten Ranges lange nicht so gut. Ich denke, das wird wohl von dem natürlichen Fluß der Gedanken in guten Gedichten abhängig gewesen sein, und bin geneigt, in diesem Verhältnis eine wesentliche Wurzel ästhetischer Schönheit zu suchen. In den oberen Gymnasialklassen konnte ich einige Gesänge der Odyssee, ziemlich viele Oden des Horaz und große Schätze deutscher Poesie rezitieren. In dieser Richtung befand ich

mich also ganz in der Lage unserer ältesten Vorfahren, welche noch nicht schreiben konnten und deshalb ihre Gesetze und ihre Geschichte in Versen fixierten, um sie auswendig zu lernen."

Was große Männer mit schlechtem oder schlechtwerdendem Gedächtnis zu leisten vermögen, ist erstaunlich. Wie kümmerlich nehmen sich dagegen die Hilfsmittel aus, die von Menschen ohne geistige Begabung benutzt werden! In der römischen Kaiserzeit wurde es ein allgemein benutztes Mittel des Stimmenfangs, daß derjenige, der ein Amt erlangen wollte, sich stellte, als ob er jeden kleinen Mann als seinen persönlichen Bekannten betrachte. Er schüttelte deshalb allen Begegnenden die Hände und erkundigte sich, sie beim Namen nennend, nach Frau und Kindern und nach den sonstigen Verhältnissen. Dieses Verfahren bei Tausenden von Wählern durchzuführen war nicht leicht. Die Berufspolitiker benutzten dazu die Methode, sich Sklaven mit ungewöhnlichem Gedächtnis zu halten, die alle in der Stadt wohnenden Bürger kennen mußten. Ging der Kandidat dann aus, um zu agitieren, so flüsterte ihm sein Diener bei jedem, der anzureden war, den Namen und was es sonst von ihm Wissenswürdiges gab, heimlich ins Ohr. — Ein reicher Emporkömmling wollte gern mit Bildung renommieren; da ließ er jeden Klassiker von einem seiner Sklaven auswendig lernen, und wenn er dann in Gesellschaft erschien, umgab ihn die ganze gelehrige Schar und soufflierte ihm bei der Unterhaltung die passenden Zitate.

Es hat Völker gegeben (besonders solche, die ihren Ruhm in kriegerischen Unternehmungen suchten), bei denen die Ausbildung des Gedächtnisses absichtlich vernachlässigt wurde. Herodot erzählt (Buch 3 Kap. 46), daß die von Polykrates vertriebenen Samier, als sie in Sparta um Beistand baten, zur Antwort erhielten: den Anfang ihres Vortrages habe man schon vergessen, und könne darum das Ende nicht mehr verstehen.

Daß es bei ganzen Völkern zu förmlich krankhaften Gedächtnisstörungen kommen kann, haben uns die Kriegsjahre gezeigt. Alles, was man in Frankreich, England und Rußland bis dahin an den Deutschen anerkannt und gerühmt hatte, war nicht nur vergessen, sondern es wurde ins Gegenteil verdreht. Die Gesundung will sich auch heute erst allmählich einstellen. In Frankreich zumal lassen sich erst außerordentlich bescheidene Anfänge der Rückkehr des Gedächtnisses beobachten.

Wie quälend für jemand das Schwinden des Gedächtnisses sein kann, hat in dichterisch freier Form, aber unter Anlehnung an einen tatsächlich geschehenen Fall, Gustav Frenssen in seinem Roman „Der Untergang der Anna Hollmann" geschildert. Dem Helden seiner Erzählung geht infolge der Schrecken eines Schiffbruchs das Wissen von der eigenen Persönlichkeit vollkommen verloren. Es vergehen mehrere Jahre, ohne daß der Zustand sich ändert. Endlich „kam das siebente Jahr, das am Geist und Körper des Menschen oft eine wunderliche, geheime Rolle spielt". Da erst kehrt das Gedächtnis, hervorgerufen durch zwei sich folgende Begebenheiten, dem Manne zurück. —

Wie gern aber würden wir auf das Gedächtnis für manche Dinge verzichten! Wäre es nicht besser, wir könnten die Erinnerung an Dinge

von uns abschütteln, die uns monate- und jahrelang peinigen können? In der Tat ist das Gedächtnis nur im Bunde mit einer schweren, aber sehr notwendigen Kunst vollkommen: der Kunst des Vergessens. Alles, was das Leben an bitteren Erfahrungen in unsere Seele gegossen hat. oder doch wenigstens dasjenige, was uns die meisten Schmerzen bereitet hat, möchten wir gern wieder von uns abstreifen. Es liegt ein tiefer Sinn in dem griechischen Mythos, der die Seelen der Verstorbenen vor dem Eintritt in das Elysium aus dem Lethestrom trinken läßt; ihre Seligkeit soll nicht durch die qualvolle Erinnerung an das, was sie Uebles erlebt haben, getrübt werden.

Darin aber, wie weit wir diese Kunst des Vergessens erlernen und wie wir sie üben, zeigt sich das Maß der Seelengröße. Es gibt Menschen, die ein unerbittliches Gedächtnis für jede absichtliche oder vermeintliche Kränkung besitzen, die ihnen jemals zugefügt worden ist. Kommen sie nach vielen Jahren in die Lage, einen Nadelstich, den sie früher einmal empfangen haben, mit einem Keulenschlage zu vergelten, so schwingen sie die Keule gewiß mit beiden Händen. So schlecht ihr Gedächtnis für Wohltaten sein mag, die sie empfangen haben — im Schuldbuch ihres Hasses haben sie auch die geringste Unfreundlichkeit mit unauslöschlicher Gallentinte verzeichnet.

Es gibt auch Genies, die diese kleinliche Art von Gedächtnis besitzen. Napoleon I. war ein solches. Nur die wirklich großen Männer sind über solche Dinge erhaben. Einen Friedrich den Großen berührten sie nicht. Ja, es hat Führer der Menschheit gegeben, deren ganzes Leben aus einer fast ununterbrochenen Kette von Kränkungen und Zurücksetzungen bestand — und die trotz der Dornenhecken, durch die sie sich ihren Weg hatten bahnen müssen und in denen sie endlich aus vielen Wunden blutend und zu Tode erschöpft zusammenbrachen, doch voller Großmut über alle diese Hemmungen und Anfeindungen hinwegsahen.

Ein solcher Mann war Friedrich List, der für all sein großartiges Wirken im Interesse seines Vaterlandes fast nichts als Undank und Schmähungen erntete, und der diese doch immer wieder zu vergessen suchte. Sein Geist umspannte die ganze Welt — nur das Gedächtnis für das ihm selbst zugefügte Unrecht hatte keinen Platz darin. Und die größte Gestalt, die jemals als sittlicher Führer durch die Geschichte der Menschheit geschritten ist, sprach über seine Peiniger am Kreuze die Worte: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“

Weltspiegel.

7. Juni.

Wenn es in der letzten Zeit eine Weile den Anschein hatte, als ob der politische Horizont sich etwas aufhellen werde, so hat heute die dadurch erregte optimistische Stimmung wieder eine starke Einbuße erfahren. Der bisherige Verlauf der Verhandlungen der Anleihekommission zeigt, daß die Aussichten auf die Linderung der Not in Europa und auf das Durchdringen eines friedlichen und versöhnlichen Geistes wieder einmal sehr gering sind. Zwar kann man wohl mit Bestimmtheit an-

nehmen, daß diese Hemmungen, die dem Siege der Vernunft und Gerechtigkeit in den Weg gelegt werden, am letzten Ende die entgegengesetzte Wirkung, als ihre Urheber beabsichtigen, hervorbringen müssen. Aber für uns Deutsche besteht die furchtbare Gefahr, daß die heilsame Gegenwirkung, die wir wohl mit einer gewissen Naturnotwendigkeit erwarten dürfen, für uns zu spät eintritt.

So hat es zunächst für uns noch keine praktische Bedeutung, daß die Ansicht oder vielmehr Einsicht, daß die Reparationsforderungen auf Grund des Versailler Vertrages und der Londoner Abmachungen tatsächlich die Leistungsfähigkeit Deutschlands übersteigen, immer mehr Raum gewinnt und immer offener und deutlicher ausgesprochen wird. Wir hören freilich, daß z. B. gerade die amerikanischen Finanzleute und Politiker die Herabsetzung der Reparationsforderungen auf ein vernünftiges Maß als Bedingung für die Gewährung einer großen, die wirtschaftliche Gesundung vorbereitenden Anleihe bezeichnet haben; in England herrscht dieselbe Ansicht vor. Aber alles das hat auf die Haltung eines Poincaré nicht den geringsten Einfluß. Er glaubt seine Politik durchbiegen zu können, weil Frankreich infolge der Natur seiner Volkswirtschaft auf die Gesundung der Weltproduktion und die Wiederbelebung des Welthandels nicht einen so entscheidenden Wert legt — weil es auf die gegenwärtige Abneigung Amerikas, in die wirtschaftlichen Verhältnisse Europas entschlossen einzugreifen, ganz bestimmt rechnet —, endlich, weil es sich der englischen Weltmacht militärisch überlegen weiß.

Poincaré hat also erst kürzlich wieder ganz entschieden erklärt, Frankreich werde unter keinen Umständen in eine Herabsetzung seiner Forderungen willigen. Das kann niemand überraschen, aber es würde wirkungslos sein und auch eine Nation wie die französische teilweise zur Vernunft bringen, wenn andere Nationen, die schon oft und mitunter in den stärksten Ausdrücken ihre Mißbilligung dieses Standpunktes ausgesprochen haben, ihre Worte einmal zur Tat werden ließen oder wenigstens auch nur eine ernstlich zu beachtende Willensregung kundgeben wollten. Bisher aber ist Frankreich im entscheidenden Augenblick immer auf Nachgiebigkeit gestoßen, auch England und sogar dann, wenn ein solches Nachgeben kaum noch mit althergebrachter Würde und dem sprichwörtlichen Stolz Albions zu vereinbaren war. Darauf rechnet die französische Regierung auch jetzt, und sicherlich noch auf absehbare Zeit mit Recht, wenn sie auch in ihrer unbeugsamen Ueberhebung nicht gewahr wird, wie ihr Standpunkt ganz von selbst allmählich unterhöhlt wird.

Noch immer hat Frankreich keine bestimmte Entscheidung getroffen, ob es sich an der Konferenz im Haag beteiligen will. Nach wie vor stellt es seine Bedingungen, die zunächst von England und Italien noch nicht zugestanden werden und auch die Gegnerschaft anderer Mächte finden. Auch hier, wo Deutschland gar nicht einmal beteiligt ist, kennt Frankreich keine andere Politik als die Verhinderung aller Maßnahmen, die dem geplagten Europa Ruhe und Frieden bringen können. Nun könnten die Mächte, die ein Interesse daran haben, mit Rußland in klare Verhältnisse zu kommen, sehr wohl den Entschluß fassen, ohne Frankreich im Haag zu tagen. Aber es ist außerordentlich fraglich, ob sie sich dazu aufschwingen werden, zumal da die Haltung Amerikas die Lage außerordentlich erschwert. Dabei ist es gar nicht einmal die Absicht Amerikas, durch Nicht-

beteiligung Frankreich einen Dienst zu erweisen. Im Gegenteil, seit der Konferenz von Washington ist die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten Frankreich sehr wenig geneigt, vielfach sogar in gereizter Stimmung. Jedenfalls ist von der alten historischen Freundschaft, die besonders die französische Phantasie stark erfüllt, zurzeit jenseits des großen Wassers nur ein bescheidener Rest übrig. Dennoch gestattet den Amerikanern ihre gegenwärtige Abneigung, sich irgendwie in Europa politisch festzulegen, nicht, aus ihren Ansichten über europäische Fragen richtige und zweckmäßige Folgerungen zu ziehen.

Bei der starken Gegnerschaft Frankreichs gegen Sowjetrußland spielen seine sonstigen Pläne zur Aufrechterhaltung seiner Machtverhältnisse in Europa eine bedeutende Rolle. Hierbei kommt vor allem das Verhältnis Frankreichs zu Polen, dann aber auch zu den anderen Staaten, auf deren Schicksal Frankreich einen besonderen Einfluß behalten will, in Frage. Der polnischen Republik hat Frankreich jeden nur möglichen Vorschub geleistet, um ihr einen möglichst großen Teil von Oberschlesien in die Hand zu spielen. Es ist vorzugsweise verantwortlich für die Rechtsbrüche, Gewalttaten, Bedrohungen und Drangsale, mit denen dieses Ziel erreicht wurde. Ein französischer General, der nur die ihm in Paris erteilten Weisungen rücksichtslos ausführte, war die leitende und allein maßgebende Persönlichkeit in der Interalliierten Kommission, die den Polen schlechterdings alles erlaubte, den Deutschen dagegen — soweit irgend möglich — nichts. Jetzt ist diese Tragödie zu Ende geführt. Auf den Trümmern der Werke deutschen Fleißes, mit einer Bevölkerung, deren Energie und Freiheit unterdrückt werden wird, soll sich in diesem neuen Zuwachs des polnischen Staatsgebiets künftig in trauriges Schicksal verfallender und versumpfender Kultur vollziehen. Die vertrauensseligen unter unseren Landsleuten, die vielleicht auf alle die schönen neuen Verträge über Minderheitenschutz und sonstige Rechte hinweisen, mögen sich erinnern oder sich sagen lassen, daß noch nie ein Pole einen Vertrag oder ein Versprechen gehalten hat, wenn er nicht unter der Angst lebt, daß dem Bruch die Strafe oder ein fühlbarer Nachteil auf dem Fuße folgt. Leider kommt dergleichen jetzt noch nicht in Betracht. Manchmal bricht wohl auch bei einer der führenden Persönlichkeiten in Polen die Sorge durch, wie die fortgesetzte Mißwirtschaft und Rechtlosigkeit auf die Zukunft des polnischen Reiches zurückwirken könnte. Aus solchen Bedenken scheint auch die neueste Krisis des Ministeriums Ponikowski hervorgegangen zu sein. Ueber ihren Abschluß und ihren Verlauf ist jedoch noch nichts bekannt.

Wir erwähnten bereits neulich den Rücktritt des österreichischen Bundeskanzlers Schober, der durch den Prälaten Seipel ersetzt worden ist. Was Schober gestürzt hat, war ungeachtet gewisser Erfolge, die er in Genua erreicht hatte, der Verlust des Vertrauens der Großdeutschen Partei. Der Vertrag von Lana, den er zum Verdruß seiner Partei unterzeichnet hatte, wurde sein Verhängnis, da er — schon etwas belastet durch die Preisgabe des Oedenburger Landes — durch diese Bindung an die Tschechoslowakei nach der Ueberzeugung seiner bisherigen Partei wichtige österreichische Interessen preisgegeben und den Gedanken eines zukünftigen Anschlusses an Deutschland gefährdet hatte. Die neue Besetzung des Kanzlerpostens ist durch eine Koalition der Großdeutschen und Christlich-sozialen zusammengekommen. Noch ist die Zukunft der

Nachfolgestaaten der ehemaligen habsburgischen Monarchie trübe und ungeklärt. Eine ganz besondere Stellung nimmt unter ihnen Ungarn ein, wo erst kürzlich neue Wahlen stattgefunden haben. Aber erst in der nächsten Zeit werden die dadurch geschaffenen Verhältnisse klarer zu übersehen sein.

W. v. Massow.

Bücherschau.

Kunst.

Otto Stiehl, Der Weg zum Kunstverständnis. Eine Schönheitslehre nach der Anschauung des Künstlers. Mit 353 Abbildungen im Text. Berlin und Leipzig 1921. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter u. Co. Geh. 60 M.

An Kunsterziehungsbüchern haben wir keinen Mangel. Aber Stiehl geht seinen eigenen Weg. Souverän verwendet er ein aus allen Zeiten und Zonen verknüpftes Anschauungsmaterial, wobei die Architektur überwiegt, die Zusammenhänge oft verblüffend neu wirken. Auch ein verhältnismäßig Unbewanderter kann das Buch studieren und wird ihm gesunde Anleitung danken. Müssen wir doch nach den seelischen Zerstörungen des letzten Jahrhunderts die natürliche Raumkunst früherer Geschlechter uns erst wieder denkend und einfühlend zu erwerben suchen.

Orbis Pictus, Weltkunst-Bücherei. Herausgegeben von Paul Westheim. Band 7: Carl Einstein, Afrikanische Plastik. — Band 8: Walter Lehmann, Altmexikanische Kunstgeschichte. Ein Entwurf in Umrissen. — Band 9: Otto Weber, Die Kunst der Hethiter. — Berlin. Ernst Wasmuth. Der Band 30 M.

Von diesen drei Exotenbänden bringt der erste eine Ergänzung Karl Einsteins zu seiner früher herausgegebenen Negerplastik, zugleich eine Revision und Läuterung seiner Anschauungen, wobei aber der Grundgedanke geblieben ist: den kubischen Grundzug der afrikanischen Kunst im Gegensatz z. B. zur ozeanischen herauszuheben. Von hohem Reiz und Wert ist der Mexikoband Lehmanns, der nicht nur auf 48 kommentierten Tafeln eine umfassende und streng gesichtete Sammlung eindrucksvoller Denkmäler gibt, sondern auch den Versuch einer zusammenfassenden Skizze der Kunstgeschichte Alt-Mexikos wagt. Ein noch viel kühnerer Vorstoß in kunstgeschichtlich dunkles Neuland bedeutet der dritte angezeigte Band. Wenn auch in dem erhaltenen hethitischen Denkmälerbestand das Handwerkliche überwiegt, so zeugen doch einige wenige von Weber abgebildete Funde von so künstlerischer Qualität, daß der Genius des Volkes nicht nach der Masse des Erhaltenen beurteilt werden darf. Die Bausitte, die Fassaden mit Bildwerken zu schmücken, ist nach Weber bei den Hethitern aufgekommen, und dieser Trieb entfaltet insbesondere in den Tierdarstellungen eine hohe schöpferische Kraft. Durch diese Bände wird einem weiteren Publikum überhaupt der erste Einblick in ferne und kraftvoll eigenartige Kulturen erschlossen.

Paul Westheim, Das Holzschnittbuch. Mit 144 Abbildungen nach Holzschnitten des 14. und 20. Jahrhunderts. 1. bis 3. Tausend. Potsdam 1921. Gustav Kiepenheuer. 100 M

Ein feinsinniger Kunstdeuter sieht in der noch problematischen expressionistischen Kunst am lebensreichsten und formglücklichsten den neuen Holz-

schnittstil erwachsen. Dies führt ihn zurück zum Holzschnitt der Alten und es zeigt sich bald, daß die Jüngsten sich im Holzschnitt vielleicht enger mit dem Mittelalter berühren, als irgendwo. Daß man bei Westheim sowohl ästhetisch wie technisch viele Anregungen empfängt, ist selbstverständlich, so z. B. hinsichtlich der Grenzen und Grenzüberschreitungen historischer Holzschnittstile nach dem Kupferstich wie nach der Zeichnung hin.

August Schmarsow, Gotik in der Renaissance, eine kunsthistorische Studie. Mit 16 Abbildungen. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart. 1921.

Der Altmeister der Kunstgeschichte unterzieht das italienische Quattrocento einer Analyse, wobei er die Elemente, welche „die Raumgebilde als im Werden begreifen, von denen zu scheiden sucht, welche das bodenständige Dasein" des Menschen geben. Die Gotik als Stil des Werdens, die Renaissance als Stil des Seins zu unterscheiden, wird ein von der Allgemeinheit gern aufgenommenes, prägnantes Ergebnis der meisterhaften Studie sein.

Süddeutsche Kunstbücher. Band 1—2: Rud. Guby, Die niederbayerischen Donauklöster. — Band 3: Ad. Feulner, Schloß Nymphenburg. — Band 4: Dr. Rud. Guby, Freudenhain bei Passau. Preis je 8 M.

Oesterreichische Kunstbücher: Band 11—12: Dr. Wolfgang Pauker, Das Augustiner-Chorherrenstift Klosterneuburg in Niederösterreich. — Band 15: Dr. Bruno Grimschitz, Die monumentale Gemäldefolgen des Domes zu Gent.

Kunst in Holland: Band 1—2: A. S. Snijder, Dordrecht. — Band 3: Dr. E. Tietze-Conrad, Der Utrecht-Psalter. — Band 7: Max Eisler, Der Baumeister Berlage. — Nr. 11, 12, 15, 17 je 10 M. — Nr. 1, 2, 3, 7 je 12 M.

Oesterreichische Kunstbücher. Band 21—22: Dr. Erich Strohmer, Mondsee und das Mondland. — Band 24: Dr. Erich Strohmer, St. Wolfgang am Ammersee. Preis je 8 M. Oesterreichische Verlagsgesellschaft Ed. Hölzel u. Co. G. m. b. H., Wien.

Die hier gleich mit einer großen Mannigfaltigkeit vor den Leser hertretende Sammlung, die sich in schneller Folge vermehrt, gleicht den Ueberraschungen eines gutfundierten Weihnachtsmannes. Zu einem Preis, den man heute tatsächlich als geschenkt ansprechen kann, überschüttet uns der Wiener Verlag mit zierlichen Büchlein in Mappenformat. Jedes enthält neben einem Pack auf Karton aufgezogener Kunstblätter ein Heft mit kunstgeschichtlicher und kunstgeographischer Beschreibung des betreffenden Landstrichs von bewährten Schriftstellern. Kurz, man wird künftig neben Bädeker und Dehio auch sein Päckchen „Hölzel" mit auf Kunstreisen nehmen.

Josef Kreitmaier, S. J. Beuroner Kunst. Eine Ausdrucksform der christlichen Mystik. Mit 37 Tafeln. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg/Br. 1921. Herder u. Co. G. m b. H.

Die hieratisch gebundene Kunst des heute fast 90jährigen Pater Desidertus Lenz und seiner leider neuerdings zur Erstarrung neigenden mönchischen Kunstschule wird jetzt allgemeiner als im Zeitalter des Naturalismus auch in außerkirchlichen Kreisen gewürdigt. Ihre Formenstrenge, ihr Suchen nach einem Kanon berührt verwandte Saiten bei den von Puvis de Chavannes, Hans

von Marées, Hodler herkommenden, zu einem neuen „Gesamtkunstwerk" strebenden Richtungen. Ihre mystische Symbolik war dem Expressionismus sympathisch, der allerdings als großstädtisch chaotische Kaffeehausmystik in Geist und Mitteln das Gegenteil bedeutet von der archaisch keuschen Kunst der frommen, kindlich weltfernen, nazarenernden Beuroner Schwaben. Die vorliegende bildlich reich ausgestattete Schrift verbindet mit klarer Schilderung des Beuroner Kunstwollens eine besonnene Einschätzung ihrer Leistungen und Zukunftskeime, welch letztere allerdings weniger im Fortsetzen der Lenz'schen Formeln, als in dem Geist der benediktinischen Bildnerfrömmigkeit — unter notwendiger Ausweitung ihres künstlerischen Erlebnisses zu erwarten wären.

Geßner, Der Meister der Idylle, ausgewählt und eingeleitet von Paul F. Schmidt. Mit 34 Abbildungen. München, Delphin-Verlag.

Vereinigt Proben des Dichters und eine Auswahl des bildenden Künstlers Geßner — der den Dichter Geßner überragt — mit einer ästhetisch würdigenden Biographie.

Alfred Kuhn, Die neue Plastik von 1800 bis zur Gegenwart. Mit 68 meist ganzseitigen Netzätzungen und 14 Strichätzungen. München, Delphin-Verlag. Pappband 70 M. Ganzleinenband 75 M.

Der kühne Versuch, so widersprechende Stilepochen, wie sie von Thorwaldsen, Rude und Schadow bis zu den modernsten Expressionisten reichen, unter großen Wert- und Formgesichtspunkten endgültig historisch zu gliedern, mag in vielen Richtungen zu objektiver Anerkennung nicht führen. Das Treffende aber überwiegt in der Charakteristik der Persönlichkeiten und Richtungen. Man kann bei Kuhn sehen lernen.

Liebhaberdrucke.

Anna Simons, Das Rosenband, Gedichte aus dem Rokoko. München 1921. Dreimaskenverlag. —

Ernst Heigenmooser, Die Seele des Weines. Trinklieder. München 1921. Dreimaskenverlag. —

Heinrich Jost, Trostbüchlein. München 1921. Dreimaskenverlag.

Als „Münchner Skriptordrucke" läßt der rührige junge Verlag kleine bibliophile Köstlichkeiten hinausgehen, die auch zu Geschenkzwecken sicher großen Anklang finden werden. Die sorgsam und stimmungsvoll ausgewählten Anthologien, die für verschiedene Lebensstimmungen passen, sind von Schreibkünstlern mit der Feder geschrieben und auf gefälligem Bütten faksimiliert.

Victor Mannheimer, Die Balli von Jacques Callot. Ein Essay. Potsdam 1921. Gustav Kiepenheuer. Ganzleder 450 M., Halbpergament 225 Mark.

Diese kleinformatige Kostbarkeit führt in die amüsierliche Welt der italienischen Barockbühne in den „Flegeljahren der europäischen Schauspielkunst". Als der Lothringer Callot, der später sich durch seine Abschilderung der Kriegsgreuel des dreißigjährigen Kriegs unsterblich gemacht hat, in der Vergnügungsmetropole Neapel an Land stieg, bezauberte ihn die Commedia dell'arte, die Bajazzokomödie so, daß er ihr auf diesen (bei Pöschel und Trepte reproduzierten) Tafeln ein Fortleben sicherte, das durch Mannheimers Essay zugleich in die Sphäre des modernen Kulturgeschichtsbewußtseins versetzt ist. Die Geschichte des Theaters,

die künstlerische Eigenart Callots, sein Lebensgang, seine literarische Geschichte bis auf E. Th. A. Hoffmann schildert Mannheimer flott, umfassend, anschaulich.

Moses Mendelsohn, Phädon oder Ueber die Unsterblichkeit der Seele. Weimar 1920. Martin Bieswald, Verlag.

Friedrich Schleiermacher, Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde. Mit einem Vorwort Gutzkows neu herausgegeben und eingeleitet von Werner Hirschberg. Weimar 1920. Martin Bieswald, Verlag.

Zu den vollkommensten bibliophilen Gestalten unserer Tage zählen die „Weimardrucke", die sich zur Aufgabe gesetzt haben, wertvolle ältere Literaturdenkmäler in edler Schlichtheit zu erneuern. Von Schleiermacher eine seiner persönlichsten, intimsten und meist umstrittenen Aeußerungen, ein Dokument des schöngeistigen Berlins vor 1806; und von Mendelsohn der „Phädon", eine Hauptrede der deutschen Aufklärungskultur.

M. Johannes Praetorius, Bekannte und unbekannte Historien von dem abenteuerlichen und weltberufenen Gespenste dem Rübezahl. Inselverlag Leipzig 1920. Pappband 24 M.

Wertvolle Neuausgabe der ältesten Rübezahlüberlieferung (17. Jahrhundert) altertümlich reizvoll ausgestattet.

Ludwig Tieck, Das Leben des berühmten Kaisers Abraham Tonelli. Mit bunten Bildern von Rolf von Hörschelmann, München. Musarionverlag. Geb. 75 M., Ganzleinen 150 M.

Die handgemalte Hoerschelmannsche Graphik begleitet den sänftlichen alten Tieck mit einer stillgelaunten Fünfuhrtee-Romantik, die zwischen Poccischer Gutmütigkeit und E. Th. Hoffmannscher Dämonik nach Belieben pendelt.

Der Merker.

Neue Bücher.

Der Ritter vom Turn. Mit einem Nachwort von Kurt Pister. München-Pasing, Roland-Verlag. 60 M.

Dr. Rudolf Kayer-Thurn. Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Band 33. Wien III, Amalthea-Verlag.

Admiral Scheer. Amerika und die Abrüstung der Seemächte. Berlin, August Scherl.

Ferdinand Avenarius. Die Mache im Weltwahn. Heft 1 u. 2. Propaganda und Wahrheit. Berlin SW 61, Reimar Hobbing. 40 M.

Nik Welter. Ueber den Kämpfen. Zeitgedichte. Luxemburg, P. Worré-Mertens.

Wilhelm Gellert. Vor großen Katastrophen. Der deutsche Aufstieg und die germanische Zeit. Naumburg a. d. S., C. Aug. Tancré.

Zur Lage der Reichseisenbahn. Herausgegeben vom Reichsverkehrsministerium. Berlin, Hans Robert Engelmann. 15 M.

Kapitänleutnant Erich Herrmann. Bei Ausbruch der Revolution auf dem Panzerkreuzer „Seydlitz". Minden i. Westf., Wilhelm Köhler.

Gilbert Murrey. Das Problem der auswärtigen Politik. Aus dem Englischen übersetzt von **Luise Kautsky.** Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 15 M.

Giulio Alliata. Verstand contra Relativität. Zum Nachweis der Translation des Sonnensystems. — Das Weltbild der Aethermechanik. Beide im Verlag von Otto Hillmann in Leipzig.

Schriften zur deutschen Politik. Heft 1 u. 2. **Dr. Georg Schreiber.** Deutsche Kulturpolitik und der Katholizismus. 33 M. Geb. 44 M. Heft 3. **Dr. Joseph Mausbach.** Religionsunterricht und Kirche. 17 M. Beide im Verlag von Herder u. Co. in Freiburg i. Br.

Dr. Robert Gaupp. Das Alkoholverbot der Vereinigten Staaten von Nordamerika. München, J. F. Lehmann. 2,50 M.

Robert Baltenius. Die Balten in der Geschichte Estlands. 4,50 Mark. **Georg Bogdanoff.** Die estnische Agrarreform, ein Mittel zur Unterdrückung der nationalen Minorität. 4,50 M. **Ernst Fromme.** Die Republik Estland und das Privateigentum. 6 M. Sämtlich im Baltischen Verlag, Berlin W 30.

Hans Krüger. Kommentar zum Reichsmietengesetz. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 20 M. Geb. 30 M.

Der Tod des Materialismus und der Theosophie. Berlin SW. 11, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt Engel u. Toeche. 12 M.

R. Liefmann. Geschichte und Kritik des Sozialismus. Leipzig, Quelle u. Meyer. 44 M.

Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten. Lieder und Gesänge. Verdeutscht von **Richard Wilhelm.** Jena, Eugen Diederichs. 60 Mark.

Hermann Oncken. Die historische Rheinpolitik der Franzosen. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 12 M.

Druckfehlerberichtigung.

In dem Aufsatz „Der Ursachenbegriff und seine neuesten Gegner" von Dr. med. Heinrich Böing (Heft 20 der „Grenzboten") sind folgende Druckfehler zu berichtigen: Seite 160, 3. Zeile von unten muß es heißen Versuch statt Vergleich; Seite 163, 20. Zeile von unten ist zwischen „spricht" und „traditionell" „nicht" einzuschieben.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9. Fernruf: Nollendorf 4849.
Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 17. Juni 1922

Nummer 23

Der Bur in Kultur und Weltwirtschaft.

Von einem alten Afrikaner.

Süd-Afrika ist eins der wenigen Länder, dessen Sorgen noch mehr seiner innerpolitischen Entwicklung, als seiner wirtschaftlichen Lage gelten. Es vollzieht sich dort unter eigenartigen Verhältnissen eine völkische Umbildung, die unserem Verständnisse fern liegt, aber letzten Endes geeignet ist, die Beziehungen Europas zu seinem großen Rohstoffmagazin Afrika in entscheidender Weise zu beeinflussen.

Die handelnden Personen in diesem Schauspiele sind der afrikanische Eingeborene, der einwandernde Asiate, der Engländer, der Bur und in einer noch recht bescheidenen Nebenrolle der Deutsche.

Obgleich die Buren die meiste Kulturarbeit in Süd-Afrika vollbracht haben, ist man bei uns über sie noch wenig unterrichtet. Teils hob man sie als freiheitsdurstige Helden in den siebenten Himmel, teils schimpfte man sie weiße Kaffern. Sie richtig einzuschätzen ist nur möglich unter Berücksichtigung ihrer Stammesveranlagung, des Klimas, unter dem sie leben, und ihrer Geschichte.

Bekanntlich sind sie Nieder-Deutsche, die gleichzeitig nach dem Kap gewanderten französischen Hugenotten und zahlreiche Deutsche anderer Stämme sind in ihnen aufgegangen. Schon unter den Gouverneuren der holländischen ostindischen Kompagnie waren sie nicht auf Rosen gebettet. Die englische Besitznahme des Kaplandes im Jahre 1815 brachte ihnen aber unerträgliche Leiden und veranlaßte das Volk zu dem, in der neueren Geschichte einzig dastehenden heroischen Entschlusse, seine gesamte unbewegliche Habe im Stich zu lassen und über den Oranje in ein nur dürftig erkundetes Land zu ziehen, um dort einen neuen freien Staat mit einem eigenen Ausgange zur See zu gründen.

Die ganze Zeit vom Beginn der großen Trekks 1836 bis zum Frieden von Vereeniging 1902 ist gekennzeichnet von diesem Streben, dessen schließlicher Mißerfolg an dem Mangel an völkischer Disziplin lag, der den Buren, wie allen Deutschen, zu Gunsten einer starken Betonung der Eigenart nun einmal im Blute steckt. Er fand keinen Ausgleich in der Anhänglichkeit an eine ererbte Dynastie, sondern wurde noch besonders begünstigt durch die

Natur des Landes, durch die extensive, große Flächen erfordernde und zum nomadisieren anreizende Art der südafrikanischen Landwirtschaft.

Wohl hat das kleine Volk in dieser Zeit eine auffallend große Zahl von bedeutenden Männern hervorgebracht. Leute, wie Piet Retief, Potgieter, Pretorius, Krüger u. a. m. waren ganze Charaktere und echte Führernaturen von staatsmännischer Befähigung, was um so mehr anerkannt werden muß, als ihnen außer den Lehrbüchern der Elementarschule, der Bibel und ihrem gesunden Menschenverstande keine Bildungsmittel zur Verfügung standen. Leistungen sind vollbracht worden, die den Entdeckungsreisen eines Stanley und Wißmann würdig zur Seite gestellt werden können, und manche Episoden aus jener Zeit lesen sich wie ein antikes Heldengedicht. Aber der patriarchalischen Eigenbrödelei und kirchlichen Streitsucht der weit im Lande verstreuten Familienoberhäupter ließ sich keine hinreichende Opferwilligkeit für staatlichen Zusammenhang abringen. Daß mancher, der Gefahren des ewigen Umherziehens müde, einen festen Wohnsitz mit der Unterwerfung unter englische Herrschaft und der Anpassung an englisches Wesen zu erkaufen bereit war, ist schließlich auch zu begreifen.

England belauerte alle Regungen des neuen Staates mit der nur ihm eigenen planmäßigen Folgerichtigkeit, die von einem Wechsel der Personen völlig unabhängig ist. Man hätte 20 Jahre vor dem Weltkriege in unseren Schulen südafrikanische Geschichte lehren sollen! Dann hätte unser Volk gewußt, wessen man sich von England zu versehen hat. Die Einkreisung Deutschlands ist bis auf die Propagandalügen genau dasselbe, was das sechzig Jahre währende Kesseltreiben gegen die Buren war.

So kam es, daß die englische Flagge über allen Gebieten des östlichen Süd-Afrika wehte, deren Erschließung für die weiße Rasse das alleinige Werk der Buren ist. Der Zugang zur See wurde ihnen schon 1842 durch die Annexion von Natal durch England verriegelt. Die beiden von ihnen gegründeten Republiken waren mangelhafte Staatsgebilde und versagten, als sie durch die Entdeckung der Goldfelder vor neue Aufgaben gestellt wurden. Das war der äußere Anlaß zu Englands letztem Schlage.

Diese seltsamen Schicksale, das Jahrzehnte lange, unstete Herumirren in der Wildnis mit Kind und Kegel, ohne Recht und Gesetz, unter ständigen Kämpfen gegen Raubtiere und Eingeborene, die inneren staatlichen und kirchlichen Streitigkeiten, die Abgeschlossenheit vom Weltgetriebe, der häufige Wechsel zwischen Ueberfluß und Armut, und die ewige Versuchung, Nationalstolz gegen eine Anlehnung an das mächtigste Reich der Erde, Gefühl und Gewissen gegen äußeren Schutz und Ruhe einzutauschen, haben dem Charakter des Buren sein eigenartiges Gepräge verliehen. Wer ihm politische Wankelmütigkeit, Drückebergerei und Disziplinlosigkeit vorwirft, der möge bedenken, daß sich das Volk schon ein Jahrhundert lang gegen offene und versteckte Vergewaltigung seiner Nationalität zu wehren hat, und daß es, trotzdem mancher Wille dabei erlahmte, in seiner großen Masse doch noch treu an seiner Sprache, Sitten und Gewohnheiten hängt. Der bei vielen Buren noch vorhandene Mangel an elementaren Schulkenntnissen und ihr Hang zum Aberglauben erklärt sich einfach daraus, daß ein Jahrzehnt nach Beginn der großen Trekks und länger von einem Schulbetrieb natürlich nicht die Rede sein konnte, und daß ein geordnetes Schulwesen auch eines kleinen Staates nicht von heute zu morgen geschaffen werden kann. Die

Landwirtschaft Süd-Afrikas ist in der Hauptsache eine Ausnützung der Riesenflächen natürlicher Weide durch Viehzucht, wobei ein häufiger Wechsel der Weideplätze je nach den Umständen nützlich oder geboten ist. Daher kennt der Bur das zähe Festhalten und Bearbeiten eines kleinen Stückchen Landes längst nicht in dem Maße, wie der deutsche Bauer, das unstete, aber zwanglose Leben in der Steppe mit seinem Vieh und seinem Wilde hat in ihm einen Zug zu genügsamen Verzicht auf Komfort und häusliche Behaglichkeit, aber auch eine Abneigung gegen den Zwang einer regelmäßigen und intensiven Arbeitsleistung entstehen lassen. Sein Nomadenleben hat ihn genügsam gemacht, daher ist er auch gleichgültiger gegen seine äußere Lage und steht an Fleiß und wirtschaftlichem Streben dem deutschen Ansiedler nach. Darin ist aber auch die große Zähigkeit des Volkes und seine schnelle Vermehrung begründet, denn die geringen Ansprüche, die der einzelne an seine Lebenshaltung stellt, erleichtern die Eheschließung und die Begründung von Familien. Mit europäischem Maßstabe gemessen erscheint der Bur leicht als minderwertig und mit auffallenden Fehlern behaftet; mancher davon aber stellt sich bei genauerer Betrachtung als wohl verständlich und sogar als ein Vorzug heraus, der ihn zu der eigentümlichen Rolle, die er in Afrika zu spielen berufen ist, erst befähigt. Die Buren gehören zu den Völkern von überwiegend passiver oder weiblicher Veranlagung, womit bekanntlich durchaus kein Tadel verbunden ist. Daher mißlang ihnen die Gründung eines eigenen Staates, es setzt sie aber in den Stand, mit geduldiger Zähigkeit ihre Kultur trotz ihres militärischen Mißerfolges durchzusetzen, ja sogar sie ihren Besiegern aufzuzwingen und auf friedlichem Wege das zu erreichen, was ihnen das Schlachtenglück versagte, die Eroberung von ganz Süd-Afrika, soweit es für Weiße dauernd bewohnbar ist.

Das rechtzeitig erkannt zu haben, ist das Verdienst des großen Burenführers Botha, den wir trotz mancher Unbill, die wir von ihm erlitten haben, als einen Staatsmann ersten Ranges anzuerkennen nicht zögern dürfen. Er nahm den Frieden von Vereeniging an, weil er wußte, daß die Feinde vergeblich darauf rechneten, die Buren zu Engländern zu machen. Was seinem Volke fehlte, wollte er ihm im Frieden und unter dem Schutze der englischen Macht verschaffen und es damit erst dazu befähigen, in einem einigen Süd-Afrika die führende Rolle zu übernehmen und es als des weißen Manes Land zu erhalten, wobei er durch Aufsaugung der englischen Elemente eine neue Afrikanernation mit überwiegend burischer Färbung entstehen lassen wollte.

Bothas Politik mußte Erfolg haben, weil sie der Eigenart seines Volkes entsprang. Sie brachte ihn ganz folgerichtig im Weltkriege auf die Seite Englands, denn der äußere Frieden mit dieser seebeherrschenden Macht ist ihr Fundament. Uneigennützig war aber seine England geleistete Heeresfolge durchaus nicht, denn sie brachte ihm unser Südwest als ein wichtiges Glied seines zukünftigen Afrikanerreiches und eine erhebliche Stellungsverbesserung gegenüber dem „Mutterlande" ein, die bis zur vollständigen Gleichberechtigung zu erweitern eins der Ziele der von ihm begründeten und bezeichnend benannten südafrikanischen Partei ist.

Keine politische Richtung in einem Staate ist so universell, daß sie nicht irgendwo Widerstand fände. Der jetzt von Smuts geführten Bothapartei stellt sich zunächst als reaktionäres Element der eigenen Volksgenossen

die nationalistische unter Herzog entgegen, reaktionär nicht in dem Sinne, daß sie sich gegen jeden Fortschritt des Burenvolkes sträubt, sondern daß sie, gestützt auf ihr formales Recht und den wohlverständlichen, tief in jeder Burenseele sitzenden Haß gegen alles, was englisch ist, den Zustand vom Ende des vorigen Jahrhunderts wiederherstellen will. Die Unionisten vertreten den national-englischen Standpunkt, wollen aber die Unkosten des englischen Imperialismus nicht aus ihrer Tasche bezahlen und sind in diesem Falle schon mehr Afrikaner als Engländer. Aber damit ist Englands Einfluß nicht erschöpft. Sein Geld, seine wohldisziplinierte Presse und seine Gesellschaftskultur, die sich überall mit selbstverständlicher Sicherheit anmaßt, die erste der Welt zu sein, verführen auch in Süd-Afrika manchen emporkommenden Schwächling dazu, sich in der traurigen Rolle eines Abtrünnigen wohlzugefallen.

Die Botha-Partei ist zahlenmäßig die stärkste, obgleich ihr die Nationalisten schon einige Male bedenklich nahe gekommen sind. Die Stimmenzahl wird bei jeder Neuwahl wahrscheinlich zwischen Süd-Afrikanern und Nationalisten stark schwanken, weil vielen Buren ihre Stellung zu den beiden Parteien selbst nicht ganz klar ist und sie im hohen Grade den Einflüssen einer geschickten Agitation zugänglich sind. Die oft unternommenen Einigungsversuche sind leider immer ohne Erfolg geblieben. Im ganzen überwiegt die burische Bevölkerung weit die englische. Unserem Gefühle stehen die Nationalisten zweifellos am nächsten und ihrem offenen und mutvollen Eintreten für ihre Ideale haben die Deutschen in Süd- und Südwest-Afrika viel zu verdanken. Allein, ob nach dem Ausgange des Krieges ihre Politik die für uns vorteilhafteste ist, ist eine andere Frage.

Daß die alten Burenstaaten heute mehr Lebenskraft hätten, wie vor 25 Jahren, ist zu bezweifeln. Sicher ist, daß sie im Zeitalter des „Selbstbestimmungsrechtes der Völker" und der „Beschirmung der kleinen Nationen" nicht ohne die schwersten Kämpfe und Blutopfer wiederhergestellt werden können. Die nationalistische Politik läßt sich nur auf Kosten des Bestandes der Union durchführen und fordert damit gewichtige Bedenken heraus.

Ein Land, wie Süd-Afrika, durch politische und Zollgrenzen zu teilen und den alten Tarifkampf der Eisenbahnen und Hafenplätze wieder aufleben zu lassen, gereichte dem internationalen Güteraustausche nicht zum Vorteil, die Kauf- und Lieferkraft des Landes ginge damit erheblich zurück. Aber aus einem anderen, leider noch viel zu wenig gewürdigten Grunde würden neue Kämpfe zwischen weißen Völkern in Afrika ganz Europa unermeßlichen Schaden bringen, weil nämlich dann die jetzt schon drohende schwarze Gefahr mit Sicherheit zu einer schwarzen Katastrophe werden würde!

England — von Frankreich gar nicht zu reden — wacht schlecht über daß weiße Ansehen in Afrika. Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß es dort „Rassenpolitik" triebe. Das genaue Gegenteil ist der Fall, es erkennt, gemäß der überlieferten puritanischen Anschauungen, die in seinem höchst konservativen Volksleben noch stark nachwirken, Rassenunterschiede überhaupt nicht an und ist blind gegen die durch tausend Erscheinungen bewiesene Tatsache, daß der Neger nur unter ständiger Führung und Bevormundung durch den Weißen dem Zustande wildester Barbarei fern gehalten und ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden

kann. Es stellt den Farbigen unter dasselbe Recht, wie den Weißen, und hat es weder in seinen Feldzügen gegen die Buren, noch im Weltkriege gegen uns verschmäht, den Neger gegen Weiße zu hetzen. Indem es sich in der Verfassung der Union die Aufsicht über die Eingeborenenverhältnisse vorbehielt, schaffte es sich die Gelegenheit, dieses Spiel im Frieden fortzusetzn, und hat nach dem Grundsatze divide et impera davon skrupelloſen Gebrauch gemacht.

Ohne auf die Rassenfrage hier näher einzugehen, genügt es, festzustellen, daß die Eingeborenen Südafrikas immer lauter und drohender die Forderung auf vollständige politische und soziale Gleichberechtigung mit den Weißen erheben, — die sie in der Kapprovinz in gewissen Grenzen schon haben —, wobei sie von den zahlreichen und, was das bedenkliche ist, intelligenteren einwandernden Indern, Malayen und Japanern kräftig unterstützt werden.

Da die Farbigen die Weißen an Zahl fünfmal übertreffen, so würde durch die Erfüllung dieser Forderung zum ersten Male ein europäisches Volk unter die Herrschaft von Negern gestellt, es würde zur Auswanderung gezwungen, vernichtet oder verbastardiert werden, aus einem aufblühenden und zukunftsreichen Lande würde dieselbe Einöde gemacht werden, die es vor 100 Jahren noch war. Das ganze übrige Afrika würde folgen und sich ebenfalls der weißen Herrschaft entledigen, unser Handel könnte Abschied nehmen von den Reichtümern dieses Erdteils, da jedes Negerstaatsgebilde ohne europäischen Einfluß sofort auf den Zustand der Zeit vor den großen Entdeckungen zurücksinken würde. Alle bisher geleistete Kolonialarbeit wäre verloren, Afrika müßte nach einem Menschenalter von neuem entdeckt und kolonisiert werden. So schaffen die wahnsinnige Selbstzerfleischung Europas und englische Selbstsucht und Unverstand in Afrika eine Gefahr, die an Furchtbarkeit dem Bolschewismus nichts nachgibt.

Die einzige Möglichkeit, den schwersten Rassekriegen und dem Ausfall eines ganzen Erdteils aus dem Güteraustausche der Völker vorzubeugen, ist, den Frieden zwischen den Weißen des Landes zu erhalten und den Rassestolz des Buren unter ihnen zu verbreiten. Besitzt er auch nicht annähernd den Nationalstolz des Engländers, an Rassegefühl übertrifft er ihn weit. Er gibt zwar an strenger Kirchlichkeit dem englischen Puritaner nichts nach, treibt aber den toten Buchstabenglauben nie so weit, den Neger als seinen schwarzen Bruder zu betrachten, sondern weigert sich von jeher, ihn als gleichberechtigt in Staat und Kirche anzuerkennen, und bestreitet auch dem Asiaten das Recht, sich in seinem Afrika einzunisten. Denn er kennt den Eingeborenen nicht aus Studierstuben und religiösen Spekulationen, sondern weil er ihn von Kind auf ständig vor Augen hat. Er weiß, daß die Neger im Urzustande sich stets nur in den grausamsten Kämpfen gegenseitig abschlachten. Wie uns in unserer Jugend von 1813 und 1870 erzählt wurde, so hört das Burenkind von der Rache, die seine Vorfahren für die Greueltaten eines Dingaan nahmen. Im alten Transvaal und Oranjefreistaat herrschte ein durchaus gesundes, patriarchalisches Verhältnis zwischen weiß und schwarz, der Bur gab dem Kaffern, was ihm zukam, verstand es aber sehr gut, mit dem Shambok im kleinen und der Büchse im großen Ordnung zu halten. Beiden Teilen ging es gut dabei, die Eingeborenen vermehrten sich, von

der Schreckensherrschaft ihrer eigenen, blutdürstigen Häuptlinge befreit, schnell und lernten arbeiten. Die von den Engländern behaupteten burischen Grausamkeiten stehen auf demselben Blatt, wie die ganz nach Bedarf gegen die belgische oder unsere Kolonialwirtschaft aufgezogenen Verleumdungen.

Mit dieser strikten Ablehnung englischer Humanitätsheuchelei ist der Bur ein höchst wertoller Vorposten der europäischen Kultur gegen die schwarze und gelbe Gefahr, und damit ein Wächter aller unserer Wirtschaftsbeziehungen zu ganz Afrika südlich der Sahara. Ja, vielleicht macht sich ein weißes Afrikanervolk einmal an die Aufgabe, für eine gerechte Verteilung aller afrikanisch-kolonialen Belange unter die beteiligten Mächte und für die weiße Einheit gegenüber der schwarzen zu sorgen, ein Werk von idealer Bedeutung, zu dem das kranke Europa ganz unfähig ist.

Es ist klar, daß für solche Ziele in dem beschränkten Programm der rückwärts schauenden Nationalisten kein Raum ist, daß für sie nur gearbeitet werden kann in der südafrikanischen Partei, solange sie sich in der Eingeborenenfrage nicht von England einwickeln läßt, sondern den Ueberlieferungen der Vortrekker folgt! Man erkennt bei einem nur oberflächlichen Ueberblick über die Presse, daß es eine englische Richtung gibt, die die Gefahr nicht sieht oder sehen will, der ein verbastardiertes Südafrika leichter beherrschbar und deshalb wünschenswerter erscheint, als ein weißes, das sich allmählich von innerer englischer Einmischung befreit. Es gibt kein anderes Mittel, diese verderbliche und verbrecherische Richtung zu überwinden, als sie zu „afrikanisieren", die in Südafrika ansässigen Engländer zu Afrikanern und die Union zu einem in der inneren Politik durchaus selbständigen Staate zu machen, der auf dem Fuße vollkommener Gleichberechtigung mit England und den anderen Dominions durch ein Bündnis verbunden ist. Das ist von Anfang an das Ziel der Bothaschen Politik gewesen.

In dem Wirrwarr der durcheinander flutenden Erscheinungen und Einflüsse gibt die Lage zu verschiedener Beurteilung ganz natürlichen Anlaß. Es ist aber doch nicht zu verkennen, daß das Burentum in seiner sich schnell vermehrenden, kerngesunden und klimagewohnten Landbevölkerung eine gewaltige Kraftquelle hat. Seine Sprache hat sich der englischen als Verkehrssprache überlegen gezeigt und wird als besonders afrikanische im Gegensatz zur hoch-holländischen mit Fleiß ausgebildet. Im Schulwesen besteht schon ein großer Unterschied gegen die Zustände im alten Transvaal, immer mehr Burenjünglinge wenden sich dem Handel oder der Industrie zu oder besuchen ausländische Universitäten, wo sie sich neben Fachkenntnissen auch einen weiteren Gesichtskreis holen. Der Krieg mit seinem Mangel an Schiffsraum ließ neue Industrien entstehen, die in holländischer Sprache erscheinenden Zeitungen stehen den europäischen keineswegs nach — einige zeichneten sich während des Krieges durch selbständiges Urteil und vorzüglichen Nachrichtendienst aus —, die landwirtschaftlichen Methoden bessern sich, kurz, das Volk wächst mit überraschender Schnelligkeit aus der früheren Einseitigkeit heraus und erscheint wohl

imstande, sich im Wettstreite mit den englischen Elementen als das stärkere und auffaugungsfähigere zu erweisen. Plötzliche und in die Augen fallende Erfolge sind allerdings nicht zu erwarten, unermeßlich viel an zäher, geduldiger Kleinarbeit ist auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens noch zu leisten. Die wirtschaftliche Lage der Union ist zur Zeit unter den Folgen des Wahnsinns von Versailles wenig günstig, die Frage der Angliederung von Betschuanaland und Süd-Rhodesien harrt der Lösung, Verwaltung und Rechtspflege bedürfen dringend der Reformen und die jüngste Arbeiterrevolution am Rand beleuchtet grell eine der Gefahren, denen das junge Staatswesen noch ausgesetzt ist. So kann man wohl mit zweifelnder Sorge auf die vielen Aufgaben des neuen Afrikanertums blicken, aber von einem unverbildeten, durch keine Ueberkultur angekränkelten Landvolke germanischen Blutes kann man auch viel erwarten.

Es soll hier nur kurz darauf hingewiesen werden, was die Entwicklung der südafrikanischen Union als Teilerscheinung in der Umbildung bedeutet, in der sich das englische Imperium seit dem Kriege befindet. Alle Dominions haben es satt, sich von England als tribut- und heerespflichtige Untertanen ausnutzen zu lassen, und verlangen selbständige innere und gemeinsame äußere Verwaltung. England wird über kurz oder lang in eine allgemeine Verfassungsänderung willigen müssen, bei der aus einem Mutterlande mit vielen mehr oder weniger abhängigen Kolonien ein aus lauter gleichberechtigten Mitgliedern bestehender Staatenbund wird. Das ist geeignet, den Charakter der englischen Politik von Grund aus zu ändern, und es bedeutet moralisch einen schweren Schlag für den maßlosen Dünkel, in dem jeder geborene Engländer, sei er Lord oder Krämer, in allen Nichtengländern, auch in den verachteten „colonials", Menschen zweiter Klasse erblickt, gleichgültig, welchem Volke oder Rasse sie sonst angehören. Mit einem so umgebildeten groß-britischen Reiche dürfte aus diesen und anderen Gründen für uns besser auszukommen sein, als mit der bisherigen englischen Selbstsucht und Gewissenlosigkeit.

Wer sich überlegt, wie viele afrikanische Produkte schon in unseren täglichen Gebrauchsgegenständen stecken und wie viele von deutschen Arbeitern hergestellte Waren nach Afrika verkauft werden, der wird zugeben, daß uns die südafrikanische Entwickelung recht nahe angeht. Deswegen müssen wir uns darüber klar werden, was wir bereits dabei getan haben und was wir noch dazu tun können.

Die Teilnahme Deutschlands an dem südafrikanischen Problem steht im Zeichen der verpaßten Gelegenheiten und des planlosen Entschlußwechsels. Bald nachdem wir von Südwest Besitz ergriffen hatten, bot sich die Möglichkeit, auch Betschuanaland zu erwerben, Pretoria durch eine Bahn mit Swakopmund zu verbinden, eine Art von Protektorat über Transvaal und den Oranjefreistaat und vielleicht auch die Delagoabai zu erhalten. Aber es fehlte uns der weltpolitische Weitblick der Briten, der Plan wurde aufgegeben. Wie hätte er bei energischer Durchführung das Bild von Afrika, ja sogar die ganze Weltlage verändern können! Es wäre ein breiter deutsch-burischer Riegel vor die vom Kap her andrängenden englischen Gelüste geschoben worden, das Transvaalsche Gold wäre nach Deutschland geflossen und Cecil Rhodes hätte kein Hinterland gehabt, auf das er hätte mit dem Finger weisen können. Es hat nicht sollen sein, wie so manches andere.

Unser Eingreifen in den englisch-burischen Streit, vom Krügertelegramm an bis zu den militärischen Ratschlägen unseres Generalstabes an die Engländer, ist ein zu trauriges Kapitel, als daß hier noch weiter daran gerührt werden soll. Wenn man sich in die Empfindungen eines denkenden Buren versetzt, so kann man wahrlich nicht verlangen, daß das Volk 1914 zu unseren Gunsten die Waffen erhob. Bothas Politik war der einzige Weg, um ein von Deutschland verlassenes Burenvolk am Leben zu erhalten, und ihre logische Folge sein Feldzug gegen Südwest.

Liegt es da nicht nahe, unter das Geschehene einen Strich zu machen und neben die anderen Teilnehmer den Deutsch-Afrikaner zu stellen, der mit voller Ueberzeugung seinen Anteil an der großen Kulturarbeit auf sich nimmt und dabei die Wurzeln seiner Erziehung nicht vergißt? Von Staats wegen ist uns jeder Einfluß auf sie unmöglich, aber der privaten deutschen Kolonialarbeit ist unter der südafrikanischen Sonne ein weites Arbeitsfeld gegeben und unser Handel ist wohlgelitten. Wir sollten jede Gelegenheit ergreifen, um unsere so hart mitgenommene Auslandsarbeit wiederaufzunehmen, müssen uns allerdings dabei von der engherzigen Auffassung frei machen, daß jeder, der aus den Listen eines deutschen Konsulats verschwindet, damit auch aufhört, ein Deutscher zu sein. Gerade in einer völkischen Neubildung, wie sie in Süd-Afrika vor sich geht, kann der Deutsche seine Pflichten gegen sein neues, wie gegen sein altes Vaterland sehr wohl mit einander vereinigen. Süd-Afrika braucht Einwanderer und deutsche Waren, und weiß deutsche Betriebsamkeit, Ehrlichkeit und Bildung zu schätzen, gegen jingoistische Hetzerei und Verunglimpfung können wir mit gutem Gewissen den Kampf aufnehmen.

Die in der Union lebenden Deutschen werden ihre Kriegsleiden leichter vergessen können, als die in Südwest-Afrika zurückgebliebenen, denn diese glaubten, ihr Leben lang unter deutscher Flagge bleiben zu können, und es ist natürlich, daß sie ihre Vergewaltigung schwerer verwinden. Sie werden sich aber mit ihrer Lage leichter abfinden, wenn sie ihre Blicke vorwärts auf die neuen Aufgaben richten, vor die sie gestellt sind. Sie werden beide wenig Neigung haben, sich in die Parteikämpfe der Union zu mischen, was auch bei ihrer geringen Zahl von keinem Nutzen sein könnte. Aber sie müssen sich darüber klar sein, daß deutsche Eigenart in einem neuen Volke, wie es die südafrikanische Partei schaffen will, sicher besser untergebracht werden kann, als in einem national einheitlichen. Wenn Süd-Afrika in ein englisches und ein burisches zerfiele, so wären die Deutschen bald gezwungen, in der einen oder der anderen Nation aufzugehen. Wird aber die jetzige Entwickelung nicht unterbrochen, so können sie als Deutsch-Afrikaner auch ihren Anteil daran in Anspruch nehmen, deswegen müssen sie sich von den Absonderungsbestrebungen der Nationalisten fern halten, denn Politik wird mit dem Kopfe gemacht und nicht mit dem Herzen. Die deutschen Schulen zu erhalten und noch zu verbessern, so daß tüchtige Afrikaner aus ihnen hervorgehen, ist das beste Mittel, die Union von dem Nutzen ihrer deutschen Mitbürger zu überzeugen und der Heimat Ehre zu machen.

B.

Die Brüdergemeine.

Ein Stück verwirklichter Sozialismus.

Von Herbert Padel (Königsfeld).

Am heutigen 17. Juni feiert die Gemeinschaft der Herrnhuter das Fest ihres 200jährigen Bestehens. Aus dem Anlaß darf vielleicht auch in diesen Blättern einiges über diese Leute gesagt werden. Fast jeder Gebildete hat irgendwie schon von ihnen gehört und weiß etwas von ihren erdichteten Merkwürdigkeiten oder ihren tatsächlichen Eigentümlichkeiten. Dichtungen sind die Erzählungen, daß man sich bei den Herrnhutern durch das Los heiratet und daß man sich bei ihnen bei bestimmten Gottesdiensten gegenseitig die Füße wäscht. Aber wirkliche Besonderheiten sind, daß die Frauen für den Kirchgang eine weiße Batisthaube aufsetzen, die durch die Farbe ihres Kinnbandes anzeigt, ob die Trägerin ledig, verheiratet oder verwitwet ist; und daß es liturgische Feiern gibt, bei denen Brot und Tee genossen wird, die sogenannten Liebesmahle.

Aber wir wollen bei diesen Aeußerlichkeiten nicht stehen bleibe.n Wir wollen heute auch nicht sprechen von der großen Arbeit, die diese kleine Genossenschaft von 9000 Menschen an der deutschen Jugend tut in Fürsorge und Erziehung, obwohl diese oft in großer Selbstlosigkeit und Hingabe getane Arbeit sicher der Teilnahme weiter Kreise wert wäre und das Interesse derer verdiente, die mit uns der Meinung sind, daß die Gesundung unseres Volkes davon abhängt, daß unsere Jugend aufwächst in der Luft eines christlichen Geistes oder, wie die Litanei der Herrnhuter vielleicht etwas altmodisch aber doch wahr sagt, „in der Zucht und Vermahnung zum Herrn". Auch von der in aller Welt betriebenen Mission dieser kleinen Kirche wollen wir nicht reden, obwohl gerade sie und ihre Geschichte etwas an sich hat von dem hinreißenden Heldengeist kühner Welteroberer, den man noch spürt in den jener Zeit entstammenden „Zeugen- und Streiterliedern":

Ihr Mauerzerbrecher, wo sind' man euch?
Die Felsen, die Löcher, die wilden Sträuch',
Die Inseln der Heiden, die tobenden Wellen
Sind eure von alters bestimmten Stellen.

Doch das alles gehört nicht hierher. Was uns hier interessiert, ist das, daß es wohl in Deutschland keine andere religiöse Sonderbildung gibt, die so viel soziale Kraft entwickelt hat wie die Herrnhuter oder (so nennen sie sich selbst) wie die Brüdergemeine. Der Name sagt es ja schon, was sie sein wollten und sein wollen: eine Bruder- und Schwesternschaft solcher, die sich über alle Rang- und Standesunterschiede hinweg zusammenschließen auf Grund eines lebendigen Glaubens. So hat sich der Gründer dieser Gemeine, der Reichsgraf von Zinzendorf, als Bruder gefühlt mit den Bauern und Tagelöhnern, die, um ihres Glaubens willen aus Mähren vertrieben, auf seinen Gütern Zuflucht suchten, und das zu einer Zeit, wo der Bauer nicht voll als Mensch angesehen wurde. So nennt bis auf den heutigen Tag der Pastor den Kirchendiener, der Hausknecht seinen Chef, der jüngste Student seinen weißhaarigen Lehrer „Bruder" und „Du". Titelsucht und Rangstreit kann da wirklich nicht

groß werden. Sie wollen sich alle als Brüder fühlen vor dem, der ihr Meister ist. Und bei den „Schwestern" übt die Haube ihre bescheidene, aber doch starke sozial ausgleichende Wirkung aus. In der Kirche trägt das Dienstmädchen, sofern sie „Schwester" ist, die gleiche Kopfbedeckung wie irgendeine hochmögende Frau Direktor. So herrscht in den Ansiedlungen der Herrnhuter, kleinen, über ganz Deutschland verstreuten Orten, ein ganz bestimmtes soziales Gepräge, das sie von anderen Kleinstädten ganz merkbar unterscheidet. Eine tiefere Bildung, ein weiterer Gesichtskreis, ein viel stärkeres Zusammengehörigkeitsgefühl beherrscht das ganze Leben, so daß man schon d a r a n eine Herrnhuter Kolonie erkennen kann, ganz abgesehen von den baulichen Besonderheiten dieser stilvollen, sauberen Orte.

Aber nicht nur in dem Bruder- und Schwesterstein der Glieder ist an dem Herrnhutertum ein Stück Sozialismus Wirklichkeit geworden. Die Brüdergemeine ist eine in fast allen Bundesstaaten anerkannte, aber von jeher vom Staat ganz unabhängige Freikirche. Die Art nun, wie sie ihren Bestand wirtschaftlich sichert, ist ganz eigentlich Sozialismus. Der Gesamtheit gehören Geschäfte, Fabriken, Gasthöfe, Erholungsheime, Landgüter, deren Erträgnisse neben den ziemlich geringen Steuern die geldlichen Bedürfnisse zur Bestreitung der zahlreichen Gehälter und großen Ausgaben für die Liebeswerke decken. Also der moderne Gedanke, den Ertrag industrieller Unternehmungen in den Dienst kultureller Bestrebungen zu stellen, ist hier seit 200 Jahren zur Anwendung gebracht. Und die Leiter all dieser Betriebe waren nicht etwa Pächter, sondern auf Gehalt gestellte Beamte; der Gewinn der Geschäfte floß in die Kasse der Allgemeinheit. Und diese verwandte alles Geld bis zum letzten Pfennig für die Sache, für die sie alle lebten, stritten und starben. Und die Verwalter der Geschäfte und Betriebe arbeiteten mit voller Hingabe, als ginge es um ihren Verdienst. Denn sie standen innerlich immer vor dem, den sie als Herrn ihres ganzen Menschen und ihres ganzen Lebens empfanden und dessen Liebe sie erfüllte mit der immer lodernden Glut einer starken Leidenschaft. So war die Gemeinschaft der Brüder eine Genossenschaft, in der schlechthin a l l e s, das Aeußerlichste wie das Innerlichste, das Wirtschafts- und das Seelenleben, der Tageslauf wie die Abenteuer weltweiter Missions-Unternehmungen abgestimmt waren auf den Gedanken der Ausbreitung des Reiches Gottes. Jede Hantierung, jeder Beruf, jede Tat, das ganze gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben stand im Dienst und Gehorsam Jesu Christi, ihres Herrn und „Aeltesten". So bildeten die Brüder wirklich, wie sie wollten, eine „Oekonomie des Heilandes". Aber die Einrichtungen der heldischen Anfangszeiten haben nur so lange sich wirklich bewährt, als die ursprüngliche Idee der Brüdergemeine als einer Genossenschaft von lebendigen Jesusjüngern in voller Kraft stand. Je mehr diese Kraft nachließ, je weniger der einzelne sich getragen und beherrscht fühlte von dem Gesamtgeist, je mehr also der Egoismus, das Für-sich-Sein, erwachte, um so mehr stellte sich d e r Mißstand heraus, daß die Verwalter es sich bequem machten und ihre bezahlten Stellen als Sinekuren betrachteten. So sah sich die Brüdergemeine mit dem allmählichen Erkalten des ersten Feuers immer mehr gedrängt, das zu tun, was der Große Kurfürst bei seinen Domänen auch tat, aus den Verwaltern Pächter zu machen. So werden ihre Betriebe jetzt großen Teils verpachtet. Denn obwohl der

Gemeingeist noch lebendig ist, die Anfangsstärke hat er nicht mehr und kann er nicht mehr haben nach einer 200 Jahre langen Entwicklung.

Diese Erfahrung, die die Brüdergemeine als sozialer Organismus gemacht hat, ist nun deswegen interessant, weil sie mit aller Deutlichkeit zeigt, daß Sozialismus irgendwelcher Art nur da wahrhaft und nur so weit möglich ist, als eine Idee alle Glieder einer Genossenschaft so stark beherrscht, daß ihr Lebendigsein bis zum letzten Handgriff spürbar ist. Wo aber ist ein weltliches Gemeinwesen, das alle seine Angehörigen so unter den Bann eines Gedankens stellen kann, daß sie dauernd in allen ihren Handlungen im Dienst dieses Gedankens stehen? Das gibt es nicht. Wo es das gäbe, da wäre es eben kein weltliches Gebilde mehr, sondern Reich Gottes auf Erden. Ein Stück davon zu sein oder zu werden, war und ist darum das Ziel der Brüdergemeine. Und nur soweit das ist, ist sie Wirklichkeit gewordener Sozialismus.

Der Philosophentag in Halle.

(Eigener Bericht.)

Von Dr. Otto Freitag.

In der Pfingstwoche tagte in Halle a. S. nach zweijähriger Pause wieder die allgemeine Mitgliederversammlung der Kant-Gesellschaft, die sich jetzt zu der größten philosophischen Vereinigung der Erde ausgewachsen hat. Der äußerst zahlreiche Besuch, die Fülle bekannter Namen gaben Zeugnis von dem schnellen Anwachsen der Kant-Gesellschaft; gleichzeitig boten sie ein getreues Spiegelbild des ständig zunehmenden philosophischen Interesses unserer Zeit. In den letzten Jahren haben sich in einer Reihe von deutschen Städten Ortsgruppen gebildet, deren Tätigkeit sich bis in die Kleinstädte und auf da flache Land erstreckt. Es entstanden Ortsgruppen in Holland und Japan. Sieben japanische Philosophieprofessoren weilten als Gäste bei der Hallischen Tagung. Im Namen der holländischen Wissenschaft überreichte Prof. Groenewegen-Amsterdam 100 000 M. zur Unterstützung der deutschen philosophischen Wissenschaft zum Zeichen dafür, „wie viel man in Holland dem deutschen Geist, der deutschen Wissenschaft und Philosophie zu verdanken habe".

Es besteht schon seit einiger Zeit die Absicht, die Mitgliederversammlungen der Kant-Gesellschaft zu einem allgemeinen Philosophenkongreß überhaupt auszubauen, der dann alle kleineren Gesellschaften mit umfassen soll, wie z. B. die Schopenhauergesellschaft, den Euckenbund usw. Leider hat einstweilen die Verwirklichung dieses wünschenswerten Zusammenschlusses aller philosophischen Bestrebungen wegen Mangels an geldlichen Mitteln noch nicht durchgeführt werden können.

Im Anschluß an die Hallische Tagung findet die Gründung der Ortsgruppe Nürnberg-Fürth-Erlangen statt, gleichzeitig die Eröffnung einer Akademie für Philosophie auf dem Burgberg zu Erlangen, für die Dr. Rolf Hoffmann-Erlangen das fertig eingerichtete Haus in großherziger Weise gestiftet hat. Diese Akademie soll ein Zentrum philosophischer Studien werden.

Der wissenschaftliche Teil der Tagung stand unter dem Gesichtspunkt: Auseinandersetzung zwischen Eros und Logos. Wie läßt sich das menschlich-geschichtliche Leben begreifend erfassen und deuten? Wie läßt sich das Irrationale rationalisieren? Um diesen Gedanken bewegten sich die vier Vorträge, für die hervorragende Vertreter ihres Faches gewonnen waren. Die Aussprache war z. T. recht lebhaft. Die Verhandlungen boten ein anschauliches Bild gegenwärtig besonders wirksamer Strömungen im geistigen Leben. Die Eigenart und Verschiedenheit mit einander ringender philosophischer Richtungen und weltanschaulicher Standpunkte kam in bewegter Rede und Gegenrede ihrer führenden Vertreter besonders lebendig, bisweilen in dramatischer Steigerung zum Ausdruck.

Prof. Dr. Ernst Troeltsch-Berlin handelte über „Die Logik des historischen Entwicklungsbegriffs". Er bot grundlegende und zusammengedrängte Ergebnisse seiner Forschung und gab die Grundlinien seines metaphysischen Systems, das allerdings manchem Gegner auf den Plan rief. Der Kernbegriff für die geschichtsphilosophische Betrachtung ist der historische Entwicklungsbegriff. Die Methode zu seiner Erforschung kann nicht die Methode der Naturwissenschaften sein. Der Entwicklungsbegriff in der Biologie, der Deszendenztheorie, bleibt ein Gebiet des Naturhaften; mit diesem Entwicklungsbegriff ist für das menschlich-geschichtliche Geistesleben nichts anzufangen; an den Geist und die Werte, den logisch-teleologischen Charakter der Geschichte, kommt man damit gar nicht heran. Geschichtliche Entwicklung ist nur durch Anschauung zu begreifen. Das Verstehen des wirklichen historischen Geschehens ist nur durch religiöse, ethische, ästhetische usw. Deutung möglich. In scharfer Auseinandersetzung mit anderen herrschenden Richtungen, insbesondere den Neukantianern, begründete Troeltsch seinen eigenen Standpunkt, der eine Annäherung an Bergsons Intuitionismus und ein ausgesprochenes Zurückgreifen auf Leibnizens Monadenlehre bedeutet.

Man muß das Ich als Monade fassen, als den Teil eines göttlichen Allbewußtlo.s Zwar ist da Einzel-Ich einerseits körperlich-organisch endlich gebunden, aber doch andrerseits wieder ein Ausschnitt des Allbewußtseins; es hat teil am göttlichen Geist. Die Erkenntnis der sogenannten Außenwelt ist Ausdeutung des Allbewußtseins. Die Ausdeutung des fremden Seelenlebens, worauf alles geschichtliche Verstehen beruht, ist überhaupt nur möglich, weil wir das Fremdseelische, als Teil des Allbewußtseins, in uns selber tragen und weil wir es als etwas zugleich unserer eigenen und fremder Monade Angehöriges empfinden. Nur so kann man die Begabung der Einfühlung beim Dichter verstehen. Nur so ist auch das Verfahren des Historikers zu verstehen, der überzeugt ist, schauend das Reale selbst, nicht nur logisch-begriffliche Zusammenhänge erfaßt zu haben. Von dieser Grundlage aus schlichtet sich auch der gegenwärtige Streit der Weltanschauungsdenker (Nietzsche, Dilthey) und der Formdenker (Neukantianer). Denn in dem intuitiv Geschauten des historischen Geschehens sind die bloß logischen Zusammenhänge mitgeschaut und mitenthalten. Der geschichtsphilosophische Gedanke einer Universalgeschichte verlangt ein zusammenfassendes Schauen, verlangt Zusammendrängung des Ueberlieferten und einen Zuschuß des Glaubens an eine in diesem sich offenbarende göttliche Idee.

In der Aussprache richtete Prof. Frischeisen-Köhler, äußerst geschickt auf den metaphysischen Kern der Anschauungen Troeltsch's zielend, die Frage an ihn: Warum muß der übergreifende Sinnzusammenhang des

historischen Geschehens gleich auf einen Allgeist zurückgeführt werden? Würde nicht schon die Teilnahme des Ich und Du an einem dritten Reich des objektiven Sinnes genügen, das sich in den Gebilden des objektiven Geistes wie Sittlichkeit, Kunst, Recht usw. offenbart?

Am Schluß der sehr bewegten Aussprache verwahrte sich Tröltsch mit hinreißender Rede gegen die vielfachen Angriffe, daß er einen Irrationalismus bringe. Er treibe Wissenschaft, nicht um eine Systematik aufzubauen, sondern um mit dem Leben fertig zu werden. Das Letzte weiß keiner. Wir treiben in einer Richtung, die wir wohl fühlen, aber den letzten Grund, die letzte Einheit kennen wir nicht.

Zu den lebensprühenden und in die letzten metaphysischen Tiefen dringenden Ausführungen dieses ersten Vortrags bildete der folgende von Prof. Dr. Theodor Ziehen (Halle) „Zum Begriff und zur Methode der Geschichtsphilosophie" einen eigenartigen und reizvollen Gegensatz: kristallklar und durchsichtig im Gedankenaufbau, formvollendet in der Darstellung, von höchster methodischer Schärfe, vorsichtig abwägend in den Ergebnissen, bildete er eine feinsinnige Vermittlung zwischen den beiden gegensätzlichen Richtungen kollektivistischer und individualistischer Geschichtsbetrachtung. Was ist überhaupt Gegenstand der Geschichtsschreibung? Es gehören dazu sowohl Allgemeingebilde, wie Staat, Romantik, Gesetz usw., als auch die sogenannten geschichtlichen Gesetze, die aber keine allgemeingültigen Gesetze im Sinne der Naturwissenschaft, sondern nur Regeln sind. Gegenüber der kollektivistisch-soziologischen Geschichtsbetrachtung, die mit der Darstellung des Allgemeinen die eigentliche Aufgabe der Geschichtsschreibung als erschöpft ansieht, betont Ziehen, daß auch das bloß Individuelle in der Geschichte einen Erkenntniswert beansprucht. Er bestreitet die Auffassung, daß nur die Masse, als Volk oder Gesellschaft, maßgebend sei für das historische Geschehen. Vielmehr kommt es auf die Trag- und Wirkungsweite, auf den Wertgehalt eines historischen Ereignisses, einer Persönlichkeit an. Aber auch schon ein Ereignis, als bloßes Ereignis, kann geschichtlich seine Bedeutung haben. Im historischen Geschehen spielt die Differenzierung eine ungeheure Rolle; und gerade das hochdifferenzierte Individuelle hat seine besondere Bedeutung.

„Das Problem einer allgemeinen Kunstwissenschaft" behandelt Prof. Dr. Emil Utitz-Rostock.

Die Kunstwissenschaft hat auszugehen von der Frage: Was ist das Wesen der Kunst? Die Ausgangspunkte bei der Beantwortung dieser Frage sind nicht der Begriff des Schönen, nicht der Prozeß des Kunstschaffens oder des Kunstgenießens, sondern der einzige Ausgangspunkt ist die Wirklichkeit der Kunst, die gestalteten Kunstwerte selbst, die begriffen werden müssen in ihrer Eigengesetzlichkeit. Die Kunst ist auf Gedeih und Verderb mit allem geistigen Leben verknüpft, sie ist auf kein Stoffgebiet beschränkt, sie hat es mit Ethik und Weltanschauung zu tun, ihr ist die ganze Welt aufgegeben. Kunst ist Gestaltung auf ein Gefühlsleben derart, daß sich der Sinn jener geistigen Gebilde und Worte dem Gefühlsleben erschließt. Die Autonomie der Kunst ist gesichert durch die Eigengesetzlichkeit ihrer Form. Das Schöne nimmt teil an der Kunst, aber es ist nur eine ihrer Möglichkeiten der Gestaltung, es gibt auch eine Kunst, die gar keine Beziehung zum Schönen mehr unterhält.

Den Abschluß bildete der von dem größeren Publikum mit einer gewissen Spannung erwartete Vortrag des Grafen Keyserling-Darmstadt, des bekannten Verfassers des Reisetagebuches eines Philosophen und Begründers der

Schule der Weisheit in Darmstadt. Er sprach vor überfüllter Aula über den „Weg des wahren Fortschritts". Eine Diskussion sollte entsprechend seinem Wunsche nicht stattfinden. Keyserling gab die Leitgedanken eines neuen Buches, das demnächst mit dem Titel: „Schöpferische Bekenntnis" erscheinen wird.

Der Charakter des Vortrags war allgemeinverständlich gehalten, inhaltlich war er mehr Philosophie als Lebensweisheit und Lebensdeutung als im Sinne strenger Wissenschaft. Man sah manches Lächeln bei denen vom Fach. Und doch war es ein ebenso tiefer wie fruchtbarer Grundgedanke, um den sich die Keyserlingsche Predigt herumrankte: Die meisten glauben, der wahre Fortschritt des Menschengeschlechts beruhe auf neuen Erkenntnisinhalten, der Feststellung neuer Tatsachen. Das ist jedoch nicht der Fall. Der wahre Fortschritt beruht *nicht* auf sachlicher Erneuerung. Man kann ein großer Erneuerer sein, ohne sachlich Neues zu bringen. Sokrates, Plato, Buddha, Christus, Goethe haben *sachlich* nichts wesentlich Neues gebracht. Auf dem Gebiet des Geisteslebens schafft vielmehr die Bedeutung erst den Tatbestand, nicht umgekehrt. Dann kann sachlich Altes, auf einen neuen Gedankenzusammenhang bezogen, etwas durchaus Neues sein. Jeder Lebenszusammenhang ist ein Sinnzusammenhang. Das letzte Bezugszentrum im Lebenszusammenhang der Persönlichkeit ist deren Gesamteinstellung. Das ist der richtige Grundgedanke der Psychoanalyse Freuds und anderer. Mögen wir in unserer Zeit auch sachlich noch so weit gekommen sein, wenn die Einstellung eine oberflächlichere ist, so steht unsere Zeit *unter* anderen Zeiten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sollte die Wissenschaft *alle* Fragen beantworten können. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Die Wissenschaft gibt nur die Außenansicht der Dinge. Kein erschöpfender *Weltbegriff* kann je die Welt erschöpfen.

In eine tiefere Lebensschicht steigen wir erst dann, wenn ein bedeutender Geist in die gleichen Worte und alten Ausdrucksmittel eine tiefere und neue Bedeutung legt. So ist es bei Rabindranath Tagore. Mit 25 Buchstaben hat Goethe den Faust geschrieben. Neu ist etwas, das vom tiefsten Leben aus gesehen wird. Neu ist jedes persönliche religiöse Erlebnis, jede persönlich verstandene Erkenntnis, jede Liebe. Das Neue liegt nicht auf der Ebene der Tatsächlichkeit, sondern auf der des Sinnes. Selbst Gott Vater könnte nicht viel Neues sagen, wenn er herabkäme (?). Bei Christus entsprangen seine Lehren einer tiefer erlebten Gesinnung. Wenn *Wissen* erlöste, müßten wir heute alle erlöst sein. Nur *Verstehen* wirkt schöpferisch, nicht Wissen. Die großen Fortschritte gehen niemals von rein sachlichen Impulsen, sondern immer von Persönlichkeiten aus. Unser rein grammatikalisches Zeitalter weiß alles, aber versteht beinahe nichts. Was kann die Zeit erneuern? Keinerlei neuen Geistesinhalt, solange er nicht von einer tieferen Einstellung, d. h. durch Belebung von größerer Lebenstiefe her neu erfaßt wird. Erst wenn ein neuer Impuls von größerer Tiefe her ins Wollen sich ergießt, sagt das Weltalphabet etwas Neues aus. Dazu müssen wir jetzt kommen. Wir brauchen nichts von dem wunderbaren wissenschaftlichen Apparat des 19. Jahrhunderts abzutragen. Wir müssen nur den Sinn vom Geist her so tief, wie ihn bisher einzig religiöse Zeiten gefaßt haben, von innen nach außen richten. Dann kommt von jetzt ab der größte Fortschritt der Menschheit zustande, den es jemals gab.

* * *

Im Anschluß an die Mitgliederversammlung der Kantgesellschaft fand am Tage vorher eine Tagung der „Gesellschaft der Freunde der Philosophie des

Als-Ob" statt. Diese Gesellschaft bezweckt als ihre Sonderaufgabe, die durch Vaihingers „Philosophie des Als-Ob" entstandene Bewegung im Sinne eines positivistischen Idealismus zu fördern. Auch die diesmalige „Als-Ob-Konferenz" diente mit ihrem reichbesetzten Programm der Weiterbildung des durch Vaihinger geschaffenen Fiktionalismus und der Fruchtbarmachung der fiktiven Methoden für die einzelnen Wissenschaften. Es behandelten: Prof. Dr. Wolff-Halle: „Volkswirtschaftliche Idealtypen als Fiktionen". Prof. Dr. Koch-Halle: „Das Als-Ob in der Medizin". Dr. Nyman-Lund (Schweden): „Der Fiktionalismus in der Lyrik". Prof. Dr. Volkmann-Leipzig: „Die Bedeutung der Fiktionen im künstlerischen Schaffen und Genießen". Den gesamten Problemkreis des Fiktionalismus umriß Dr. Raymund Schmidt-Leipzig, der Verhandlungsleiter und Herausgeber der „Annalen der Philosophie mit besonderer Rücksicht auf die Probleme der Als-Ob-Betrachtung". Der greise Vaihinger selber, jetzt fast ganz erblindet, eröffnete die Tagung und gab ein Bild von dem Wachsen der Bewegung, die durch seine „Philosophie des Als-Ob" ins Leben gerufen ist. Das Werk selbst erlebt jetzt schnell hintereinander steigende Auflagen. Uebersetzungen in fremde Sprachen stehen bevor.

Vaihingers Als-Ob-Betrachtung geht aus von dem Denkmittel der Fiktion. Wir kommen dadurch, daß wir bewußt falsche Annahmen (oder besser: logisch neutrale!) machen, indem wir verfahren, „als ob" etwas so und so sei, häufig zu richtigen Ergebnissen in Wissenschaft und Leben, z. B. in der Mathematik mit dem Unendlichkeitsbegriff, in der Religion mit der Annahme eines persönlichen Gottes usw.

Von dieser Grundlage aus wird nun das gesamte menschliche Denken als fiktiv aufgewiesen. Diese Betrachtungsweise ist geboren aus dem Mißtrauen gegen die Ratio, das Denken, insofern es beansprucht, ein Abbild der Wirklichkeit, eine absolute Wahrheit, zu geben. Vielmehr ist auch das Denken ein bloß biologischer Vorgang; alle unsere Begriffe, mit denen wir die Natur beherrschen und das Leben meistern, sind zweckmäßige Bildungen der menschlichen Seele, die eine organisch-zwecktätige Funktion im Dienste des allgemeinen Lebensvorganges und seiner Erhaltung ist. Das Denken wird hiermit also auf den Boden von etwas, das noch hinter ihm liegt, gestellt, nämlich des Lebens selbst. Das unmittelbare ursprüngliche Erleben liegt nicht im Denken, sondern in dem bloßen Haben von Empfindungen, im Schauen. Alles das, was das Denken aus diesen Empfindungen macht, unser ganzes kategoriales Denken der Welt, besteht aus lauter Fiktionen; es ist theoretisch, nach seiner Wahrheit befragt, völlig wertlos, n i c h t s wird damit begriffen. Aber praktisch-subjektiv, für unser Handeln, bedeutet es a l l e s. Das Denken ist aber nur ein Orientierungsmittel, unsere Hilfskonstruktion im Dienste des Lebens, unser Mittel zur Beherrschung der Welt. Somit wurzelt also diese Philosophie ganz im Handeln des Menschen; sie ist aktivistisch und idealistisch, verzichtet freilich auf den üblichen Wahrheitsbegriff. Jede denkerische Aussage über die Welt, jedes philosophische System ist, theoretisch genommen, nur eine Fiktion.

Diese Andeutungen müssen hier genügen. Bemerkt sei noch, daß Vaihingers Werk als eines der leicht lesbarsten, anziehendsten und auch für den Laien verständlichsten philosophischen Schöpfungen angesprochen werden kann.

Energieaustausch.

Von Dr. Ing. Georg Sinner (Berlin).

Die Technik ist international, heißt es. Doch ist dieser Satz nur bedingt richtig, denn die Technik wurzelt in der Arbeit des Ingenieurs, ist abhängig von der technischen Begabung und dem Charakter der Bewohner eines Landes und schließlich auch von den natürlichen Voraussetzungen der Volkswirtschaft, die die technischen Aufgaben stellt und auf Grund der vorhandenen Energievorräte und Rohstoffe bestimmte Wege zu ihrer Lösung weist. International ist die Technik insofern, als ihre Erzeugnisse nicht an der Landesgrenze Halt machen, sondern der ganzen Menschheit dienen.

Nicht in gleichem Umfange stehen den Völkern der Erde die technisch wichtigen Rohstoffe und die Mittel zu ihrer Bearbeitung, die Energieträger, zur Verfügung. Ein reger Austausch wirtschaftlicher Güter ist daher im Interesse des technischen und kulturellen Fortschrittes der Menschheit notwendig, und die Technik erleichtert diesen Austausch dadurch, daß sie Verkehrsmöglichkeiten schafft bzw. verbessert.

Der Gedanke der Verknüpfung der verschiedenen Völker durch die technischen Mittel hat in den letzten Jahren eine eigenartige Erweiterung erfahren. Tauschte man bisher im wesentlichen nur Güter und vielleicht noch Gedanken und wissenschaftliche Ideen aus, so entwickelt sich jetzt ein Austausch von Energie, der das Band zwischen den Völkern enger zu knüpfen in der Lage sein kann.

Energievorräte sind die Grundlagen der technischen Arbeit; hierauf ist es zurückzuführen, daß im vergangenen Jahrhundert, das eine ungeahnte Blüte der Industrie gebracht hatte, die industriellen Arbeitsstätten in erster Linie in der Nähe der Kohlenvorkommen entstanden sind. Das rheinisch-westfälische Industriegebiet, Oberschlesien, die englischen Industriezentren sind dafür ein Beweis. Kohle war damals der einzige Energieträger, der es gestattete, große Mengen mechanischer Energie zu gewinnen. Um die Transportkosten zu sparen, hatte man daher die Fabriken möglichst nahe an die Kohlengruben gelegt. Mit der zunehmenden Erkenntnis der Verwendungsmöglichkeit der Elektrizität und dem Ausbau der elektrotechnischen Industrie erwuchs aus dem strömenden Wasser ein neuer Energieträger: die wasserreichen Gebirgsgegenden Mitteleuropas, vor allem der Alpen, stellen Kraftquellen vor großer Bedeutung dar. Unter dem Zwang des Krieges und der Not zur Nachkriegszeit ist man dazu übergegangen, in stärkerem Umfange als bisher die weiße Kohle der Wirtschaft dienstbar zu machen. Die Schweiz und Deutsch-Oesterreich, zwei der wenigen Länder, die aus ihren Wasserkräften nahezu den gesamten Energiebedarf ihrer Wirtschaft decken können, ferner Italien und Deutschland in ihren Alpengebieten haben große Pläne zur Wasserkraftnutzung in die Wege geleitet.

Technische und wirtschaftliche Probelme schwerwiegender Art werden damit aufgerollt. Die industrielle Lage Europas kann sich dadurch wesentlich verschieben. Waren früher die Industrieunternehmungen an der Kohlenbasis angesiedelt, so kann jetzt die Notwendigkeit auftreten, sie näher an die Wasserkraftwerke heranzubringen. Zwar gestattet der elektrische Strom im hochgespannten Zustande einen weiten Transport — bis zu

400 Kilometer kann man ihn ohne allzu hohe Verluste fortleiten —, aber an der Tatsache, daß Gebiete, die bisher noch wenig Industrie aufzuweisen hatten, mit der fortschreitenden Elektrisierung industrialisiert werden, daß neue Industriezweige, z. B. die elektrotechnische Großindustrie, mit weitgehenden Wirkungen wirtschaftlicher und sozialer Natur im Entstehen sind, ändert das nichts.

Vom Gesichtspunkte einer weitgehenden Energieersparnis muß man es begrüßen, wenn durch den Ausbau von Wasserkräften ungenutzte Energie ausgewertet wird. und zwar in einer Form, die im Gegensatz zur Kohle im Laufe der Jahrhunderte kaum abnehmen dürfte. Freilich auch hier ist Grundbedingung, daß die erzeugte Energie wirtschaftlich verwertet wird. Industriezweige lassen sich zwar, was ihre technische Vorbedingungen anlangt, beinahe aus der Erde stampfen, ihre wirtschaftliche Zukunft ist aber damit nicht gesichert, und wir haben Beispiele, das elektrotechnische Großunternehmungen der Schweiz, die bei ihrer Gründung während der Kriegszeit durch die besonderen damals herrschenden Verhältnisse günstig arbeiteten, später wieder ihren Betrieb einschränken oder einstellen mußten.

Ein Mittel, um die Wasserkraftnutzung wirtschaftlich zu gestalten, ist der Energieaustausch der einzelnen Werke und darüber hinaus der einzelnen Staaten. Es ist noch nicht lange her, daß in verschiedenen Ländern, die eine einheitliche Energiewirtschaft durchführen, die Forderung erhoben wurde, „Landessammelschienen" zu errichten. Man versteht darunter Hochspannungsringleitungen, die von Kraftwerk zu Kraftwerk durch das ganze Land ziehen und dadurch gestatten, einmal alle Kräfte zu sammeln und einheitlich zu verteilen, Ueberschußgebiete mit Bedarfsgegenden zu verknüpfen und dabei zufällig auftretende Notstände auch einmal, wenngleich mit etwas ungünstigerem Wirkungsgrad, dadurch zu beheben, daß man Energie aus weiterer Entfernung herbeiholt. Eine solche Sammelschiene hat vor allem den Vorzug, daß der Ausbau der Kraftwerke allmählich vor sich gehen kann, daß bei jedem Werke die wirtschaftlich günstigste Größe voll ausgenutzt wird und daß die zusätzlichen, nur vorübergehend auftretenden Energiebedürfnisse von einer eigens für diesen Zweck errichteten Aushilfeanlage, dem Spitzenkraftwerk befriedigt werden. Derartige Landessammelschienen sind in Bayern, der Schweiz, Deutsch-Oesterreich, der Tschechoslowakei, Oberitalien usw. im Bau oder vorgesehen. Aber es hat sich gezeigt, daß die Wirtschaftsgebiete der einzelnen Länder für eine großzügige Energiewirtschaft vielfach zu klein sind. Schon seit einigen Jahren führt die Schweiz elektrische Energie (Abfallkraft) aus. Im vergangenen Jahre waren es etwa 100 000 Kilowatt. Und auch zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei findet ein reger Energieaustausch statt.

Während noch die Völker Mitteleuropas politisch getrennt und vielfach in tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten miteinander leben, bahnt sich durch die Elektrizitätswirtschaft eine neue wirtschaftliche Verknüpfung an. Schon heute kann elektrische Energie von der Po-Ebene über die Schweiz nach Deutschland und nach Lothringen fließen. Am 14. November vorigen Jahres wurde zum ersten Male Energie vom Brusiowerk durch die Bergpässe der Bernina und Albula hinüber in die Fernleitungen von Zürich geschickt, und damit ist der Anschluß an die bernischen und Nordostschweizer

Kraftleitungen erreicht, die ihrerseits an die badische Industrie und die elsässischen Werke Strom abgeben. Die Idee einer Mitteleuropäischen Sammelschiene, die die Wasserkräfte des Alpengebiets sammelt, und in die Ebenen des Nordens und Südens hinableitet, ist damit ihrer Verwirklichung näher gekommen. Das Gefühl der wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit der mitteleuropäischen Länder, der Gemeinsamkeit ihrer wirtschaftlichen Interessen und, daraus resultierend, die Verkehrsfragen, wozu auch die Fragen der Kraftleitungen gehören, einheitlich zu behandeln, wird dadurch zweifellos eine bedeutende Vertiefung erfahren.

Trotzalledem müssen wir uns als Techniker auch die Schwierigkeiten vor Augen halten, die der Ausführung derartiger Werke weniger aus technischen, als vielmehr aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten heraus im Wege stehen. Die Energieversorgung eines Volkes ist heute eine Lebensfrage für dessen Wirtschaft. Ohne Energie ist in unserem dichtbevölkerten europäischen Industrieländern die Aufrechterhaltung des Wirtschaftslebens auch nur für kürzeste Zeit unmöglich. Das haben wir ja während der häufigen Elektrizitätsstreiks in den letzten Jahren am eigenen Leibe empfunden, wo schon kurze Unterbrechungen der Stromversorgung unser Leben und unsere Gesundheit bedrohten. Wenn wir daher uns in größerem Umfange darauf einrichten würden, elektrische Energie aus Länder zu beziehen, die nicht innerhalb des Bereiches unseres Staatswesens liegen, so ist die Gefahr einer Unterbrechung dieses Lebensstromes nicht von der Hand zu weisen. Weitgehende Garantien und Reserven im eigenen Lande müßten darum vorhanden sein.

Wenn darum auch die Verwirklichung der europäischen Sammelschiene vorläufig erst in einer ferneren Zukunft zu erwarten ist, so wollen wir doch Bedenken, daß hier die Technik in Politik und Wirtschaft einen neuen Gedanken hereingebracht hat, der vielleicht beim wirtschaftlichen Wiederaufbau einst sich fruchtbar erweisen wird: der Gedanke, der Verpflichtung der Völker zur Gemeinschaftsarbeit zur Auswertung von Naturschätzen.

Weltspiegel.

14. Juni

Dem österreichischen Ministerium Seipel ist eine ungeheure Verantwortung aufgebürdet. Es steht denselben Schwierigkeiten gegenüber wie das vorangegangene Kabinett, ohne an Mitteln reicher zu sein. Aber wie man von allem Neuen etwas besseres erwartet, so hofft man von ihm, daß es ihm gelingen wird, die Folgen der Fehler und Irrtümer der früheren Regierung auszugleichen und wenigstens einen notdürftigen Ausgang aus den Drangsalen dieser Zeit zu finden. Als heiß ersehntes Ziel steht der großdeutschen Partei Oesterreichs immer der Anschluß an das Deutsche Reich vor Augen, und gerade das soll nach dem Willen der Entente, wie er in Versailles und St. Germain festgelegt worden ist, unter allen Umständen verhindert werden. Die Anschlußfrage ist nur eine der großen Fragen, die die alliierten Mächte in den Friedensschlüssen in ihrem Sinne regeln wollten und bei denen sie — verleitet durch Haß

und Verblendung — eine so unglückliche Hand gezeigt haben, daß die von ihnen gefundene Lösung überall im Widerspruch steht mit den wahren Bedürfnissen der Völker und Länder und darum auch da, wo die Entente ihren Freunden eine Wohltat erweisen wollte, nahezu unmögliche Verhältnisse geschaffen hat. So ist auch in die Existenz des neuen Oesterreichs ein innerer Widerspruch, eine Unmöglichkeit hineingetragen worden. In der Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit des Hasses und bei der Oberflächlichkeit und Verständnislosigkeit, mit der die Lage der ihnen ausgelieferten Völker beurteilt wurde, wollten die Ententemächte vor allem verhindern, daß nach der Auflösung des alten Habsburger-Reichs die deutschen Kernlande des alten Oesterreichs wieder in die Verbindung mit ihren Volksgenossen im alten Stammlande zurückkehrten. Nur in dem gefühlsmäßigen Bestreben, Reichsdeutsche und Oesterreicher nicht zusammenkommen zu lassen, behandelten sie die ganze Frage aus dem Gesichtspunkt, daß auch für Oesterreich nur die gefühlsmäßige Hinneigung zu den Stammesgenossen im Deutschen Reich und nur der politische Machtgewinn dieser Verbindung in Frage komme.

Aber so ist es doch nicht. Gewiß ist diese idealistische Gesinnungsgrundlage des Anschlußgedankens von der größten Bedeutung und dem höchsten Wert, und das Streben, die nationale Macht des Deutschtums durch Zusammenfassung der Schicksalsgenossen zu neuer Kraft und neuem Leben zu führen, ist das, was uns in dieser Frage am lebhaftesten berührt. Aber es ist nicht die einzige Begründung, die dem Anschlußgedanken gegeben werden kann, und nicht einmal die entscheidende. Denn die treue Anhänglichkeit an die alten österreichischen Traditionen, die Erinnerung an die Zeit stolzer Selbständigkeit und Kaiserherrlichkeit ist ja nicht erstorben, sondern in weiten Kreisen will man das alte Oesterreichertum und seinen Staatsgedanken wiederaufbauen, pflegen und erhalten, ohne der Zukunft allzu schnell vorzugreifen. Sie scheuen den Anschluß an das Reich, weil sie fürchten, ganz darin aufgehen zu müssen. Und doch, auch hier treiben die Verhältnisse dahin, daß der Gedanke immer näher rückt, weil die wirtschaftliche Not ihr gewichtiges Wort spricht. Oesterreich ist, wenn es auf sich allein gestellt wird, nicht lebensfähig. Diese Ueberzeugung befestigt sich immer mehr und erfaßte auch solche Kreise, die bisher immer noch glaubten, durch ehrliches Eingehen auf die Wünsche der Entente einen andern Ausweg eröffnen zu können. Die Entente aber hat zwar das unsinnige Verbot des Anschlusses an Deutschland ausgesprochen, denkt jedoch gar nicht daran, durch wirkliche Hilfe die nötigen Folgerungen daraus zu ziehen.

Unter solchen Verhältnissen ist die Lage der österreichischen Republik so schwierig geworden, daß man einem völligen Zusammenbruch entgegensehen muß. Dem kürzlich zurückgetretenen Bundeskanzler Schober waren die Dinge über den Kopf gewachsen. In seiner Außenpolitik an allen Ecken und Enden gehemmt und ohne Aussicht auf irgend eine Besserung in der Wirtschaftslage, vielmehr angesichts eines unaufhaltsamen Rollens in den Abgrund, hatte Schober schließlich die Vorschläge der tschechoslowakischen Republik angenommen und den Vertrag von Lena unterzeichnet. Damit hatte er aber seine politische Stütze im Lande verloren, denn die großdeutsche Partei, die ihn mit der sozialdemokratischen zusammen an die Spitze gestellt hatte, wollte diese für die Anschlußpolitik

verhängnisvolle Wendung unter keinen Umständen mitmachen. Die Ministerkrisis hat eine Koalition zwischen Christlich-Sozialen und Großdeutschen an das Ruder gebracht. Wenn durch die Persönlichkeit des neuen Bundeskanzlers, des Prälaten Seipel, der Schwerpunkt jetzt deutlich bei den Christlich-Sozialen liegt — der Partei, die den österreichischen Staatsgedanken am entschiedensten vertritt —, so könnte wohl der Eindruck entstehen, daß damit zugleich ein Abrücken von dem Anschlußgedanken ausgedrückt werden solle. Aber schon der Eintritt der Großdeutschen unter der Führung des neuen Vizekanzlers Frank in diese Regierung deutete an, daß die Verhältnisse sich verändert hatten. Nicht in dem Sinne, daß die Großdeutschen verzichtet, sondern daß die Christlich-Sozialen wenigstens auf wirtschaftlichem Gebiet sich den Großdeutschen genähert hatten.

Mit bemerkenswerter Schnelligkeit hat sich besonders in den letzten Tagen die Lebhaftigkeit der Anschlußbewegung in Oesterreich gesteigert. Ueber alle politischen Hindernisse hinweg geht das stark hervortretende Verlangen nach mindestens wirtschaftlicher Anlehnung an Deutschland, Einführung der Markwährung in Oesterreich usw. Alles das geschieht unter Führung eines christlich-sozialen Staatsmanns, der am allerwenigsten diese Politik gutheißen würde, wenn nicht eine wirkliche Notwendigkeit bestände. Es ist das freilich nicht so zu verstehen, als ob Bundeskanzler Seipel den Standpunkt seiner Partei verlassen hätte und zu den Zielen der Großdeutschen übergegangen wäre; es spricht sich vielmehr darin nur die Stärke des Druckes aus, unter dem die österreichische Regierung steht, wenn sie den wirklichen Bedürfnissen des Landes einigermaßen Rechung tragen will. Die gegenwärtige Stimmung in Oesterreich infolge der abermaligen Entwertung der Krone und dem Fehlen jeder Aussicht auf eine hellere Zukunft wird allgemein geradezu als Panik bezeichnet. Man scheint auch in Frankreich eingesehen zu haben, daß, wenn man überhaupt Oesterreich von Deutschland getrennt halten und eine sogenannte „Donaupolitik" unter französischem Protektorat treiben will, es jetzt die höchste Zeit ist, mit finanzieller Hilfe einzugreifen. Wie sich diese Verhältnisse nun weiter entwickeln werden, ist besonderer Aufmerksamkeit wert. Wir haben von unserer Seite aus infolge eigener Schwierigkeiten und Nöte der Anschlußfrage nicht die stete Beachtung zuwenden können, die sie verdiente. Das Bewußtsein, mit gebundenen Händen in dieser Sache dazustehen, ist selbstverständlich ein starkes Hindernis. Dennoch dürfen wir diese Frage niemals aus unserem politischen Gesichtskreis verschwinden lassen.

Jede Ueberlegung über die Fragen, die im Bereich unserer östlichen und südöstlichen Nachbarschaft schon schweben oder noch neu auftauchen, zeigt, von welcher außerordentlichen Wichtigkeit die Führung einer guten und umsichtigen Wirtschaftspolitik diesen Ländern gegenüber ist. Bei der eigentümlich bedrängten und schwierigen Lage, in der wir selbst uns befinden, wird man noch hinzufügen müssen: zugleich einer kühnen, zuversichtlichen und wagemutigen Wirtschaftspolitik. Nur so können wir das Netz politischer Feindseligkeiten zerreißen, das die Entente, oder vielmehr Frankreich, uns über den Kopf werfen möchte. Am schwierigsten wird es immer sein, mit Polen in ein leidliches Verhältnis zu kommen. Aber die neueste Ministerkrisis, die noch immer nicht beendet ist und teilweise den Charakter eines Kampfes gegen den Staatschef Pilsudski an-

genommen hat, läßt in ihren einzelnen Erscheinungen mitunter doch schon die Andeutung durchblicken, als ob man die wirtschaftlich verhängnisvollen Folgen eines nationalistischen Fanatismus in der polnischen Politik stärker zu fühlen beginnt.

Unsere eigne Lage sieht freilich trostlos genug aus. Die letzte Woche hat das vorläufige Scheitern der Bemühungen um die Reparationsanleihe gebracht, und so hängt der politische Himmel wieder voll schwerer Wolken. Dennoch fehlt es nicht an Lichtblicken, die einem ungetrübten Auge die Hoffnung geben, daß auch hier das Maß erreicht ist. Die Bäume wachsen nun einmal nicht in den Himmel. W. v. Massow.

Bücherschau.

Neue Schweizer Dichtung.

Wenn man den Anteil überblickt, den das schweizerische Schrifttum an der gesamtdeutschen Literatur hat, so liegt es nahe, zunächst etwa an J. H. Pestalozzi, Gottfried Keller und C. F. Meyer, weiterhin etwa an Karl Spitteler und Joseph Victor Widmann zu denken. Um sie gruppieren sich dann in zweiter Reihe die etwas jüngeren Zeitgenossen wie Federer, Stegemann, A. Frey, Jegerlehner, Huggenberger, Jakob Schaffner, Zahn u. a., die teils Schweizer der Geburt nach sind oder aber mit Vorliebe ihre Stoffe aus der schweizerischen Umwelt geholt haben. Die deutschen Literaturfreunde haben sich im wesentlichen um diese deutschschweizerische Literatur gekümmert, da man in ihr mit Recht nach Gottfried Kellers bekanntem Ausspruch eine geistige Provinz des an keine politischen Grenzen gebundenen Deutschtums erblickt. Nun stellt aber bekanntermaßen die Schweiz als politisches Gebilde ein Haus dar, in welchem drei Familien verschiedenen Geblüts unter einem Dach zu wohnen gezwungen sind. Daß dies nicht immer friedlich und schiedlich geschieht, weiß man, aber verglichen mit dem, was in anderen Ländern Söhne desselben Bluts und derselben Sprache an Zank und Streit gegeneinander aufbringen, ist das Verhältnis immer noch erträglich. Und so ist es bezeichnend, daß es gerade neuerdings auf schweizerischem Boden Verlagsunternehmungen gibt, die es sich angelegen sein lassen, den deutschsprechenden Schweizern und Nichtschweizern auch diejenigen Werke wenigstens in Auswahl zu vermitteln, die auf dem Boden der welschen Schweiz entstanden sind. Es kann nicht überraschen, daß gerade in solchen Verlagshäusern auch kosmopolitische und pazifistische Grundgedanken ihre Heimstatt finden. Dem Andersgesinnten wird es unbenommen bleiben, demgegenüber mit der eigenen Meinung nicht zurückzuhalten. Anderseits aber wird der unparteiische Beobachter geistiger Entwickelungen seine Freude daran haben, wenn er unter den neuen Namen der jungen Schweiz schöpferische Kräfte entdeckt, bei denen das deutschblütige oder fremdblütige Element untergeht im allgemeinen schweizerischen Heimatbewußtsein und somit aus der Scholle, das will in diesem Falle sagen, aus der Luft der heimatlichen Berge und Täler seine Kraft und Wirkung zieht.

Gedanken dieser Art kann eine Bücherssendung anregen, die mir vor einiger Zeit von dem rührigen in Basel beheimateten Rheinverlag zugekommen ist. Alte und neue Namen deutsch- und welschschweizerischer Herkunft klingen da friedlich nebeneinander auf und der Gewinn der Lektüre besteht

darin, daß man neben manchem geschmackvollen Talent auch mit einer so kraftvollen Eigenart bekannt wird, wie sie aus den weiterhin noch näher zu würdigenden gesammelten Werken von C. F. Ramuz hervortritt.

Hugo Marti, ein junger Berner, ist mit zwei ganz verschiedenartigen Werken vertreten, zunächst mit einem innig zarten, aber dichterisch starken Legendenbuch „Das Kirchlein zu den sieben Wundern". Es berichtet mancherlei im glücklich gewählten Stil alter Chroniken von zarter Liebfrauenminne und webt in der anmutigen Baseler Landschaft mit dem fernen Duft der Juraberge um die makellos schöne, stolz-demütige Gestalt der Jungfrau Maria einen Kranz von Begebenheiten, die alle eng mit dem Kirchlein in den wilden Rosen zusammenhängen. Der Dichter besitzt die seltene Kraft, auch dem Ungläubigen seine Wunder glaubhaft zu machen, und so ist wohl nach Kellers sieben Legenden kaum ein so echtes Volksbuch dieser besonderen Art geschaffen worden.

Ganz anders ist die ostpreußische Erzählung „Das Haus am Haff". Wunder und Legenden sind vergessen und die Gegenwart mit der zerrissenen modernen Seele behauptet ihr Recht. Mit seltener künstlerischer Feinfühligkeit hat Hugo Marti sich in die für einen Schweizer so fremd geartete Landschaft der weiten vordeutschen Ebenen vertieft, hat den ganzen Zauber dieses einsamen schwermütigen Landes erfaßt und schildert psychologisch unkomplizierte Vorgänge, die gerade durch ihre Einfachheit eine tragische Größe gewinnen. Der lastende Druck der umgebenden Natur hemmt die Bewegungsfähigkeit, und so geht Hans von Dohm an seiner Liebe zu der zarten kranken Frau seines Onkels zugrunde.

In eine ganz andere Welt versetzt Theodor Bohners Novellenbuch „Liebendes, lachendes Rom". Der Verfasser, seit seiner biographischen Erzählung „Kwabbla" bereits mit Anerkennung genannt, ist in Rom zu Hause fast wie ein Einheimischer. Aber nicht in dem Rom der künstlerischen und geschichtlichen Ueberlieferung, sondern in den Winkelgassen des römischen Kleinbürgertums. Ihre Freuden und Leiden, ihre Lügen und Listen, ihre kleinen Gesinnungen und großen Gesten hat er belauscht. Humor und Ironie haben den Stift geführt, mit dem er diese Erlebnisse des Alltags festhält.

Auch eine große Stadt bildet den Hintergrund des Romans „Die Goldsucher von Wien" von Peter Hamp, aber es ist nicht lachender Humor, sondern bittere Satire, die den Grundton der Darstellung ausmacht. Handelt es sich doch in diesem Werk um nichts anderes als um das sterbende Wien und die Aasgeier, die den edlen Leichnam zerfleischen, nämlich die Schieber, denen über einem Millionengeschäft jedes Empfinden für das langsame Verbluten eines ganzen Volkes erstickt ist. Der Hauptwert des Romans liegt nicht in seiner künstlerischen Formung, sondern in dem mit unheimlicher Schärfe gezeichneten Tatsachenbild: er wird somit zum menschlichen Dokument von unserer Zeiten Schmach und Niedergang.

Erfreulich ist das Buch des talentvollen Hermann Kurz, der in dem Roman „Die Runde" (geb. 25,— M.) das Leben und Treiben der Bürger eines kleinen Städtchens schildert. Gespannt verfolgt man die Schicksale der Einzelnen, verfolgt die Fäden, die vom Stammtisch „die Runde" ausgehen und ihre Wirkungen bis in die folgende Generation ausüben. Tüchtigkeit und Fleiß gewinnen die Oberhand, und getrost legen wir das Buch zur Seite, denn Joseph, der junge Held, übernimmt nach vielfachen Abweichungen

und Fährnissen das geistige Erbe des Seifensieders Lauber, der durch seinen klugen Kopf allmählich der Beherrscher der ganzen Runde geworden war.

*

Auf ein anderes Gebiet verweist „Das Lächeln Voltaires". Ein Buch in diese Zeit von Iwan Goll. Iwan Goll gibt in seinem kleinen geschmackvoll ausgestatteten Werk Aussprüche, Aufsätze und Pamphlete des alternden Philosophen von Ferney, der aus der Einsamkeit heraus die Geschicke der Welt verfolgt und selber mitregiert. Unglaublich modern muten uns diese Auszüge aus seinem berühmten „Dictionnaire philosophique" an: er läßt alle Ueberzeugungen der Menge vor der Ironie seines Geistes vorüberziehen und mit unglaublicher Schärfe deckt er die Schwächen und den Aberglauben seiner Zeit auf. Einige wenige Briefe sind dem Bande beigegeben, in denen hauptsächlich der „Diplomat" Voltaire zu Worte kommt. Iwan Goll hat geschickt die köstlichsten Aufsätze aus dieser Zeit gesammelt und meisterlich übersetzt. Vorangestellt ist ihnen die Totenmaske Voltaires, mit dem vielfältigen geheimnisvollen Lächeln, das fast zum Grinsen ausartet. Wer an einer Lektüre Gefallen findet, in der gezeigt wird, wie alles Elend der Menschen daraus entsteht, daß sie sich immer so ernst nehmen, der greife zu dem Buch.

*

Es bleiben noch zu erwähnen zwei Gedichtsammlungen von jungen Schweizern „Das rechte Leben" von Konrad Bänninger und „Wegzehrung" von Albert Steffen. Beide Dichter sind keine Neulinge; Bänninger ist schon früher mit zwei Gedichtbänden herausgekommen und Albert Steffen hinlänglich bekannt durch seine mystisch gefärbten Romane. Auch in der „Wegzehrung" offenbart sich sein Hang zum Visionären. Sein künstlerischer Ausdruck ist spröde; gedanklich erinnert er an Dostojewski, in der Form etwa an Werfel, wenn auch sein Vortrag etwas ruhiger ist als bei diesem Ekstatiker des religiösen Gefühls. Das Urmotiv seines Dichtens prägt sich wohl am glücklichsten aus in seinem eigenen Wort: „Das Wörtchen Liebe lag auf Seinem Mund, — Und es bewegte sich das Weltenrund". — Ein starkes lyrisches Talent ist Konrad Bänninger. In freien Rhythmen verkündet er religiöse und philosophische Spruchweisheit, die dann und wann an die aphoristische Art des Cherubinischen Wandersmannes erinnert.

Hermann Kesser hat 23 Zeichnungen Ferdinand Hodlers herausgegeben und mit einem geistreichen Essay eingeleitet, der freilich in seiner kritiklosen Bewunderung des schweizerischen Malers über das Ziel hinausschießt: — Otto Hinrichsen setzt sich im „Umgang mit sich selbst" selbstverständlich als rechter Schweizer mit der Psychoanalyse auseinander, bringt in zwölf Briefen an eine Freundin viel wertvolle Fingerzeige für die Selbsterkenntnis, indem er alle Schleichwege der Seele belauscht, alle Hemmungen aufdeckt, hinter die sich das Unterbewußtsein des Menschen verschanzt. In leicht hingeplaudertem Ton nimmt er Stellung zu allen modernen psychologischen Anschauungen. Das Buch ist etwas zu breit angelegt, störend wirkt die Neigung des Verfassers, eigene Gedichte oder, sagen wir, Reimgefüge in den Zusammenhang einzuschmuggeln; sie könnten ohne Schaden ganz gut wegbleiben.

*

Und nun zum Schluß ein paar verweilende Worte über und — für C. F. Ramuz. Die Schweiz erkennt in ihm eine ihrer stärksten schöpferischen

Kräfte und hat ihm erst kürzlich als Ausdruck ihrer Gesinnung den heimatlichen Schillerpreis verliehen. Die in drei Bänden vorliegende, unter Mitwirkung des Dichters selbst besorgte deutsche Uebertragung von Ferdinand Baur erwirbt sich das Verdienst, diesen Dichter zum ersten Male auch dem deutschen Leser bekannt zu machen. Der Uebersetzer stellt eine Einführung voran, die mit verständnisvoller Liebe das Bild dieses waadtländischen Künstlers zeichnet. Gleich dem Helden eines seiner früheren Romane (so erfährt man aus dieser Einleitung) hat sich Ramuz in einer offen zutage liegenden Entwicklung aus dem abgeschliffenen Großstadtleben zu den kernhaften Gestalten des tiefen und breiten Volkstums heimgefunden. Er wird in erster Reihe zu einem Bauernschilderer von packender Wahrhaftigkeit, von einer knorrigen Plastik, deren Wesen innigste Verwandtschaft zeigt mit dem, was Ferdinand Hodler mit den Mitteln seiner Kunst zum Ausdruck zu bringen wußte. Diese Sprachwirkung in ihrer granitenen Einfachheit ist es, was zunächst auffällt und in Baurs ausgezeichneter Uebertragung auch tatsächlich mit vollendeter Feinspürigkeit nachgeschaffen ist. Mit Recht aber betont der Verdeutscher, daß das Wesentlichste an Ramuz der seelische Gehalt ist, für den die sprachliche Eigenprägung nur die kongeniale äußere Form darstellt. In den kleinen Novellen sowohl, die den ersten Band neben einigen Gedichten füllen, als in den beiden Romanen „Das Regiment des Bösen" und „Es geschehen Zeichen" ist die Quelle der schöpferischen Auswirkung ein religiöses Empfinden von leidenschaftlicher Innigkeit. Es steht über den festumzirkten Bekenntnissen und vermag darum das katholische Wallis in ebenso zwingender Bildhaftigkeit zu versinnlichen, wie das protestantische Waadtland. Glauben und Aberglauben, verzückte Vision und mystische Inbrunst sind in Farbe und Form mit so drängender Kraft in das Reich heutiger Wirklichkeit hineingepflanzt, daß man, um beim Malervergleich zu bleiben, über Hodler hinaus an die ergreifenden Holzschnittwirkungen der mittelalterlichen Passionalen denken muß. Wie von selbst hebt sich, beflügelt vom Inhalt, seine Prosa empor zu rhythmisch beschwingter Sprache; gerade in dieser Hinsicht erweist sich der deutsche Vermittler als ein Nachdichter von hohem Rang, der namentlich in der Nachschaffung der Ramuzschen Landschaftsbilder seinem eigenwilligen Vorbild auch nicht das Geringste schuldig bleibt. Angesichts der starken Wirkung, die von den drei (übrigens mit erlesenem Geschmack ausgestatteten) Bänden ausgeht, möchte man hoffen, daß es sich nur um eine erste Abschlagszahlung handelt: man wird begierig, auch das übrige schon ziemlich umfängliche Lebenswerk dieses Welschschweizers vor einer weiteren Oeffentlichkeit ausgebreitet zu sehen.

Bernhard Arne.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 24. Juni 1922

Nummer 24

Das erste Gespräch des Prinzen Wilhelm über ein Ende der Kanzlerschaft Bismarcks.

Von Paul Haake.

Noch lebt, 88½ Jahre alt, einer der Getreuesten der Getreuen des Fürsten Bismarck, der ehemalige preußische Finanzminister Adolf von Scholz, der im Sommer 1890 bald nach der Entlassung des Kanzlers wegen eines Augenleidens auch seinen Abschied nahm. Er hat im vergangenen Winter auf Drängen seines Sohnes seine Erlebnisse und Gespräche mit Bismarck zu Papier gebracht. Das ungemein anziehende Buch ist vor kurzem im Cottaschen Verlage erschienen. Eine der fesselndsten Unterredungen, über die es berichtet, ist die mit dem Prinzen Wilhelm über einen Abschluß der amtlichen Tätigkeit Bismarcks gegen Ausgang des Jahres 1887.

Am 17. Oktober 1887 besuchte Scholz den Fürsten in Friedrichsruh. Das Gespräch kam auf die Möglichkeit eines baldigen Todes Wilhelms I. und und des Kronprinzen. Man war sich einig, daß der Enkel des Kaisers, der dann zur Regierung berufen sein würde, nicht ohne beste Vorbereitung bleiben dürfe; er müsse mindestens noch durch eine mehrmonatliche Mitarbeit im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten für diese und dann im Finanzministerium an der Hand des Etats für das Innere vorbereitet werden. Scholz sagt: „So geschah's auch, und gegen den Herbst des Jahres nahm Prinz Wilhelm nach beendeter Mitarbeit im auswärtigen Ministerium die ihm noch obliegende im Finanzministerium auf. Es wurde ihm da nach den näheren Angaben seines Adjutanten ein passendes Zimmer eingerichtet und Art und Weise seiner Mitarbeit nach Zeit und Mitteln mit ihm selbst vereinbart. Demgemäß kam er in der Woche mehrere Male von Potsdam, wo er noch weiter als aktiver Offizier im Gardehusarenregiment Dienst tat, nach Berlin und beehrte nun das Finanzministerium, teilnehmend an den Sitzungen und an Arbeiten einzelner Räte, alles nach sorgfältiger Beratung und Vereinbarung, so daß die Aufgabe, wie mir schien, nach beiden Seiten eine liebe und willkommene war."

Nur ein peinliches Ereignis aus dieser Zeit ist Herrn von Scholz im Gedächtnis haften geblieben; er berichtet darüber folgendes:

„An einem Vormittage, wo der Prinz zu erwarten war, brachte mir der sehr ruhige und achtbare Bureauchef mit neuen Eingängen zugleich die Meldung, daß ein eben aus der Wilhelmstraße zurückgekehrter Bote ihm berichtet habe, Fürst Bismarck sei gestorben. Ich erschrak gar nicht, weil ich es gar nicht glaubte, befahl aber doch, daß ein ganz zuverlässiger verständiger Mann hingeschickt werde, um ganz sichere Auskunft zu erhalten.

Ehe der Bote zurückkam, traf der Prinz, von Potsdam zu Pferde kommend, ein und hörte natürlich von mir dasselbe, was ich gehört hatte, mit demselben Unglauben und dem Hinzufügen, daß er eben vom Potsdamer Tor her an dem Hause des Reichskanzlers vorbeigeritten sei und niemanden dort stehen gesehen, geschweige einen Auflauf getroffen habe, der doch gewiß nicht gefehlt hätte, hätte das Gerücht irgendeinen Grund gehabt; es handle sich also wohl nur um eine Dummheit oder Böswilligkeit. Soweit waren wir also ganz miteinander einverstanden; als ich aber dem Ausdruck meiner Freude hierüber noch einige Worte hinzufügte, die zu sagen wären, wenn die Meldung Wahrheit gewesen wäre, erwiderte der Prinz, daß er das Ereignis nicht so schlimm beurteilt haben würde, wie anscheinend ich — kein Mensch sei unersetzlich, auch Fürst Bismarck nicht; es gebe doch noch andere ausgezeichnete Männer, die ihn zu ersetzen wohl imstande sein würden, z. B. v. Boettticher. Ich gab hierauf Vortrefflichkeit und große Begabung meines lieben Freundes und Kollegen dem Prinzen unbedingt zu, verneinte jedoch ebenso bestimmt, daß er deshalb schon mit Bismarck auf eine Stufe zu stellen wäre; die Aufgaben, die Bismarck in schweren Zeiten auf sich genommen und glänzend erfüllt habe, würde Herr v. Boettticher schwerlich auf sich genommen und erfüllt haben; Leitung und Ueberwachung des Ganzen, wie der Fürst sie mit sicherem Blick und fester Hand als ein Großer geleistet habe, wäre nicht Boettichers Sache gewesen. „Ja", antwortete der Prinz, „das glaube ich auch; aber das käme ihm auch gar nicht zu; das ist eben Sache des Monarchen". Ich erstaunte über diese von dem jungen Prinzen so sicher und als selbstverständlich geäußerten Worte und beendete das Gespräch mit dem lächelnden Zugeständnis: „Ja, wenn Eure Kgl. Hoheit davon ausgehen, dann allerdings — — —?" Herr v. Scholz bemerkt: „Es erschien mir sogleich als ein bedenkliches Omen für die einst kommende Zeit" und fährt nach einer kurzen Glossierung fort: „Auf das weitere Verhältnis des so liebenswürdigen und reich begabten Prinzen mit mir hat dieses Ereignis zunächst natürlich nicht den geringsten Einfluß gehabt und hat so auch auf ein schönes Diner, zu dem ich am 22. Oktober 1887 zur Feier des Geburtstages Ihrer Kgl. Hoheit der Frau Prinzessin Wilhelm nach dem Marmorpalais in Potsdam geladen wurde, keinen Schatten geworfen." Darnach müßte also das „peinliche" Ereignis zwischen dem 17. und dem 22. Oktober stattgefunden haben; denn am 17. d. M. hatte Scholz mit Bismarck über die Einführung des mutmaßlichen Thronerben in die Regierungsgeschäfte gesprochen.

Wem steigen da nicht von vornherein starke Bedenken auf? Eine mehrmonatliche Beschäftigung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten sollte vorangehen, dann erst die Einführung in den Etat folgen, und schon fünf Tage nach dem Gespräch in Friedrichsruh soll der

Minister v. Scholz Gast des Prinzen Wilhelm gewesen sein und mit ihm inzwischen eine peinliche Unterhaltung gehabt haben während seiner Mitarbeit im Finanzministerium? Das ist unmöglich. Hier muß das Gedächtnis der 88 Jahre alten Exzellenz versagt haben. Das Gerücht von Bismarcks Ableben, das den Anlaß zu dem Gespräch mit dem Prinzen gab, muß in eine spätere Zeit fallen. Nun sind 1920 aus den Tagebüchern des am 10. September 1914 gestorbenen preußischen Landwirtschaftsministers Freiherrn Lucius v. Ballhausen „Bismarck-Erinnerungen" zusammengestellt und veröffentlicht worden; in ihnen heißt es zum 31. Dezember 1887: „Prinz Wilhelm hat gegen Finanzminister Scholz geäußert: den Fürsten Bismarck brauche man natürlich noch einige Jahre sehr dringend, später würden seine Funktionen geteilt werden, und der Monarch selbst müsse mehr davon übernehmen, worauf Scholz erwiderte: man werde den Fürsten noch recht lange brauchen und ihn nie ganz ersetzen können."

Hat diese Unterredung erst am 30. oder 31. Dezember stattgefunden oder schon etwas früher? Können sich die Angaben der beiden Minister auf ein und dasselbe Gespräch des Herrn v. Scholz mit dem Prinzen Wilhelm beziehen oder auf zwei ähnlichen Charakters? Das erstere ist doch wohl das Wahrscheinlichere. Mit der Ausarbeitung einer Broschüre „Bismarcks Sturz" beschäftigt, fragte ich rasch entschlossen bei Exzellenz v. Scholz an; die vom 24. Mai 1922 datierte Antwort lautete: „Euer Hochwohlgeboren bedauere ich die im Briefe vom 22. d. M. geäußerten Wünsche nicht erfüllen zu können. Von meinen Büchern und Akten entfernt, wäre ich natürlich ganz außerstande, solchen Finessen, wie die Ihnen erwünschten, nachzugehen; aber auch mit jenen würde ich schwerlich das sagen können, was Sie lesen wollen. Nur das kann ich aus meinem alten Gedächtnis heraus Ihnen schreiben, daß die in bezug genommenen Lucius'schen Mitteilungen über meine Unterhaltungen mit dem Prinzen nicht von mir herrühren und meines Erinnerns auch nicht zutreffend waren; zu irgend einer Polemik darüber hätte ich und habe ich keine Lust. In der Hoffnung, daß Sie meine kurze Antwort mir nicht übel nehmen werden, grüße ich Euer Hochwohlgeboren ergebenster v. Scholz."

Seine Exzellenz versagte, — so mußte ich andere Wege einschlagen, um mehr Klarheit zu gewinnen. Zunächst ging ich ins Finanzministerium. Herr Bureaudirektor Geheimrat Söhnel hatte die Güte, die Akten über die Tätigkeit des Prinzen Wilhelm daselbst im Jahre 1887 heraussuchen zu lassen. Aus ihnen geht hervor, daß Kaiser Wilhelm I. am 21. November den Arbeitsplan für die Beschäftigung seines Enkels im Finanzministerium gebilligt und genehmigt hat. Drei Tage später fragte dann Herr v. Scholz beim Prinzen Wilhelm an, wann man ihn zum ersten Male im Ministerium zu erwarten habe. Am 25. November hat der Thronerbe sich darüber geäußert. Die „Vossische Zeitung" schrieb am 26. November in ihrer Abendausgabe: „Prinz Wilhelm stattete gestern im Auswärtigen Amte und später auch noch im Finanzministerium längere Besuche ab, geleitete gegen 6 Uhr die Prinzessin von Holstein, Schwester seiner Gemahlin, nach dem Anhaltischen Bahnhof und kehrte hierauf wieder nach Potsdam zurück.

Der 26. November war ein Sonnabend; vor dem 28. wird der Prinz im Finanzministerium gewiß nicht zu arbeiten begonnen haben; die „peinliche" Unterredung hat noch später stattgefunden. Ich sah nun die „Vossische

Zeitung" daraufhin durch; in ihr ist in der Morgenausgabe des 29. November zu lesen: „Gerüchte über einen ungünstigen Gesundheitszustand des Fürsten Bismarck, die gestern verbreitet waren, entbehren, wie offiziös mitgeteilt wird, jeder Begründung", aber erst die Abendnummer des 30. November vermerkt: „Prinz Wilhelm verweilte gestern längere Zeit im Finanzministerium"; also an diesem Tage hat er, wie es scheint, seine Tätigkeit dort aufgenommen. Am Abend des 12. Dezember 1887, eines Montags, schrieb die „Vossische Zeitung": „Nach zuverlässigen Nachrichten" — so meldet das WTB. vom Sonntag — „wurde der Reichskanzler gestern von einem Unwohlsein befallen. Dasselbe ist zwar nach kurzer Zeit gehoben, doch ist nach Anordnung des Arztes Ruhe und tunlichste Enthaltung von den Geschäften geboten." . . „Wenn ein hiesiges Blatt das am Sonnabend eingetretene Unwohlsein als einen leichten Schlaganfall bezeichnet, so fehlt es dafür noch an anderweitiger Bestätigung. Bei Schluß der Redaktion meldet uns ein Drahtbericht des WTB. aus Hamburg: „Das bereits gehobene Unwohlsein des Reichskanzlers bestand in Darmkolik; es bedarf nur noch der Diät und der Ruhe." Die Abendausgabe des 13. Dezember berichtete: „Alle Nachrichten aus Friedrichsruh lauten übereinstimmend dahin, daß der körperliche Unfall, der den Reichskanzler am Sonnabend (10. Dezember) betroffen, überwunden ist. Allerdings soll das Unwohlsein neben kolikartigen Erscheinungen nach einer direkten Nachricht des „Hamburger Korrespondenten" auch in einem Schwindelanfall bestanden haben, doch machte der Reichskanzler am Nachmittag desselben Tages schon wieder einen Spaziergang im Park." Weitere Nachrichten über ein Unwohlsein des Fürsten habe ich für den Dezember 1887 nicht gefunden; es ist also wohl so gut wie sicher, daß die Darmkolik am 10. Dezember den Anlaß zu dem in Berlin umlaufenden Gerücht von seinem Ableben und zu dem „peinlichen" Gespräch gegeben hat, das Exzellenz v. Scholz uns kürzlich mitteilte. Es ist ferner sehr wahrscheinlich, daß Lucius v. Ballhausen dieses meinte, als er am 31. Dezember die angeführte Notiz in sein Tagebuch eintrug; damit läßt sich die briefliche Aeußerung des Herrn Ministers a. D. v. Scholz sehr wohl vereinigen, „daß die in bezug genommenen Luciusschen Mitteilungen über meine Unterhaltungen mit dem Prinzen nicht von mir herrührten und meines Erinnerns auch nicht zutreffend waren."

Ist diese Feststellung nun nicht recht belanglos? Doch wohl nicht ganz!

In meiner soeben im Weidmannschen Verlage erschienenen Schrift „Bismarcks Sturz" glaube ich auf Grund der großen Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes, den Beweis geführt zu haben, daß es im Dezember 1887 nicht nur wegen der Teilnahme des Prinzen Wilhelm an der Waldersee-Stöcker-Versammlung, sondern auch wegen der österreichisch-russischen Kriegsgefahr zu einer starken Verstimmung zwischen dem Thronfolger und dem Kanzler gekommen ist. Prinz Wilhelm ist m. E. mit seiner Forderung des Präventivkrieges sachlich nicht im Recht gewesen, aber er glaubte es doch wenigstens zu sein, und seine Aeußerungen zum Minister v. Scholz sind dann, am 10. Dezember, eher zu verstehen, wenn auch nicht zu billigen. Fielen sie jedoch schon im Oktober, so ließen sie sich aus sachlichen Erwägungen heraus nicht herleiten; dann müßten sie schlechthin der Ausdruck des persönlichen Wunsches sein, selbst das

Steuer zu ergreifen; dann läge klar am Tage: Prinz Wilhelm wollte Bismarck beseitigen, um allein zu entscheiden. So deutet sie Herr v. Scholz; er schreibt: „Die Zeit hat das doch wohl als richtig erwiesen, was ich gefürchtet habe seit jenem Tage, seit jenem Gespräch! Es war mir auch nicht zweifelhaft, daß der Prinz in dieser Richtung bereits unselig beeinflußt war; von wem? Auch das erschien mir nicht sehr zweifelhaft — nur ganz gewiß nicht von seinem Großvater! Der war und blieb bis zum Tode ein treuer deutscher Herr seines treuen deutschen Dieners! Wie sie auch manchmal miteinander kämpfen mußten um entgegengesetzte Meinungen — nie aus Ehrgeiz!" Exzellenz v. Scholz spielt hier wahrscheinlich auf den unheilvollen Einfluß des Grafen Waldersee auf den Prinzen an; es ist nicht ausgeschlossen, daß Waldersee ihn schon vor dem Dezember 1887 gegen den Kanzler aufgehetzt und zu ihm gesagt hat, mit einem Bismarck an der Seite wäre Friedrich der Große niemals Friedrich der Große geworden, — „das Persönliche hat", wie Geheimrat Marcks es einmal ausdrückte, „möglicherweise überhaupt den Ausgangspunkt, sicher den Endpunkt der Krise gebildet" —, aber den Beweis, daß Prinz Wilhelm den Schöpfer des Deutschen Reiches nur aus persönlichem Ehrgeiz beseitigen wollte, hat Exzellenz v. Scholz noch nicht erbringen können, denn die peinlichen Aeußerungen wurden in einer Zeit getan, als Prinz Wilhelm neben Oesterreich auch das Deutsche Reich durch die russischea Rüstungen aufs schwerste gefährdet glaubte. Daß ein zwingender Beweis einmal erbracht werden wird, liegt m. E. nicht außer dem Bereich der Möglichkeit; von der im Herbst zu erwartenden Publikation des Nachlasses des Grafen Waldersee werden wir ihn freilich wohl kaum erhoffen dürfen.

E. T. A. Hoffmann als Kammergerichtsrat.*)

Zum 100. Todestage.

Von Dr. A. Petzold.

Ernst Theodor Wilhelm (Amadeus) Hoffmann wurde am 24. Januar 1776 in Königsberg geboren. Aus einer Juristenfamilie stammend, studierte er dort seit 1792 die Rechte und wurde im Jahre 1795 Auskultator. Im folgenden Jahre, nach dem Tode seiner Mutter, ging er nach Glogau zu seinem Onkel Dörffer. Als dieser 1798 als Obertribunalsrat nach Berlin versetzt wurde, folgte er ihm. Im Juni 1798 trat er als Kammergerichtsreferendar in den Vorbereitungsdienst. Durch seinen Jugendfreund, den später durch den Aufruf „An Mein Volk" bekannt gewordenen Theodor v. Hippel wurde er dem damaligen Chefpräsidenten Frhrn. v. Schleinitz, dem Onkel v. Hippels, bestens empfohlen. Für die geistvollen Präsidenten Schleinitz und Kircheisen zeigte er begeistertes Ver-

*) Unter Benutzung von Holtze, Geschichte des Kammergerichts, und Akten des Geh. Staatsarchivs in Berlin, insbesondere Rep. 77, XVII Gen. Bd. I und II.

ständnis. Diesem, dem späteren Justizminister, der die Vorbereitung der Referendare zu leiten hatte, machte er sich durch seinen Fleiß — er beschwerte sich einmal über zu wenig Arbeit — und durch die ihm eigentümliche scharfe Auffassungsgabe angenehm bemerkbar. Im März 1800 bestand er die große Staatsprüfung mit Auszeichnung. Als Assessor mit vollem Stimmrecht kam er an die Regierung in Posen. Ueber seine weitere Tätigkeit hier, in Plock und Warschau und über sein abenteuerliches Leben als Musiker, Kapellmeister, Theaterdirektor, Kritiker, Maler usw. in Bamberg, Leipzig und Dresden müssen wir hinweggehen. Trotz aller Erschwerungen des Daseins war er ein gefeierter, weit bekannter Schriftsteller geworden und er selbst und viele seiner ehemaligen Vorgesetzten und Amtsgenossen waren daher der Meinung, daß er für den Juristenberuf, dem er so lange entfremdet war, verdorben sei. Hoffmann hätte deshalb am liebsten einen gut bezahlten Ruheposten als Registrator im Justizministerium gewählt, auf eine Versetzung an das Kammergericht rechnete er nicht, da er fürchtete, am Oberlandesgericht in Posen untergebracht zu werden. Am 1. November 1814 schrieb er an v. Hippel: „Mein lebhafter Wunsch ist nun zwar, in Berlin zu bleiben. das Schicksal eines Kammergerichtsrats ist indessen wohl nicht beneidenswert. Den v. Kircheisen deshalb angehen mag ich nicht, denn außerdem, daß er es für eine ganz besondere nur durch blitzendes Justizbrillantfeuer zu erlangende Auszeichnung hält, bei dem Justiz-Garde-Normal-Bataillon angestellt zu werden, so würde er auch glauben, es sey mir nur darum zu thun, recht fleißig in die Comödie zu gehen usw. Davon, daß dem Freunde der Kunst, ich kann wohl in gerechtem Bezug auf mich sagen, dem Künstler, das Leben unter Freunden der Kunst, unter Künstlern, in besonderem Wohlbehagen manches leicht tragen läßt, dem er sonst unterliegt, davon hat er wohl keine Idee . . ." Aber der feinsinnige Kircheisen hatte doch diese Idee. H. wurde bis zum 1. März 1816 im Bureau des Justizministeriums beschäftigt und trat dann mit seinem früheren Dienstalter als Rat beim Kammergericht ein.

Das Jahr 1815 bildete einen besonderen Markstein in der Geschichte des Kammergerichts. Dieses war bis dahin immer ein Vorkämpfer für den Rechtsstaat, indem es oft genug gegen Polizeiwillkür den Rechtsstandpunkt ohne Scheu vertrat. Von allen Obergerichten verfocht es am kräftigsten die Rechte der von der Polizei Verfolgten und die Rechtsbeständigkeit seiner Urteile, unbekümmert um die mit diesem Kampfe verbundene Gefahr. Es kämpfte für die Grundsätze über die persönliche Freiheit schon lange vor ihrer verfassungsmäßigen Festlegung. Es trat dafür ein, daß ein richterlicher Beamter nicht ohne Urteil entlassen werden dürfe, im Gegensatze zu der Regierung, die in den Kammergerichtsräten lediglich Diener des jeweiligen Monarchen sah, die dieser ebenso, wie Kammerherren, Leibärzte usw. beliebig entlassen könne, eine Auffassung, welche auch in der durch Reglement vom 22 Februar 1804 angeordneten Ziviluniform für die königlichen Beamten zum Ausdruck kam, die übrigens H. mit Vorliebe getragen und in der er wie ein italienischer Oberst ausgesehen haben soll.

Eine eigentliche Strafgerichtsbarkeit hatte das Kammergericht als solches bis in das 18. Jahrhundert nie gehabt. Erst um das Jahr 1740 herum, infolge der Verschmelzung des Kriegs-, Hof- und Kriminalgerichts mit dem Kammergericht erhielt es eine ihm bis dahin fast völlig fremde, seiner geschichtlichen Entwickelung widersprechende Tätigkeit; es wurde ein dritter

Senat für Strafsachen eingerichtet, dessen Zuständigkeit aber nicht weiter ging als die eines Untergerichts. Im Jahre 1815 wurde das Kammergericht Obergericht für Berlin und den Regierungsbezirk Potsdam. Auf Grund der beiden Kabinettsbefehle vom 17. und 30. September 1819 wurde ein Untersuchungsgericht begründet für alle Untertanen, gegen die der Verdacht entstanden war, daß sie sich der Teilnahme an hochverräterischen Umtrieben schuldig gemacht hätten, und zwar für den ganzen preußischen Staat. Das war die Immediat-Untersuchungs-Kommission zu Berlin. Präsident war v. Trützschler, Beisitzer waren die Kammergerichtsräte Sydow und Hoffmann, die Kammergerichtsassessoren v. Gerlach und Kuhlmeyer, der Regierungsrat Tschoppe und der Polizeirat Kayser. Ihre vorgesetzte Behörde war die bekannte Ministerial-Kommission. Die Immediat-Untersuchungs-Kommission bildete nach dem Austritte der beiden letzten Mitglieder eine rein richterliche Behörde. Während die Stellung des Kammergerichts in Zivilsachen immer unbedeutender geworden war, da die Ausbildung des Rechts dem Obertribunal oblag, hatte sie sich in Strafsachen immer mehr erhöht. Der Kriminalsenat hatte Gutachten zu erstatten, ob ein königliches Bestätigungsrecht neben Urteilen von Geschworenen (in der Rheinprovinz) bestehen könne, und sie bezogen sich auf den ganzen Staat. Eine gesteigerte politische Bedeutung gewannen diese Gutachten, als infolge des Wartburgfestes und der Ermordung Kotzebues durch Sand die Demagogenverfolgungen begannen.

Hoffmann war in Strafsachen tätig und gehörte im letzten Jahre vor seinem Tode dem Ober-Appellationssenate an. Er hat in dieser Tätigkeit voll seine Pflicht getan. Leider ist das meiste von dem, was er in dieser Stellung geleistet hat, bei der Vernichtung der Akten verloren gegangen. Immerhin können wir uns aus Briefen, Berichten und Vermerken (in den Akten des Geh. Staatsarchivs) ein Bild von ihm als Richter machen. Trützschler v. Falkenstein, der Präsident des Instruktionssenats, hatte ein scharfes Auge auf den immerhin eigenartigen Kammergerichtsrat, der es liebte, in den Sitzungen, hinter Aktenbergen versteckt, Bilder in die Akten zu malen, namentlich fratzige Teufelchen, aus Tintenfässern hervorkriechend. Er ähnelte insofern dem späteren Kammergerichtsrat Wichert, der aber frei und offen, zur schärferen Sammlung seiner Gedanken auf den für Vermerke zur Verfügung gestellten Bogen italienische Landschaften von entzückender Schönheit zeichnete. Trotz alledem gab er sich keine Blöße, ja er war bald imstande, den Vorsitz zu übernehmen, als zufällig die älteren Amtsgenossen erkrankt oder beurlaubt waren. Eifriger Fleiß, Gewissenhaftigkeit und ein warmes Herz zeichneten ihn aus. In Hoffmann ist der Jurist von dem Menschen und Dichter nicht zu trennen. Wunderbar war es, wie er sich nach der langen Pause wieder einarbeitete. Sein Erleben kam ihm in seiner strafrichterlichen Tätigkeit zugute, für die er wie geschaffen war. Er war nicht bloß ein tüchtiger, sondern ein bedeutender Jurist. Jener mag lediglich mit Scharfsinn auskommen, zu diesem gehört aber die persönliche Note, das Eigenwesen, das in Hoffmann so lebhaft anklang. Ein Jurist, der nicht mehr ist denn bloß ein Jurist, ist ein arm Ding. Ein großer Jurist ist nur, wer als feiner Kenner und Künder der menschlichen Seele mit dem gesamten Geistesleben der Mitwelt Fühlung zu halten geeignet ist. Das war bei Hoffmann der Fall. Er verstand es, den Beschuldigten

volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, unbekümmert darum, ob dies den mächtigen Verfolgern, dem Fürsten Wittgenstein, dem auf dem Wartburgfeste mitgenommenen Geheimen Rate v. Kamptz und ihren berüchtigten Einbläsern Tzschoppe, Janke und noch minderwertigeren, angenehm war oder nicht.

Unter den nach jenem Feste am meisten Verdächtigen befand sich auch der Turnvater Jahn. Am 14. Juli 1819 wurde er wegen Hochverrats verhaftet. Das Fehlen greifbarer Tatsachen bewirkte endlose Untersuchungen und die Verdächtigen saßen in Untersuchungshaft, bis man die fehlende Straftat finden sollte. Da erhob das Kammergericht seine Stimme. Es erkannte sehr wohl, wie es um die angebliche Verschwörung bestellt war, daß weder die Burschenschaft noch die Turner eine gefährliche Bedeutung hätten, forderte vom Justizminister die weitere Untersuchung und verlangte auf den Bescheid, die Sache sei noch nicht zur richterlichen Untersuchung gediehen, daß Jahn in diesem Falle nicht wie ein Verbrecher in eine Festung gesperrt werde, daß aber, wenn mehr ermittelt sei, ihm die weitere Untersuchung zugewiesen werde, widrigenfalls es sich mit einer Beschwerde an den König wenden werde. Auf dieses Schriftstück schrieb Kamptz mit Rotstift: „franz. Parlament!!" Der König gab dem Kammergericht sein Mißfallen darüber zu erkennen, daß es sich bei der Belehrung des Justizministers, wonach es sich fernerhin in den ihm gezogenen Grenzen zu halten, nicht beruhigt habe. Hoffmann führte die Untersuchung gegen Jahn. Der nach umfangreicher Beweiserhebung erstattete Bericht der Kommission stammte aus seiner Feder. Bei strengster Sachlichkeit ließ er doch die feine Ironie des geistvollen Dichters überall durchblicken. Er schloß mit dem Antrage, Jahn, gegen den gar nichts erwiesen sei, aus dem Gefängnis (der Hausvogtei) zu entlassen. Hoffmann hatte nichts für die Persönlichkeit Jahns übrig. Ihm, dem vornehmen Kammergerichtsrat, war Jahn eine komische und unverstandene Erscheinung, wie er überhaupt gegen Turnerei, altdeutsche Tracht und dergl. eine Abneigung zeigte, ihm lag Jahns „Bierrednerei" nicht, er wollte ihm aber doch „das allgemeine Recht auf Geschmacklosigkeit" nicht verkümmern. Er verband mit nationalem Empfinden und einer großen Abneigung gegen umstürzlerische Wirrköpfe die völlige Beobachtung des Gesetzes mit dem tiefsten Gehorsam gegen den Geist des Rechts. Am 15. Juli war auf v. Kamptzens Veranlassung in den Berliner Zeitungen die Mitteilung erschienen, daß Jahn verhaftet worden sei, weil die bei ihm beschlagnahmten Papiere ergeben hätten, daß er hochverräterische Handlungen begonnen, namentlich den Meuchelmord von Staatsbeamten vorbereitet habe. Wegen dieser Veröffentlichung verlangte Jahn v. Kamptzens Bestrafung. Die Untersuchung wurde auf Hoffmanns Vortrag auch eingeleitet, auf Anordnung des Justizministers v. Kircheisen aber eingestellt. Jahn wurde übrigens erst auf einen unmittelbar an den König gerichteten Antrag entlassen.

Hoffmann führte auch die Untersuchung gegen den Dr. Ludwig Rödiger und andere, namentlich aber gegen den wegen Teilnahme an verbotenen Verbindungen verhafteten rheinischen Juristen v. Mühlenfels, den Vater des am 17. Juli 1918 im Alter von 74 Jahren verstorbenen, um die Pflege, Fortbildung und Reinigung der deutschen Sprache hochverdienten Eisenbahndirektionspräsidenten Otto v. Mühlenfels in Berlin.

In seinen Briefen ließ er sich oft von der tiefen Erbitterung hinreißen, die sein unglückliches Schicksal nur zu verzeihlich machte. H. hatte die Briefe zum Zeichen der Zulässigkeit ihrer Weiterbeförderung mit seinem Sichtvermerk zu versehen und zeigte auch dabei die Großzügigkeit des feinen Seelenkenners. H. war auch der Verfasser der Beschlüsse, durch die die Immediat-Untersuchungs-Kommission gegen v. Mühlenfels, Rödiger, Adolf Follenius u. a. auf Kriminaluntersuchung erkannt hatte, und Schuckmann sagte von diesen Beschlüssen, sie dürften es nicht scheuen, der Welt im Druck vorgelegt zu werden, und man sehe es ihnen an, daß ihr Verfasser geübt sei, mit dem Publikum zu sprechen. Auf die Reibereien mit der Immediat-Untersuchungs-Kommission infolge dieser Beschlüsse und die Standhaftigkeit der Mitglieder kann hier nicht weiter eingegangen werden. H. vertrat dabei die Ansicht, daß im Volke Sinn für die zu erhaltende Ordnung herrsche, der Geist sich aber nicht unterdrücken lasse, sondern wie eine gewaltsam zusammengedrückte Spiralfeder bald mit neuer Kraft emporspringe.

Leider vermochte es H. nicht über sich, die ganze Fülle des Komischen, die mit dem Tragischen jener Demagogenprozesse untrennbar verbunden war, in den Akten begraben sein zu lassen. Keck und munter verspottete er im „Kater Murr" das lustige studentische Treiben, das nun auf einmal als Betätigung demokratischen Umsturzgelüstes angegriffen wurde. Als aber die feine Ironie nicht verstanden wurde, glaubte er deutlicher werden zu müssen. Schon im Herbst 1821 wußte man in Berlin, daß er einen vernichtenden Schlag gegen die „Demagogen-Riecher" führen werde. Er tat das auch, indem er ganz grundlos und durch die Fabel seiner Erzählung gar nicht dazu veranlaßt in das harmlose Blumenmärchen „Meister Floh" manches einflocht, was ihm aus dem Verfahren gegen Mühlenfels bekannt geworden war und namentlich Herrn v. Kamptz unter der Maske eines Geheimen Hofrats Knarrpanti als streberischen, gewissenlosen und zugleich beschränkten Verfolger ganz unschuldiger Personen zeichnete, der dem Angeschuldigten Thyß (Mühlenfels) gegenüber den kürzeren zieht und sich so verächtlich macht, daß „die Leute sich, wenn er vorübergegangen, die Nase zugehalten". Knarrpanti teilt dem Untersuchungsrichter mit, daß es seiner Schlauheit gelungen sei, den Entführer der Prinzessin zu ermitteln. Auf die Entgegnung des Untersuchungsrichters, daß überhaupt niemand entführt worden sei, von der Ermittelung eines Entführers also gar nicht die Rede sein könne, und daß doch eine Tat begangen sein müsse, wenn es einen Täter geben solle, erwidert er, wenn erst der Verbrecher ausgemittelt sei, finde sich das begangene Verbrechen von selbst; nur ein oberflächlicher, leichtsinniger Richter sei, wenn auch selbst die Hauptanklage wegen der Verstocktheit des Angeklagten nicht festzustellen, nicht imstande, dies und das hineinzuinquirieren, welches dem Angeklagten doch irgend einen kleinen Makel anhänge und die Haft rechtfertige. — Die Knarrpanti-Stücke fehlen in allen Gesamtausgaben vor 1908, finden sich dagegen in der Ausgabe von Georg Ellinger, 10. Teil, Seite 190 (1913). — Mochte hier auch manches unmittelbar zum Spott herausfordern, so war es doch eine schwere Entgleisung, wenn H. diese in den Akten verborgenen Lächerlichkeiten an das Tageslicht zerrte und den hochstehenden Beamten lächerlich machen wollte. Dieser wehrte sich kräftig seiner Haut, die Erzählung wurde in Frankfurt a. M. beschlagnahmt, die

Knarrpanti-Stücke mußten gestrichen werden und das Disziplinarverfahren wurde gegen den hier einmal völlig entgleisten Dichter und Richter eingeleitet, nachdem er kurz vorher in den Ober-Arpellationssenat befördert und damit einer Tätigkeit in den Demagogenprozessen entzogen war. Strafrechtlich ging man nicht gegen ihn vor, weil man wohl das Kammergericht nicht für „zuverlässig" hielt. Abgesehen hiervon war seine amtliche Tätigkeit einwandfrei. Wenn das Kammergericht damals im politischen Leben eine Haltung bewahrte, die ihm die wärmste Zuneigung eintrug, und wenn damals Leute aller Parteien die felsenfeste Haltung des Kammergerichts mit dem Ausdruck: „Es gibt noch Richter in Berlin" rühmten, so hatte der Gerichtshof einen Teil dieser Anerkennung nicht nur dem Richter, sondern auch dem Dichter Hoffmann zu danken.

Es war eine gütige Fügung des Schicksals, daß sein Tod eine Bestrafung des Unglücklichen vereitelte, wenn auch zu erwarten stand, daß die Sache mit einem Verweise, der leichtesten Strafart, geendigt haben würde. Wohltuend berührt es, wenn wir sehen, wie sich seine Vorgesetzten Kircheisen und die ihm stehts wohlwollenden Präsidenten Woldermann und v. Trützschler, neben andern Freunden treu bemühten, eine harmlosere Auffassung des Geschehenen herbeizuführen, und der völlig mittellosen Witwe ein recht stattliches (damals nur als Gnade gewährtes) Witwengeld verschafften, das sie in Höhe von 200 Thalern bis zu ihrem Tode bezog.

Am 25. Juni 1822 ist er gestorben. Seine sterblichen Ueberreste ruhen auf dem Kirchhofe vor dem Halleschen Tore. Amtsgenossen und verschiedene Freunde ehrten sein Andenken durch einen schönen Denkstein, der ihn als Richter, Dichter, Tonkünstler und Maler preist. Eine Abbildung bringt der verdienstvolle Hoffmannforscher, Hans v. Müller, in seinem Werke „E. T. A. Hoffmann im persönlichen und schriftlichen Verkehr" als Titelbild des 3. Heftes von Band 2. Der alte Denkstein ist leider seit einiger Zeit entfernt und durch eine unschöne Nachahmung ersetzt.

Drei Männer vom Kammergericht haben im vorigen Jahrhundert eine leitende Stellung im literarischen Berlin eingenommen: Wichert, der Lustspieldichter, als Vorsitzender des Vereins „Berliner Presse" am Schlusse, v. Merckel, (den Namen Immermann führend), als Vizepräsident in dem — neuerdings wieder erwachten — Dichterverein „Tunnel über der Spree" in der Mitte und Hoffmann mit seinen Serapionsbrüdern am Anfange des vergangenen Jahrhunderts.

Alles das bewahrte auch die Amtsgenossen vor Engherzigkeit. Das Kammergericht war Gott sei Dank immer literarisch, das Literarische macht frei (Fontane). Ebenso wurde das Ansehen des Gerichtshofes weit über Deutschlands Grenzen hinaus gehoben, wenn Hoffmann (1816) dem berühmtesten Dichter Dänemarks, Adam Oehlenschläger, in seinem Hause, von den literarischen Größen Berlins umgeben, bei „herrlichem Kardinal" die „Honneurs" der Hauptstadt erwies, wie Wichert als Vorsitzender des Vereins „Berliner Presse" dem großen Norweger Björnson die gleiche Ehre erzeigte.

Das Kammergericht kann stolz darauf sein, daß es in den verschiedensten Zeiten führende Geister auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft zu seinen Mitgliedern zählen dürfte. Die Mitglieder des Kammergerichts haben es verstanden, einen mit ihrer Stellung von jeher ver-

bundenen Ruhm durch wertvolle Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiete zu erhalten und zu erhöhen. Von denen, die sich im neuen Jahrhundert ausgezeichnet haben, darf ein Mann nicht unerwähnt bleiben: Dr. Friedrich Holtze, der Geschichtsschreiber des Kammergerichts.

Mögen die guten Geister und insbesondere der Geist Hoffmanns das Kammergericht nie verlassen! Die alte Ueberlieferung lebt im Kammergericht ungeschmälert fort, anerkannt und getragen durch das Bewußtsein aller seiner Mitglieder, in treueste Pflichterfüllung, wie die Vorfahren, die höchste Ehre zu setzen und sich bei den Gerichtseingesessenen das felsenfeste Vertrauen auf die unerschütterliche Gerechtigkeitsliebe zu bewahren. Und so möge es bleiben immerdar!

Die beiden Amerikas.

Von einem Auslandsdeutschen.

Der Deutsche macht hier in Brasilien, wie in ganz Südamerika, die erfreuliche Erfahrung, daß das Lügengewebe, mit dem die Entente seit 1914 der Welt den Blick auf Deutschland verhangen und das Erkennen deutschen Wesens und deutscher Verhältnisse erschwert oder gar unmöglich gemacht hat, im Laufe der letzten zwei Jahre gründlich zerstört worden ist und da, wo etwa noch Reste davon vorhanden sind, durchschaut zu werden beginnt. Es ist eine deutschfreundliche Literatur entstanden, die sich Beachtung erzwingt. Das im Jahre 1917 erschienene, damals nur von deutsch-brasilianischen Kreisen beachtete ausgezeichnete Werk von Dunshee de Abranches „A Illusae Brasileira" findet jetzt aufmerksame Leser auch unter ententistisch gerichteten Lusobrasilianern, die das wahre Gesicht des Krieges zu erkennen und den Dingen auf den Grund zu gehen suchen; ein anderes sehr beachtenswertes Buch „A Allemanha Saqueada" (Das geplünderte Deutschland) von Marie Pinto Serva, das mit dem Versailler Frieden energisch ins Gericht geht, konnte jetzt in Sao Paulo in zweiter Auflage erscheinen. Der sehr tüchtige und gründliche junge Journalist Assis Chateaubriand tritt in dem angesehenen Tageblatt „Correio da Manha" in Rio allwöchentlich in geschickter und wirkungsvoller Weise für die deutsche Sache ein und deckt geschickt die Zusammenhänge zwischen den deutschen und brasilianischen Interessen auf. Auch Zeitungsorgane, die früher ausgesprochen deutschfeindlich waren, haben umgelernt. Der „Correio de Pove" in Porto Alegre, das größte Blatt Südbrasiliens, das im Kriege an der von der Regierung begünstigten oder zum mindesten geduldeten Deutschenhetze führend beteiligt war, sandte erfreulicher Weise bei der Ankunft des ersten deutschen Berufsdiplomaten in Südbrasilien zu dessen Empfang einen Redakteur, der ihn interviewte und die Erklärung abgab, daß sein Blatt sich in Zukunft aufs tatkräftigste der deutschen Interessen in Rio Grande do Sul und Brasilien annehmen werde. Infolgedessen erlebt man jetzt bei diesem übrigens gut und großzügig geleiteten Blatte das Schauspiel, daß seine redaktionellen Artikel deutschfreundlich gehalten sind, seine Telegrammspalten aber, wie die aller südamerikanischen Blätter, die ja auf die

Berichterstattung der Agenturen der Ententeländer angewiesen sind, noch durchaus Havas- und Associated Preß-Prägung tragen. Für den Ton, in dem die eigenen Artikel dieses noch vor zwei Jahren, wie gesagt, besonders deutschfeindlichen Blattes jetzt gehalten sind, mögen die folgenden Zitate ein Beispiel bilden, die ich verschiedenen Nummern entnehme. Sehr häufig ergibt sich bei Besprechungen der europäischen Wirtschaftslage die Gelegenheit zu einer Kennzeichnung des deutschen Volkes, und da liest man dann, daß wir „eine Nation von ungeheurer Aktivität und Intelligenz seien, die vor allem über eine staunenswerte Energie verfüge", oder daß wir „das geildetste, klügste und praktischste Volk der Erde" seien. Von dem alten Deutschland las ich aus der Feder eines geschätzten Schriftstellers, es habe zwar nach Stärke gestrebt, aber seine Stärke nie zum Nachteil der kleinen Völker angewendet; damit kontrastiere aufs schärfste das jetzige Verhalten der Entente Deutschland gegenüber, das mit harten Worten gegeißelt wird. Ueber die deutsche Diplomatie fällt derselbe Autor ein Urteil, hinter das man vermutlich in Deutschland selbst ein großes Fragezeichen setzen wird: sie sei „wohl die geschickteste auf der ganzen Welt". Worte von sehr weitgehender Deutschfreundlichkeit fand ich auch im „Kodak' der verbreitetsten Zeitschrift des Südens. In einem kleinen Artikel zur Begrüßung des ersten deutschen Konsuls nach dem Kriege wurden die Ententemaßnahmen gegen Deutschland als „Ausflüsse einer Unterdrückungs- und Zerschmetterungspolitik, einer Politik des Hasses und der Selbstsucht" bezeichnet, und es wurde weiter gesagt: „Jetzt weiß ja die Welt so allmählich, wo der Wunsch nach Weltherrschaft rege ist, wo die Barbarei wohnt, wo die Bedrohung der Freiheit der Völker in Wahrheit ihren Ausgang nimmt" (nämlich nicht in Deutschland, sondern bei unseren Feinden). Ueber den deutschen Aufstieg bis 1914 aber finde ich in einem brasilianischen Blatte den Satz „Wir erinnern nur an die großartigen Leistungen, die der deutsche Handel vor dem Kriege in diesem Staate zu verzeichnen hatte, von wo er durch seine klugen und ehrlichen Methoden alle Konkurrenten des Weltmarkts mehr und mehr verdrängte". Die Katastrophe von Oppau endlich veranlaßte einen Sympathieartikel in dem schon genannten „Correio da Pove", der in die rhetorische Frage ausklingt: „Wem wird sich nicht bei diesem Unglück ohnegleichen, das über das schwer ringende, mit heroischen Anstrengungen arbeitende Deutschland hereingebrochen ist, wem wird sich dabei nicht die Vermutung aufdrängen, daß hier ein feindlicher Anschlag im Werke war?"

So viel über Brasilien, dessen zahlreiche deutschstämmige Bevölkerung diesen Umschwung in der Stimmung der lusobrasilianischen Landsleute mit Aufatmen begrüßen darf. Sie trägt durch ihre Arbeitsamkeit und ernste Tüchtigkeit, die ihr überall zu Erfolgen verhilft, dazu bei, die etwa noch hier und dort bestehenden Vorurteile zu zerstören. Um so auffallender wirken hier die gelegentlich aus dem Norden zu uns gelangenden Zeugnisse über die Stimmung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die sich gegen alle Anstürme der Wahrheit und des Gerechtigkeitsgefühls als ein Bollwerk antideutscher Gesinnung zu halten scheinen, obwohl auch in Nordamerika ein sehr starker Prozentsatz Deutschblütiger vorhanden ist, der, wenngleich in einem schnelleren Assimilationsprozeß begriffen als das brasilianische Deutschtum, als Träger einer Aufklärungsarbeit über uns,

den Krieg und seine Ursachen doch eine sehr große Rolle spielen müßte. Es erscheint merkwürdig, daß der Prozeß der Aufklärung dort so langsame Fortschritte macht, daß die sonst nüchtern und klar blickenden Yankees heute noch immer nicht unser wahres Gesicht erkennen. Mir liegen heute ein paar Nachrichten aus Nordamerika vor, deren Inhalt oder Wortlaut ich wiedergeben möchte, weil sie ungemein bezeichnend sind. Nicht, daß sie wesentlich Neues enthüllten; was diese Zeugnisse interessant macht, ist die Person ihrer Absender, die in ihrer Art Sucher nach der Wahrheit, wenn auch vielleicht Sucher mit Scheuklappen, sind; wichtig aber werden sie für uns, weil sie deutliche Hinweise geben, wo die Aufklärungsarbeit über uns und die europäische Geschichte der letzten Jahrzehnte die Hebel anzusetzen hat. Von den beiden Briefschreibern ist der eine, von Geburt Schotte, ein beliebter Versammlungsmann und Volksredner, der weit über den Bannkreis seiner Stadt und seines Staates hinaus bedeutenden Einfluß hat, der andere Universitätsprofessor in Illinois, beide also Intellektuelle, um diesen eigentlich auf nordamerikanische Verhältnisse nicht ganz passenden Ausdruck einmal mit Vorbehalt anzuwenden. Und nun zu den Briefen selbst mit ihrem für uns bitteren aber lehrreichen Inhalt.

Die Korrespondenz, die zuerst nur private Dinge behandelt hatte, gitt ins politische Fahrwasser durch ein paar Bemerkungen des erstgenannten der beiden Herren, der, wenn auch in höflicher Form, heftige Anklagen gegen den Kaiser und die deutschen Regierung formulierte und die deutschen Kriegsgreuel wie eine vor aller Welt klassisch und unwiderlegbar erwiesene Selbstverständlichkeit erwähnte. Ich antwortete darauf (natürlich in engl'scher Sprache) folgendes:

. . . Nun aber muß ich Dir gestehen, daß ich tief betrübt bin über die Art, wie Du Deutschland beurteilst, die einstige Heimat Deiner Frau. Bist Du wirklich so felsenfest davon überzeugt, daß wir die Weltherrschaft an uns reißen wollten und deshalb den Krieg suchten? Dann versichere ich Dir feierlichst, daß Du hier, wie so viele andere auch, dem fürchterlichsten, teuflischsten Irrtum verfallen bist, in den die Welt jemals verstrickt war. Deutschland war wohl die einzige Macht, die durch den Krieg nichts gewinnen, die nur durch Frieden weiter kommen konnte. Wir waren von einer so ahnungslosen Friedlichkeit, daß der Kaiser auf seiner Jacht in Norwegen bei Kriegsausbruch mit knapper Not dem Schicksal entging, von den Engländern gefangen zu werden! So wenig hatte er selbst, so wenig hatte die deutsche Regierung den Krieg für möglich gehalten, der dem ganzen Volke in den ersten Tagen wie ein unglaublicher böser Traum, ein törichter Alpdruck, der sich bald lösen müsse, erschien. Ueberzeuge ich Dich vielleicht dadurch ein wenig, daß ich Dir vertraulich mitteile, wie Herr X. Y. (hier folgte der Name eines sehr hohen englischen Beamten) uns in engstem Kreise ausgeplaudert, jeder vernünftige Mensch in England wisse sehr wohl, daß das Gerede über die deutschen Kriegspläne und des Kaisers Kriegswillen ebenso wie das ganze schlimme Kapitel der deutschen Kriegsgreuel barer Unsinn sei? Dasselbe sagte mir noch kürzlich ein französischer Beamter im Ausland, der bei Kriegsausbruch in Europa war und den Hauptdrahtziehern der Entente sehr nahestand. Du sprichst von einer Abneigung gegen England, die Du bei mir vermutest. Ich kann England nicht hassen, nicht im mindesten, weil ich ein starkes Gefühl für die nahe Blutsverwandtschaft unseres und Eures Stammes habe, aber ich weiß, daß England eine hundeschnäuzig kalte

und berechnende Politik uns gegenüber getrieben hat, die jedes germanische Rassengefühl vermissen ließ, und das legt mir eine gewisse Reserve auf. Es ist höchste Zeit, daß alle Vernünftigen in England und Nordamerika sich endlich einmal freimachen von den törichten Ammenmärchen über deutsche Ränke, mit denen Lord Northcliffe, Rathom und andere bezahlte Intriguanten die Welt gegen ein einziges Volk aufgehetzt haben, diese gewissenlosen Geschichtsfälschungen zum Schaden einer Nation, deren einziger Fehler darin bestand, daß sie in der Welt vorwärts kam und sich, vielleicht, zuweilen etwas zu stolz über dieses Vorwärtskommen erzeigte.

Die Welt wird und muß allmählich herauskommen aus der Verstrickung von Irrtümern, die Wahrheit kommt langsam, aber sicher ans Tageslicht. Die aber, die aktiv am Kriege teilgenommen haben, die französischen, englischen und amerikanischen Soldaten aus den Schützengräben und Batteriestellungen sind als die ersten bereit, anzuerkennen, daß wir nicht die Bluthunde und Menschenpeiniger sind, als die uns feindliche Propaganda skruppellos gemalt hat. Ich könnte hierfür allerlei Beweise anführen — die überzeugendsten gab mir ein schottischer Offizier namens B., mit dem ich in D. verkehrte. Ein ruhig denkender, ernster Mann, einst Kommandant der Feldartillerie einer der englischen Divisionen, die wir im Oktober 1914 in Flandern uns gegenüber hatten, und mit dem ich manches sehr interessante Gespräch über politisch und militärische Dinge hatte.

Es hat mich sehr interessiert, von Deinen großen rednerischen Erfolgen in den Blättern zu lesen, und ich gratuliere Dir zu Deinem Feldzug für einen allgemeinen Frieden. Nur bitte ich Dich, lenke dabei die amerikanischen Gefühle nicht gegen uns, sondern hilf, alte Vorurteile zu verscheuchen. Du kennst nur sehr wenig Deutsche persönlich, vielleicht nur meinen Vater und Bruder und mich. Du weißt, daß wir alle drei deutsche Frontkämpfer waren, und daß ich als der einzige Mann der Familie lebend aus diesem Krieg hervorgegangen bin. Nun gut, sind wir drei — oder nein, ich will lieber die Frage auf die beiden beschränken, die in Flandern und bei Verdun die tötliche Wunde erhielten — sind mein Vater und Bruder solche Barbaren und Mörder? Oder meinst Du, daß sie Ausnahmen von der Regel gewesen seien? Nein, ich kann Dir versichern, daß sie mit all ihrer Gutheit und ernsten, sachlichen Tüchtigkeit typische deutsche Offiziere waren. Und wenn mir heute mehr Zeit zur Verfügung stände, würde ich Dir hundert Beispiele und mehr aus meinem eigenen Kriegserleben erzählen von wahrhaft rührenden Beweisen der warmen, gutherzigen Art deutscher Soldaten in der Behandlung von französischen Frauen und Kindern und Gefangenen, Beweisen für eine Kameradschaft und Schicksalverbundenheit der deutschen Kämpfer bis zum Tode und von einer Hingebebereitschaft, die in ihrer Schlichtheit heroisch war und die Schlacken wie Haß und Grausamkeit nicht kannte. Was aber endlich den armen, unglücklichen Kaiser angeht so suche Dir bitte einmal das Buch „Der König" von Karl Rosner zu verschaffen (Cotta, Stuttgart). Es wird Dir mehr über seine Art zu denken und zu handeln sagen, als ich es heute vermag, vielleicht ist R. so freundlich, es Dir zu übersetzen. Und wenn Du es liest, so vergegenwärtige Dir bitte, daß der Autor durchaus nicht ein kritischer Anbeter des Kaisers und Verteidiger seiner Politik ist.

Ich weiß, daß bei dieser Debatte die Zeit mein Verbündeter ist. Sie mag das weitere tun . . ."

Hier die Antwort des Politikers, frei übertragen mit Milderung der zum Teil sehr starken Ausdrücke. Die Betonung seines schottischen

Clan-Standpunktes hat etwas, das ans Komische grenzt, ist aber gerade sehr bezeichnend:

. . . . „Deutschland ist mit und durch Blut, Religion, intellektuelle Verwandtschaft und Erziehung verbunden; all die Imponderabilien, die eine Nation groß machen, halte ich als geborener Schotte hoch und möchte sie in Gemeinschaft mit den Stammesbrüdern in Deutschland hochhalten können. Das größte Verbrechen des Krieges war, daß Deutsche und Schotten aneinander geraten mußten. Weißt Du Näheres über die religiöse Verknüpfung Schottlands mit Deutschland? Martin Luther ist aufs engste verknüpft mit John Knox, der zwei Jahre in einer noch heute stehenden Kirche in Frankfurt predigte und lehrte. Der Teufel höchstselbst muß von einem Ohr bis zum andern gegrinst haben, als er sah, wie Schotten und Deutsche sich bis aufs Blut bekämpften. Wenn ich daran denke, geht mir der Atem für akademische oder parlamentarische Redeweise aus. Und da verlangst Du von mir, ich solle milde denken über diesen Toren („madman"), den früheren Kaiser und seinen mißratenen Sprößling, den Kronprinzen! Ich bin kein Diplomat, aber ich weiß sehr viel mehr über die Gesinnung des Kaisers und des Kronprinzen, als die meisten Leute hier und in Europa, und brauche mir meine Kenntnis nicht von Rathom oder Northcliffe zu holen. Einer meiner Freunde hier in . . . . war Freund und Genosse des Kronprinzen. Er hat mit ihm gegessen und getrunken, geankelt und Tennis gespielt. Zu diesem meinem Freunde sagte der junge Tunichtgut eines Tages: „Wir müssen den Engländern einen verdammt gutsitzenden Streich versetzen." Der Kaiser und seinesgleichen haben um die höchsten Einsätze gespielt und verloren. Von den Söhnen meines kleinen braven Schottlands liegen zu viele der besten und tapfersten in Frankreich und Flandern, als daß ich dem Verbrecher vergeben könnte, der die Depesche an Ohm Krüger sandte, oder seinem Flegel von Sohn, der England einen „verdammt gutsitzenden Streich" versetzen wollte. Vergiß auch Du diese beiden Ausgestoßenen. .

Ich kenne Lloyd Georges Gesinnung aus der Schilderung von persönlichen Freunden des englischen Premiers, die auch mit mir befreundet sind. Er wollte niemals einen Krieg mit Deutschland. Selbst ein Protestant, wußte er sehr wohl, was Deutschland für den Protestantismus bedeutet. Kein Wunder, daß der sehr sterbliche und menschliche Mann in Rom, den sie „Seine Heiligkeit" nennen, es mit stillem Wohlgefallen sah, wie die beiden größten protestantischen Völker der Erde sich in Stücke rissen für Frankreich, die unbotmäßige Tochter Roms, die den Vertreter der römischen Kurie aus ihrem Hause herausgeworfen hat. . . . . Aber Deutschland ist, trotz allem, immer noch das große protestantische Land auf dem europäischen Kontinent. Die Deutsche Republik wird leben, ich wenigstens glaube, daß wir von dem Kaiser und seinen Spießgesellen nichts mehr zu sehen bekommen werden. . . . Und Deutschland wird nie wieder andere angreifen, zum mindesten nicht in der Weise, wie es diesmal tat. Es soll so fortfahren wie früher, ehe es den Krieg um die Weltmacht begann. Jeder Markt in der ganzen Welt hätte Deutschland gehören können, wenn es nicht in die Sackgasse der Mörderpolitik des Kaisers und seiner Ratgeber geraten wäre. Ich habe einen großen Glauben an Deutschland, aber Deutschland muß berücksichtigen, daß es auch noch andere Völker auf der Landkarte gibt, und das hat es für eine Weile vergessen.

Dein Vater ist für mich einer der besten Vertreter des modernen Deutschland, gut, ehrlich, klug, loyal und gerecht. Aber durch den deutschen Aufstieg war auch Dein Vater, wie so viele bei Euch, in einen Ideenkreis geraten, in dessen Kern

etwa das Axiom stand, daß die Tage der britischen Rasse vorüber seien, daß England dekadent sei und Deutschland Platz machen müsse. Daß Deutschland aus solchen Gedankengängen heraus den Krieg wollte, planmäßig beabsichtigte, daran gibt es für einen nachdenkenden Menschen nicht den Schatten eines Zweifels. Es wollte den Krieg, weil es bestimmt auf den Sieg rechnete und annahm, daß durch seine militärischen Machtmittel der Krieg kurz sein werde. Das wußte Dein gefallener Vater, und Du wußtest es auch und weißt es heute noch. Wenn Deutschland Frankreich und Rußland erobert hätte, wie es Euer Plan war, dann hätten Eure Kriegsgenerale mitsamt Eurem unmöglichen Stinnes und Konsorten einfach wie eine Kombination von lauter Alexanders und Napoleons dagestanden und nach neuen Welten für die nächsten Eroberungskriege ausgeschaut. Dennoch halte ich Deines Vaters Andenken hoch in Ehren. Zum Schluß bedenke dies: die ganze Welt war gegen Euch und ist gegen Euch, und die ganze Welt besteht weder aus lauter Toren noch aus lauter Lügnern. Die Welt weiß, was Deutschland verbrochen hat, und ich weiß es besser als viele. Deutschland soll sich immer erinnern, was es getan hat, dann mögen die anderen seine Vergehen vergessen und werden schneller vergessen. Karl Rosner und seine Schriften sind uns Amerikanern ziemlich vertraut. Seine sykophantische Anbetung des Kaisers ist abstoßend für wahre Männer. Man betrachtet ihn hier als einen schlechten Witz oder als des Kaisers Agenten, in welcher Rolle er den Kaiser zum Esel macht. Armer Kaiser!

Ich könnte noch lange in diesem Text fortfahren, denn das Thema ist mir sehr vertraut. In meinen Reden empfehle ich Deutschland und verdamme es nicht, wenn ich in der Deutschen Evangelischen Kirche hier oder anderwärts zum Sprechen eingeladen werde. Um Dich davon zu überzeugen, will ich Dir nur sagen, daß ich oft stundenlang vor deutschen Männern und Frauen gesprochen habe und dafür sehr gefeiert worden bin. Aber Deutschland ist eine Sache, und der Kaiser, Hindenburg, Ludendorff und die übrigen Bluthunde sind eine andere Sache. Du magst davon Kenntnis nehmen, daß die Amerikaner deutscher Herkunft genau so denken.

Zum Schluß noch dies: Deutschland kann nicht erwarten, bei uns etwas wie Freundschaft oder auch nur Entgegenkommen zu finden. Dennoch wird über kurz oder lang wieder ein modus vivendi zwischen den drei großen Nationen germanischen Blutes gefunden werden müssen. Arbeite Du dafür, wie auch ich dafür arbeite. . . ."

Kommentar überflüssig. Man wird sagen, daß ein Ankämpfen gegen so viel Kurzsichtigkeit von vornherein vergebliches Mühen ist, da einem alle Waffen gegenüber solcher Verblendung entsinken. Und dennoch darf die deutsche Aufklärungsarbeit nicht nachlassen. Mit am lähmendsten und traurigsten wirken m. E. die Worte über die Deutschstämmigen in Amerika, die ein unerfreuliches Schlaglicht auf die Stammesgenossen unterm Sternenbanner werfen. Wenn es dort wirklich so steht, wie der Briefschreiber berichtet, so gestattet das den bitteren Schluß, daß den Deutschblütigen in den Vereinigten Staaten die Begriffe Treue und Gerechtigkeit so ziemlich abhanden gekommen sind. Aber ich kann und will das nicht glauben.

Hier folgte zum Abschluß nur noch eine Karte des Universitätsprofessors, ebenfalls frei übertragen:

„. . . . . Hinsichtlich des Krieges werden unsere Meinungen wohl immer auseinandergehen. Kein Land machte ehrlichere Anstrengungen als Amerika, um

die Wahrheit zu finden. Wir sandten Korrespondenten aus, die sich frei in allen Ländern auf beiden Seiten bewegen durften. Wir erhielten Hunderte und Tausende von prodeutschen Flugschriften und lasen sie. Dennoch ist unser Verdikt gegen die deutsche Regierung ausgefallen. Sie ist und bleibt verurteilt. Ich sende Dir gleichzeitig einige Drucksachen, die unsere Ansichten wiedergeben. . . ."

Diese, die mir bald danach zugingen, sind die schlimmsten Lügenpamphlete aus französischer und englischer Quelle, Schriften, die heute in Frankreich und England selbst kaum mehr ernst genommen werden dürften! Doch in Nordamerika glaubt man ihnen noch!

Wann wird die Wahrheit dämmern diesem Lande?

Was Kant für die Deutschen sein kann.

Von Prof. Konrad Metger (Berlin).

In Deutschland erwacht immer lebhafter die Sehnsucht nach höheren geistigen Werten. Alles, was bisher unerschütterlich festzustehen schien, ist ins Wanken gekommen, unser schönes, früher so stolzes Reich liegt in Trümmern, unser Wohlstand ist vernichtet, Elend und Schande bedrohen uns, und wir wissen nicht, ob wir uns wieder emporarbeiten können. Man darf sich nicht wundern, daß viele angesichts dieser trostlosen Lage den Mut verlieren. Sie haben ihre früheren Stützen verloren und sehen mit Grauen in die Zukunft, da sie nicht wissen, wo sie einen Ersatz finden sollen. Es fehlt nicht an solchen, die ihn in der Kirche suchen. In der Tat hat es eine Zeit gegeben, wo diese die Führung im geistigen Leben des Volkes hatte und die Gemüter beherrschte, aber sie hat diese Stellung wohl nicht ohne eigene Schuld verloren. Indem sie sich den wichtigsten Fortschritten der wissenschaftlichen Erkenntnisse direkt entgegenstellte, ja die von unseren Dichtern und Denkern geschaffene Weltanschauung völlig ablehnte, geriet sie in Gegensatz zur modernen geistigen Kultur und verlor ihren Einfluß. Die gebildeten Schichten wandten sich der Philosophie zu, die nun die Führung übernahmen. Im achtzehnten Jahrhundert herrschte der Rationalismus, der das Ziel verfolgte, eine vernunftgemäße Weltanschauung zu gewinnen und auch das praktische Leben in diesem Sinne zu gestalten. Der Hauptvertreter dieser Richtung war Wolf, dessen Lehren allgemeine Zustimmung fanden, und der sogar Fürsten zu seinen Schülern zählte. So schrieb ihm Friedrich der Große im Jahre 1740: „Es kommt den Philosophen zu, Lehrer der Welt und Leiter der Fürsten zu sein. Sie müssen konsequent denken, und uns kommt es zu, konsequent zu handeln. Sie müssen erfinden, wir ausführen."

Der Gesichtspunkt des rein Verstandesmäßigen, nach dem man die Dinge beurteilte, hatte doch, so vorteilhaft er sich im praktischen Leben zeigte, etwas Enges und reichte nicht aus, wenn es sich um etwas Höheres handelte. Es kamen tieferblickende Geister, die nachwiesen, daß in Welt und Leben noch andere Mächte walteten, die nicht mit dem Maßstabe der nüchternen Zweckmäßigkeit beurteilt werden könnten. Männer wie Winkelmann und Lessing erschlossen den Blick für die Meisterwerke der bildenden Kunst, Herder eröffnete das Verständnis für die Quellen der Poesie. Unter dem Einfluß der neueindringenden Elemente trat am Ende

des Jahrhunderts eine völlige Umgestaltung in den Anschauungen ein. Man gab den Standpunkt des Rationalismus auf und wandte sich höheren Idealen zu. Auf dem Gebiete der Philosophie wurde Kant der Führer. In seinen kritischen Untersuchungen wies er der Erkenntnis neue Wege, aber er war vorsichtig. Die Ansicht, als könne man die Weltschöpfung in ähnlicher Art erklären wie die Herstellung einer Uhr, lehnt er ab. Er glaubte überhaupt nicht, daß man das Weltall mit den kurzen Gedanken der Menschen umspannen könne, dies sei und bleibe vielmehr ein staunenswertes Wunder. Wie recht er mit seiner Zurückhaltung hatte, bewies in der Folge Hegel, der die von Kant gezogenen Grenzen überschritt und aufs Ganze ging. Er unternahm es, den Weltgedanken noch einmal zu denken und die Wirklichkeit der Dinge aus deren Sinn und Wesen zu verstehen. Mit Bewunderung sah man anfangs diesem kühnen Unternehmen zu, mußte dann aber bald erleben, daß der Ikarusflug scheiterte.

Hegels Fehlversuch hatte aber für die Philosophie üble Folgen. Was die Schuld des Einzelnen war, legte man ihr selbst zur Last und wandte ihr enttäuscht den Rücken. Ihr Versprechen, die Rätsel des Daseins zu lösen, hatte sie nicht zu erfüllen vermocht, sie geriet daher in völligen Mißkredit und fristete in der Folgezeit eine wenig befriedigende Existenz. Zwar gelang es noch einzelnen ihrer Vertreter, wie Schopenhauer, sich ein gewisses Ansehen zu verschaffen, aber von einer Führerschaft auf geistigem Gebiete konnte doch nicht mehr die Rede sein. Die Aufgabe, die auf spekulativem Wege zu lösen der Philosophie mißlungen war, wurde in die Hände der Naturwissenschaft gelegt, und sie übernahm jetzt die Führung. Ihre erstaunlichen praktischen Leistungen sind bekannt, aber als sie dann, kühn gemacht durch diese großen Erfolge, es wagte, der Philosophie Konkurrenz zu machen, scheiterte auch sie. Häckel z. B., der es unternahm, die Welträtsel zu lösen, litt ziemlich kläglich Schiffbruch. Die Naturwissenschaft hatte es wohl vermocht, materielle Werte zu erzeugen, aber die geistigen Bedürfnisse vermochte sie doch nicht zu befriedigen. Kein Wunder, daß man auf die großen Denker der Vergangenheit zurückgriff, und daß der Ruf: Zurück zu Kant! allgemeinen Widerhall fand.

In welchem Sinne diese Mahnung gemeint war, zeigt eine eingehende Betrachtung, die Friedrich Paulsen im Jubeljahre der „Kritik der reinen Vernunft" schrieb, und in der er darlegte, welche Bedeutung Kant auch für uns noch haben kann. Die Schilderung der Lage auf dem Gebiet der Philosophie, die er gibt, paßt in wesentlichen Zügen auch für uns. Auch bei uns herrscht Anarchie und Verworrenheit, auch wir können die Frage aufwerfen, was Kant uns sein kann. Aber freilich, damals trug das äußere Leben einen ganz anderen Charakter. In Staat und Gesellschaft herrschten geordnete Zustände. Das Reich blühte mächtig auf, der Wohlstand mehrte sich. Wenn damals tieferblickende Geister ihre Besorgnis über das gierige Streben nach irdischen Gütern und die Abkehr von den geistigen Werten äußerten, so waren sie Prediger in der Wüste. Ihre Stimmen verhallten wirkungslos, sie wurden wohl gar verspottet. Jetzt ist die Lage eine andere. Die materiellen Güter sind dahingeschwunden, und man spürt die geistige Leere. Ist Kant imstande, sie auszufüllen? Natürlich handelt es sich nicht so sehr um seine Erkenntnistheorie, obgleich die Probleme von Raum und Zeit, um deren Aufklärung er sich so eifrig bemühte, auch jetzt wieder im Vordergrunde des Interesses

stehen. Herr Einstein z. B., in dessen Relativitätstheorie Raum und Zeit eine so besondere Rolle spielen, würde wohl daran getan haben, sich eingehender mit Kant zu befassen, denn wie Frau Dr. Ripke in ihrer Schrift „Kant contra Einstein" dargetan hat, hat der Philosoph die Theorien des Mathematikers in wesentlichen Punkten schon im voraus widerlegt. Aber diese Fragen interessieren uns jetzt erst in zweiter Linie. Auch von Herrn Einstein, von dem eine Zeitlang so viel die Rede war, ist es inzwischen ganz still geworden. Wichtiger sind für uns Kants ethische Anschauungen. Zwar hat der kategorische Imperativ, der früher eine so große Rolle spielte, seine Bedeutung eingebüßt. Abgesehen davon, daß er nur einen Rahmen bildet, der erst ausgefüllt werden muß, sind wir auch für den äußeren Zwang nicht zu haben, ziehen vielmehr dem „Du sollst" ein „Ich will" vor, eingedenk der Mahnung von Schiller: Nimm die Gottheit auf in deinen Willen, Und sie steigt von ihrem Himmelsthron. Auf festerem Boden bewegen wir uns, wenn wir der Moral Kants nähertreten. Kant war eine tief religiöse Natur. Allerdings nicht in dem landläufigen kirchlichen Sinne, vielmehr hat er der Orthodoxie eine ihrer Stützen zerstört, indem er den unwiderleglichen Nachweis führte, daß die sogenannten Beweise des Daseins Gottes unhaltbar seien. Ja man kann noch weitergehen. Es ist eins der sichersten Ergebnisse der Kritik Kants, daß es unmöglich ist, den bindenden Beweis dafür zu liefern, daß die Einrichtung der Welt dazu führe, diejenigen Güter zu verwirklichen, die wir für die höchsten und wertvollsten halten.

Aber bei dem negativen Ergebnis blieb er nicht stehen. Er hatte nachgewiesen, daß es unmöglich sei, das Wirken einer überirdischen Macht sicher zu beweisen, aber er glaubte an sie. Er ergänzte das Wissen durch den Glauben, die reine Vernunft durch die praktische, der er sogar den Vorrang gab. Er glaubte daher an eine sittliche Weltordnung und an eine Vergeltung, an den Sieg des Edlen und Guten über das Schlechte. Wie wertvoll eine solche Ueberzeugung für uns Deutsche ist, die wir von einem Meer von Lüge, Gemeinheit und Haß umbrandet werden, liegt auf der Hand. Wir dürfen danach mit voller Zuversicht auf eine gerechte Vergeltung hoffen, ja es bedarf keines besonderen Scharfblicks, um zu erkennen, daß der Tag des Gerichtes schon jetzt anfängt über unsere Feinde hereinzubrechen. Aber Kants Lehre hat für uns noch eine größere Bedeutung. Er vertröstet nicht nur auf die Zukunft, sondern zeigt auch für die Gegenwart jedem Einzelnen den Weg nach oben. Einen der Hauptpunkte seines Systems bildet die Lehre von der Willensfreiheit. Auf die Autonomie des Willens, d. h. auf die Selbstgesetzgebung legte er den höchsten Wert. Er fordert von dem Menschen, daß er keinem Gesetze gehorcht, als dem, das er zugleich selbst gibt. Nach seiner Ueberzeugung beruht auf dieser Autonomie des Willens die Würde des Menschen, und sie ist zugleich die Grundlage der ethischen Freiheit, die den Menschen über sich selbst erhebt, und die ihn unabhängig macht von der Außenwelt, wie dies in den Versen Schillers zum Ausdruck gelangt: Der Mensch ist frei erschaffen, ist frei, Und sei er in Ketten geboren. Kant hält die Willensfreiheit für eine so notwendige Eigenschaft des Menschen, daß er ihr sogar eine kosmische Bedeutung beilegt. Er meint, daß sie überall da Geltung habe, wo überhaupt in der Welt vernunftbegabte Menschen vorkämen. Wie die Welt räumlich ohne Grenzen sei, so sei die Freiheit von einer unbeschränkten Tragweite.

Wir wissen aus der Geschichte, welche tiefgehende Wirkung Kants Lehre in den Freiheitskriegen hatte. Auch jetzt kann sie für uns von großer Bedeutung werden. Sie zeigt dem deutschen Volke, daß es nicht zu verzweifeln braucht, gibt ihm vielmehr die tröstliche Gewißheit einer besseren Zukunft, wenn es sich deren würdig erweist, jeden Einzelnen aber bestärkt sie in der Ueberzeugung von dem inneren Wert des Menschen, und zeigt ihm, wie er durch Festigkeit des Willens sich auch über die schlimmsten Uebel erheben kann. Es wäre wünschenswert, wenn sich unsere leitenden Politiker etwas mehr mit Kant beschäftigten, weil sie dann den Feinden würdiger entgegentreten würden als dies vielfach geschehen ist. Kants Schriften sind allerdings nicht leicht zu lesen, aber neuere Philosophen wie Kuno Fischer, Friedrich Paulsen, Alois Rühl und andere haben seine Lehren so anschaulich dargestellt, daß sie für jeden Gebildeten verständlich sind.

Die neuen Beamtentitel im Reich und in Preußen.

Zu dem unter dieser Ueberschrift in Nr. 14 der „Grenzboten" veröffentlichten Aufsatz von Kammergerichtsrat Dr. Sontag erhalten wir eine Zuschrift, der wir folgendes gern entnehmen:

Der Verein deutscher Gewerbeaufsichtsbeamter teilt nicht die von Kammergerichtsrat Dr. Sontag vertretene abfällige Auffassung von der in Preußen eingeführten Aenderung der früheren Amtsbezeichnungen „Gewerbe-Inspektor" in „Gewerberat". Denn die Aenderung war dringend notwendig, um die Stellung der älteren Gewerbeaufsichtsbeamten als Leiter der Aufsichtsämter zu heben und ihre amtlichen Befugnisse besser als bisher zum Ausdruck zu bringen. Die Aenderung ist von diesen Beamten seit Jahren erstrebt worden. Der Verein stellt ferner richtig, daß die in Betracht kommenden Gewerbeaufsichtsbeamten zu den höheren Verwaltungsbeamten rechnen."

Weltspiegel.

21. Juni.

Die Konferenzen der Woche. Der Kampf zwischen Politik und Wirtschaft zieht sich wie ein roter Faden durch die Verhandlungen und Konferenzen des letzten Jahres. Schon von der Konferenz von Brüssel an zeigte sich der große Riß, der zwischen den Auffassungen der Politiker und der Wirtschaftler klafft. Und dieser Riß hat sich in Genua, in Paris, in London und im Haag noch immer erweitert. Die Sieger vor dem Weltgewissen sind die Bankiers geblieben, die in Paris ihre klare Entscheidung ausgesprochen haben, daß die Politik, will sie nicht die Welt in Vernichtung und Chaos hineintreiben, die Regeln und Grundsätze der Wirtschaft auf sich wirken lassen muß. Der Standpunkt der Politiker ist in Poincaré in seiner krassesten Form vertreten. Er verschanzt sich hinter Verträgen und treibt eine Politik der Illusion und der Macht, der alle diejenigen zustimmen, die

glauben, durch Machtgebote der Entwicklung der Welt vorgreifen zu können. Diese Geister stehen auf demselben Niveau, wie die Führer jeder Revolution. Sie ziehen nicht den ganzen Komplex der die Weltgeschichte bewegenden Fragen in Betracht und müssen sich daher notgedrungen an den machtvollen Faktoren Wirtschaft und Nationalwillen stoßen, die als Regulatoren ihre Ziele umstoßen.

Lloyd George, der auf dem dünnen Seil zwischen Politik und Wirtschaft zu balanzieren versucht, hat in dieser Position natürlich keine große Durchschlagskraft. Sein Werk hat daher stets etwas Unsolides und wenig Sachgemäßes an sich. Neulich erklärte er im Unterhaus, kein englischer Minister sei Fachmann; es sei das Wesen der hervorragenden englischen Politiker, daß sie Amateure wären. Aber das Werk von Amateuren an der Spitze der Weltpolitik ist mit großen Gefahren verknüpft. Die Konferenz im Haag ist eins seiner Werke und trägt auch den Stempel des politischen Liebhabers an der Stirn. Der Gedanke der Ausschaltung jeder Politik erscheint absurd, wenn im selben Atemzuge der Burgfriedensvertrag, der eine rein politische Frage ist, bei der Konstituierung der Konferenz als eine der maßgebenden Ideen erscheint. Außerdem bindet dieser Pakt nur die Delegierten, die ihn unterzeichnet haben, nicht aber deren Regierungen, von denen bisher noch keine die Verpflichtung des östlichen Burgfriedens für sich als bindend anerkannt hat. So wirkt der Burgfriedensvertrag nicht als feste Basis, sondern nur als eine schöne Idee. Außerdem ist es unmöglich, bei allen Verhandlungen mit den Russen die Frage des Sowjetsystems und der damit in Verbindung stehenden Enteignung auszuschalten. Das wird auch im Haag gar nicht versucht. Im Gegenteil, die Frage der Entschädigung für die ausländischen Besitzer in Rußland steht im Mittelpunkt der Debatte, also eine politische Angelegenheit, ein Kampf der kapitalistischen Mächte gegen das Wesen der Sowjets. Die Gegensätze der Regierungssysteme müssen aber bei den Wirtschaftsverhandlungen vollkommen ausgeschaltet werden. Es ist kaum denkbar, daß ein Staat mit Rußland zu einem Handelsvertrag kommt, ohne daß ein Strich unter alle früheren Verpflichtungen der Sowjets gemacht wird oder zum mindesten diese Verpflichtungen, um das Prestige zu wahren, nur rein akademisch anerkannt werden. Die jetzigen Verhandlungen im Haag sind noch nicht von großer Bedeutung. Die interessierten Staaten mit Ausnahme von Rußland werden sich erst darüber einig, welche Verhandlungsmethode bei den gemeinsamen Beratungen verfolgt werden sollen. Am 26. Juni beginnen dann die Beratungen, zu denen auch die russischen Delegierten hinzugezogen werden sollen. Frankreich und Belgien, die sich zunächst von dieser Konferenz drücken wollten, haben beschlossen, ihre Delegierten dort zu lassen. Auf jeden Fall ist dieser Entschluß aber nicht dazu angetan, die Arbeiten der Konferenz zu fördern, im Gegenteil, die starre Haltung dieser Delegierten wird eine Einigung nur erschweren.

Als Poincaré vor einigen Tagen in London war, versuchte er, den Zauber von Verdun und vom gemeinsamen Kampf um die Freiheit der Welt über London zu verbreiten, um so eine günstigere Atmosphäre für seine politischen Ziele zu schaffen. Die Annexion der Stadt Verdun durch die Stadt London, die bei dem Wiederaufbau der Festung die Patenschaft übernommen hat, gab ihm dazu eine gute Veranlassung. Die Kampfgemeinschaft der beiden Nationen sollte dem Gedanken der poli-

tischen Gemeinschaft für die Zukunft, dem Gedanken an einen französischen und englischen Pakt als vorteilhafter Hintergrund dienen. Von englischen Städten sind in der letzten Zeit verschiedentlich solche Patenstellen übernommen worden. Neben Verdun ist Arras, St. Albert, Peronne, Bapaume, Montdidier unter den Schutz englischer Städte gestellt worden, und in diesen Orten werden große, die Zeit überdauernde Gebäude errichtet, die immerwährend an die Entente erinnern sollen. Poincaré sprach über die Gräber der Gefallenen, die Friedhöfe, auf denen gemeinsam die Söhne Frankreichs und Englands schlafen, und alle Menschen, die ihm zuhörten, hatten Tränen in den Augen. Dieser sentimentale Poincaré erinnert aber zu sehr an ein Bild, das kürzlich in der „Humanité" veröffentlicht wurde, und das weit besser den jeder Gefühlsduselei fernen Charakter des französischen Ministerpräsidenten wiedergibt. Zwischen den Gräbern der Gefallenen schreitet dort Poincaré mit seinen Begleitern, und über sein Gesicht geht ein höllisches Grinsen. Die „Humanité" überschreibt die Photographie „Poincaré bei seinen Toten" und fügt hinzu, wie es den Mörder stets wieder an den Ort seiner Tat zurückführt, so benutzt Poincaré jede freie Stunde, um zu den Gräbern der Gefallenen zu eilen, ohne die sein Triumph eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Aber die Sentimentalität in den Dienst der Politik zu stellen, hat ihm in London nicht viel genützt. In der Unterredung zwischen den beiden Ministerpräsidenten wurde eigentlich nichts erreicht. Abgesehen von der kurzen Dauer der Besprechung sind auch die Meinungsverschiedenheiten zwischen Frankreich und England so zahlreich, daß sie nur nach schwerwiegenden und langen Unterhandlungen einigermaßen gelöst werden können. Das einzige Ergebnis bezog sich auf die Reparationen. Die Reparationskommission wurde beauftragt, eine neue Untersuchung über die deutschen Finanzen einzuleiten, um Mittel und Wege zu finden für eine Gesundung Deutschlands. Die damit verbundene Kontrolle kann aber zu keinem Vorteil für uns führen, im Gegenteil, wenn Deutschland keine Anleihe erhält, wird diese Tätigkeit des Garantiekomitees nur dazu führen, Gelegenheiten für ein neues Einschreiten der Entente und vielleicht zu neuen Sanktionen zu geben. Durch Steuern und innere Anleihen ist ein Ausgleichen des deutschen Budgets nicht möglich, solange die Milliardenforderungen der Entente und die Verschwendung der Besatzungstruppen und Kontrollkommissionen mehr als die Hälfte der deutschen Ausgaben ausmachen.

Wie ein drohender Schatten schreitet uns Oesterreich in der Entwicklung der Finanzmisere voraus. Auch sein jetziger Versuch, seine Finanzen durch die Gründung einer Notenbank in Ordnung zu bringen, kann nur von Erfolg gekrönt sein, wenn diese Notenbank über genügend ausländisches Kapital verfügt. Aber auch dann sind noch genügend Gefahren vorhanden, denn Oesterreich in seiner jetzigen Form ist ein verkrüppeltes Staatswesen, das nie sich selbst erhalten kann ohne Zuschüsse vom Ausland. In Deutschland ist diese Verkrüppelung auch vorhanden; da die Ursache hierfür nur in den von uns zu leistenden Zahlungen an das Ausland liegt, wäre sie viel leichter zu beseitigen.

Im englischen Weltreich ist eine neue wesentliche Entwicklung vor sich gegangen. Irland, das im Dezember des letzten Jahres durch die Verhandlung zwischen der englischen Regierung und den gemäßigten Nationalisten Collins und Griffith eine teilweise Selbständigkeit errungen

hatte, hat jetzt seine eigene Verfassung entworfen, die von der englischen Regierung genehmigt worden ist. Damit tritt Irland in dasselbe Verhältnis zu England, wie zum Beispiel Kanada. Die Regierung und das Heer müssen dem englischen König Treueid leisten, im übrigen aber kann die irische Regierung, die nach dem Ergebnis der jetzt stattfindenden Wahlen gebildet wird, ihre Finanzen und ihre Wirtschaft selbst ordnen.

H. Bünnig.

Bücherschau.

Geschichte.

Dr. Wilhelm Bauer, Einführung in das Studium der Geschichte. Tübingen 1921, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), geh. 96 M., geb. 114 M.

Als Leser und Verarbeiter des Buches ist in erster Linie der Student gedacht, der freilich infolge der Verarmung und Verengung unseres nationalen Betätigungsraumes sich in der augenblicklichen Zeit seltener dem Geschichtsstudium widmet, während dieses gerade viel mehr gepflegt werden sollte als früher. Dem Wiener Historiker eignet Beweglichkeit und Vielseitigkeit, ein großes Geschick im Anordnen weiter Stoffgruppen. Das Technische, Handwerksmäßige herrscht nicht allein in diesem Buch. Es beschränkt sich auch nicht auf die Dinge, welche zum herkömmlichen akademischen Betrieb des Geschichtsfaches gehören, zieht vielmehr die historischen Belange aller anderen Wissenschaften, wie auch die Geschichtsphilosophie herein. Sein Absehen ist überall ein praktisches; es zeichnet die Aufgaben, Methoden und Hilfsmittel geschichtlichen Denkens, Forschens und Schilderns auf. Und es ist ein praktisches Buch für den Anfänger wie für den Forscher, so daß es Aussicht hat, sich neben dem bisher alleinherrschenden Bernheimschen Lehrbuch der historischen Methode zu verbreiten.

Alfred Feder, S. J., Lehrbuch der historischen Methodik, zweite Auflage. Regensburg 1921, Josef Kösel u. Friedrich Pustet Komm.-Ges., geh. 24 M., geb. 39 M.

Ungefähr gleichzeitig mit W. Bauer, und unabhängig von ihm veröffentlicht der Valkenburger Jesuit Feder eine Historik, die im wesentlichen die Grundsätze der Quellenkritik behandelt. Der Anfänger im Geschichtsstudium findet auch hier gediegene Anweisung, obwohl man sich hüten sollte, solche methodischen Sammlungen von Gesichtspunkten zu überschätzen. Die Uebung an praktischen Beispielen im historischen Seminar wird stets die beste Schulung bleiben, und es wäre kein gutes Zeichen, wenn jetzt die Lehrbücher der geschichtlichen Methode im selben Maße zunehmen, wie die kritische Schärfe des akademischen Seminarbetriebs schon infolge der mangelhaften Vorbildung der Studenten tatsächlich nachläßt. Mit Bernheim, Bauer und Feder ist der Student nun fürs erste reichlich genug ausgestattet, und jedenfalls dürfte, was Reichhaltigkeit des Gebotenen betrifft, Bauer den Vorzug verdienen.

R. Tournès, L'Histoire militaire, Paris, Charles-Lavanzelle, 1922.

Der französische Generalstäbler (Dr. phil.) bietet bei seiner Kritik und Verteidigung der Kriegsgeschichte dem deutschen Leser insbesondere eine Vergleichung der Leistungen hüben und drüben und manches, was auf praktische

Politik der Zukunft hindeutet. In erster Linie aber bezweckt er eine Methodik der militärischen Geschichtsforschung und -schreibung.

Julius Koch, Römische Geschichte. Sechste Auflage II: Die Kaiserzeit bis zum Untergang des Weströmischen Reiches (Sammlung Göschen Nr. 677). Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter u. Co., Berlin W. 10 und Leipzig. Preis Band 2,10 M. und 100 v. H. T.-Z.

Die neue Auflage des vielbenutzten Werkchens ist eine vollkommene Neubearbeitung unter Einarbeitung der modernsten Literatur wie Seeck und Birt, und mit sorgsamem Ausbau der kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte.

A. Rosenberg, Geschichte der römischen Republik. Aus Natur und Geisteswelt, Band 838, Leipzig und Berlin 1921. B. G. Teubner.

Die frisch und spannend geschriebene Darstellung der römischen Geschichte bis Cäsar gewinnt durch die Beschränkung auf die politischen Vorgänge eine Gedrungenheit, welche überall das eigene politische Urteil des Lesers anregt. Eine geschichtliche Darstellung, die im besten Sinne erziehlich wirkt.

Richard Kabisch, Deutsche Geschichte. Dem deutschen Volke und seiner Jugend erzählt. Mit 59 Zeichnungen von Hans Kohlschein. Neu herausgegeben und fortgeführt von Dr. Gottfried Brunner. 4. Auflage, 14. bis 17. Tausend. Göttingen 1921, Vandenhoeck u. Ruprecht, geb. 50 M.

Der prächtige Kabisch hat in Brunner einen guten Testamentsvollstrecker gefunden, in welchem Geist, das lehrt ein Satz des Vorworts: „Darin besteht das ganze Geheimnis der staatsbürgerlichen Erziehung, im einzelnen das Gefühl der Verantwortung für das Volksganze zu wecken." Dem, der dies Vermächtnis des edlen deutschen Mannes noch nicht kennt, ist sein Zauber schwer zu schildern; es ist ihm einfach zu sagen: „Nimm, lies und laß es die Deinen lesen." Tausenden ist an diesem Buch schon Herz und Sinn für Geschichte und Volkstum aufgegangen; in vielen Häusern hat es Alt und Jung zu seltenen Feierstunden vereinigt. Nur ein großer Künstler vermochte diese Vision zu empfangen; zugleich aber ist das Buch hart erarbeitet, wie ein Vergleich von Kabischs noch unruhigem, den Sprachstil übertreibenden Erstlingswerk (1912) mit dem jetzigen abgeklärten Meisterwerk zeigt. Man klage nicht nur, es fehle uns an guten deutschen Geschichtsbüchern, man freue sich auch der vorhandenen!

Der Merker.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9 Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 15. Juli 1922

Nummer 25—27

Morgenländisches in unserer Sprache.

Von Prof. Dr. W. Berg (Karlsruhe).

1.

Die Bibel und die Sprache Klopstocks und Goethes.

Mit dem Worte Orient verbindet sich bei uns die Vorstellung des Phantastischen und Märchenhaften, des Ueberschwenglichen und Maßlosen. Vor unsern Geistesaugen erstehen die altbabylonischen Dämonengestalten der Sphinxe, Greifen und geflügelten Löwen, die gewaltigen Trümmerhügel, ferner die Riesenbauten der Tempel, Pyramiden und Königspaläste des Nillandes; wir denken an die eigenartigen Kultusformen des Islam und die farbenbunte Zauberpracht der Märchen aus Tausendundeiner Nacht, überhaupt an die großen Werke des orientalischen Schrifttums, vor allem jenes, das eine so eindringende und dauerhafte Wirkung auf unser Volk ausgeübt hat wie kein anderes, an die Bibel.

Schon in der althochdeutschen Periode unseres Schrifttums waren die Mönche eifrig mit der Erklärung des heiligen Buches beschäftigt, und das neuhochdeutsche Schrifttum verdankt der Bibelübersetzung Luthers überhaupt seine Entstehung. Seit der Reformation bildete die Bibel im protestantischen Deutschland nach Viktor Hehns[1]) Ausführungen die erste und allgemeinste Bildungsquelle: Die Jugend lernte daraus lesen; der Hausvater trug in die ersten, weißen Blätter die wichtigsten Familienereignisse ein; auf Bibelstellen stützte sich die Predigt, die man nicht gern versäumte, ja sogar oft nachschrieb; die Bibel betrachtete man als die lauteve Wahrheit; sie galt als Geschichtsquelle für die Urwelt, die Herkunft der Völker und ihre Schicksale. Im frühesten Lebensalter als Stoff aufgenommen, begleitete sie das Kind durch das ganze Leben und ersetzte völlig das mannigfache Wissen, das der Unterricht der Gegenwart der jungen Seele, nicht immer zu ihrem Besten, übermittelt. In den Häusern der Wohlhabenden fanden sich Bilderbibeln, deren Kupfer sich dem Gedächtnis unauslöschlich einprägten, und auf den dort ebenfalls oft vor-

[1]) Goethejahrbuch VIII. 1887. S. 187: „Goethe und die Sprache der Bibel."

handenen Puppentheatern wurden die beliebten biblischen Geschichten dargestellt. Am eifrigsten suchten Eltern und Lehrer der Jugend den Inhalt der Evangelien einzuprägen, denn alles Heil der Seele hing vom Glauben davon ab. Daher wußte jeder, der irgendeine Schule besucht hatte, im Neuen Testament gut Bescheid, konnte das Glaubensbekenntnis auswendig hersagen und besaß einen Schatz von Bibelsprüchen. Ungeachtet des Umstandes, daß die Bibel nicht nur in der Sprache einer weit entlegenen Vergangenheit, sondern auch in der einer morgenländischen, ganz anders gearteten Rasse geschrieben und daß auch das Griechisch der Apokryphen und des Neuen Testaments semitisch gefärbt war, ging das Deutsch der Lutherbibel seit den Tagen der Reformation allmählich in die gewohnte deutsche Rede ein und verschmolz mit ihr so innig, daß man schließlich gar nicht mehr unterschied, was von dem, was man sagte, eingeboren und was fremdartig war. Man empfand die Redeweise eines Menschen, der sich in biblischen Wendungen ausdrückte, als echtes, natürliches und von den Vätern ererbtes Deutsch. Hehn führt weiter aus, daß in der langen Zeit von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, in der infolge der traurigen Schicksale unseres Volkes der nationale Geist fast ganz verkümmerte, die Lutherbibel der einzige Halt des Armen war und daß das Bürgertum in den Tagen der Not, des Elends und der Trauer in der Bibel das einzige Mittel des Trostes und der Erquickung besaß und keine andere Form der idealen Erhebung kannte. Die vornehme Welt aber, die unter den groben und rohen oder verknöcherten und knechtisch gesinnten Volksgenossen nichts Ansprechendes fand, wandte sich den Sitten und der Sprache des Auslandes zu, und allmählich war von dort her eine Denkweise zur Herrschaft gelangt, die man mit dem Ausdruck „Aufklärung" bezeichnet. Als eine Folgeerscheinung dieser neuen, nicht auf nationalem Boden erwachsenen Bildung, die sich von oberflächlichen und selbstzufriedenen Verstandesbegriffen nährte, erschien eine Sprache, die ebenso farb- und blutlos, ebenso dem Volksgemüt und der nationalen Vergangenheit abgekehrt war wie die Schicht, aus der sie stammte. Ihr und der abstrakten Verstandessprache der aufgeklärten Schriftsteller gegenüber aber behauptete sich die dichterische Sprache als erhaltendes Element, insofern sie sich auf dem Naturboden des Volkes und der Ueberlieferung hielt und sich als ebenso kernig deutsch wie bibelhaft zu erkennen gab. Unsere großen Dichter, Klopstock, Schiller, vor allem aber Goethe, sind an und mit der Sprache der Bibel aufgewachsen und haben den Zusammenhang mit ihr auch in ihrem späteren Leben nie ganz verloren.

Andere freilich wollten von der Nachahmung der semitischen Ausdrucksweise nichts wissen. Zu ihnen gehörte vornehmlich Herder. Er wies mehrfach sehr eindringlich auf den Umstand hin, daß die Natur des Morgenlandes von der Deutschlands ganz und gar verschieden sei, und daß die Geschmacksrichtung, die Religion, die Sitten und die Sagen der beiden Länder stark voneinander abweichen. Daher könnten die aus dem Morgenlande geholten Bilder bei uns nicht mit der gleichen lebendigen Anschaulichkeit wirken wie dort und würden die mit ihnen gezierten Dichtungen zu matten, wirkungslosen Schöpfungen machen. Er erklärte es sogar geradezu für unwürdig, sein Vaterland zu verlassen und in der Fremde zu betteln, und für lächerlich, den Jordan und den Hermon neben den

Rhein und den Harz zu stellen und die orientalischen Tiger mit unsern Lämmern zu gatten. Wenn er aber auch von einer Nachahmung der orientalischen Dichter nichts wissen will, so rät er doch dazu, sie zu studieren, um die Kunst der Erfindung an ihnen kennen zu lernen. „Befleißigen wir uns mehr", sagt er, „den Orient zu beschauen, d. h. die heiligen Gedichte zu verstehen und wirklich erklären zu können, so würden wir es gewiß verlernen, mit orientalischen Mastkälbern zu pflügen; wir würden uns, wenn wir ihre Kunst nur ganz einsehen, zu Schilderern unserer eigenen Natur ausbilden".

Aus dieser Stellung heraus erklärt sich denn auch die Haltung, die Herder im Gegensatz zu manchen seiner Zeitgenossen Klopstock gegenüber einnahm. Während diese den „seraphischen" Dichter bewunderten und ihn sogar über Homer stellten, bemängelt er mit Recht an ihm das Uebermaß der morgenländischen, biblischen Sprache. „Es ist ein Kennzeichen der Naturpoesie der Hebräer", bemerkt A. von Humboldt[2]), „daß sie als Reflex des Monotheismus stets den Gang des Weltalls in seiner Einheit umfaßt, sowohl das Erdenleben als die leuchtenden Himmelsräume. Sie weilt seltener beim Einzelnen der Erscheinung, sondern erfreut sich der Anschauungen großer Massen. Die Natur wird nicht geschildert als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem hebräischen Sänger erscheint sie immer in Beziehung auf eine höher waltende geistige Macht. Die Natur ist ihm ein Geschaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Gegenwart Gottes in den Werken der Sinnenwelt." Diesen Zug der Beseelung der gesamten Natur um des erhabenen Weltschöpfers willen teilt Klopstock mit dem hebräischen Sänger wirklich. Nach Geist und Ton sind seine Hymnen — wie auch die des jungen Goethe, von denen noch weiter unten die Rede sein wird — nach O. Weises[3]) Charakterisierung „Abkömmlinge der hebräischen Lyrik". Klopstock wollte so schreiben wie David, wenn er ein Christ des Neuen Testamentes gewesen wäre, geschrieben hätte. Auch die strophische Ungebundenheit fand er nur in den Psalmen. Davids Lyrik ist auch in viel höherem Grade Gefühlslyrik, als die von Pindar und Horaz. Daher sagt Herder geradezu: „Klopstocks Oden sind Töne aus Davids Harfe." Im Psalm 98, V. 4—9, heißt es: „Jauchzet dem Herrn alle Welt .... das Meer brause, und was darinnen ist, der Erdboden, und die darauf wohnen. Die Wasserströme frohlocken, und alle Berge seien fröhlich vor dem Herrn", und im Psalm 114, V. 3 ff.: „Das Meer sahe und flohe; der Jordan wandte sich zurück; die Berge hüpfen wie Lämmer, die Hügel wie die jungen Schafe ... Vor dem Herrn bebete die Erde, vor dem Gott Jakobs." Ganz ähnlich beginnt die Klopstocksche Ode an den Erlöser: „Der Seraph stammelt's, und die Unendlichkeit / Bebt's durch den Umkreis ihrer Gefilde nach, / Dein hohes Lob, o Sohn!", und in der „Frühlingsfeier" heißt es vom Donner: „Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn? / Er ruft: Jehova! Jehova! / Und der geschmetterte Wald dampft." Auch an andern Stellen finden wir ähnliche Personifikationen. Da neigt sich die Morgensonne vor Gott, da bücken sich die Tiefen, da erheben die Höhen gefaltete Hände gen Himmel und die ganze Welt jauchzt, frohlockt und jubiliert usw. Schon

[2]) Im „Kosmos" II, 45.

[3]) Aesthetik der deutschen Sprache. S. 252.

Schönaich spöttelte über diese Art dichterischer Darstellung. „Kaum fing ein göttlicher Klopstock zu jauchzen an, so jauchzte unser ganzer Parnaß.“ Mehr als uns Deutschen liegt dieser Ueberschwang den Franzosen, die stets das Pathos und die hohen Töne liebten. So bezeichnet es auch Voltaire als bon style oriental, wenn der Dichter läßt danser les montagnes et les collines, la mer s'enfuir, tomber les étoiles, le soleil fondre comme de la cire. Daß manche solcher Ueberschwenglichkeiten unter der Einwirkung der biblischen Bildersprache in unsere Literatur, zumal in das Kirchenlied eingedrungen sind, kann uns nicht wundern, weil das Kirchenlied ja die Sprache der hebräischen Naturpoesie nachbildet. Als Beispiel stehe hier die Strophe: „Der Engel preiset Gott entbrannt, / Ihm jauchzen Morgensterne. / Der Mensch, der ihn nur schwach erkannt, / Ehrt ihn aus dunkler Ferne. / Ihm jauchzen in der Höh' und Luft, / Ihm jauchzen tief in Fels und Kluft / Der Schöpfung ganze Heere. / Der Sonne feuerreiche Pracht, / Das blasse Licht der stillen Nacht / Verkündigt Gottes Ehre.“ Man vergleiche hierzu Fr. Vischers Worte*): „Die ganze orientalische Dichtung häuft die Pracht des einzelnen in dem Grade, in welchem das innere Verhältnis zwischen Idee und Bild nicht das organisch ästhetische ist. Sie schlägt dem symbolischen, ästhetisch dürftigeren Kern einen um so reicheren. mit Bilderbrillanten besäten Mantel um.“

Der im Zusammenhang mit dem monotheistischen Gedanken stehende Zug der hebräischen Poesie nach Beseelung des Unbeseelten war es aber nicht allein, der sich in unserer Literatur des 18. Jahrhunderts bemerkbar machte, sondern in weit höherem Grade zeigte sich der Einfluß der Bibelsprache darin, daß die Dichter Worte, Wortverbindungen und ganze Redensarten bewußt aus ihr übernahmen, in vielen Fällen aber auch ganz unwillkürlich sich ihrer bedienten, denn der biblische Ausdruck war, wie oben bemerkt wurde, ein fest eingewurzelter Bestandteil ihrer Sprache geworden und selbst die Gleichnisse, die nur durch die Sitten und die physische Natur des Morgenlandes verständlich waren, erschienen ganz natürlich und gingen in den Sprachgebrauch über. Dieser enge Zusammenhang mit der Bibel und ihrer Sprache läßt sich besonders gut bei Goethe, dem großen Meister des bildlichen Ausdrucks, nachweisen. Nach seinem eigenen Zeugnis verdankte Goethe seiner Mutter „die Frohnatur und Lust zu fabulieren“, aber noch mehr, auch vielfache Anregungen, besonders in der Kindheit. Es ist also nicht zu verwundern, daß er sein ganzes Leben hindurch die Fähigkeit behielt, alles plastisch zu sehen und bildlich auszudrücken. Kestner sagt 1772 über diese Gabe Goethes: „Er besitzt eine außerordentliche Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne“. Das wird z. B. klar, wenn wir die schöne Stelle betrachten: „Der Abend wiegte schon die Erde, und an den Bergen hing die Nacht, schon stand im Nebelkleid die Eiche, ein aufgetürmter Riese da, wo Finsternis aus dem Gesträuche mit hundert schwarzen Augen sah.“ Welche Fülle von schönen, höchst anschaulichen Bildern! In einer stark mit biblischen Entlehnungen durchsetzten Sprache hörte der Knabe Goethe die Eltern und Großeltern sprechen, so sprach man auch in der Verwandtschaft. Er kannte

*) Aesthetik III, 1218.

es nicht anders und wiederholte auch als Jüngling nur, was er seit früher Kindheit gehört hatte, zumal von der Mutter, die mit der Bibel auf dem besten Fuße stand und sie häufig in Stunden des Zweifels und der Sorge als Orakel zu Rate zog. So wurde auch bei einer Erkrankung des Sohnes durch den Spruch des Jeremias von den Weinbergen Samaria ihr Herz beruhigt und getröstet, und in ihren Briefen finden wir fast stets eine Anspielung auf Biblisches, ein Wort, eine Wendung, etwa ein Ton aus dem Psalter, der ihr zum Ausdruck ihrer Gedanken oder Gefühle wird. Daher konnte Goethe mit Recht im 7. Buche von „Dichtung und Wahrheit" das Bekenntnis ablegen: „Ich für meine Person hatte die Bibel lieb und wert; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine und die andere Art wirksam gewesen." Besonders reichlich klingt uns die Sprache und Vorstellungsweise der Bibel aus dem Munde des jungen Goethe entgegen, zumal in der Zeit, in welcher der Einfluß Klopstocks auf ihn noch sehr stark war. Schon als Knabe hatte er die Messiade gelesen, und schon seit 1767 spricht er in den Briefen und Oden an Behrisch mit Klopstocks Zunge. In Leipzig mit der Sprache Gottscheds und Gellerts bekannt geworden, fügt er sich anfangs dem Zwange der meißnischen Mundart und dichtet auch ganz in dem süßlichen, anakreontischen Geiste der Zeit, er wurde, wie er es treffend in seiner bildlichen Art bezeichnet hat, „ein Schäfer an der Pleiße". Aber seine oberdeutsche Mundart stößt noch hier bald mit der galanten Leipziger und allein für maßgebend geltenden meißnischen zusammen, und er vermerkt es auch übel, daß ihm die Anspielungen mit biblischen Kernitellen untersagt sein sollten. Aehnliche Zeugnisse enthalten auch die Anerkennungen zum „Westöstlichen Divan". Noch in Leipzig brach er dahin mit dem Zwange, und der Einfluß Klopstocks trat deutlich hervor. Diese mehr deutsche Richtung verstärkt sich in Straßburg, wo noch die Einwirkung der gotischen Baukunst des Münsters und der Einfluß Herders hinzukam, der ihn mit Shakespeare, Ossian, Pindar und der Poesie des Volksliedes bekannt machte. In der Zeit des Sturmes und Drangés, die ihren Ausdruck in dr kraftgenialischen Sprache fand, erinnert seine dichterische Sprache, z. B. in „Elysium, Pilgers Morgenlied, Felsweihgesang" und in den schon gemäßigteren Gedichten „Mahomets Gesang, Prometheus, Harzreise im Winter, Wanderers Sturmlied, Gesang der Geister über den Wassern, An Schwager Kronos" stark an die Töne, die der „seraphische" Dichter seiner Harfe entlockt hatte. In Goethes Jugendwerken stoßen wir fortwährend auf Ausdrücke aus der Lutherbibel. So finden wir das zuerst Sprüche Sal. 25, 11 angeführte Bild von den goldenen Aepfeln in silbernen Schalen von ihm sogar fünfmal verwendet, z. B. in W. Meisters Lehrjahren V, 4; dreimal begegnet die Wendung aus Pred. Sal. 1, 9. „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne" und zweimal Matth. 5, 45 „Die Sonne aufgehen lassen über Böse und Gute". In seinen Briefen aus Straßburg und Frankfurt scheint sich der werdende Dichter fast nur in biblischen Entlehnungen ausdrücken zu können. So schreibt er an Herder: „. . . . ist uns köstlicher denn Myrrhen, tut wohl wie Striegel und Härentuch dem aus dem Bade Steigenden" und „ich sah den gepeitschten Heliodor an der Erde, und der himmlische Grimm der rächenden Geister

säuselte um mich herum" (nach 2. Makkab. 3); an Keſtner 1773: „Ich wandere in Wüſten, da kein Waſſer iſt; meine Haare ſind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen" und „. . . daß ich wünſche, er möge den Hals brechen wie Eli (nach 1. Sam. 4, 18); an Schönborn: „aber ich höre das Philiſtervolk ſchon rufen „Er iſt voll ſüßen Weines" und der Landpfleger wiegt ſich auf ſeinem Stuhle und ſpricht: „Du raſeſt!"" (nach Apoſtelgeſch. 26, 24). Zahlreich ſind auch Bibelſtellen in den Jugendwerken. So ſagt der Wirt in der 1. Szene des „Götz": In meiner Stube ſolls ehrlich und ordentlich zugehen" (nach 1. Kor. 14, 40); Bruder Martin: „Der Wein erfreut des Menſchen Herz" (Pſalm 104, 15) und „Wohl dem, der ein tugendſam Weib hat, des lebet er noch eins ſo lange," wörtlich nach Jeſ. Sir. 26, 1; Liebetraut: „Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande" nach Matth. 13, 57; der Biſchof: „. . . und das Reich iſt eine Mördergrube" nach Matth. 21, 13; ferner Götz: „. . . Daß ich nicht ſehen ſoll, wo alles hinaus wolle" nach Matth. 26, 58 und „. . . die mein Fleiſch gaben den Vögeln unter dem Himmel und den Tieren auf dem Felde zu freſſen vorſchneiden ſollen" nach 1. Sam. 17, 44; Adelheid: „o ihr Ungläubigen, immer Zeichen und Wunder (häufige bibliſche Wendung) uſw." Auch in den älteren Teilen des „Fauſt" ſind ſolche Stellen zahlreich. Der „Prolog im Himmel" iſt bekanntlich eine Nachbildung der erſten Kapitel des Buches Hiob, zum Teil ſogar wortgetreu. Ferner ſagt Fauſt: „ob mir durch Geiſtes Kraft und Mund" nach Röm. 15, 19; derſelbe zu Wagner: „Sei er kein ſchellenlauter Ton" nach 1. Kor. 13, 1., wenn er nicht ohne bibliſche Erinnerung darunter einen Narren ſchlechthin verſteht; der Bürger vor dem Tor am Oſtermorgen „als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei" nach Matth. 24, 6 und Mark. 13, 7; Mephiſto zu Frau Martha: „Habe noch gar einen feinen Geſellen" nach Tob. 5, 5; und ebenfalls Mephiſto: „Ein eigner Herd, / Ein braves Weib ſind Gold und Perlen wert" nach Sprüch. Sal. 31, 10; Margarete: „Ihr Engel, ihr heiligen Scharen, / Lagert euch umher, mich zu bewahren!" Die Zeile „Die Augen gingen ihm über" im „König von Thule" ſtammen aus Joh. 11, 35, wo von Jeſu geſagt wird, daß ihm die Augen übergingen wegen des Lazarus. Im „Prometheus" ſteht „Ich habe ſie geformt nach meinem Bilde" nach 1. Moſ. 1, 26 u. 27 und „Da ich ein Kind war" nach 1. Kor. 13, 11. In „Werthers Leiden 3. Nov." läßt Goethe Werther, der Gott um Tränen bittet, Worte gebrauchen, wie ſie der Ackermann in der Bibel ſpricht: „Ich habe oft Gott um Tränen gebeten, wie ein Ackermann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm iſt und um ihn die Erde verdürſtet" (5. Moſ. 28, 23—24); und wenn er ſieht, wie die Mädchen am Brunnen Waſſer holen, ſo taucht vor ihm das Bild der Rebekka auf. In einer Volksſzene im „Egmont", die alſo wohl noch der Frankfurter Zeit entſtammt, ſteht die Stelle: „Was an euch iſt, Ruhe zu erhalten, Leute, das tut!" nach Röm. 12, 18 und in „Stella": „Das tut die Jugend: werden ſich ſchon legen die ſtolzen Wellen" nach Hiob 38, 11.

Aber auch in den folgenden Perioden, den Zeiten des abgeklärten, helleniſtiſch-idealen Stils, ſind Worte, Wortverbindungen und Redewendungen aus dem bibliſchen Sprach- und Vorſtellungskreiſe keineswegs ſelten. So finden wir die ſchon oben erwähnte Stelle Matth. 5, 45 in der Ode „Das Göttliche", wo es heißt: „Denn unfühlend / Iſt die

Natur: / Es leuchtet die Sonne / Ueber Böſ' und Gute." Zahlreich ſind auch die Belege aus der „Iphigenie". So Pylades: „Und was wir tun, iſt, wie es ihnen war, / Voll Müh' und eitel Stückwerk", worin Pſalm 90, 10 und 1. Kor. 13, 9 vereinigt ſind, und ebenfalls Pylades „Die Götter rächen / Der Väter Miſſetat nicht an dem Sohn; / Ein jeglicher, gut oder böſe, nimmt / Sich ſeinen Lohn mit ſeiner Tat hinweg. / Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch," eine Stelle, in der lauter Formeln der Bibel, z. B. 2. Moſ. 20, 5, vereinigt ſind, aber der Sinn ganz entgegengeſetzt iſt. In der Ballade vom „Fiſcher", alſo in einer Dichtung, die der Myſtik des Naturlebens, mithin einer ganz andern dichteriſchen Welt angehört, ſteht am Schluſſe dennoch die bibliſche Stelle „Und ward nicht mehr geſehn," die ſich 1. Moſ. 5, 24 findet. Sie begegnet übrigens auch bei Schiller in der „Braut von Meſſina", wo Don Manuel ſagt: „. . . entſchwand ſie mir und ward nicht mehr geſehn," was möglicherweiſe eine Erinnerung an die Goetheſtelle iſt.

Häufig ſind die bibliſchen Beziehungen in den Briefen und im Tagebuch, alſo ſelbſt in flüchtig hingeworfenen Aufzeichnungen. So erinnert er ſich am 21. Sept. 1780 an die Verſuchungsgeſchichte Jeſu, als er ſchreibt: „Wir ſtiegen, ohne Teufel oder Söhne Gottes zu ſein, auf hohe Berge und die Zinne des Tempels, da zu ſchauen die Reiche der Welt und ihre Mühſeligkeit und die Gefahr, ſich mit einem Mal herabzuſtürzen" und am 12. April 1782: „Erlaube, wenn ich zurückkomme, daß ich dich nach meiner Art auf den Gipfel des Felſens führe und dir die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeige." So auch in der „Harzreiſe im Winter": „Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen, / Geheimnisvoll offenbar / Ueber der erſtaunten Welt / Und ſchauſt aus Wolken / Ueber ihre Reiche und Herrlichkeit." Als er ſich irgendwie vergangen hat und die Geliebte (Frau v. Stein) ſich ſtreng und kalt gegen ihn bezeigt, vergleicht er ſich mit dem Gekreuzigten (29. Okt. 1780): „Ob ich Vergebung verdiene, weiß ich nicht, Mitleiden gewiß. So gehts aber dem, der ſtill vor ſich leidet und durch Klagen weder die Seinigen ängſtigen noch ſich erweichen mag — wenn er endlich aus gedrängter Seele Eli, Eli, lama asabthani ruft, ſpricht das Volk, du haſt andern geholfen, hilf dir ſelbſt, und die Beſten überſetzens falſch und glauben, er rufe dem Elias." Am folgenden Tage trägt er in ſein Tagebuch ein: „Aber ich laſſe doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unbekannten Engel, ſollt ich mir die Hüfte ausrenken (wie der Erzvater Jakob, 1. Moſ. 32). Vom Gipfel des Gotthard ſchreibt er am 13. November 1779: „Doch ſind wir ſchon durch ſo vieles Große durchgegangen, daß wir wie Leviathane ſind, die den Strom trinken und ſein nicht achten" (nach Hiob 40, 18); und im Briefe vom 9. Mai 1782: „Ein Fremder kommt immer wie Iſrael durchs Rote Meer, ein Zauberſtab macht die feuchten Wände ſtehend — wehe dem, über den ſie zuſammenſchlagen!" Auch wo ſich keine beſtimmte Stelle finden will, die den Ausdruck eingegeben hätte, vernehmen wir bibliſchen Klang, z. B. in dem Briefe an Frau v. Stein vom 13. September 1777: „Ich ſinge Pſalmen dem Herrn, der mich aus Schmerzen und Enge wieder in Höhe und Herrlichkeit gebracht hat." Auch die Briefe aus Italien, die noch in dieſen mittleren Lebensabſchnitt gehören, bedienen ſich oft genug bibliſcher Formen. So gleich anfangs 19. Oktober 1786 aus Bologna: „Es iſt, als ob ſich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menſchen vermählten,

daraus entstanden mancherlei Ungeheuer" nach 1. Mos. 6, und in demselben Briefe: „ . . und so geht mirs denn wie Bileam, dem konfusen Propheten, welcher segnete, da er zu fluchen gedachte" (4. Mos. 22, 23); aus Neapel 3. März 1787: „Die Erde ist überall des Herrn", nach Psalm 24, 1; vom zweiten Aufenthalt in Rom, 23. August 1787: „Nun hat mich die menschliche Gestalt gefaßt und ich sie, und ich sage: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, und sollt ich mich lahm ringen" (wie oben 1. Mos. 32) und in demselben Briefe: „Die Gestalt dieser Welt vergeht" (1. Kor. 7, 31), und am 28. September 1787: „So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin, was meines Vaters ist" (Luk. 2, 49). Im 5. Akte des „Egmonts", der in Rom geschrieben sein wird, sagt Brackenburg: „Er war der reiche Mann und lockte des Armen einziges Schaf zur besseren Weide herüber" (nach der Parabel Nathans 2. Sam. 12). Auch in „Rastlose Liebe" ist der Ausdruck „Krone des Lebens", der kurz vor der italienischen Reise dem Gedichte eingefügt wurde, der Offenbarung 2, 10 entlehnt, sowie das Motto, das er sich in den ersten Wochen nach seiner Rückkehr zur Lebensführung erwählte: „Wenn du stille bist, so wird dir geholfen" (Karoline Herder an ihren Mann 8. August 1788) nur die Stellen Jes. 30, 15 und Psalm 62, 2 wiederholt. Auch wo er nicht dieselben oder ähnliche Worte braucht, sieht er mitten im klassischen Lande biblische Szenen vor Augen: so in Palermo, 13. April, den Zug der Kinder Israel durchs Rote Meer oder in der Todesgefahr auf der Seefahrt von Messina nach Neapel den stürmischen See Tiberias und die Rettung durch den Herrn.

Nach der Rückkehr nach Weimar erfolgte bekanntlich die Umwandlung in Goethes Stimmung und Verhalten. Von da ab begegnen wir bei ihm seltener solchen biblischen Erinnerungen, aber ganz hören sie nie auf. Selbst in den antikheiteren, zärtlichen, mythologisch gefärbten „Römischen Elegien" klingt noch der Vers: „Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag" an Psalm 139, 12 und in der 1. Epistel „. . . Doch bald wie jeder sein Antlitz, / Das er im Spiegel gesehn, vergißt" an Ep. Jakobi 1, 23 und 24 an. Auch in „Hermann und Dorothea Ges. 5" erinnert der Vers: „Die gebt mir, Vater" an Richter 15, 2 und der andere Ges. 6 „Glück dir und dem Weibe der Jugend" an Sprüch. Sal. 5, 18, oder die Rede des Vaters: „Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit waltet, / Da gewöhnt sich leicht der Bürger zu schmutzigem Saumsal" an Jes. Sir. 10, oder Hermanns Worte: „Und nicht das Mädchen allein läßt / Vater und Mutter zurück, wenn sie dem erwähleten Mann folgt; / Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater, / Wenn er das Mädchen sieht, das einzig geliebte, davonziehn" an 1. Mos. 2, 24. Auch „Wilh. Meister" schließt mit dem Hinweise auf die alttestamentliche Geschichte: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand"; und wenn Mignon singt: „Zieht mir das weiße Kleid nicht aus — / Dort ruh' ich eine kleine Stille —", so schwebt dem Dichter Offenbarung 6, 11 vor, und in ihrem Sehnsuchtsliede: „Ach, der mich liebt und kennt, / Ist in der Weite —" Hiob 16, 19. Aus der späteren Prosa sei aus „Dichtung und Wahrheit Buch 13" nur die eine biblische Wendung angeführt: „Ich trete die Kelter allein" aus Jes. 63, 3. Noch am Schlusse des Lebens brachte der Dichter im 4. Akt seines Faust die drei Gewaltigen: Raubebold, Habebald,

Haltefest und die Eilebeute aus dem Alten Testament hervor, indem er Jes. 8 und 2. Sam. 23 zusammenfaßte.

Wir würden alle diese und die vielen andern biblischen Stellen in Goethes Vers- und Prosasprache, mögen sie sich an bestimmte Bibelstellen anknüpfen oder nur allgemein biblisches Gepräge haben, ungern vermissen, weil sie dazu beitragen, uns Goethes Sprache als deutsch, heimatlich und traulich empfinden zu lassen, so wie sie auch auf seine ersten Leser wirkten.

(Fortsetzung folgt.)

Im Steinbrecherdorf.

Kulturbilder aus dem Arbeiterleben.

Von Hans Schoenfeld.

Wo die waldigen Ufer der vereinigten Mulden von idyllischer Hügelform unmerklich zur Leipziger Ebene abflachen, liegt das Steinbrecherdorf. Vor tausend und mehr Jahren opferte man in diesen Hainen, auf diesen Höhen, die weithin sichtbar wie breite Zuckerhüte ins Land lugen, dem Bilbog und Tschornebog. Die Opferstätten sind längst verschwunden; aber der Götter Sagen quillt aus dem felsigen Untergrund: Jener schöne bläuliche Stein, der seit Jahrzehnten weit ins Land hinausgeht und so mancher deutschen Stadt ihr gutes Pflaster, so manchem Riesendenkmal seine Quadern geliefert hat.

In die unerschöpflichen Schätze des Felses sprengen und beißen sich die Steingräber hinein, die es zu recht stattlichen Betrieben gebracht haben. Heute stellen sie eine gewichtige Industrie dar, die mit ihren Umsätzen einen guten Posten in der Faktura deutscher Volkswirtschaft darstellen und Zehntausenden Auskommen gewähren. Der Staat sieht sie gern: Sie benötigen keine teuren Auslands-Rohstoffe, sondern verarbeiten eigenes Urprodukt, das Auslandsdevisen schafft.

Wie Jahr um Jahr fand ich mich auch heuer in dem alten Neste ein, das seinen dörflichen Charakter kräftig wahrt und nur in den hohen Lade-Rampen, den Kipploren und geschichteten Steinmassen, die auf schmalen Geleisen von den Höhen rechts und links gerollt kommen, den industriellen Einschlag ahnen läßt, der in des Dorfes Steuersumme den Hauptbetrag sicherstellt.

Und wenn man von fernher auf sachte fallendem Wege dem Dorf im Grunde zuschreitet (wie weiland Göschens Korrektor und Autor Johann Gottfried Seume oftmals am Wochenschluß), so könnte man glauben, es gäbe nichts Friedlicheres als dieses sächsische Dorf mit seinem schönen alten Gotteshaus, den mächtigen Eichen des Rittergutsparkes, den stattlichen Gasthöfen und der peinlichen Sauberkeit auf Gassen und Höfen.

*

Im vorigen Jahre türmten sich die Läger. Der Bruchherr machte ein sorgenvolles Gesicht. Dreihundert Arbeiter und jede Woche über zwanzigtausend Mark Lohngelder zu zahlen, die die Frau des Arbeitgebers in ihrem Einspänner von der Bank in der Kreisstadt holt. . . .

Ich spreche gern mit den Leuten. Es ist meist alter Stamm, der seit zwei Jahrzehnten und länger in den Brüchen arbeitet und sich bis ins kleinste auskennt. Vater, Mutter und Sohn arbeiten in Dutzenden von Familien.

Der Alte bossiert — eine hohe Kunst, zu der man Hand und Blick, Sitzfleisch und eine Abgehärtetheit gegen Wetter und Wind vom Mutterleibe her mitbringen muß. Mit solchem Stamm hochwertiger Arbeiter steht und fällt der Betrieb.

Ein hartes Geschlecht haust im Steinbrecherdorf. Dem zähen Bauern steht dieser ländliche Industriearbeiter nicht nach. Man muß diese knochigen Frauen in den Kriegsjahren an der Arbeit gesehen haben, meist mächtige Gestalten, die zu den großen Kerls passen — den geborenen Fußartilleristen, Kolonnenfahrern und Pionieren.

Ich habe diesen Frauen eine unerschütterliche Hochachtung bewahrt. Sie arbeiteten schwer und ausdauernd. Die Männer konnten's kaum besser. Sie hielten das Unternehmen über den Krieg durch, ohne groß ein Wort darüber zu verlieren. Jetzt kriegen sie Jahr um Jahr ihr Kind und machen die schwere Haus- und Feldarbeit dazu. Denn der Mann will gut und reichlich essen und die vielen hungrigen Kindermäuler kriegen zwei Mastsäue, Dutzende von Karnickeln im Jahre klar. Die Milch, die sie brauchen, um Kern auf den Leib zu kriegen, kann eine Ziege nicht schaffen. Es müssen schon zweie sein.

Natürlich sind die Männer rot, U. S. P. D. Das geht nicht anders, denn rund um Leipzig gedeihen keine gemäßigten Sozialisten. Die Jungen sind reine Kommunisten. Arbeiten sie nicht im Bruch oder auf dem Rittergut, dann fahren sie mit ihrem Rad in die Papierfabrik, die Tag für Tag einen eigenen großen Zug nach Berlin ablaufen läßt.

Als ich heuer in die Berge ging — gähnten die Ladestellen leer. Vor den Bossiererhütten kahle Flecke, wo sonst stattliche Pyramiden wuchsen. Alles rollt nach Holland und Dänemark. Ein saures Stück Arbeit für den Besitzer, diese Valuta-Absatzgebiete zu schaffen.

Die Arbeiter wissen das. Man braucht es ihnen nicht erst zu sagen, daß nur der Kopf des Herrn, seine Verbindungen, seine Unermüdlichkeit diese Hochkonjunktur zuwege brachten. Aber das ist ihnen so selbstverständlich, daß sie einem Frager rund heraus erklären würden: Der arbeitet ja im eigenen Interesse, denn das Meiste bleibt doch bei ihm hängen.

Man glaube nicht, daß diese hellen Sachsen in den volkswirtschaftlichen Unnatürlichkeiten dieser phantasmagorischen Zeit nicht soviel Einsicht aufbrächten, um zu ahnen, daß die Sache eines schönen Tages ein Ende hätte. Darum suchen sie aus der künstlichen Hausse für sich herauszuschlagen, was sie nur irgend können. Aus den 20 000 Mark Wochenlöhnen des vorjährigen Sommers sind 110 000 Mark geworden. Ein guter Bossierer bringt seine 1000 Mark am Wochenende mit heim. Arbeiten Mutter (oder ältere Tochter) und Sohn mit im Bruch, kommen wenigstens nochmals 4000 Mark im Monat dazu. Eine andere Tochter geht nach Leipzig schneidern und schafft schönes Geld. Aufgebraucht werden diese Zehntausend und mehr im Monat natürlich nicht. Man verhehlt dies auch gar nicht, denn niemand würde es glauben, daß dieser ländliche Haushalt, dem aus zwei Morgen billigen Pachtlands noch Kartoffeln, Gemüse und Obst aus dem Garten zufließen, Mittel verschlänge, mit denen man in der Großstadt recht gut auch heute noch auskäme. Man legt sich aber in den schmucken Kolonistenhäusern und auf den ehemaligen zwei Bauerngütern, die zum Betrieb gehören und vier Familien auskömmliche Unterkunft bieten, das Geld nicht auf die Kante; denn man traut dem Papier so wenig als dem Staat, der es drucken läßt. Man legt es in greifbaren Werten an: Stoffe werden davon auf Jahre hinaus in der Stadt gekauft.

Guter Stoff. Die Jungen fahren Sonntags wie aus dem Ei gepellt in die kleinen romantischen Muldenstädte. Zweiter Klasse natürlich. (Vierter nur noch die Eltern, dritter auf Monatskarte die schneidernde oder maschinenschreibende Tochter.) Der Bruchherr fährt schon lange dritter. Seine Arbeiter (und erst recht der kommunistische Sohn) finden das so lange in der Ordnung, als er in seinem schönen großen Hause noch keinen Untermieter (einen Jungkommunisten, der was Städtisches heiraten und eine schicke Wohnung haben will) haben mag, und zu seinen Geschäftsfahrten eine richtiggehende Kutsche mit Kutscher und Pferden benutzt. Wie kommt er dazu? Und daß der bekannte hohe General vom Schloß nebenan (wo er mit seiner Frau drei Zimmer von der Verwandtschaft bekommen hat) Vierter fahren muß, um seinen Sohn von seiner Pension Medizin in Leipzig studieren lassen zu können, findet der Steinbrucharbeiter nicht nur selbstverständlich, sondern hungern müßte er und zu Fuße laufen. Denn für ihn ist keine staatliche Einrichtigung geschaffen. Das war einmal.

*

Es geht ihm also gut, dem Brucharbeiter, und wird ihm alle Woche besser gehen, solange die Lohnschraube sich lustig leiern läßt. Jeden Mittwoch kommt von Leipzig der „Achidadohr" heraus, der „Alles ordnet". Nach seiner Pfeife tanzt alles. Obenan der Arbeitgeber. Warum auch nicht? Warum hat man den Krieg verloren und die Revolution gewonnen?

Davon abgesehen: In Anbetracht der neuen Zeit möcht man sich in Haus und Hof noch dies und das zuschaffen. Vom eigenen Geld? Nu heern Se nee! Das wird anderscht gemacht. Das geht Sie nu eso:

Was d'n Herrn seine Frau is, die mag nur für ihr Geld den großen Obst- und Gemüsegarten durch de Kutscherfrauen und den Gärtner aus der Stadt hibsch herrichten lassen — und wenn's soweit is, dann hol' mersch uns bei Nacht. Ja das is nur mal eso. Das weeß se ooch. Das gehört äb'n mit derzu.

So und dann: Wozu liegt'n das viele alte Eisen von de Loren und Maschinenteile aus'n Werkstätten rum? Ordnung is was Scheenes. Schaff' mersch weg, das alte Gerimpel, wärd sich der Härre färsch Offreimen noch bedanken kenn! Die paar Groschen, die de Leipzcher Eisengießerei derfier bezahlen dut, red' mer nich dervon.

Anbauen mecht' mer ooch gern an den Stall. Warum denn nicht 'ne Guh statt 'ner Zieche? Ziechelsteene? Ooch, die sind bale geschafft. Wozu ham' mer denn die alte Bruchschmiede oben im versoffenen Bruch? Nitzt keenen nischt mehr dort; uns aber destomehr hier unten.

Und so rollt es und karrt es in dunklen Nächten herauf und herunter. Kommt der Herr auf seinem Reviergang (wenn's ihm der Gutsförster oder ein bürgerlich stimmender Bruchmeister unter Schweigepflicht nicht vorher schon gesteckt hat) nach dem im Krieg ersoffenen tiefen Bruch und sieht die Bescherung: Kein Stein auf dem anderen; dafür im Dorfe (hinten raus nach'm Felde) neue Ställchen — nur da soll'r nur emal den Polizeier holen und Haussuchung machen, dann gibt's bassiese Rehsastänz und er kann sehen, wie er jeden Tag seine vierzig Güterwagen voll nauskriegt. Und wenn er's trotzdem tut, dann soll er sich'n Mäurer mitbringen und zusehen, wie er seine Steene einzeln zusammenholt und oben wieder aufmäuert. Aber lange wird der Gasten dann nicht stehn. Dann gibt's Kleenkrieg.

Das ist der Arbeiter von heute. Man sollte verzweifeln an Deutschlands Wiederaufstieg; allein nach diesem einen einzigen Beispiel unter Tausenden.

Und doch! Dieser selbe Arbeiter, der dem Herrn auf seine Frage: Was wollt Ihr eigentlich noch? Ihr lebt doch viel besser als vor dem Kriege — kühl entgegenhält: Noch besser leben und weniger für Sie, desto mehr für uns arbeiten wollen wir, bekunden — ihnen selber oft unbewußt — Handlungen, die man in kaiserlicher Zeit Betriebstreue, Zusammengehörigkeitsgefühl, Verantwortlichkeit genannt hätte.

Da bleiben etwa die Güterwagen weg oder es kommen statt der täglich gebrauchten 35 nur 10: Schon nimmt sich der Betriebsrat der Sache an. Als es einmal gar zu lange dauerte, waren die Leute drauf und dran, zur Eisenbahndirektion oder gleich nach Dresden zum Minister zu fahren, und mit ihm deutsch zu reden.

Oder: Ein junger Kerl, der aus Gnade und Barmherzigkeit eingestellt wurde, um der Gemeinde als Erwerbsloser nicht zur Last zu fallen, quält das schwere Pferd, das die beladenen Loren bis zur Laderampe zieht, aus purer Faulheit, weil er den Weg nicht zweimal mit der vorgeschriebenen Höchstzahl von Hunten machen will, unmenschlich. Ein Lader sieht das und macht dem Lümmel Vorhaltungen. Auf dessen höhnische Bemerkung, der Arbeitgeber möge nur einen neuen Hafermotor anschaffen, wenn der alte kaput sei, das gehöre zum Geschäftsunkosten-Konto, setzt der alte Arbeiter es tatsächlich durch, daß auf Beschluß der Arbeiterschaft dem schamlosen Gesellen das Kutscheramt entzogen wird.

Zum Dritten: In Leipzig finden sie, daß die Bruch-Leute viel zu still und gleichmäßig geworden sind und dringend der Auffrischung bedürfen. Schon einmal haben sie einen Vertrauensmann in den Betrieb hineinpraktiziert: Einen Polen, scharf wie Stacheldraht und mit einer Suada, der auch die größte sächsische Klappe nicht gewachsen war. Der Mann machte dem Bruchherrn und dem Gemeindeamt, dem Rittergut erst hart zu schaffen. Seit Jahr und Tag hat er ein nettes blondes Mädel, einen dicken Buben und im Stall Kuh und Schwein. Er ist sehr still geworden, hat sich nicht wieder in den Betriebsrat wählen lassen und sieht zu, daß er's auf seinem Fleckchen Erde voranbringt. Ein mißglücktes Experiment, stellen die Leipziger fest. Ihr neuer Sendling wird ihnen solche Enttäuschung nicht bereiten. Am Sonntag trat der Krebsrote an; inoffiziell in den Schenken und Häusern sich einzuführen. Am Montag saß er schon wieder in Leipzig und brachte einen Zettel vom Betriebsrat mit: Das Unternehmen arbeite ohnehin mit zuviel ungelernten Kräften und der fremde Genosse werde keine Freude an den Arbeitskollegen erleben, die sich alle lange kennten und die besonderen Verhältnisse am Ort ganz anders zu beurteilen verstünden als ein ganz Neuer.

Kurzum: Sie halten darauf, daß die Arbeit im Bruch den Ansässigen und ihrem Nachwuchs gesichert bleibt. Nicht dem Arbeitgeber zuliebe, behüte! Ein gut Teil Neid und Mißgunst spricht auch mit: Keinen fremden Gaul an diese gute Krippe heranzulassen.

Ich sprach ihnen einmal über die große gute Bewegung der sozialen Reform: Des inneren Verhältnisses vom Arbeiter zur Arbeit. Volkstümlich gesagt: Daß man seine Arbeit nicht seelenlos, mechanisch verrichte und — da zumal der Deutsche sein Herz bei allem Tun und Lassen nicht auszuschalten vermöge — schließlich bitter, gehässig sich zum gleichmäßigen Tagewerk stelle. — Da lachten sie gerade hinaus: Was denn schon Knackschlagen und Bossieren, Löcherbohren

und Sprengen mit dem Herzen zu tun habe. Sie sehen, daß sie ihr Quantum täglich hinter sich brächten und damit basta. Wären sie den Kram los und ihres guten Lohnes dafür sicher, dann um so lieber. Ja die Hausarbeit: das Feld bestellen, jäten, okulieren — das wäre eher was.

Wenn ich dann so einen alten Bossierer mit Sorgfalt und Bedachtsamkeit seinen unförmigen Steinbrocken ohne Maß und Winkel so haargenau in 90° behauen und glätten sah — wußte ich Bescheid: Sein Herz führte eben doch die Hand, daß es recht gut geriet und im Lande hieß: Die Xer Steinwerke liefern doch ein gutes Material. Wollte ich ihm das auf den Kopf zusagen, er gäbe mir eine ganz andere, spöttische Erklärung: Das is bloß wegen der Abnahme: Wenn se mir der Bruchmeester als Klasse I verweigert — wer is der Dumme? Nur iche.

Der Bruchherr, dem ich dies erzählte, meinte lächelnd: Und grade dieser Bossierer ist neulich zu mir gekommen: Herr sehn Se mal gelegentlich beim Erdmann nach. Das geht awer nich. Der liefert nur noch Gadechorie IIIb, weil daß er mit seinem Kwandum off Aggord schneller fertch wärd, wenn er bloß drieber hin arbeet? Auf saubere Arbeet (und gleichmäßigen Verdienst!) miß' mer halten.

*

Im ersten Jahre hatten sie's in ihren Reden und Kneipenrunden noch viel mit dem „Brohledahreahd". Jetzt kommen sie damit nur heraus, wenn der Herr die neue unglaubliche Lohnerhöhung nicht gleich bewilligen mag. Aber im Grunde meinen sie etwas ganz anderes damit. Bürgerlich sind sie samt und sonders im tiefsten Herzen gesinnt: Kapitalproleten, wie ein witziger Kopf meinte. Den politischen Beigeschmack hat das Schreckenswort längst verloren: Nur wirtschaftliche Erwägungen bestimmen seinen Massendruck-Wert.

Dies langsame Sichmausern und Aufwärtsklimmen kann man auch an diesen dörflichen Industriearbeitern (mit dem feinsten Bauerninstinkt) beobachten: Ihre Stuben weisen hier und da schon Bilder und kleine Kunstgegenstände auf; billiges Zeug, aber mit Liebe gehütet und mit Stolz gezeigt. Längst sind sie des politischen Hetztons in ihren Blättern satt. Der gesunde Sinn spürt zu deutlich das Negative dieser Methode heraus, deren Geldkosten im umgekehrten Verhältnis zu ihrem positiven Ergebnis stehen. Längst ist es keine Seltenheit mehr, daß kleinbürgerliche Zeitungen — recht heimlich oder von der Frau recht offensichtlich gehalten — die Usepeter-Blätter mit ihrem Wüten gegen Nichts und Niemand verdrängt haben. Die Frau und Tochter sprechen da ein Machtwort mit: Sie wollen bürgerliche Romane lesen, wo es recht grafenmäßig und reich, recht sanft und liebevoll hergeht. Und zwei Blätter hält der Alte nicht. Da weiß er sein Geld doch besser anzuwenden. Spekulieren möcht' er schon gern auf Börsenpapiere — aber da muß er sich bei den Bürgerlichen Rat holen. Und das geht doch nicht. Und sich selber solche Kenntnisse anzueignen — wer geht einem da zur Hand?

Und so dämmert es diesen hellhörigen und im Grunde nachdenklichen Arbeitern (Sachsen mag freilich in der geistigen Qualität eine bevorzugte Stellung einnehmen), daß der Aufstieg zum Bürgertum doch eine Menge von Kenntnissen und wissenschaftlichen Einblicken in die materiellen und geistigen Zusammenhänge einer großen Menschengemeinschaft voraussetze, zu denen Jahre gehören — und Menschen, die doch eben anders gewertet werden müssen als der einfache Arbeiter. Und ihnen noch unbewußt glimmt die Sehnsucht, auf der

sozialen Stufenleiter frei und zumeist aus eigener Kraft emporzuklettern und auch den anderen ihr Recht werden zu lassen, da auch für sie noch Raum und Erwerb vorhanden ist.

Noch sind wir nicht soweit. Noch herrscht der geistige und materielle Zwang. Aber diese deutschen Arbeiter drängen und stoßen sich in eine Zukunft hinein, in der sie als bewußt dienendes Glied des Ganzen gut mitzuwirken haben.

Die erste amerikanische Kolonie in Afrika.

Von Prof. Dr. R. Hennig, Düsseldorf.

Afrika wies bis jetzt auf seiner riesigen Landfläche nur noch zwei unabhängig gebliebene Staaten auf, die Negerrepublik Liberia an der Küste des Golfs von Guinea und Abessinien. Während der ganze Rest des schwarzen Erdteils als Kolonialland zwischen den europäischen Nationen aufgeteilt ist, haben jene beiden Länder sich bis vor kurzem eine politische Unabhängigkeit gewahrt. Von einer wirtschaftlichen Unabhängigkeit konnte freilich seit geraumer Zeit nicht mehr die Rede sein. Liberia, das sich seit seiner Gründung des besonderen Schutzes und Interesse der Vereinigten Staaten erfreute, das sogar seine Hauptstadt Monrovia zu Ehren seines politischen Vaters, des Präsidenten Monroe, benannt hat, schwamm von jeher stark im amerikanischen Fahrwasser und hatte es wohl auch diesem Umstand allein zu danken, daß es von dem gesegneten Appetit der europäischen Kolonialreiche als einziger westafrikanischer Bissen verschont geblieben ist. Abessinien dagegen, dessen Bevölkerung stets sehr kriegerisch war und das, als ausgesprochenes Hochgebirgsland, ohnehin nicht leicht für fremde Eroberer zugänglich ist, dankte seine politische Selbständigkeit der eignen Kraft, denn die eroberungsgierigen Italiener wurden am 1. März 1896 bei Adua derart gründlich aufs Haupt geschlagen, daß ihnen das Wiederkommen verging. Die wirtschaftliche Durchdringung des Landes ist freilich von Engländern und Franzosen seit langem so gründlich betrieben worden, daß von einer Selbständigkeit nur bedingt noch die Rede sein kann, zumal da nach des kraftvollen Menelik geistigem Verfall und baldigem Tod die Widerstandskraft gegen die europäische Umklammerung in der Hauptsache gebrochen war, so daß das Land wohl längst von einem der Nachbarn annektiert worden wäre, wenn nicht die Eifersucht der europäischen Anwärter ihm ebenso, wie dem asiatischen Afghanistan, eine gewisse Unabhängigkeit sicherte.

Für uns Deutsche hatten die beiden Länder, solange wir Weltpolitik treiben konnten, nicht viel zu bedeuten. In Abessinien wurden seit 1906 gewisse Ansätze gemacht, die in der bekannten Gesandtschaft Dr. Rosens zu Menelik ihren Höhepunkt erreichten. Wichtiger noch wurde uns Liberia, wenn auch nur aus ganz bestimmten verkehrspolitischen Gründen. Als es sich nämlich darum handelte, für unser südatlantisches deutsches Kabel, das in unsre westafrikanischen Besitzungen und nach Brasilien verlaufen sollte, eine politische und militärische unverdächtige Zwischenstation in den zumeist nach Westen vorspringenden Küstengebieten Afrikas zu finden, bot sich uns Liberia als einziger zuverlässiger Punkt dar. In der Tat ist denn auch 1910 das genannte deutsche Kabel bei Monrovia gelandet worden. Die dortige deutsche Telegraphenstation stellte gleichzeitig für die Republik Liberia selbst den überhaupt ersten Anschluß an das große Welttelegraphennetz dar. Später haben denn

noch mehrere europäische Gesellschaften zu ähnlichen Zwecken Funkstationen bei Monrovia errichtet, darunter auch die deutsche Telefunken-Gesellschaft. Dieser deutsche Funkturm in Liberia erlangte zeitweise in der ersten Kriegszeit Bedeutung, denn er gab die von der spanischen Station in Teneriffa verbreiteten deutschfreundlichen Meldungen weiter und gestattete dadurch den nach der Zerschneidung der deutschen Seekabel und der Zerstörung des Funkturms Kamina (Togo), am 27. August 1914, von der Heimat zeitweise völlig abgeschnittenen deutschen Kolonien eine Information über die Kriegsvorgänge in der Heimat. England, dem dies unwillkommen war, verlangte daraufhin am 1. September 1914 von der liberianischen Regierung die Sperrung der deutschen Funkstation, erhielt aber daraufhin die bemerkenswert selbstbewußte Antwort, Liberia sei ein neutraler und selbständiger Staat, und es werde daher, wenn es gezwungen würde, die deutsche Station zu schließen, auch den Entente-Funktürmen auf seinem Gebiet die Weiterarbeit untersagen, um die Neutralität nicht zu verletzen. Es gelang der englischen Bohrarbeit schließlich dennoch, durch Mittel, die in der Oeffentlichkeit nicht bekannt geworden sind, die Einstellung des Funkdienstes seitens des deutschen Turmes in Monrovia zu erzwingen; doch wurde die deutsche Sache hierdurch nicht allzusehr geschädigt, da inzwischen der direkte Funkdienst von Nauen nach den deutschen Kolonien wesentlich verbessert worden war. Um jede Möglichkeit einer Verbreitung von Nachrichten, die von England nicht gestattet war, zu verhindern, durchschnitten die Engländer schließlich gar noch das deutsche Seekabel von Monrovia, obwohl dieses mit Deutschland schon seit Kriegsausbruch keine Verbindung mehr hatte. Der einzige, der durch diese sinnlose Zerstörungswut geschädigt wurde, war das neutrale Liberia — aber was machte das dem Engländer aus?

Liberia sollte schließlich mit aller Gewalt gezwungen werden, dem Entente-Bund zur Niederringung Deutschlands ebenfalls beizutreten. Lange sträubte es sich; aber 1917, als sein Vormund Amerika ebenfalls in den Krieg eintrat (6. April), um die Besiegung der Entente zu verhindern, mußte es sich fügen, brach am 23. Mai die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab und erklärte am 4. August gezwungenermaßen Deutschland auch den Krieg. Diese Sachlage machten sich die Vereinigten Staaten schon kräftig zu nutze, indem sie z. B. eine amerikanische Dampferlinie Neuyork-Monrovia ins Leben riefen und sich auch sonst nach Möglichkeit an die Stelle der hinausgedrängten Deutschen setzten, deren Kaufleute aus Liberia vertrieben und gefangen nach Frankreich gebracht wurden. Die Negerrepublik war außerordentlich stark auf die deutschen Kaufleute angewiesen gewesen, die ihr allein fast ⅘ ihres Gesamtetats einbrachten, nämlich nahezu 2 Mill. M. an Ein- und Ausfuhrzöllen. Die Austreibung des deutschen Elements hatte daher auf die Finanzen Liberias, dessen Einnahmen schon 1916 auf fast ¼ des Betrages von 1913 gesunken waren, eine verhängnisvolle Wirkung. Die Schuldentilgung der Republik wurde schon 1916 eingestellt, und nach dem Kriege konnte Liberia auch seine Zinsen nicht mehr bezahlen, die vornehmlich den Amerikanern zuflossen.

In dieser heiklen Lage des Landes reiste der Präsident King von Liberia im März 1921 nach Washington, um ein amerikanisches Darlehen von 5 Mill. Dollar zu erbitten. In Washington, wo man, wie in England, gleich immer gern mit der Moral bei der Hand ist, wo ein politisch vorteilhaftes Geschäft in Aussicht steht, erklärte es Präsident Harding im August „für unmöglich, sich der moralischen Verpflichtung zu entziehen, Liberia zu retten". Am 28. Ok-

tober wurde der Anleihevertrag unterzeichnet, und ein amerikanisches Kriegsschiff brachte dann den Präsidenten King in seine Heimat zurück.

Der Anleihevertrag hat, wenn auch in verschleierter Form, der Selbständigkeit Liberias ein Ende und das Land zur amerikanischen Kolonie gemacht. Die Verwaltung aller Staatseinkünfte der Republik steht künftig einer amerikanischen Kontrollkommission zu. Die Verwaltung der Zölle, des Innern, der öffentlichen Arbeiten, des Sanitätswesens wird Amerikanern übertragen, Landwirtschaft, Wege- und Hafenbau werden amerikanischen technischen Beratern anvertraut, auch die Wehrmacht erhält mehrere amerikanische Offiziere. Mit anderen Worten: Liberia wird fortan von Neuyork aus regiert werden und de facto nichts anderes sein als eine amerikanische Kolonie in Afrika, wenn auch de jure diese Bezeichnung vermieden wird, da es einem Staat, der einst die Monroe-Doktrin erklärt hat und sie noch heut als politisches Axiom hochhält, immerhin nicht ganz angenehm sein muß, wenn er, der anderen das Kolonisieren in Amerika verwehren will, selber in fremden Erdteilen Kolonien frisch erwirbt.

Immerhin, eine amerikanische Kolonie in Afrika braucht uns Deutschen keineswegs unwillkommen zu sein. Engländer und Franzosen, die, als unmittelbare Nachbarn von Liberia, schon längst Appetit auf diesen letzten unverschluckten Bissen in Westafrika verspürten, sind jedenfalls viel unangenehmer von diesem neusten Schritt des vereinsstaatlichen Imperialismus berührt, als wir es zu sein brauchen. Sehr bezeichnenderweise brachte die französische „Depêche Coloniale" am 13. März d. J. einen ziemlich entrüsteten und stark verärgerten Artikel, in dem gefragt wurde, ob „die amerikanische Gefahr in Afrika noch beschworen werden" könne und in dem höhnisch festgestellt wurde, die Vereinigten Staaten hätten bislang nur die Fähigkeit bewiesen, „Indianer auszurotten und Neger zu lynchen", so daß wahrscheinlich in der amerikanischen Kolonie in Afrika bald „der letzte Liberianer dem letzten Mohikaner die Hand im besseren Jenseits reichen werde". — Man sieht, es sind nicht nur die Deutschen, denen der Vorwurf der Unfähigkeit zu kolonisieren von einem Volke gemacht wird, das gegenwärtig die eigne hohe Fähigkeit als Kolonisator dadurch erweist, daß es seine schwarzen Landsleute am Rhein für die Heranzüchtung einer neuen Mulattenrasse sorgen läßt!

Für uns Deutsche ist, wie gesagt, die Festsetzung der Amerikaner in Liberia nicht unerfreulich. Solange wir eigne Kolonien noch nicht wieder besitzen können, werden uns amerikanische Kolonien wesentlich willkommener als britische oder französische sein müssen. In einem amerikanischen Liberia wird der erneuten Betätigung des deutschen Kaufmanns schwerlich ein größeres Hindernis in den Weg gelegt werden, und sollte es einmal wieder dazu kommen, daß wir eine deutsche Seekabelstation oder einen deutschen Funkturm am Golf von Guinea benötigen, so werden in einem amerikanischen Monrovia unsre Interessen wesentlich besser gewahrt sein, als es in der alten Negerrepublik Liberia möglich war Denn das eine steht in jedem Falle fest: gegen eine amerikanische Kolonie Liberia wird kein Brite und kein Franzose ungestraft eine so hochfahrende Sprache führen dürfen, wie man es sich 1914 gegen die unabhängige Republik herausnehmen durfte. Darum also haben wir ganz gewiß keine Veranlassung, uns jetzt für eine „umgekehrte Monroe-Doktrin" für die Alte Welt zu erwärmen, wie sie die Franzosen am liebsten proklamiert sähen, denn Deutschlands übelste Neidhammel auf kolonialem Gebiet wohnen nicht in Amerika, sondern in Europa!

H. Oncken und A. von Wrochem über die Ziele der französischen Rheinpolitik.

Besprochen von Dr. H. Forst.

Daß Frankreich sich den Besitz des Rheinlandes auch über die im Friedensvertrage gesetzte Frist von 15 Jahren hinaus sichern möchte, ist schon von vielen erkannt und ausgesprochen worden. Dagegen war man bisher weniger im Klaren über die weitergehenden Absichten, welche die französische Politik mit ihrem Streben nach der Rheingrenze verfolgt. Diese Frage wird scharf beleuchtet in zwei neuerdings veröffentlichten Schriften:

„Die historische Rheinpolitik der Franzosen" von Hermann Oncken (Verlag F. A. Perthes, Stuttgart-Gotha 1922) und:

„Die Kolonisation der Rheinlande durch Frankreich" von A. von Wrochem (Verlag H. R. Engelmann, Berlin 1922).

Oncken schildert in großen Zügen, wie der Minister Mazarin durch den Frieden von 1648 die bis dahin österreichische Landgrafschaft Elsaß für Frankreich erwarb und von dort aus zunächst eine friedliche Durchdringung des Rheinlandes mit Erfolg versuchte; wie dann Ludwig XIV. den Weg brutaler Gewalt einschlug, bis ihm England entgegentrat; wie noch der Revolution von 1789 die junge französische Republik die Traditionen Ludwigs XIV. aufnahm und das ganze linke Rheinufer ihrem Staate einverleibte; wie Kaiser Napoleon I. auch auf das rechte Rheinufer hinübergriff und zugleich die Einheit des Deutschen Reiches völlig zerstörte. Im Anschluß daran weist Oncken nach, daß die heutige französische Regierung die gleichen Ziele verfolgt, insbesondere seitdem sie von Poincaré geleitet wird, und daß Frankreich offen nach wirtschaftlicher Hegemonie zunächst über Deutschland, dann aber über ganz Mitteleuropa strebt. Auf englische Hilfe gegen dieses Streben dürfen wir zur Zeit nicht rechnen; das Schwerste steht uns noch bevor. Wir müssen nüchtern die Wahrscheinlichkeit im Auge behalten, daß im Falle einer günstigen Weltkonjunktur der Franzose ohne Besinnen die Politik der Reunionen oder gar der napoleonischen Gewaltmittel erneuern wird. Unsere Aufgabe dagegen ist es, die Fahne des Rechtes gegen die Gewalt ungebrochen hoch zu halten, einen neuen Staat auf der Selbstbestimmung einer freien Nation aufzubauen, alle inneren Gegensätze hinter eine nationale Solidarität in den Lebensfragen zurückzustellen, und die Kräfte der sittlichen Erneuerung zu pflegen, durch die ein Volk auch im Unglück unüberwindlich wird. An der Einheit und Freiheit der deutschen Nation wird die historische Rheinpolitik der Franzosen zugrunde gehen.

Von einer anderen Seite greift Wrochem das Problem an. Er zeigt zunächst, daß der Staatsgedanke in Frankreich viel stärker ist und das ganze Denken und Fühlen des Einzelnen mehr beherrscht als in Deutschland. Der Vorteil des Staates ist im letzten Grunde für jeden Franzosen bestimmend, während der Deutsche umgekehrt das Interesse seiner Gruppe über dasjenige der Gesamtheit stellt. Aus dieser Denkungsart folgt, daß Frankreich in seiner auswärtigen Politik nach den Grundsätzen handelt, die Machiavelli für seinen Fürsten aufgestellt hat. Alle Verträge werden nur insoweit eingehalten, als es zum Vorteil Frankreichs dienlich ist. Darum ist es ganz vergebens, wenn die Deutschen gegen französische Uebergriffe protestieren und durch Berufung

auf die Verträge ihr Recht beweisen wollen. Frankreich wird sich dadurch niemals überzeugen lassen. Als Ziele der französischen Politik sind zu erkennen: Bildung eines geschlossenen Frankreich mit Rheingrenze, Bildung eines Vorglacis aus Pufferstaaten, Beherrschung Europas in der Weise, daß Böhmen, Polen und alle an der Donau liegenden Länder unter Frankreichs Einfluß stehen. Auch in wirtschaftlicher Beziehung soll Frankreich als geschlossener Staat das ganze Mitteleuropa beherrschen. Da nun mit diesen Zielen das Bestehen eines einigen Deutschland nicht verträglich ist, muß das Deutsche Reich zertrümmert werden. Eingehend schildert Wrochem dann, wie Frankreich das besetzte Rheinland, vor allem das Saargebiet, von Deutschland zu trennen und sowohl wirtschaftlich wie geistig an Frankreich zu binden sucht, um dadurch die völlige Einverleibung vorzubereiten. In einem Schlußkapitel weist er der Jugend die Aufgabe zu, dieses Bestreben Frankreichs zu bekämpfen, den Zusammenhang mit Deutschland zu erhalten und den gegenseitigen Haß der beiden Völker zu überwinden, so daß die Franzosen schließlich der geistigen Führung Deutschlands folgen müßten. Oncken und Wrochem stimmen also darin überein, daß Frankreich das ganze linke Rheinufer sich einverleiben, das rechtsrheinische Deutschland in dauernder Abhängigkeit halten und deswegen die Reichseinheit zerstören will, daß Deutschland sich dagegen nur mit geistigen Waffen wehren kann, weil ihm die militärischen Kampfmittel genommen sind. Die geistige Abwehr soll nach Wrochems Ansicht hauptsächlich von der Jugend geleistet werden, und Wrochem gibt dafür eingehende Anweisungen. Es fragt sich nur, ob zur Lösung dieser Aufgabe nicht ein großes Maß von Erfahrung nötig ist, welche die Jugend gewöhnlich nicht besitzt, sondern erst erwerben muß. Noch schwerer lösbar erscheint für die jetzige Generation, die doch am schwersten unter der Fremdherrschaft leidet, die zweite von Wrochem gestellte Aufgabe, nämlich die Ueberwindung des gegenseitigen Hasses. Wrochem hofft, daß Deutschland und Frankreich in künftigen Zeiten zusammengehen könnten, unter geistiger Führung Deutschlands. Diese Hoffnung aber würde sich nur verwirklichen lassen, wenn beide Völker einen gemeinsamen Herrscher hätten, wie es Karl der Große war, oder wenn Frankreich so geschwächt wäre, daß es freiwillig seine Ziele aufgeben und und auf die Rheingrenze verzichten müßte. Allerdings sucht Wrochem zu beweisen, daß Frankreich schon jetzt nicht mehr die Kraft besitze, seine Ziele zu erreichen. Aber bis eine solche Erkenntnis sich bei den Franzosen durchsetzt, müssen noch Generationen vergehen. Nur wenn der von Wrochem (S. 37) angedeutete Fall einträte, daß Frankreich der deutschen Hilfe gegen seine farbigen Untertanen bedürfte, wäre eine friedliche Einigung denkbar. Selbst dann aber wird Frankreich schwerlich auf die führende Stellung verzichten, weder auf dem politischen noch auf dem kulturellen Gebiet. Denn, wie Wrochem selbst darlegt (S. 45), fühlt Frankreich sich berufen, das Erbe der lateinischen Kultur zu verwalten und zu verbreiten. Dadurch steht es zur Zeit noch an der Spitze der romanischen Nationen und wird diese Stellung niemals zugunsten der Deutschen aufgeben. Uns Deutschen bleibt also unter den jetzigen Verhältnissen, solange der Friedensvertrag von den gegen uns verbündeten Mächten aufrecht erhalten wird, nur die Aufgabe, unseren kulturellen Zusammenhang mit den unter fremder Herrschaft stehenden Volksgenossen mit allen erlaubten Mitteln zu pflegen und bei jeder Gelegenheit auf das Recht hinzuweisen, welches unsere Gegner den Polen, Tschechen, Serben und anderen Völkern zuerkannt haben. Wenn unsere Proteste auch auf die Franzosen keinen Eindruck machen, so werden sie doch bei den-

jenigen Völkern wirken, die kein deutsches Land annektiert haben, und werden schließlich die öffentliche Meinung zu unseren Gunsten stimmen. Auf diese Möglichkeit weist Wrochem selbst hin (S. 101). Wir müssen in dieser Beziehung von den Völkern lernen, die unter langer Fremdherrschaft ihr Volkstum bewahrt und schließlich ihre Freiheit wieder errungen haben, wie Griechen, Serben, Bulgaren, Polen. Gerade das Beispiel Polens kann uns ein Trost sein. Deutschland ist jetzt in der Lage, in der sich Polen zur Zeit seiner ersten Teilung im Jahre 1772 befand, und die Gefahr weiterer Teilungen ist ebenfalls vorhanden. Aber eben durch die Teilungen und die Fremdherrschaft ist das polnische Nationalgefühl erstarkt; zugleich gerieten alle Sünden des früheren Staates in Vergessenheit, und die Polen gewannen eine Sympathie in der öffentlichen Meinung, die sie früher nicht besessen hatten. Die Folge davon ist die jetzige Wiederherstellung ihres Reiches. So dürfen wir Deutschen hoffen, daß unsere gegenwärtige Unterdrückung heilsame Folgen für unsere Nachkommen haben und eine Auferstehung des Reiches bewirken werde.*)

Weltspiegel.

14. Juli 1922.

Zwei Akte der großen Welttragödie sind schon gespielt worden, erklärte vor einiger Zeit Mr. Bush, der Präsident der Newyorker Handelskammer. Im ersten Akte war die Bühne ein Schlachtfeld, im zweiten sprachen die Politiker und jetzt gerade spielt man den dritten Akt. Er setzte hoffnungsvoll mit der gesunden Darlegung der Wirtschaftler und Finanzleute in Paris ein, aber dann griffen die Politiker mit rauher Hand in dieses Spiel und zerstörten alle Aussicht auf schnelle Lösung. Der Höhepunkt der Tragödie, der vierte Akt, hat seine düstern Schatten vorausgeworfen. Der deutsche Außenminister, Dr. Rathenau, wurde ermordet. Der Boden, auf dem Nihilismus und Anarchie emporwuchern können, war durch die zwei letzten Akte schrecklich vorbereitet. Das deutsche Volk neigt dazu, sein Dasein in Ruhe und ohne Aufregungen zu verbringen und wäre vielleicht sogar dazu gekommen, die bestehenden Verhältnisse als rechtmäßig und dauernd anzuerkennen, wenn die Alliierten eine vernünftige Politik verfolgt hätten. Dazu hätte aber gehört, daß man dem Spruch der Bankiers gefolgt wäre und nicht die Möglichkeiten außer Acht gelassen hätte, die allein dazu angetan waren, den Fanatismus, der auf dem Boden des Versailler Vertrages hervorwachsen mußte, zu unterdrücken. Eine große Schuld trifft daher die französische Regierung, die es unmöglich gemacht hat, daß die Verhandlungen der Finanzleute in Paris zu einem rettenden Ergebnis gekommen sind. Vielleicht ist durch diese Verzögerung der Mord allein möglich geworden.

Inzwischen haben sich die Wirkungen gezeigt, die durch die Ergebnislosigkeit der internationalen Anleiheverhandlungen für Deutschland eingetreten sind. Die deutsche Regierung hätte jetzt selbst nach dem Moratorium der Reparationskommission für das Jahr 1922 nach dem jetzigen Stande der Mark das Dreifache an Papiermark aufzubringen, als nach den schon

*) Bei Wrochem ist auf S. 35 statt „Rheingau" „Rheinhessen" zu lesen.

von aller Welt als unmöglich erkannten Bedingungen des Londoner Ultimatums. Statt 28 Papiermilliarden wären 80 erforderlich, um die Zahlungen zu leisten. Daher sah sich die deutsche Regierung gezwungen, um ein neues Moratorium einzukommen, das Deutschland für die nächsten zwei Jahre von sämtlichen Barleistungen befreien sollte. Darüber ist nun in den verschiedenen Ländern ein heißer Kampf entbrannt. Man will vor allen Dingen in Frankreich diese Gelegenheit wieder benutzen, um politische Machtmittel gegen Deutschland in die Hand zu bekommen, die Finanzkontrolle zu verschärfen und sogar durch die Aufnahme von Aktien deutscher Unternehmungen einen Einfluß auf die deutsche Industrie zu gewinnen.

In England sieht man die Sache bedeutend ruhiger an; man würde von dort aus sogar darauf eingehen, daß die jetzt fällige Rate von 33 Millionen in den Kassen der Reichsbank verbleibt. Es muß jedoch festgestellt werden, daß der englische Standpunkt auf den ersten Blick zwar äußerst günstig erscheint, daß aber dort das Bestreben nach einer endgültigen Regelung der Reparationsfrage immer nur ganz vorübergehend und ohne genügende Sachlichkeit auftaucht. England nimmt in dieser Frage eine ähnliche Stellung ein wie Amerika, das ebenfalls von seinen Freunden und Schuldnern verlangt, erst ihre eigenen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, ehe man an eine weitgehende Regelung der ganzen Finanzschwierigkeiten gehen kann. In Frankreich erkennt man in dieser Hinsicht besser den Kern des Problems, wenn natürlich auch die Tendenz der französischen Politik bei allen diesen Fragen hauptsächlich gegen Deutschland gerichtet bleibt. Frankreich wünscht die Regelung der Reparationsangelegenheit mit der Frage der interalliierten Schuld zu verbinden. Im Grunde genommen gehören diese beiden Dinge nicht zusammen. Sie sind im Prinzip verschieden. Deutschland ist nicht dafür verantwortlich, was Frankreich während des Krieges ausgegeben hat. Die Reparationsforderungen der Entente sollen nach ihren eigenen Worten nur zur Wiederherstellung des angerichteten Schadens dienen. Wenn Frankreich also 550 Millionen Pfund von England, 572 Millionen Pfund von Amerika, also zusammen 1 122 Millionen Pfund geborgt hat, so hat es dieses Geld während des Krieges für seine Rüstungen verwandt, hat also kein Recht, sich jetzt darüber zu beklagen, daß diese Schuldenlast annähernd ebenso groß ist, wie die kapitalisierte deutsche Reparationsschuld. In der Praxis wird sich jedoch ein Ausgleich der Forderungen der verschiedenen Mächte nicht vermeiden lassen. Amerika als Hauptgläubiger, das selbst den Engländern beinahe 1 Milliarde Pfund vorgeschossen hat, will aber den Anfang zu einer solchen Regelung nicht machen. England mit seinen Schulden von 1 Milliarde und seinem Guthaben von 1 703 Millionen Pfund Sterling steht zwischen den Mächten und wird nun von Frankreich am meisten gedrängt, die Initiative zu ergreifen. Wir laufen jedenfalls, sollte eine Regelung der interalliierten Schulden nicht in naher Zukunft eintreten, stets die Gefahr, als Hauptschuldner aller Mächte am stärksten zur Bezahlung herangezogen zu werden und, da wir durch unsere Zahlungsunfähigkeit die Forderungen nicht erfüllen können, dem Zerstörungswillen Frankreichs zum Opfer zu fallen.

In den letzten Veröffentlichungen der französischen halbamtlichen Presse findet man stets die Erklärung, daß Frankreich nicht imstande sein

werde, seine Zinsen an England und Amerika zu zahlen. Dabei stellt der „Temps" den Satz auf, daß die Prinzipien des Rechts nicht verschieden sein dürften, je nachdem Frankreich als Schuldner oder Gläubiger in Betracht komme. Uns gegenüber hat Frankreich jedenfalls noch weit weniger Rücksicht gezeigt, als England und Amerika bisher gegen Frankreich geübt haben. Denn man hat noch niemals der französischen Regierung zugemutet, Beweise für ihre Zahlungsunfähigkeit zu bringen oder gar sich durch eine Kontrolle der französischen Finanzen davon zu überzeugen, ob ein großer Fehler für die schlechte Finanzlage Frankreichs nicht in der Finanzverwaltung der Regierung läge. Die Bankiers haben im dritten Akt die Schuld an der wirtschaftlichen Unsicherheit Europas klar auf Frankreichs Konto gesetzt. Nun ist es wiederum Frankreich, das für die neue Regelung der Reparationszahlungen den Ausschlag geben muß. Der Vorhang über dem dritten Akt würde unter dem Aufatmen der ganzen Welt fallen, wenn die Politiker die Konsequenzen aus dem Memorandum der Bankiers zögen und unter Einschluß Amerikas den allgemeinen Schuldenausgleich verkündeten, an dem Deutschland nicht nur durch ein Moratorium, sondern auch durch eine Revision der ganzen Reparationssumme beteiligt werden müßte.

Die französische Politik versucht nun, nachdem die Verhältnisse klar gezeigt haben, daß man auf große Barzahlungen von Seiten Deutschlands in den nächsten Jahren nicht rechnen kann, sich auf andere Weise schadlos zu halten. In dieser Richtung liegt das Bestreben der französischen Regierung, die Sachlieferungsverträge möglichst schnell wirksam zu machen und deutsche Arbeitskraft und deutsches Material auch an anderen Gebieten Frankreichs zu Konstruktionsarbeiten zu verwenden. Vorläufig ist es aber höchst bedauerlich, daß diese Ideen in Frankreich nur propagiert werden können unter dem Gesichtspunkte der Versklavungsidee. Man macht dem französischen Publikum klar, daß schon in alten Zeiten die besiegten Völker in den Ländern der Sieger zu Fronarbeiten herangezogen worden seien. Solange solche Gedanken die Grundlage der deutsch-französischen Zusammenarbeit bilden sollen, kann man nicht darauf rechnen, daß Deutschland darauf eingeht. Die Konstruktionsarbeiten in Süd-Frankreich, die für einen Zeitraum von zehn Jahren vielen Tausenden deutscher Arbeiter Beschäftigung geben würde, wären sonst durchaus nicht von der Hand zu weisen. Die Reparationskommission hat die Pläne der französischen Regierung schon in der Hand und wird sich wahrscheinlich in nächster Zeit mit Deutschland in Verbindung setzen, um die nötigen Kräfte anzufordern. Nach dem Friedensvertrag ist die Reparationskommission jedoch nicht berechtigt, Forderungen in dieser Beziehung zu stellen. Da es also auf eine freiwillige Vereinbarung mit Deutschland ankommt, wird sich Frankreich in den Bedingungen für die Arbeiter, in der Bezahlung und in der Unterbringung noch entgegenkommend zeigen müssen.

Die Konferenz im Haag, die seit dem 26. Juni tagte, ist zusammengebrochen. Die Ansichten der beiden Parteien waren zu verschieden; vor allen Dingen wurde von Frankreich stets versucht, durch Forderungen, die grundlegend für das Sowjetsystem waren, Reibungsflächen zu schaffen.

H. Bünnig.

Bücherschau.

Geschichte.

Philipp Zorn, Der deutsche Staatsgedanke. Schriften der Fichtegesellschaft. Deutscher Staat 1. Leipzig, R. Voigtländer, 1921. 9 M.

An großzügigen, einheitlichen Darstellungen der deutschen Staatsentwicklung besteht fühlbarer Mangel. Nicht zufällig, denn unsere Staatsgeschichte ist keine organische, sondern eine tragische Kette von Anläufen und Zusammenbrüchen, von heroischen Gesamtleistungen und partikularen Auswüchsen. Aber gerade deshalb müssen wir aus ihr lernen, denn unsere Geschichte ist unser Schicksal. Zorn gibt nur eine Skizze; aber gerade als solche wird sie vielen willkommen sein. Man darf die Fichtegesellschaft dazu beglückwünschen, daß sie diese kurzgefaßte politische Geschichte an den Anfang einer Schriftenreihe „Deutscher Staat" gesetzt hat.

Walther Classen, Das Werden des deutschen Volkes. Erster Band. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, A.-G. Geb. 80 M. und Teuerungszuschlag.

Ein sehr eigenwüchsiges Buch, zum Teil an Kabisch, zum Teil an Walter Flex erinnernd, und doch wieder etwas Unvergleichbares. Jedenfalls keine Geschichte im üblichen Sinn; viel Stimmung, sogar Dichtung, lebhaftes Sichversetzen in vergangene Welt, und über dem allen ein inbrünstiges Deutschsein, welches alles, das einmal deutsch war, wie gegenwärtig umfaßt. Dieser erste Band geht bis zum Untergang der Staufer (1250).

Justus Leo, Das Werden des deutschen Nationalbewußtseins von der Urzeit bis zur Glaubensspaltung. — Hilfsbücher für Volkshochschulen. — Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 5 M.

Aus zweiter Hand gearbeitet, manchmal zu bestimmt behauptend, manchmal zu farblos schildernd, doch gewissenhaft und neben Joachimsens „Vom deutschen Volk zum deutschen Staat" bei so kurzem Umfang manchem Leser zur Einführung dienlich.

Rudolf Kötzschke, Grundzüge der deutschen Wirtschaftsgeschichte bis zum 17. Jahrhundert. Zweite umgearbeitete Auflage. Grundriß der Geschichtswissenschaft zur Einführung in das Studium der deutschen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Herausgegeben von Aloys Meister. Reihe II. Abteilung 1. Leipzig 1921, B. G. Teubner.

Die zweite Auflage des gediegenen Grundrisses macht sich nützlich, indem sie die Erlebnisse der in den letzten 15 Jahren erschienenen, oft sehr weitschichtigen Spezialforschung auf wenige Zeilen zusammendrängt. Aber auch große, allgemeinbildende Gesichtspunkte läßt das Buch nicht vermissen, so z. B. bei der Schilderung des wirtschaftlichen Niedergangs unseres Volkes zugleich mit dem geistigen und politischen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts.

R. Heuberger, Allgemeine Urkundenlehre für Deutschland und Italien. — Grundriß der Geschichtswissenschaft — Reihe 1. Abteilung 2a. 1921, Leipzig. Verlag von B. G. Teubner. Kart. 15 M.

Ersetzt die in der ersten Auflage von Steinacker verfaßte (Privat)urkundenlehre des Mittelalters und spiegelt den neuesten Stand dieser historischen Hilfswissenschaft.

Georg Mentz, Geschichte der neueren Zeit. II. Europäische Geschichte im Zeitalter Karls V., Philipps II. und der Elisabeth. — Aus Natur und Geisteswelt. 528. Band. Leipzig 1921, B. G. Teubner.

Mentz, einer der besten Kenner der Politik des 16. Jahrhunderts, gliedert die Geschichte dieses Zeitalters in zwei Perioden, deren erste den Kampf um Italien, die zweite den Kampf der Prinzipien der Gegenreformation und des Calvinismus in den westeuropäischen Staaten zum Hauptgegenstand hat.

Gertrude Aretz, Die Marquise von Pompadour. Ein Lebensbild aus dem Rokoko. Mit 10 Bildbeigaben. Opal-Bücherei, Dresden, Carl Reißner. Geh. 30 M., Halbleinen 40 M.

Die kühle, kluge, herrschsüchtige Streberin, die mit Voltaire zusammen einem Menschenalter den Namen gab, wird in ihrer ganzen weiblichen Problematik von der gewandten Verfasserin rund und lebendig in die galante Politik der Zeit hineingestellt; es ist nicht alles Mitgeteilte mit dem strengsten Maß geschichtlicher Kritik zu messen, aber die Hauptfigur selbst, die geistvoll-gewissenlose Lebenskünstlerin und das Geheimnis ihrer langen Herrschaft über den Sultan von Versailles ist sicher ebenso treu wie fesselnd aufgefaßt.

Hermann Christern, Friedrich Christoph Dahlmanns politische Entwickelung bis 1848, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Liberalismus. H. Haessel, Leipzig 1921. 248 S.

Ein gescheites, aufmerksam eindringendes Buch über den ehrwürdigen Mann, der in der Zeit, von der die Rede ist, zu einem Führer aller maßvollen und vaterländisch gesinnten Liberalen wurde, dessen Bücher über Politik, über die englische und über die französische Revolution zu politischen Lehrbüchern und Bekenntnisschriften wurden. Der Rechtsstaat, der Verfassungsstaat mit kräftiger Vertretung der Stände nach dem Verhältnis ihrer Bedeutung und Reife und mit einer starken Monarchie war sein Ziel. Er wollte damit echt germanische Erbschaft, die er in der englischen Geschichte am lebendigsten wirken sah, fortführen. Gesunder Ausgleich zwischen der Pflege des geschichtlich Eingewachsenen und einem vernünftigen Fortschritt, zwischen machtvoller Ordnung und freier Entfaltung der Kräfte lag ihm am Herzen. Mit allem dem wollte er für ein nach außen starkes, geachtetes Deutschland sorgen helfen.

H. Preller, Weltgeschichtliche Entwicklungslinien vom 19. zum 20. Jahrhundert in Kultur und Politik. Aus Natur und Geisteswelt 734. Leipzig, Teubner 1922. Kart. 14 M., geb. 18 M.

Der Gothaer Historiker, der in diesem Bändchen den großen Versuch wagt, die geistige, materielle, gesellschaftliche und politische Entwicklung des letzten Jahrhunderts aus den Antrieben der Aufklärung und der Technik zu erklären, verfügt über einen geschichtsphilosophischen Tiefblick und eine wirklichkeitssatte Anschauung, die nicht nur in der populären, sondern auch in der gelehrten Geschichtsliteratur selten ist.

L. Rieß, Gang der neuzeitlichen Kulturentwicklung im Rahmen der Weltgeschichte. Stuttgart, Berger. Geb. 24 M.

Gedanklich weniger straff gegliedert als Prellers eben erwähntes Werkchen bietet Rieß' Uebersichtsbuch dem mit den Tatsachen noch weniger vertrauten Leser diese in größerer Ausführlichkeit, außerdem auch zeitlich weitergespannt (von 1492 an).

Fritz Hartung, Deutsche Verfassungsgeschichte vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner 1922, geb. 48 M.

Der den Grenzbotenlesern wohlbekannte Kieler Geschichtsforscher, der gründlichste und selbständige Sachkenntnis mit der Kunst fesselnder Darstellung auch spröder Gegenstände verbindet, führt in dieser zweiten Auflage seines hervorragenden Werkes die Darstellung bis auf das nachrevolutionäre Deutschland herab. Vielverschlungen wie bei keinem anderen Volk ist das Verfassungsleben Deutschlands in den letzten Jahrhunderten; um zu wissen, wo wir stehen, müssen wir begreifen, wie wir dahin kamen. Der Politiker lernt aus dem Buch noch mehr als der Staatsrechtler.

Fritz Roepke, Von Gambetta bis Clémenceau. Fünfzig Jahre französischer Politik und Geschichte. In Halbleinen geb. 80 M. (Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt.)

Das Zeitalter der Revanche, der politisch-diplomatischen Wiedererhebung, der Vorbereitung und Ausnützung des Sieges — die dritte Republik als das Negativ des deutschen Kaiserreichs, dessen Sturz ihr eigentliches Lebensziel ist — die bourgeoise Innenpolitik, die Kolonialausbreitung, die kirchlichen und sozialen Kämpfe demgegenüber sekundär und doch zeitweise mehr in die Augen fallend — in Roepkes Darstellung ein besonders wertvoller Bestandteil der Stuttgarter historischen Bibliothek, die in rascher Folge so viele bleibende Werke bringt.

Alfred von Hedenström, Geschichte Rußlands von 1878 bis 1921. In Halbleinen gebunden 90 M. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Das Drama des russischen Niedergangs hat nach Hedenström schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts sich unaufhaltsam vorbereitet. Das gut geschriebene Buch bringt dem deutschen Leser zum erstenmal eine Zusammenfassung der ganzen vorleninschen Epoche unter dem Gesichtspunkt der politischen Aktion und Gegenaktion.

Dr. Otto Jöhlinger, Bismarck und die Juden. Unter Benutzung unveröffentlichter Quellen. Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) A.-G. in Berlin, 1921. Brosch. 32 M., geb. 38 M.

Das Buch ist, abgesehen von seinem besonderen Gegenstand, allgemein lehrreich für die Erkenntnis der politischen Legendenbildung und Verdächtigung großer Männer, insbesondere in Deutschland. Jöhlinger zeigt mit erdrückendem, interessantem und z. T. neuem Beweismaterial, wie Bismarck bald als Philosemit, bald als Antisemit geschmäht und bekämpft wurde, und in Wahrheit keines von beiden war.

Der Merker.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9 Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 29. Juli 1922

Nummer 28

Um Bismarck.

Zwanzig Briefe aus dem Weimarer Staatsarchiv.

Zum ersten Mal herausgegeben von Archivar Dr. Felix Pischel.

I. Die Entlassung.

1. Heerwart, Bundesratsbevollmächtigter, an Carl Alexander.

Durchlauchtigster Großherzog! Ew. Königlichen Hoheit beeile ich mich untertänigst zu melden, daß nach einer mir soeben — abends 10 Uhr — zugehenden zuverlässigen Mitteilung der Reichskanzler seine Entlassung aus allen seinen Aemtern erbeten hat und zweifellos erhalten wird. Auch der Graf Bismarck und sämtliche Minister werden ihre Portefeuilles zur Verfügung stellen.

Das Verhalten des Reichskanzlers in den letzten Jahren, namentlich das völlige Ignorieren der in seinem Palais tagenden europäischen Delegierten-Konferenz und der wiederholte Empfang des Abgeordneten Windthorst, über welchen er Sr. Majestät dem Kaiser am Sonnabend befriedigende Aufklärungen nicht hat geben können, scheinen das ohnehin tief erschütterte Verhältnis gänzlich unhaltbar gemacht zu haben.

Die Entlassung des Reichskanzlers, welche zweifellos einen Wendepunkt in der Stellung des Reiches zum Ausland und in der inneren Politik bezeichnet, wird wahrscheinlich schon morgen öffentlich bekannt werden, die Entschließung auf die Erklärung der übrigen Minister aber erst später erfolgen.

In tiefster Ehrfurcht Ew. Königlichen Hoheit untertänigster

Heerwart.

Berlin, 17. März 1890.

2. Heerwart, Bundesratsbevollmächtigter, an Carl Alexander.

Durchlauchtigster Großherzog! Ew. Königlichen Hoheit beehre ich mich über die Vorgänge, welche zu dem Entlassungsgesuch des Reichskanzlers geführt haben, auf Grund vertraulicher Mitteilungen, folgendes untertänigst zu berichten

Bei dem Besuche des Kaisers im Palais des Reichskanzlers am letzten Sonnabend, 15. März, kam es zu einer Auseinandersetzung über die mit

Windthorst stattgehabten Besprechungen, welche der Kaiser für bedenklich und jedenfalls für verfrüht erachtete, weil die Vorlagen, um welche es sich zunächst handeln werde, auch ohne besondere Zugeständnisse an das Zentrum im Reichstag durchzusetzen sein würden. Eine Verständigung über die dem neuen Reichstag gegenüber einzuhaltende Politik war auch in betreff der Vorlagen selbst nicht zu erzielen, da der Reichskanzler sich gegen den Arbeiterschutz nach wie vor ablehnend verhielt und ein sehr verschärftes Sozialistengesetz vorlegen wollte, durch welches die Expatriierung, sowie die Entziehung des aktiven und passiven Wahlrechts gegen die Agitatoren sollte eintreten können. Andererseits verlangte der Kaiser einen offiziellen Empfang der Delegierten-Konferenz durch den Reichskanzler, was dieser ablehnte, weil die Konferenz seine Repräsentationsräume für ihre Sitzungen in Beschlag genommen habe und ihm eine zweite Garnitur solcher Räume nicht zur Verfügung stehe. Endlich war auch nicht zu erreichen, daß der Reichskanzler das auf Grund einer veralteten Kabinettsordre an die preußischen Minister erlassene Verbot des unmittelbaren schriftlichen und mündlichen Vortrags bei Sr. Majestät, sowie die Aufhebung der Stellvertretung durch die Staatssekretäre der Reichsämter zurückzog, obwohl durch diese Maßregeln bereits eine fühlbare Stockung der Geschäfte eingetreten ist. Dabei soll auch die Stellung des Ministers von Bötticher in Frage gewesen sein, welchem der Reichskanzler sein Vertrauen entzogen hatte, während er das des Kaisers, namentlich auch wegen seines Verhaltens in den letzten Wochen, mehr als je besaß.

Nachdem auch am folgenden Tage kein entgegenkommender Schritt seitens des Reichskanzlers erfolgt war, ließ der Kaiser am Montag bei demselben anfragen, ob er noch auf die Unterstützung seiner Politik durch den Reichskanzler rechnen könne. Darauf bat letzterer um seine Entlassung aus allen Aemtern, berief einen Ministerrat und gab demselben von seinem Rücktritt Kenntnis.

Das schriftliche Entlassungsgesuch ist erst heute überreicht worden. Die Genehmigung desselben ist aber unzweifelhaft, und sie wird in einer Weise erfolgen, welche den unsterblichen Verdiensten des großen Mannes volle Würdigung zu Teil werden läßt und der Hoffnung Ausdruck gibt, daß sein Rat auch künftig der Krone nicht fehlen werde.

Die Ernennung des Nachfolgers steht unmittelbar bevor, da nach der Reichsverfassung eine Vakanz der Stelle unmöglich ist. Aus Andeutungen glaube ich schließen zu können, daß ein General, aber nicht Graf Waldersee, ausersehen wird. Eine Aenderung in der Organisation der Reichsämter oder deren Ersatz durch Reichsministerien ist nicht beabsichtigt. Auch die preußischen Minister werden vorläufig in ihren Stellungen verbleiben.

Heute empfing mich Se. Hoheit der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, welcher gestern eine zweistündige Unterredung mit dem Reichskanzler gehabt hatte. Leider scheint derselbe in einer sehr verbitterten Stimmung zu sein und den Grund seiner Verabschiedung nicht nur in den hervorgetretenen Meinungsverschiedenheiten, sondern auch darin zu erblicken, daß es zusammenwirkenden Intriguen, bei welchen auch „hohe Damen" mitgewirkt hätten, gelungen sei, ihm das Vertrauen des Kaisers zu entziehen. Allein so sehr der Rücktritt des Reichskanzlers die verschiedenen Gruppen seiner Feinde befriedigen mag, so ist doch eine Beeinflussung des Kaisers durch dieselben in hohem Grade unwahrscheinlich, und man braucht überhaupt andere Motive

als die oben geschilderten nicht heranzuziehen, um den tragischen Abschluß erklärlich, ja unvermeidlich zu finden.

In tiefster Ehrfurcht Ew. Königlichen Hoheit untertänigster

Heerwart.

Berlin, 18. März 1890.

3. Großherzog Friedrich von Baden an Großherzog Carl Alexander.

Verehrter Freund. Deine werten Zeilen sind mir gestern zugekommen, ich konnte aber nicht sofort antworten, da noch keine Entscheidung getroffen war, und so komme ich heute erst zu Dir mit dem, was ich sagen kann.

Seit Deiner Abreise von hier sind manche Fragen entstanden, deren Lösungsversuche sich zu Trennungen in den Anschauungen und Zielen zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck gestalteten. Ich bin nicht befugt die näheren Verhältnisse zu schildern und den Verlauf der Differenzen darzustellen; ich kann nur von den Wirkungen reden, die daraus hervorgingen. — Die Gegensätze schärften sich mehr und mehr, und es kam zu einer persönlichen Auseinandersetzung zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck, in welcher einige wichtige Prinzipienfragen über die Staatsleitung und die Handhabung der Regierungsgewalt zu einer sehr lebhaften Diskussion führten. Der Fürst verlor dabei die Fassung so vollkommen, daß eine ruhige Besprechung unmöglich wurde und der Kaiser, welcher keinen Augenblick die Ruhe verlor, sich genötigt sah abzubrechen. Der Inhalt und Verlauf dieser Unterredung, über die ich mehr nicht zu sagen vermag, war entscheidend für das, was nun eingetreten ist. Fürst Bismarck beharrte auf seinem Willen, und trotz vieler Versuche, welche seit vorigen Samstag, dem Tag der Unterredung, gemacht wurden, um diesen scharfen Gegensatz zu mildern, gelang dies nicht. Fürst Bismarck erklärte am Dienstag dem versammelten Ministerrat, er wolle von allen seinen Aemtern zurücktreten und vom Kaiser seine Entlassung erbitten.

Das Entlassungsgesuch kam noch am späten Abend des Dienstag in die Hände des Kaisers, und die genehmigende Beantwortung desselben wird heute im Reichsanzeiger erscheinen. Ich kenne das Schreiben nicht, aber es soll eine äußerst gnädige Verabschiedung sein, verbunden mit vielen äußeren Ehren und sonstigen gehaltvollen Vorzügen.

Ich erfülle eine werte Pflicht, wenn ich diese Zeilen mit der Versicherung schließe, daß der Kaiser während dieser schweren Krisis mit großer Ruhe, Geduld und Selbstbeherrschung gehandelt hat und keinen Versuch scheute dem Fürsten Bismarck einen Rückweg anzubahnen.

Ich unterlasse jedwede Betrachtung der gegenwärtigen schwierigen Lage und beschränke mich darauf, Deinen Wunsch so gut als ich's vermag zu erfüllen — Dir die Sachlage zu schildern.

In alter bekannter Gesinnung

Dein treuer Freund
Friedrich.

Berlin, den 20. März 1890.

4. Carl Alexander an Bismarck.

Ew. Durchlaucht werden meiner Worte nicht bedürfen, um von der tiefen Gemütserschütterung überzeugt zu sein, die ich bei der Nachricht empfand, daß

Sie das Amt als unser Reichskanzler aufgegeben haben. Zwar ließ mir die Unterredung, die ich mit Ihnen vor acht Tagen hatte und in welcher ich Sie beschwor das Vaterland und den Kaiser noch nicht, nicht in dieser ernsten Zeit zu verlassen, wenig Hoffnung auf Erfüllung meiner Bitten, allein wie man so gern geneigt ist dem zu glauben, das man erhofft, glaubte ich nicht umsonst gesprochen zu haben. Es ist anders gekommen. Wir Deutschen haben mit der unmittelbaren Tätigkeit des Mannes abzuschließen, in dem wir seit einer langen Reihe von Jahren gewohnt waren die Tatkraft des Vaterlandes verkörpert zu sehen. Wie tief mir dies zu Herzen geht, überlasse ich E. D. zu beurteilen. Sie auch werden begreifen, wie es mir ebenso Herzensbedürfnis als Pflicht ist, der unerlöschlichen Dankbarkeit Ausdruck zu geben, die ich als Deutscher, als Reichsfürst, als Landesherr dieses Landes, als Haupt dieses Hauses schulde, das stets unter den ersten zu stehen die Gewohnheit hat, wo es sich handelt, den Pflichten des Vaterlandes zu entsprechen. Lasse Sie der Allmächtige durch Seinen Segen noch lange die Früchte genießen, deren Samen Sie durch Ihn zum Besten des Vaterlandes gesät haben. Keinen herzlicheren Wunsch könnte die Dankbarkeit aussprechen als diesen von E. D. ergebenem Freund

Carl Alexander.

Weimar, d. 26. März 1890

5. Heerwart an Carl Alexander.

Großherzog von Sachsen, Weimar. Heute 12 Uhr vom Fürsten Bismarck in halbstündiger Audienz empfangen. Derselbe dankt Ew. Königlichen Hoheit herzlich. Bericht folgt.

Untertänigst. Heerwart.

Telegramm, 27. März 1890, 6^{00} N. Berlin. Weimar 6^{31} N.

6. Heerwart an Carl Alexander.

Durchlauchtigster Großherzog! Ew. Königlichen Hoheit gnädigstem Befehl gemäß meldete ich mich sofort bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck und hatte, wie bereits telegraphisch gemeldet, gestern Mittag 12 Uhr die Ehre, von demselben in halbstündiger Audienz empfangen zu werden. Dabei entledigte ich mich zunächst des erhaltenen hohen Auftrags, indem ich im Namen Ew. Königlichen Hoheit dem tief gefühlten Dank für die von dem Fürsten dem Vaterlande geleisteten Dienste Ausdruck gab und hinzufügte, daß Ew. Königliche Hoheit Sich nicht nur als Bundesfürst zu dieser Kundgebung verpflichtet fühlen, sondern daß es Höchstihnen auch persönlich ein wirkliches Herzensbedürfnis sei, diesen Dank in dem Handschreiben auszusprechen, welches ich dem Fürsten einzuhändigen habe.

Nach Durchlesen des Schreibens dankte der Fürst, sichtlich bewegt, für die sympathischen Gesinnungen, deren er sich seitens Ew. Königlichen Hoheit seit langen Jahren zu erfreuen gehabt habe und welche ihn in dem gegenwärtigen schmerzlichen Augenblick doppelt wohltuend berührten, indem er sich vorbehielt, seinen Dank auch noch schriftlich zu erkennen zu geben. Im übrigen müsse er die Auffassung berichtigen, daß es sich um seinen freiwilligen Rücktritt handle; er sei vielmehr entlassen oder eigentlich fortgeschickt worden. Wie könne man glauben, daß er angesichts der drohenden sozialen Gefahren und gegenüber der durch die letzten Wahlen geschaffenen Reichstagsmehrheit seinen Posten ver-

lasse! Er fühle sich vollkommen gesund und würde ungeachtet seines Alters mit voller Kraft und freudig den schweren Kampf aufgenommen haben. Aber durch Zuträgereien verschiedener Art, bei welchen auch manche seiner Kollegen mitgewirkt hätten, sei der Kaiser ihm seit einigen Wochen entfremdet worden und habe in ihm ein Hindernis seiner inneren Politik zu erkennen geglaubt, welches unter allen Umständen beseitigt werden müsse.

Auf meine Bemerkung, daß die sog. Arbeiterschutzgesetzgebung doch kaum zu einem so unlösbaren Konflikt habe führen können und daß auf diesem rein wirtschaftlichen Gebiete eine Verständigung gewiß möglich gewesen sei, bestätigte dies der Fürst und bezeichnete neben der allgemeinen Entfremdung als unmittelbaren Anlaß des Abschieds seine Weigerung, die Kabinettsordre über die Stellung des Ministerpräsidenten vom Jahre 1852 aufzuheben, deren Fortbestand bei dem eingetretenen Zwiespalt mit seinen Kollegen zur Aufrechterhaltung der Einheitlichkeit der Regierung gerade jetzt notwendig gewesen sei. Als er aus diesem Grunde abgelehnt habe, den Entwurf einer entsprechenden neuen Ordre vorzulegen, sei ihm durch den Chef des Militärkabinetts eröffnet worden, in solchem Falle erwarte der Kaiser sein Entlassungsgesuch, an dessen Einreichung er dann auch noch von dem Chef des Civilkabinetts erinnert worden sei. Nun habe er den taktischen Fehler begangen, überhaupt ein solches Gesuch einzureichen; er hätte abwarten sollen, ob der Kaiser ihn entlasse, was ja jeden Augenblick habe geschehen können. In dem Gesuche selbst seien übrigens alle einschlagenden Verhältnisse ausführlich und unter Eröffnung von Verständigungswegen dargelegt; er habe deshalb den Kaiser in der Abschieds-Audienz gebeten, die Veröffentlichung zu gestatten, was derselbe jedoch entschieden abgelehnt habe. Später werde indessen der Inhalt doch bekannt werden.

In bezug auf die Unterredungen mit dem Abgeordneten Windthorst habe er dem Kaiser seine Ueberraschung ausgesprochen, daß jetzt die Besuche kontrolliert werden sollten, welche er von Abgeordneten empfange, nachdem er in diesem Verkehr seit 28 Jahren freie Hand gehabt habe. Uebrigens hätten die Besprechungen zu keinem Ergebnisse geführt und der Abgeordnete Windthorst habe schließlich nur den lebhaften Wunsch ausgesprochen, daß der Fürst noch im Amte bleibe! — Sehr treffend hat, wie ich von anderer Seite höre, der Kaiser obiger Aeußerung des Fürsten entgegengehalten, daß Letzterer Ihm ja sogar verwehren wolle, seine Minister zu empfangen. —

Der Kaiser — so fuhr der Fürst fort — habe ihm beim Abschied wiederholt versichert, daß nur die Schonung seiner Gesundheit und der Wunsch, ihn dem Vaterlande und seiner Familie noch möglichst lange zu erhalten, für die Entschließung bestimmend gewesen sei. Allein er habe durch seinen Hausarzt Dr. Schweninger konstatieren lassen, daß sein Gesundheitszustand keiner besonderen Schonung bedürfe, wie sich schon daraus ergebe, daß er die großen Aufregungen der letzten Wochen habe ertragen können.

Einen mehr humoristischen Charakter tragen die Bemerkungen, welche der Fürst an die ihm zuteil gewordenen Auszeichnungen geknüpft hat. Es sei doch sonderbar, daß man den alten Reichskanzler als General-Oberst in die Armee versetze und dem bedeutendsten General statt des Schwertes die Feder in die Hand gebe.. Die Würde eines Herzogs von Lauenburg habe er nicht wohl ablehnen können, werde aber von derselben nur Gebrauch machen, wenn er incognito reise.

Als ich schließlich die zuversichtliche Hoffnung aussprach, daß bei eintretenden großen Gefahren für das Reich die Vaterlandsliebe des Fürsten alle

Verstimmung überwinden und sein Rat dem Kaiser nicht fehlen werde, erwiderte er, daß er sich einer nochmaligen Entlassung doch keinesfalls aussetzen könne und seine politische Tätigkeit, die er nur gezwungen aufgebe, für abgeschlossen halte.

Der Gesamteindruck der Unterredung ist gewiß ein tief ergreifender, wenn man sich die weltgeschichtlichen Erfolge des ersten Reichskanzlers vergegenwärtigt und ihn jetzt in solcher Verstimmung aus seinem hohen Amte scheiden sieht. Denn

„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
Wir werden nimmer seines Gleichen sehn."

Allein an der Schuld des Helden in der Tragödie dieser Tage fehlt es nicht, da der Fürst seit seiner Rückkehr von Friedrichsruh in keiner der vorliegenden Fragen dem Willen des Kaisers sich gefügt und dessen Politik sogar durch positive Maßnahmen zu kreuzen versucht hat, was mit seiner monarchischen Gesinnung doch kaum in Einklang zu bringen ist und nur in einer seit fast einem Menschenalter innegehabten unvergleichlichen Machtstellung seine Erklärung findet.

Von der Abschiedsaudienz am Mittwoch soll der Kaiser sehr befriedigt gewesen sein und sich dahin geäußert haben, daß der Fürst in durchaus versöhnter Stimmung das Schloß verlassen habe. Wenn eine solche vorhanden war, so ist offenbar bereits wieder ein Umschlag eingetreten, und ich glaube gestern den Blick in einen Krater getan zu haben, welcher, wenn auch für den Moment beruhigt, von Zeit zu Zeit neue Ausbrüche befürchten läßt.

Die Ansprache, mit welcher der neue Reichskanzler von Caprivi sich gestern im Bundesrat einführte, machte einen vortrefflichen Eindruck, wie nicht minder eine Tischrede, mit welcher er bei dem gestern ihm zu Ehren gegebenen Festmahl den Toast des Staatsministers von Boetticher beantwortete, und in welcher er erwähnte, daß er sich bereits im Februar d. J. auf Anfrage Sr. Majestät bereit erklärt habe, den so verantwortungsvollen Posten zu übernehmen, wenn ihm dies ausdrücklich befohlen werde. Von allen Seiten wird dem ruhig energischen Charakter, dem klaren Blick und dem würdevollen Auftreten des Mannes große Sympathie entgegengebracht, und ich werde nicht verfehlen, bei nächster Gelegenheit mich des von Ew. Königlichen Hoheit in gleichem Sinne mir erteilten Auftrags zu entledigen.

Der Großherzoglich Badische Gesandte Freiherr von Marschall ist heute an Stelle des verabschiedeten Grafen Herbert Bismarck zum Staatssekretär des Auswärtigen ernannt worden.

In tiefster Ehrfurcht Ew. Königlichen Hoheit untertänigster

Heerwart.

Berlin, 28. März 1890.

7. von Groß, Staatsminister, an Carl Alexander.

Eurer Königlichen Hoheit unterbreite ich ehrfurchtsvoll den letzten Brief des Geh. Staatsrats Heerwart.

Von denjenigen Berichten desselben über die Kanzlerkrisis, welche durch meine Hände gingen, haben Ew. Königliche Hoheit noch einige in Händen. Wenn noch einige Zeit verflossen sein wird und Ew. Königliche Hoheit das betreffende Material nicht mehr brauchen, empfiehlt es sich vielleicht, dasselbe

zu ordnen und in ein Aktenstück zu bringen, welches dann in dem geheimen Schrank als wertvolles geschichtliches Dokument aufbewahrt werden möchte.

In gewohnter Ehrfurcht verharrend Ew. Königliche Hoheit untertänigster

von Groß.

Berlin. 31. März 1890.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kritik Oswald Spenglers.

Von

Willy Pastor.

Der erste Band von Spenglers „Untergang des Abendlandes" erschien im Jahre des Zusammenbruchs. Wie eine unmittelbare Anrede wirkte damals der drohende Titel. Man war auf eine steil abschüssige Bahn geraten, auf der kein Halt mehr möglich schien. Die Schreckensfrage „Was nun?" quälte alle Gemüter, und hier nun wurde ihnen ein Werk geboten, das anhub mit dem Satz: „In diesem Buche wird zum ersten Male der Versuch gemacht, Geschichte vorauszubestimmen."

Kühlere Köpfe freilich wurden gerade über das Prophetische, das schon im Titel steckte, eher stutzig. Es war in den letzten Jahren gar zu viel geweissagt worden, und je zuversichtlicher der Ton gewesen war, um so weniger war eingetroffen. An Zuversicht fehlte es dem neuesten Propheten ganz sicher nicht. Der Schlußsatz seines, bereits 1917 geschriebenen, Vorwortes lautete: „Ich habe nur den Wunsch beizufügen, daß dies Buch neben den militärischen Leistungen Deutschlands nicht ganz unwürdig dastehen möge." Noch bedenklicher wurde man, als in der Einleitung das bekannte Spiel mit geschichtlichen Vergleichen, zu einer „Technik" erweitert, als Allheilmittel gepriesen wurde und das alte Römertum wieder einmal unsere eigene Gegenwart und Zukunft erschließen sollte. Weiter las man da beim ersten Durchblättern vom Gleichlauf der Künste in verschiedenen Kulturen. Auch das war Längstvernommenes. Daß es in der Antike ein dem späteren entsprechendes Barock gegeben habe, hatte schon der alte Brunn gelehrt, und Wölfflin hatte ein für alle in sich geschlossenen Kunstzeiten gültiges Dreistufensystem aufgestellt, das ganz dem Spenglerschen entsprach; nur die Benennungen lauteten anders. Wo aber blieb dann das Einziggeartete, das dem Spenglerschen Buche nachgerühmt wurde?

Doch es ist eine alte Erkenntnis, daß ein ursprünglicher Kopf auch aus widerlegten Voraussetzungen etwas Eigenes folgern kann. Es klingt widersinnig, ist aber doch so, daß selbst auf den verbrauchtesten Philosophemen sich eine brauchbare Philosophie aufbauen kann. Spengler ist wieder Beweis dafür. Nach den ersten Seiten seines dicken Bandes hatte man das Vorurteil, daß hier ein Halbunterrichteter mit der Redseligkeit eben dieser Gattung etwas nur für ihn Neues breittreten möchte. Dann aber las man weiter, und von Kapitel zu Kapitel fand man Gedanken entwickelt von einer Kraft der Anregung, deren nur ein wirklich philosophischer Kopf fähig ist. Das Buch fand einen stärksten Erfolg. Man

konnte sich darüber freuen im Hinblick auf zahllose fruchtbare Einzelgedanken, nur mußte das Grundfalsche, und für unsere Zeit zudem Gefährliche des Grundgedankens eingesehen und abgetan werden. Aber gerade dieser Grundgedanke von einem unvermeidlichen Untergang hatte ja den Erfolg bei der großen Masse bewirkt. Alle Leute mit zusammengebrochenen Nerven, die nur noch in einem tatenlosen Indertum, einem müden Entsagen unsere Zukunft erblickten, empfanden und priesen das Werk als eine Offenbarung.

Spengler selbst hat eine solche Auffassung als gründliches Mißverständnis von sich gewiesen. Sein Buch „Preußentum und Sozialismus" ist eine Absage an die Verzagten von erfrischender Deutlichkeit. Danach konnte man hoffen, daß der noch ausstehende zweite Band und die angekündigte Umarbeitung des ersten mindestens die gröbsten Irrtümer beseitigen werde. Die Hoffnung wuchs, als Spengler die Herausgabe des Schlußbandes immer wieder hinausschob. Nun endlich ist er (vier Jahre nach dem ersten) erschienen — und alle Hoffnung ist vereitelt. Nicht beseitigt, sondern nach Möglichkeit vertieft ist alles Irrige, und damit ist dem unparteiischen Urteil eine Aufgabe gestellt, die gelöst werden muß.

* * *

Die beiden wichtigsten Voraussetzungen Spenglers lauten: es gibt keine Geschichte „der" Kultur, sondern nur eine solche einzelner Kulturen, jede Kultur aber ist ein Organismus höherer Art. Organismen blühen auf, reifen ihrer Form entgegen und welken hin; das ist ihnen allen ohne Unterschied gemeinsam, ob ihr Leben einen Tag währt oder tausend Jahre. Aber ein jeder von all den Myriaden Organismen, welche die Erde kommen sah und gehen, hat auch sein Besonderes. Am besten erkennen wir an unseresgleichen. Jede einzelne Menschenseele ist eine Mischung, die in ihrer ganz besonderen Art nie vorher war und nie wieder sein wird. In tausendfachen Ausdrucksformen wird ihr Wesen dem Menschenkenner offenbar. Gesichtsbildung, Haltung und Gang, Sprache und Tätigkeit, ja der bloße Stimmklang sind klare Mitteilungen für den, der sich auf das Lesen solcher Dinge versteht. Was aber vom Menschen als beseeltem Organismus gilt, das gilt auch für jene Organismen höherer Art, die wir Kulturen nennen. In Religionen, Künsten, Wissenschaften, Bauformen, Festen, dem Charakter und Zeitmaß ihrer Handlungen sprechen sie sich aus, und Aufgabe des Geschichtsschreibers ist es, diese ihre Sprache in die uns geläufige zu übersetzen.

An einer Fülle von Beispielen aus dem großen Bilderbuch der Weltgeschichte zeigt Spengler, wie solche Uebersetzungen möglich sind. Sein Wissen um Einzelheiten ist viel bestaunt worden, aber das ist unwesentlich gegen die ihm innewohnende künstlerische Kraft, die immer wieder einmal hervorbricht. Daß Kulturen Organismen höherer Art sind, ist eine fast zum Gemeinplatz gewordene Erkenntnis. Doch der Mangel an künstlerischer Begabung hinderte die meisten, welche diese Lehre weitergaben, deren Allgemeinheit zu beseelen. „Organismus höherer Art", das war für sie so etwas wie eine „juristische Person", irgendeine begrifflich zusammenfaßbare Einheit, im Grunde aber doch ein nur gedachtes Wesen ohne Fleisch und Blut. Bei Spengler h a b e n diese juristischen Personen Fleisch und Blut; jede einzelne zeigt ihr eigenes, bestimmt geprägtes Ge-

sicht, und kraft seiner künstlerischen Schauung vermag Spengler von dessen Miene und Ausdruck allerlei zu sagen — ein Lavater gesteigerter Art, dessen „physiognomische Fragmente" ganze Kulturen umreißen.

So weit die nicht wegzudeutelnden Vorzüge Spenglers. Nun aber die engen, erstickend engen Schranken seiner Art der Betrachtung. Seit G. Th. Fechner sind wir gewohnt, von einem „Stufenbau der Welt" zu reden. Das „übergreifende Bewußtsein", das den Menschen einer höhern Einheit unterstellt, macht nicht halt bei einem Volk und seiner Kultur. Es gibt noch höhere und immer wieder höhere Einheiten, die sich schließlich verlieren (für unseren Blick verlieren) in die Unendlichkeit, das Weltall, das Göttliche, oder wie man es benennen mag. Nur stammelnd und ungewiß ahnend können wir von den sogenannten letzten Dingen reden, den weitesten Ringen und Sphären. Ein Organismus aber, der hinausgreift über alle Organismen hienieden, ist unseren Sinnen nach wohl erreichbar. Das ist der Organismus der Erde, als eines lebenden, einheitlichen Sterns. In ihm weben und sind wir; seine Geschichte, sein Schicksal bestimmt unser aller Werden und Vergehen, nach seinem Bilde schuf er alles, was da wurde, und mit seinem Bilde muß sich alles das auch ändern von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Wie nun denkt Spengler über diesen höheren Organismus, in dessen übergeordneter Geschichte allein wir alles in der Zeit des Menschen Geschehene im tieferen Sinn begreifen können? Antwort darauf gibt die schon erwähnte, von Spengler mit dogmatischer Unerbittlichkeit verteidigte Voraussetzung: es gebe keine Kultur, sondern nur Kulturen. „Die Gruppe der hohen Kulturen ist keine organische Einheit. Daß sie in dieser Zahl, an diesen Orten und zu dieser Zeit entstanden, ist für das menschliche Auge ein Zufall ohne tieferen Sinn." Diesem Maschinengott des Zufalls opfert Spengler wahre Hekatomben geschichtlicher Ereignisse; er ist für ihn ein Urphänomen, eine Grundvorstellung, über welche weiter nachzudenken aussichtslose Spielerei sein soll.

Mehr noch: blinder Zufall ist für ihn auch das Entstehen einer jeden Kultur, jeden Volkes, jeder Rasse. Unabhängig von einander sollen sie entstanden sein, erweckt von der mystischen Kraft einer immer aufs Neue einsetzenden Urzeugung. Dieses merkwürdige Ding, die generatio aequivoca, früher auch für höhere Organismen angenommen, heute selbst für die niedersten bestritten, wird also hier wieder einmal aus der Versenkung geholt, um mit seiner Hilfe die höchsten, allem menschlichen Denken erreichbaren Organgebilde aus dem Nichts hervorzuzaubern. Spengler hat aus der Seele des nordischen Menschen, den er den faustischen nennt, mit sicherem Takt viel Feines im Einzelnen herausgelesen. Etwas weniger Faustisches, weniger Nordisches aber als diese vermeintliche Geschichte im Großen ist kaum denkbar. Einen Kopernikus der Geschichte nennt er sich selbst, und ist nach seinen letzten Folgerungen doch höchstens ein „Zeitgenosse" des Ptolemäus. In Weltteilen und in Jahrtausenden zu denken, hatten wir uns endlich gewöhnt: Spengler führt eine neue Art von Chiliasmus ein, den Glauben an Tausendjahrreiche; denn nur diese Spanne Zeit soll einer jeden Kultur von Schicksals wegen zubemessen sein. Was jen- und diesseits solcher tausend Jahre liegt, das ist für ihn — geschichtslos.

Mit solchen Grundanschauungen belastet, unternimmt es Spengler, die Kultur des Abendlandes rückschauend und ausblickend zu sichten, um danach als das Ergebnis seiner Beobachtung mit gelassener Hand das Menetekel „Untergang" an die Wand zu malen. Im germanischen Mitteleuropa hat die abendländische Kultur ihren Schwerpunkt. Alle Welt war bisher der Ansicht, daß allein unsere geschriebene Geschichte zweitausend Jahre umspannt, und daß die Vorgeschichtsforschung, mit noch viel zuverlässigeren Zeugnissen arbeitend als nur schriftlichen („Steine sind aufrichtig," sagt Max Klingr), den beglaubigten zweien noch mindestens drei weitere Jahrtausende rückwärts angliedern konnte. Ist es denkbar, daß angesichts solcher Tatsachen ein ernsthafter Kulturbetrachter darauf bestehen kann, die Lebensdauer jedweder Kultur sei abgelaufen mit eintausend Jahren? Spengler besteht darauf. Für ihn beginnt unsere Kultur erst um die Hohenstaufenzeit. Was vorher war, hier und da aufgehellt durch Entlehnungen, ist geschichtsloses Bauerntum, was nachher kommt, so etwa um 2200, geschichtsloses Fellachentum. Pereat mundus, fiat doctrina!

Will man die ganze Schnellfertigkeit ermessen, mit der Spengler alle für seine Lehre unbequemen Erkenntnisse aus dem Wege räumt, so lese man im zweiten Bande nach, wie er kurzerhand die Jahrhundertarbeit der Sprach- und der Rassenforschung glaubt erledigen zu können. Eine rechte Sprachforschung müßte nach ihm anfangen mit den Verständigungsversuchen eines Hundes vor seinem Herrn; diese Hundesprache allein scheint ihm schon wichtig genug, für sie „alle gelehrten Wortuntersuchungen" (es sind Lebensarbeiten darunter wie die eines Bopp, eines Jakob Grimm) beiseite zu lassen. Rassen sollen schnell entwickelte Gebilde sein, die bloßen Geschöpfe, nicht aber die Schöpfer der großen Kulturen, die selbst wieder urerzeugt seien. „Die berühmten prähistorischen Knochenfunde vom Neandertalschädel bis zum homo Aurignacensis beweisen für die Rasse und die Rassewanderungen des primitiven Menschen nicht das geringste." Man kann es wirklich den Männern vom Fach nicht übelnehmen, wenn auch die Vorurteilslosen unter ihnen im Hinblick auf solche Liebhaberurteile nichts wissen mögen von einem Werk, das ihnen im übrigen doch manche Anregung geben könnte.

* * *

„Unstillbarer Drang in die Ferne" bezeichnet Spengler als einen Hauptzug im Wesen des Abendländers. Es ist eine der tiefsten Eingebungen, deren er teilhaftig wurde. Schade nur, daß er beim Nachdenken über diese Eigenschaft, bei der Erkundung ihrer Geschichte selber einen so geringen Drang in die Ferne bewährt. Nur der von ihm zeitlich ganz eng umgrenzte sogenannte gotische Mensch soll kraft jener Eigenschaft geschichtsbildend gewirkt haben, und die so gewordene Geschichte umspanne noch kein Jahrtausend. In Wahrheit ist bereits der nordische Mensch der jüngeren Steinzeit, der Sonnenwarten baute, und von dessen über Weltteile hingreifenden Rassenwanderungen die Megalithen Kunde geben, beseelt von jenem unstillbaren Drang ins Ferne. Lange schon, ehe es ein Aegypten oder Babylonien gab, hat er Geschichte gemacht, ja die Geschichte Aegyptens und Babyloniens selbst ist erst durch ihn geworden, durch seine Rassenüberlagerungen und die daraus hervorgehenden Staatengebilde, den Grundlagen aller höheren Kultur.

Und hier kommen wir auf den entscheidenden Fehler aller Spenglerschen Geschichtsphilosophie: seinen Mangel an Unterscheidungsvermögen zwischen Rassen und Kulturen ersten, und Rassen und Kulturen niederen Grades. Er prägt gelegentlich, um das Verhältnis von Japan zu China zu kennzeichnen, das hübsche Wort, Japan besitze nur eine „Mondscheinkultur" im Vergleich zur chinesischen, die aus eigener Kraft leuchte. Zahllose Verfeinerungen im einzelnen sichern der japanischen Kultur trotzdem eine gewisse Ueberlegenheit, einen Abstand von der chinesischen. Man denke sich solche Verfeinerungen entsprechend durchgearbeitet, und es ergibt sich der scheinbar unüberbrückbare Abstand zwischen allen Kulturen zweiten und niederen von denjenigen ersten Ranges. Ersten Ranges aber kann nur eine Kultur unmittelbarer Rasse sein. Mögen ihre Werke noch so unbeholfen, weh, „barbarisch" erscheinen im Vergleich zu den durchgearbeiteten der anderen: sie haben doch die Anregung gegeben, sie allein leuchten aus eigener Kraft, und alles andere ist Mondschein.

Mit Leidenschaft wendet sich Spengler gegen alle Versuche einer rassenmäßig aufgebauten Weltgeschichte. Seinen Widerspruch begründet er damit, daß noch kein Forscher klare Grenzen zu ziehen vermochte zwischen den einzelnen Rassen. Aber alles, was er vorbringt zur Widerlegung solcher Forschungen, läuft schließlich hinaus auf den wirklich nicht mehr neuen Sophistenschluß, es gebe keinen Unterschied zwischen kahlen und behaarten Köpfen; „denn beim wievielten Haar, das man sich eines Morgens zufällig auskämmt, fängt der Kahlkopf an?" Zwischen Rassen niederen Grades sind die Unterschiede freilich schwer, und schließlich gar nicht mehr zu bestimmen. Halten wir aber auf die Rassen ersten Grades, so ist nicht länger zu rütteln an der nun endlich wissenschaftlich, schier (seit Klaatsch) bis ins Zoologische hinein festgestellten Dreiteilung einer weißen, schwarzen und gelben Rasse. Die weiße Rasse aber, das ist der „faustische" oder „gotische" Mensch des Nordens. Von ihm und seiner Urheimat Europa ging alle Geschichte mittel- und unmittelbar aus.

„Das Wort Europa," verlangt Spengler, „sollte aus der Geschichte gestrichen werden." Nein, unterstrichen muß es werden, und wenn dies erst geschieht, was keine Tüftelei mehr hindern kann, dann haben wir auch eine wirklich „faustische" Geschichtsschreibung. Immer von neuem hat Europa, die Jahrtausende hindurch, Kulturanregungen ausgestrahlt, und nie hat die unvermischte, oder von entarteten Kulturen zweiten Ranges geleitete schwarze und gelbe Rasse diese Ausstrahlungen anders beantworten können, als mit stets neu angesetzten Einkreisungen. Ausstrahlungen erst, Einkreisungen dann: diese beiden Mächte, einander ablösend mit der Regelmäßigkeit kosmischer Flut- und Ebbebewegungen, gliedern die Geschichte Mitteleuropas im Engeren und unmittelbar, und mittelbar und im Weiteren die aller Kultur überhaupt. Von hier aus müssen wir Geschichte sehen lernen, um sie als Weltgeschichte zu begreifen.

In gewaltigen Lebensläufen sieht Spengler alles in der Zeit des Menschen Geschehene zusammengefaßt; Lebensläufe, „als deren Ich und Person schon der Sprachgebrauch unwillkürlich Individuen höherer Ordnung wie die Antike, die chinesische Kultur oder die moderne Zivilisation denkend und handelnd einführt". Das alles ist richtig, und hätte Spengler es vermocht oder mindestens versucht, diese gewaltigen Lebensläufe einzugliedern in den noch gewaltigeren Lebenslauf

der Erde, so hätte er sich in Wahrheit einer kopernikanischen oder faustischen Geschichtsbetrachtung rühmen dürfen. Indem er aber alles, was der geringeren Reichweite seines Blickes verschwommen und unklar erscheint, als verschwommen und unklar an sich erklärt, steuert er zwangsläufig jenem geistigen Nihilismus entgegen, der sich auf der letzten Seite seines Werkes äußert in den Worten: „Die Zeit ist es, deren unerbittlicher Gang den flüchtigen Zufall Kultur auf diesem Planeten in den Zufall! Mensch einbettet, eine Form, in welcher der Zufall Leben eine Zeitlang dahinströmt." Noch niemals sind dem Fluchtwinkel aller Ruhebedürftigen, dem asylum ignorantiae, wie Spingza den Zufall nennt, weitere Grenzen gezogen worden als in diesem Buche, das unser aller Kultur ein Ragnarök ansagen möchte.

Untergang des Abendlandes — wie oft schon hat man den Menschen des Nordens damit bangen wollen! „Diese unsere Zeit, von der man meint, sie sei der Welt Untergang", beginnt Grimmelshausen seinen Simplizissimus. Die zermalmende Walze des Dreißigjährigen Krieges war über Deutschland gegangen, und da fehlte es nicht an apokalyptischen Propheten. Ein Untergang der „Welt", so weit der Europäer sie damals überschaute, wurde angesagt um 1500, um 1000, und dazwischen im Zwölfhundert, als das große Sterben kam (auch so ein Geschenk des lieben Morgenlandes). Er hätte auch angesagt werden können, als der Hunnenanprall das gewaltige Ostgotenreich, das hochkultivierte damalige Mitteleuropa, zerschmetterte und der greise Ermanarich verzweifelt aus dem Leben schied. Und immer wieder hätte ein Spengler jener Tage um tausend Jahre zurückrechnen und den erschreckten Zeitgenossen klarmachen können, daß und warum die Herrlichkeit zu Ende war. Ja mehr noch: gegen Ende der jüngeren Steinzeit, um 2000 vor unserer Zeitrechnung, läßt sich eine solche drohende Europadämmerung nachweisen in allen Einzelheiten. Wir haben sie überstanden wie alle anderen nachher. Wir werden sie auch diesmal überstehen, mag gekommen sein und mag noch kommen, was da wolle.

Morgenländisches in unserer Sprache.

Von Prof. Dr. W. Berg (Karlsruhe).

2.

Biblisches bei Schiller und in unserer Umgangssprache. — Die morgenländische Dichtung.

Wie Goethe, so stand auch Schiller unter dem Einflusse der Sprache Klopstocks und der Bibel. Besonders in den Jugendwerken zeigte es sich, welch großen Anteil beide Elemente an der Entwicklung seines Stils gehabt haben. Die zahlreich vorkommenden Wörter „Hölle, Teufel, Himmel" u. a. und die Zusammensetzungen damit wie „Höllendrache, Höllenpfuhl, Höllenwachen usw." lassen nicht erkennen, welcher von beiden Quellen sie entflossen sind; aber biblisch z. B. ist die Stelle im Gedicht „Die Worte des Glaubens": „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in

Einfalt ein kindlich Gemüt" (1. Kor. 1, 19 und Matth. 11, 25); biblisch ist auch in „Wallensteins Lager" die Frage: „Wes ist das Bild und Gepräg?" nach Matth. 22, 20. Sehr reich an biblischen Anklängen sind die „Räuber". Da klagt V, 2 der alte Moor mit dem verlorenen Sohne der biblischen Parabel: „Ich habe gesündigt im Himmel und vor Dir. Ich bin nicht wert, daß Du mich Vater nennst;" in demselben Akte klingen auch die Worte vom „Zähneklappen und Heulen" V, 2 an Matth. 8, 12 und von der „Schale des Zornes Gottes" V, 1 an Offenb. 16, 1 an: in der Stelle I, 2 heißt es: „bis Deine Haare wachsen wie Adlerfedern und Deine Nägel wie Vogelklauen werden", was an Daniel 4, 30 erinnert und V, 2: „Das ist Gottes Finger" nach 2. Mos. 8, 19; sodann V, 1: „leer kam ich hierher, leer ziehe ich wieder hin" (Ruth 1, 21 und Hiob 1, 21). Auch die „Jungfrau von Orleans" enthält zahlreiche biblische Wendungen. So z. B. im Prolog 2: „in der Wüste trat der Satansengel selbst zum Herrn des Himmels", ein Hinweis auf die Versuchungsgeschichte Jesu Matth. 4, 3; im Prolog 3: „Möge Gott sie einst wie jene stolze Isabel verderben" nach 2. Kön. 9, 30. Die Jungfrau nennt sich Prolog 3 „wie Isais Sohn zur Streiterin ausersehen von dem, der einst zu Mosen auf des Horebs Höhen im feurigen Busch sich flammend niederließ, der ihm befahl, vor Pharo zu stehen" (2. Mos. 3, 2) und ihr die Weisung gab „Du sollst auf Erden für mich zeugen!" (Prolog 4, anklingend an Apostelgesch. 1, 8). Die bildliche Wendung Prolog 3: „Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen und seines Stolzes Saaten niedermähen" finden wir Joel 3, 18 und Offenb. 14, 15; die Stelle von der „löwenherz'gen Jungfrau", die „den Tigerwolf bezwang, das grimmig wilde Tier" Prolog 3 gemahnt an 1. Sam. 16, 34 ff.; der Vergleich der „Kriegswolke von Völkern" mit der „Heuschreckwolke", die „aus geschwärzter Luft herunterfällt und meilenlang die Felder bedeckt in unabsehbarem Gewimmel" beruht auf Richter 6, 5 und Judith 2, 11; die Worte Karls (I, 5): „Soll ich, gleich jener unnatürlichen Mutter, / Mein Kind zerteilen lassen mit dem Schwert?" erinnern an das bekannte salomonische Urteil 1. Kön. 3, 16, und die Stelle III, 4, an der Karl zu der Jungfrau sagt: „Selig preisen sollen Dich die späteren Geschlechter" an die Lobpreisung der Maria Luk. 1, 48. Bei den Worten Johannes V, 4: „Ohne Götter fällt kein Haar / Vom Haupt des Menschen", wobei der Plural „Götter" im Munde der christlich frommen Jungfrau stört, denken wir an Mark. 5, 2. Auch in anderen Dramen Schillers sind biblische Erinnerungen nicht eben selten. So z. B. wiederholt sich das Bild von der Schlange des Paradieses als des Urbildes der Verführung aus 1. Mos. 3, 15 in den Räubern V, 2, Maria Stuart IV, 10 und Wallensteins Tod IV, 7. Wie gut Schiller die Bibelsprache kannte, zeigt auch die häufige Verwendung altertümlicher Wörter und Wortformen. Dahin gehört z. B. Räuber II, 3: „risch wie der Wind" aus 1. Sam. 20, 38, Fiesko III, 2: „gleich so viel stampfenden Rossen" aus Hiob 39,21, ferner der Gebrauch der Verbalformen „fleußt, verzeuch, gebeut, fleucht, was da fleucht und kreucht", die — zuweilen falsch angewendeten — Zahlwörter „zween, zwo, zwei", die Genitiv- und Dativformen des Singulars auf -en von weiblichen Hauptwörtern wie „in der Erden, aus seiner Tonnen, das Haupt der Medusen, Kinder unserer Sonnen".

Aber wir haben die Einflüsse der Bibelsprache nicht nur bei den Dichtern zu suchen, wir finden sie in großer Fülle auch in der Sprache des alltäglichen Lebens. Wir fühlen nur im allgemeinen vieles davon gar nicht mehr als biblisches Sprachgut. Ich nenne da von einzelnen Wörtern z. B. „himmelschreiend", das auf 1. Mos. 4, 10, 2. Mos. 3, 7 und anderen Stellen beruht. Die alte Dogmatik hatte dafür den Begriff der peccata clamantia, der schreienden Sünden, geprägt und diese in den Versen aufgezählt: „Clamitat ad caelum vox sanguinis et Sodomorum, / Vox oppressorum, viduae, pretium famulorum", d. h.: „Es schreit zum Himmel die Stimme des Bluts und die Sodoms, die Stimme der Unterdrückten, der Witwe, der Arbeier Lohn". Dann gebrauchen wir das Wort „Feuertaufe" nach Matth. 3, 11, allerdings ohne uns um den Sinn, den es an jener Stelle hat, zu bekümmern. Es heißt da: „Ich taufe euch mit Wasser zur Buße; der aber, der nach mir kommt, . . . der wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen". Uneigentlich gebrauchen wir auch „Kainszeichen" nach 1. Mos. 4, 15: „Und der Herr machte ein Zeichen an Kain, daß ihn niemand erschlüge". Wir aber reden in dem fälschlichen Sinn, als stünde geschrieben, der Herr habe Kain sichtbarlich zum Mörder gestempelt. Mit dem Namen „Nimrod", der Noahs Enkel war, bezeichnen wir nach 1. Mos. 10, 9 einen „gewaltigen Jäger vor dem Herrn". Der „Uriasbrief" ist ein Brief, der dem Ueberbringer Unheil bringt. In der Stelle 2. Sam. 11, 14 und 15 wird erzählt, David habe an Joab den Uria mit einem Briefe geschickt des Inhalts: „Stellet Uria an den Streit, da er am härtesten ist, und wendet euch hinter ihm ab, daß er erschlagen werde und sterbe!", was auch so geschah. Der „Sündenbock" führt auf die Stelle 3. Mos. 16, 21 und 22 zurück: „Da soll Aaron seine beiden Hände auf sein Haupt legen und bekennen auf ihn alle Missetat der Kinder Israel und alle ihre Uebertretung in allen ihren Sünden; und soll sie dem Bock auf das Haupt legen und ihn durch einen Mann, der vorhanden ist, in die Wüste laufen lassen: daß also der Bock alle ihre Missetat auf ihm in eine Wildnis trage"; vergl. hierzu „Lamm Gottes" unter Joh. 1, 29. Die „Hiobspost" ist eine unglückliche Botschaft nach Hiob 1, 14—19. — Biblische Wortverbindungen in unserer Umgangssprache sind z. B.: „Recht und Gerechtigkeit; Land und Leute; Hunger und Kummer; zittern und zagen; des Todes Bitterkeit (vorgl. „bitterer Tod"; Gretchen im Kerker; Iphigenie 4, 2); lieb und wert; über die Maßen usw. Biblisch sind auch Ausdrücke wie „Kind des Todes, des Lichts, Gottes, der Finsternis, der Welt," womit auch „Weltkind, weltklug, Weltklugheit" zusammenzustellen sind. Alle sind herzuleiten aus Luk. 16, 8: „Die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichts". So nannte P. Heyse seinen ersten Roman 1873 „Die Kinder der Welt". Auch die Stelle bei Goethe (Dichtung und Wahrheit 14. Buch) „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten" gehört hierher. Dort gedenkt Goethe seines Scherzgedichtes vom 19. Juli 1774 „Diner zu Coblenz". Er schildert sich darin bei Tische zwischen Lavater und Basedow sitzend. Lavater belehrt einen Geistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung St. Johannis, Basedow beweist einem Tanzmeister, daß die Taufe ein veralteter Gebrauch sei, Goethe widmet sich unterdessen den Genüssen der Tafel. Zu den angeführten Wörtern sind zu stellen „Kind der Sorge" (Herder), „Sohn des Mais" (d. i. der Goldkäfer in Klopstocks „Frühlingsfeier"), ferner bildliche Ausdrücke des fernen Ostens wie die

chinesischen „Kind der Säule“ (= kleine Säule, Säulchen), „Sohn der Sonne“ (= Tag), „Sohn des Frührots“ (= Morgenstern) und die malaischen „Kind des Bogens“ (= Pfeil), „Bergkind“ (= Hügel) und „Mutter der Wege“ (= Kreuzweg). — Ungemein zahlreich sind die von uns gebrauchten biblischen Redensarten, als da sind: „mit Blindheit geschlagen sein (1. Mos. 19, 11), Gnade vor jemandes Augen finden (1. Mos. 18, 3), zu jemandes Füßen sitzen (d. h. sein Schüler sein; Apostelgesch. 22, 3), ausgehen, um die Töchter des Landes zu besehen (nach 1. Mos. 34, 1, aber falsch angewendet), wie Sand am Meer (1. Mak. 22, 17; 1. Mos. 32, 12 und öfter), Dorn im Auge (4. Mos. 33, 55), mit fremdem Kalbe pflügen (nach Simsons Vorgang, Richt. 14, 18), seine Hände in Unschuld waschen (5. Mos. 21, 1—9 und Psalm 26, 6; uns aber geläufig nach Matth. 27, 24), den Schlaf des Gerechten schlafen (Sprüch. Sal. 24. 15; auch 3. Mos. 26,6 oder Psalm 3, 6 und 7 usw.), im Weinberg des Herrn arbeiten (Matth. 20, 1 ff.). Ferner: „Niemand kann zween Herren dienen; dem Reinen ist alles rein; Ehre, dem Ehre gebührt; wes das Herz voll ist, des geht der Mund über; ein Arbeiter ist seines Lohnes wert; wer Pech angreift, besudelt sich; die Haare standen mir zu Berge; den Staub von den Füßen schütteln; wie Schuppen von den Augen fallen; da wird kein Stein auf dem andern bleiben; die Axt an die Wurzel legen; wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler; nicht wert sein, jemandem die Schuhriemen aufzulösen; bleibe im Lande und nähre dich redlich; wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein; Arzt, hilf dir selber; dies soll man tun und jenes nicht lassen; wer nicht für mich ist, der ist wider mich; jeder Tag hat seine Plage; wes Geistes Kinder sie sind; nach seiner Pfeife tanzen; sie sind ein Herz und eine Seele; Herzen und Nieren prüfen; sich in die Zeit (in die Welt) schicken; an etwas Schiffbruch leiden; das gute (bessere) Teil erwählen; ein Ende mit Schrecken; sein Herz ausschütten; zuschanden werden; in den Wind reden; herrlich und in Freuden leben; volle Kammern; von Stund an; gehab dich wohl usw.“ Wir sehen also, daß viele Wörter, Wortverbindungen und formelhafte Redensarten der Sprache des täglichen Lebens ihren Ursprung in der Lutherbibel haben.

Sehr fesselnd ist die Betrachtung der sogenannten flektierten Wortwiederholung, in der das Wort zuerst im casus rectus steht und dann im casus obliquus wiederholt wird. Solche Wendungen sind z. B. „Zahn um Zahn“ (2. Mos. 21, 24), „Auge um Auge“ u. a. m. Sie sind von R. M. Meyer[5]) untersucht worden. Nach seiner Darstellung finden wir solche Wortwiederholungen allerdings schon in der altgermanischen, besonders nordischen Dichtung. So stehen z. B. in dem Merseburger Zauberspruche zur Heilung des gebrochenen Gliedes „Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliede, als wenn sie geleimt wären“. Aber ins Neuhochdeutsche sind solche Wendungen als hebräisches Sprachgut erst durch Luthers Bibelübersetzung gekommen. Sie sind uraltes Gemeingut aller indogermanischen Sprachen, ja wohl aller Sprachen, deren grammatischer Bau sie zuläßt. Ein altassyrischer Zauberspruch berührt sich hierin mit dem angeführten Merseburger[6]); mit dem berühmten Satze des mosaischen Gesetzes stimmt genau der altfriesische Rechtsspruch „morth môt ma mith

[5]) „Deutsche Stilistik“ S. 43 ff.
[6]) Vgl. Goedeke Grundriß § 10, 2. Anm.

morthe kâla". Die Wendungen dieser Art beruhen auf der Vorstellung einer Wage, in deren Schalen gleiche Gewichte nacheinander gelegt werden. In der Formel „Aug um Auge" ist der Sinn, daß der Schädiger für das verletzte Auge des andern eins seiner eigenen Augen hergeben soll. Die ehrwürdige Formel reicht in Zeiten zurück, wo man die Stellung der Worte noch unmittelbar als symbolischen Akt empfinden konnte. Eben dieser Symbolik halber waren solche Formeln von vornherein „kanonisch" und gehörten in die kanonischen Bücher z. B. der Inder so gut wie andere Musterformeln, besonders hatten sie ihren Platz in Zauber- und Rechtsformeln. Durch die Vermittelung des Latein wurde diese Redefigur in alle neueren Sprachen getragen. Wenn der Medizinmann die Bruchstellen des gebrochenen Knochens aneinanderlegte, so bildete er diese Handlung mit der schon indogermanischen, vielleicht noch älteren Heilformel „Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliede" nach. Und wenn Walter von der Vogelweide in dem bekannten Gedicht: „Ich saß auf einem Steine" Bein mit Beine deckt, so wird damit die zeremonielle, gleichsam hieratische Haltung des Nachdenkenden ausdrückt. Wir haben auch die Wendungen „Opfer für Opfer" und „wo sich Herz zu Herzen findt".

Eine Wortwiederholung anderer Art ist die, in der zu einem Worte der gen. plur. desselben Wortes tritt. Auf diese Weise wird eine Steigerung erzielt. So haben wir z. B. „Herr der Herren", was sich schon auf altassyrischen Inschriften findet, wie z. B. auf einem dem Gotte Nebo im Tempel zu Kelach gewidmeten Standbilde. Im Arischen findet sich „somapah somapanam", d. h. der Somatrinker der Somatrinker, also der gewaltigste Somatrinker, „sákha sákhinam", d. i. der beste Freund, „asunam asus" = der schnellste der Schnellen. Auf den persischen Keilinschriften heißt der König „ksayatiya ksayatiyâmâm", d. h. König der Könige, und eine persische Inschrift lautet nach Strabo XV, 730: „Hier liege ich, Kyros, der König der Könige." Noch heute nennt sich der Beherrscher der Perser shahinshâh, das dieselbe Bedeutung hat. Bei den griechischen Tragikern finden wir die gleiche Form der Steigerung, so bei Aeschylus Suppl. 508 anax anákton = Herrscher der Herrscher, ebenso im Lateinischen, z. B. rex regum bei Plaut. Capt. 525, dux ducum bei Seneca Med. 233 und im Litauischen vagiu vagis = Dieb der Diebe, Erzdieb, bedu bedá = Not der Nöte, höchste Not, im Altnordischen hlym hlymja = Ton der Töne, karl karla, Held der Helden, seltener im älteren Hochdeutsch, so bei Konrad v. Würzburg in der „Goldenen Schmiede" 255. maget aller magede und bei Mich. Behaim 182, 22 buben aller buben. Diese Art der Wortwiederholung wird im Neuhochdeutschen unter dem Einflusse der Lutherbibel häufiger; sie findet sich schon oft in Luthers Schriften; so redet er in seinem Briefe den Kaiser Karl V. an mit „Herr der Herren und König aller Könige". Bei unseren klassischen Dichtern ist sie ein beliebtes Mittel der Steigerung. So sagt Klopstock „Christus wird halten das Gericht der Gerichte", ferner „die Himmel der Himmel erzittern, Wesen der Wesen, Gott der Götter, Macht der Mächte, Tiefe der Tiefen". Auch Lessing sagt: „O aller Nasen Nase!", Goethe: „Ist es möglich, Stern der Sterne, drück' ich wieder dich ans Herz?" und Schiller in der „Klage der Ceres": „Stürzt mich in die Nacht der Nächte". Zuweilen, obwohl seltener, steht statt des gen. plur. der des sing. So bei Lessing Nathan I, 3: „ich Geck, ich eines Gecken Geck!", bei Schiller, Braut

von Messina II, 5: „ins Herz des Herzens hab' ich ihr geschaut" und in Wallensteins Tod III, 15: „im Herzen meines Herzens eingeschlossen". Aehnliche Wendungen, die aber anders zu erklären sind, liegen in „Kindeskind, Helfershelfer, Zinseszins u. a." vor. Auch Wendungen wie „Du Licht vom Lichte, der Tode tödlichster, der Geliebten Geliebteste" usw. weichen ab. Eine auffallende Erscheinung bei der Art der Steigerung wie „König der Könige" ist es einmal, daß das Substantiv darin fast stets einsilbig ist, wie in „Herr der Herren, Buch der Bücher, Gott der Götter" und zweitens, daß der gen. gewöhnlich nachfolgt und nur vereinzelt voransteht, wie in dem Kirchenliede „Jesu, meines Lebens Leben" oder bei Platen „meines Bildes Bild".

Eine andere Art der Verstärkung, die der hebräischen Poesie ebenso eigentümlich ist wie der babylonischen, assyrischen und ägyptischen, findet man in der Gewohnheit, denselben Gedanken doppelt auszudrücken. Das ist der sogenannte Parallelismus. So z. B. „Wie das Gras werden sie abgehauen und wie das Kraut werden sie verwelken", oder „Ich gab ihnen meine Gebote und lehrte sie meine Rechte" usw. Diesen Parallelismus hat z. B. Schiller nachgeahmt. So sagt er in den Räubern IV, 3: „Finsternis verlösche sie auf ewig und der Tod rühre sie nicht auf" und IV, 5: „Höre mich, der da droben über dem Monde waltet und rächt und verdammt über den Sternen". Ganz besonders aber ist hier die durchaus biblisch gefühlte Stelle im Prolog 3 der Jungfrau von Orleans heranzuziehen „Der den heiligen Pflug beschützt und fruchtbar macht die Erde, der dem Schwachen beisteht und den Bösen schreckt, der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung; es zittert der Schuldige, vertrauend naht sich der Gerechte und scherzet mit den Löwen um den Thron" (nach 1. Kön. 10, 20).

Zuletzt möge noch kurz auf die Wirkungen aufmerksam gemacht werden, die der noch sehr unentwickelte Satzbau der Lutherbibel auf die Gestaltung des deutschen Satzbaues ausgeübt hat. Bei Luther ist die Syntax des Satzes noch dürftig und unbestimmt und das Verhältnis der Satzglieder und selbst die Wortfolge schwanken noch. Aber auch in syntaktischen Dingen folgt z. B. Goethe mit Vorliebe der älteren, zumal der biblischen Sprache. Wenn es in der Bibel z. B. heißt: „Nehmet wahr der Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen, sie arbeiten nicht, so spinnen sie nicht", so kann man diesem losen Satzgefüge die Stelle aus dem Faust (Tanz unter der Dorflinde) an die Seite stellen, worin es heißt: „Schon um die Linde war es voll, / Und alles tanzte schon wie toll, / So ging der Fiedelbogen." Und mit der Stelle 2. Sam. 14, 13 „Daß er seinen Verstoßenen nicht wieder holen lässet" möge man die ungewöhnliche Ausdrucksweise in Hermann und Dorothea vergleichen: „er sprach zu seiner Verwunderten also." Solche und andere um die Regeln unbekümmerten Verbindungen sind gerade das Gegenteil des damals in das lateinische Regelwerk eingeschnürten Periodenstils der Gelehrten; sie sind kindlich sorglos, nachlässig, aber frischlebendig und tragen unleugbar dazu bei, den Reiz Goethischer Ausdrucksweise zu erhöhen.

Neben der Bibel haben indessen auch das persische und indische Schrifttum Einfluß auf das unsrige gewonnen, wenn auch in bescheidenem Maße. Hier sind als Erschließer der ganzen morgenländischen Poesie vor allem die Namen der beiden Schlegel, Rückerts und Schacks zu

nennen. Aber auch in Goethes „Westöstlichem Divan" klingen schon die Töne aus der Dichterharfe des ferneren Ostens an. So z. B., wenn er singt: „Morgendämmerung wandte sich ins Helle, / Herz und Geist auf einmal wurden froh, / Als die Nacht, die schüchterne Gazelle, / Vor dem Dräun des Morgenlöwen floh", und „Der goldene Falke (d. i. die Sonne) breiter Schwingen überschwebet sein azurnes Nest", oder wenn er das Köpfchen der Geliebten durch Zopf und Kamm geziert sein läßt wie die Moschee durch die Kuppel, oder wenn er ihren Gang mit dem der wandelnden Zypresse vergleicht, oder wenn er bildlich von dem „süßen Rubinenmunde" und „dem Leibe von Honiggold" spricht. Es ist ja bekannt, daß der alte Dichter „dem Stern, der ostenher wahrhaft erschienen, auf allen Wegen war bereit zu dienen." — Von den beiden Romantikern, den Brüdern Schlegel, gab August Wilhelm eine „Indische Bibliothek" heraus und Friedrich förderte durch seine Schrift „über die Sprache und Weisheit der Inder" die indischen Studien in Deutschland in hohem Maße. Auch Friedrich Rückert, der als Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen und in Berlin wirkte, hat nicht nur durch seine eigenen, gedankenlyrischen Dichtungen „Spruchartiges und Vierzeilen" und „Weisheit des Brahmanen" seine Gedanken über alle möglichen Verhältnisse und Gebiete des Menschenlebens in indischem Gewande niedergelegt, sondern durch seine freie Um- und Nachdichtung des Epos „Rostem und Suhrab", eines persischen Heldenmärchens, das dem „Schahnameh oder dem Königsbuche des Firdusi" entnommen ist, unsere Bekanntschaft mit der epischen Dichtung der Perser vermittelt. Vor allem aber verdanken wir ihm das herrliche Epos „Nal und Damajanti", eine liebliche Episode des althindostanischen Heldengedichts „Mahabharata", worin der ehelichen Treue ein unübertreffliches Denkmal gesetzt ist. So hat Rückert, indem er den Gedanken zugrunde legte, daß Weltpoesie Weltversöhnung sei, ähnlich wie Herder den Dichterstimmen aller Völker und Zonen gelauscht und die uns bisher verschlossenen, reichen Dichtergärten des Ostens geöffnet. Seinem Vorbilde folgte später Friedrich Bodenstedt, dem wir „Tausend und eine Nacht im Orient", „Die Lieder des Mirza-Schaffy" und den „Sänger von Schiras" verdanken. Der „Sänger von Schiras" ist eine Uebertragung der schönsten Lieder des Hafis. Adolf Friedrich v. Schack, der Dichter der „Weihgesänge", der „Nächte des Orients", des „Heliodor" schenkte uns eine Nachdichtung des oben genannten, großen, persischen Epos „Schahnameh" des Firdusi. Auch August Graf v. Platen ist hier zu nennen, der Dichter des Epos „Die Abassiden", dessen Stoff er den Märchen von Tausend und einer Nacht entnahm, und worin er die Abenteuer der Söhne des Kalifen Harun al Raschid behandelt. Er wandte auch die mit der orientalischen Poesie zu uns gekommenen Versformen wie den Vierzeiler und die persische Ghasele mit der gleichen Meisterschaft an wie A. W. v. Schlegel und Friedrich Rückert, so daß er sagen konnte: „Der Orient ist abgetan, man sieht die Form als unsre an." Unter orientalischem Einfluß stand auch Freiligrath, dem man allerdings und nicht mit Unrecht den Vorwurf des allzu häufigen Gebrauches fremdländischer Reimwörter gemacht hat. Auch bei Heinrich v. Kleist findet man orientalische Anklänge, so z. B. im „Prinzen v. Homburg" I, 4, wo er von der Nacht spricht, die den Prinzen „so lieblich umfängt mit blondem Haar, von Wohlgeruch ganz triefend, ach, wie den Bräutigam die Perserbraut".

Auch sonst finden sich bei ihm orientalische Wendungen wie „eine Tat, die weiß den Dei von Algier brennt — mit Flügeln nach Art der Cherubine — silberglänzig — den Sardanapal ziert — das Leben nennt der Derwisch eine Reise, u. a. (Schluß folgt.)

Elsaß-Lothringische Fragen.

Von einem Elsässer.

(Vgl. Nr. 20, 21, 22.)

4. Krisis des Parteilebens.

Die bisherigen Artikel ließen bereits die tiefgehende Spaltung und Zersetzung der elsässischen Parteipolitik hervortreten. Ich möchte dieses Bild der Parteiverhältnisse, unter gleizeitiger Berücksichtigung der parallelgehenden Pressebestrebungen, zum Abschluß bringen und des weiteren einer in der Zwischenzeit neu entstandenen Partei kritisch beizukommen suchen.

Durchgehend machen wir, bei tieferem Einblick in die innere Struktur des Parteiwesens, die Beobachtung, wie sich das Fremde und das Eingeborene; der Anpassungswille an die neuen „Herren" und der Behauptungswille des Eigenständigen; das Bestreben, am Bewährten in den Verfassungs- und Behördeneinrichtungen festzuhalten oder aber alles im öffentlichen und politischen Leben sogleich über den innerfranzösischen Kamm zu scheren, zersetzend gegen einander auswirkten.

Da ist zunächst die städtische Bourgeoisie, die Nachkommenschaft der Revolutionsgewinnler, die, ihren gesellschaftlichen Ursprung verleugnend, den geschworenen Feind aller sozialen Regungen im Volkstum darstellt — wie ja schon vor dem Krieg die absolute Feindschaft gegen unsere soziale Gesetzgebung dem Deutschenhaß dieser Notabeln zur Stütze wurde. Den Kriegsgewinnlern von dazumal gesellten sich die Kriegsgewinnler von heute. Fanatischer Nationalismus verbindet sich hier mit überlegener Geringschätzung des Heimatlich-Stammhaften. Diese Kreise (deren Niederlage in den Generalratswahlen gedacht wurde) machen den rechten Flügel der Demokratie aus, ohne parteilich streng organisiert zu sein. Der französische Nationalblock, der die Kammerwahlen im Jahre 1919 siegreich überstand, hat im Notabelntum zum Teil seine Wurzeln, in der Hauptsache aber im Zentrum. Im Elsaß hat der Block vor drei Jahren einen beängstigend ausschließlichen Sieg davongetragen und sämtliche Kammerdeputierten gestellt. So war es den Rechtsparteien, Demokratie und Zentrum, möglich, einerseits sich zum Regierungsblock zusammenzuschließen, andererseits sich den Luxus besonderer Gruppierungen, auf dem Boden der Regierungspolitik, zu gestatten. In Lothringen haben wir demgemäß die klerikale Chauvinistengruppe um den „Messin", in Straßburg die bourgeoise, laikale Brüderschaft, die sich um das unentwegte „Journal d'Alsace et de Lorraine", dieses Parvenüblatt kleinbürgerlichen Geistes und französischen Kapitals, gruppiert. Beide Blätter sind als die Hauptorgane der französischsprachigen Tagesjournalistik zu kennzeichnen. Sie bilden, mit Preßpilzen jüngeren Datums zusammen, den Vorspann des französischen Nationalismus und übertrumpfen darin

sogar die offiziellen Blockorgane. Diese sind in Straßburg die „Neue Zeitung" des Apostaten Charles Frey, ein zu deutscher Zeit linksliberales Blatt, jetzt rein kapitalistisch orientiert mit stark semitischem Einschlag, und das alte Zentrumsorgan „Der Elsässer", in dem seit 1919 die bekannten zwei Seelen wohnen, die wir uns in einem früheren Artikel durch Herrn Dr. Pfleger vorführen ließen. Dabei haben wir nachzutragen, daß Herr Pfleger, nachdem und vielleicht auch weil zu viele Interna aus seiner Partei in die Oeffentlichkeit gedrungen sind; nachdem insbesondere „Der Elsässer" ihn nicht genügend verteidigt hat, das Präsidium der Zentrumspartei niederlegte bzw. an Herrn Dr. Walther, einen reichlich selbstbewußten Draufgänger, abgegeben hat. Bruderorgane des „Elsässer" sind in Metz die „Lothringer Volksstimme" des Abbé Hackspill, in Colmar der „Elsässer Kurier" des leidlich gemäßigten Dr. Haegy. In schroffer Gegnerschaft zum Block stehen die Linksparteien, die am Gängelbande innerfranzösischer Parteibonzen sich bisher nicht frei entfalten konnten, obwohl gerade die eine von ihnen, die „radikal-sozialistische Partei" (entsprechend etwa der Deutschen Demokratischen Partei), als berufene Oppositionspartei zur Führung der unzufriedenen, kritisch gestimmten einheimischen Bevölkerung günstige Aussichten im Lande hätte. Die Radikalsozialisten verscherzen sich ihre Gunst bei den Eingeborenen namentlich auf dem Lande, einerseits durch übersteigerten Antiklerikalismus, andererseits durch schroffen Departementalismus auf Kosten der deutschen Verwaltungs- und Gesetzgebungsresiduen sowie durch charakterschwache Anpassung an innerfranzösische, obendrein altmodische Parteidoktrinen bzw. -doktrinäre, die, von Paris sklavisch abhängig, keinen Boden im elsaß-lothringischen Volke haben. Hauptorgane sind in Straßburg die „Republique" des Herrn C. Dahlet, des händelsüchtigen elsässischen Journalistenthersites, in Metz das „Freie Journal". Den eigentlichen Sozilismus kennen wir bereits.

So sind allenthalben Spannungen: die Notabelnschaft hat keinen Fuß in der alemannischen Bevölkerung. Die Klerikalen sind, obwohl straff organisiert, innerlich zerteilt, die Rechtsdemokraten und Semiten haben nicht den genügenden moralischen Halt in einer kritischer gewordenen Bevölkerung, die Radikalsozialisten sind als weltfremde Ideologen, die außerdem nicht über genügende materielle Mittel verfügen, dem gesunden Menschenverstand ein Aergernis, die Sozialisten mit teilweise bestochenen Führern und unsicheren Kantonisten (Salontiroler!) verkaufen das Fell des Bären, den sie noch nicht erlegt haben, die Kommunisten berauschen sich an Ideen, für die der Durchschnittsmensch und -arbeiter kaum die erforderliche intellektuelle Einsicht aufbringen kann. Wie da Volksgefühl und Staatsgefühl im Lande aufkommen soll, ist ein Rätsel, das uns die „elsässische Sphinx" wohl aufgeben, schwerlich aber lösen kann.

Bei dieser allgemeinen Ratlosigkeit erregte es bereits einiges Aufsehen, als gelegentlich der Generalratswahlen Freiherr Claus Zorn von Bulach, der Träger eines uralten elsässischen Namens und Sohn des gelegentlich des Zabernfalles zurückgetretenen Staatssekretärs Zorn von Bulach, sich als Vertreter der „beleidigten Elsässer" gegen die offizielle Blockkandidatur aufstellen ließ und, ohne gewählt zu werden, eine stattliche Anzahl Stimmen auf sich vereinigte. Zorn von Bulach hat, ohne vorher politisch hervorgetreten zu sein, erst unlängst bei einem Rededuell mit französischen Offizieren, die ihn als „Boche" zu traktieren dachten, einige

„schlagende Beweise" für seine treu-elsässische Gesinnung abgelegt. Hieraus mag der Schluß zulässig sein, daß gekränktes Ehrgefühl und Verstimmungen persönlicher Art den Politiker in Bulach geweckt haben. Mindestens steht nun fest, daß die Partei oder auch nur eine Partei gegründet ist, die sich die moralische und politische Verteidigung der Elsässer gegen französische Machtan- und -übergriffe zur Aufgabe gesteckt hat, eine Partei, in der Claus von Bulach eine treibende Kraft ist, ohne — wie er selbst bekennt — im mindesten Anspruch darauf zu erheben, der Spiritus Rector der „Elsässer Partei" (wie sie sich nennt) zu sein oder zu heißen. Mehr als jeder andere Elsässer hat aber wohl Bulach heute darauf Anspruch, der temperamentvolle, parteipolitisch völlig unbeschriebene Exponent der innersten Gefühle weitester elsässischer Volkskreise genannt zu werden.

Die „Elsässer Partei" hat sich, laut ihres Programms, auf „nationalen Boden" gestellt. Doch konnte von Anfang an kein Zweifel darüber bestehen, daß man den Kampf mit den besonders geaichten Nationalisten (wir haben sie mehr oder weniger in allen bisherigen Parteien gefunden) von erster Stunde an werde aufnehmen müssen.

Das ist bereits geschehen. Und der erste Kampf war in gewisser Hinsicht Sieg. Im großen Saal des Straßburger Sängerhauses hatte die Partei am Samstag, den 8. Juli, eine Gründungsversammlung einberufen, die in eine einzige Lärmszene ausartete. Bulachs Anhänger machten, Straßburger Blättern zufolge, vier Fünftel der Anwesenden aus. Außer Bulach kam nur noch der Kommunistenführer Hornecker zum Wort, die übrigen Redner (ausnahmslos Gegner) wurden mit Lärm zugedeckt, so der Zentrumsführer Dr. Walther. Es kam zu Handgreiflichkeiten. Eine Resolution konnte nicht gefaßt, die Versammlung mußte vorzeitig — ob vom Vorsitzenden, ob vom Polizeikommissar, ist strittig — geschlossen werden. Ein polizeiliches Aufgebot traf erst ein, als die Besucher den Saal bereits geräumt hatten.

Wir erwähnen diese Dinge deshalb zuerst, weil sie — difficile est, satiram non scribere! — das Wichtigste an der Sache sind. Zum ersten Mal ist der Kirchhofsfrieden im politischen Leben des Elsasses blühendem Leben gewichen, einem Leben, das sich dadurch bemerkbar macht, daß es schreit! Es lohnt kaum, im einzelnen einen Bericht der Vorgänge zu geben, die natürlich von verschiedenen Seiten verschieden eingeschätzt worden sind. Zu denken gibt auf alle Fälle die Tatsache, daß keiner der verschiedenen „unmittelbaren Franzosen" (sämtlich Elsässer: alle Redner, auch Bulach, bedienten sich des Dialekts) zum Wort gelangen konnte. Wenn eine Minderheit die „Marseillaise", eine andere die „Internationale" in hochdeutscher Sprache anstimmte, so sind das Vorgänge, die ins Bild gehören, ohne ihm — wie Pariser Blätter meinen — den eigentlichen Charakter zu geben.

Bulachs Forderungen sind im einzelnen auch schon von anderen Parteien aufgestellt worden: Schutz der Muttersprache, politische und wirtschaftliche Gleichberechtigung der Elsässer und Altfranzosen und dergleichen mehr, alle ausgesprochen elsässische Beschwerden. Was aber bei den anderen lediglich theoretisches und agitatorisches Beiwerk ist, stellt sich hier als wesentliche und entscheidende Aufgabe dar. So gewinnt man doch den Eindruck, daß hier „ein neu' Lied" anhebt.

Die Unentwegten der Gegenseite arbeiten mit nichtssagenden Verdrehungen: die Mitglieder der neuen Partei, die sich — trotz des nichts weniger als parlamentarischen Verlaufs der ersten Tagung — sogleich zahlreich eingeschrieben haben sollen, seien Deutsche und naturalisierte Deutsche! Damit beschwört man in Paris die Gefahr, die in Straßburg droht. Bulach ist den früher im Lande wohnhaften Altdeutschen nichts weniger denn als deutschfreundlich bekannt. 1918 soll er im Empfangskomitee zur Bejubelung der Franzosen eifrig tätig gewesen sein. Aber trotz allem: was bei den anderen Parteien entsprechend ihrer parteitaktischen Bindungen nicht frei zum Austrag kommen konnte, hat Bulach vor 3000 Hörern frank und offen zum Ausdruck gebracht. Mögen seine Forderungen auch bunt zusammengetragene wilde Blumen sein, die sich zum Strauße fügen sollen — sie werden in der gegenwärtigen Enge des politischen Lebens Duft und Farbe nicht umsonst verschwendet haben!

Weltspiegel.

26. Juli.

Mit Spannung wartet die Welt auf irgend einen Fortschritt in der Reparationsfrage, die ja doch nun einmal dauernd im Mittelpunkt aller politischen Betrachtungen steht. Bisher immer noch vergebens, wie es nicht anders sein kann, solange Frankreich unter Nichtachtung aller wirtschaftlichen Wirklichkeiten die Befriedigung seiner politischen Machtgelüste an die erste Stelle stellt und augenscheinlich keinen Zweifel darüber lassen möchte, daß auch der Ruin Europas es nicht hindern würde, an den Rechten, auf die es als Sieger Anspruch zu haben glaubt, festzuhalten und nötigenfalls seine ganze politische und militärische Macht dafür einzusetzen.

Frankreich sah sich in seiner Taktik um so mehr bestärkt, als Englands Schätzung der französischen Macht sich stark mit Furcht zu mischen begann und man dort sehr bereit war, das Unbehagen, das man gegen den übermächtig gewordenen Bundesgenossen empfand, hinter einer doppelt eifrig zur Schau getragenen Freundschaft zu verstecken, die etwa aufsteigende Gegensätze vorsichtig und schnell in Entgegenkommen und Nachgiebigkeit erstickte. Die französische Politik wurde dadurch stark verwöhnt, und da sie während der ganzen Zeit mit einem Wechsel in der englischen Regierung kaum zu rechnen hatte, so konnte sie auch ihr Verhalten gegen England unbedenklich in besonderem Maße auf die persönlichen Eigentümlichkeiten, Auffassungen und Neigungen von Lloyd George einstellen. Der Ton, den Poincaré bei der Rechtfertigung seines Standpunktes gegenüber England anschlug, war unter diesen Umständen der einer scheinbar naiven, freundschaftlichen Schroffheit, die sich alles erlauben darf, wie es unter guten Freunden üblich ist, die sich nichts übelnehmen. So sollte es vor der Welt aussehen; im übrigen wußte ja Poincaré, daß Lloyd George im Hintergrunde des biederen Freundesblickes seines französischen Verbündeten sehr wohl den scharfen Strahl wahrnahm, der hart und unerbittlich auf die gepanzerte Faust wies. Die Art, wie der französische Ministerpräsident noch vor wenigen Tagen die Frage seines Besuches in London unter Be-

dingungen stellte, von denen er genau wußte, daß sie England sehr unbequem waren, ist in dieser Beziehung sehr lehrreich.

Dies mußte vorausgeschickt werden, um die Tatsache richtig würdigen zu können, daß in diesen Tagen unerwartet ein Wendepunkt in der französischen Politik eingetreten zu sein scheint, der auf eine neue Taktik schließen läßt. Es braucht wohl hier nicht gesagt zu werden, daß diese Wendung keinesfalls darauf berechnet ist, Deutschland zugute zu kommen oder seine Lage Frankreich gegenüber zu verbessern, obwohl sie von harmlosen Gemütern vielleicht dahin gedeutet werden könnte. Aber ein Umstand, den wir trotz recht geringem Optimismus in der Beurteilung der politischen Lage immer erhofft und kommen gesehen haben, ist wirklich eingetreten: der Druck der wirtschaftlichen Not in der ganzen Welt fängt an zu bewirken, daß die öffentliche Meinung in fast allen Ländern, namentlich auch solchen, die Frankreich nicht gleichgültig sein können, den von Frankreich aufgestellten politischen Dogmen den Glauben versagt. Wie es ein belgisches Blatt kürzlich ausgedrückt hat, ist überall die Ueberzeugung lebendig geworden, daß bei Fortsetzung der bisherigen Ententepolitik Deutschland binnen kurzem zusammenbrechen muß, daß aber ein deutscher Bankerott notwendig die ganze europäische Wirtschaft mit in den Abgrund hineinreißen muß, ohne daß Frankreich irgend ein Mittel hat, einer solchen Katastrophe entgegenzuwirken. Man müsse Deutschland helfen, wenn man nicht selbst zugrunde gehen wolle. Auch in Frankreich wird allmählich die Torheit klar, die man begeht, wenn man Deutschland wirtschaftlich zerstört, anstatt es zu einer Geldquelle zu machen, die man in Frankreich trotz aller geschwollenen Reden so nötig hat. Besonders scheint es Frankreich um den Eindruck zu tun zu sein, den es in Amerika hervorruft. Und von dort wird es wohl gewisse Warnungszeichen empfangen haben. Man hatte in der Welt gar nichts dagegen, daß Frankreich es übernahm, aus Deutschland so viel Geld herauszuholen, wie nur irgend möglich war. Nachdem es aber für jeden vernünftigen Menschen, der die wirkliche Lage kennt, vollkommen klar geworden ist, daß die Zahlungsfähigkeit Deutschlands an ihrer Grenze angelangt ist, — das leugnet außerhalb Frankreichs kaum noch jemand, — fühlt man sich nicht gerade angenehm berührt durch die Erkenntnis, daß die Summen, die Deutschland abgepreßt werden, nicht wenigstens vollständig der Entschädigung der alliierten Mächte dienen, sondern zu einem unverhältnismäßig großen Teil zum Unterhalt der französischen Besatzungsarmee verwendet werden, die in einer Stärke, die den anderen Alliierten gänzlich ungerechtfertigt und überflüssig erscheint, und unter Ansprüchen, deren übermäßige Höhe auch innerhalb der Entente verstimmend wirkt, das militärische Uebergewicht der Franzosen den eigenen Freunden gegenüber herausfordernd veranschaulicht. Man will wohl Deutschland ausplündern, aber man will wenigstens einen angemessenen Teil des Raubes in die eigenen Taschen stecken, anstatt diesen Anteil dadurch verkürzt zu sehen, daß damit der französische „Militarismus" gefüttert und zur weiteren Ausdehnung seiner Besetzung ermutigt wird.

Es ist natürlich in diesem Augenblick nicht zu übersehen, was sich in diesen Tagen hinter den Kulissen abgespielt hat, als das Garantiekomitee von seiner Untersuchung der deutschen Finanzlage nach Paris zurückkehrte. Man kann nur feststellen, daß Poincaré, ohne den Bericht des Komitees abzuwarten, forfuhr, in der schroffsten Weise nicht nur England seine Be-

dingungen zu stellen und seine Reise nach London davon abhängig zu machen, sondern auch auf die Reparationskommission im Sinne seiner Politik einzuwirken. Dann aber kam plötzlich ein Innehalten auf diesem Wege. Poincaré war bereit, in kürzester Frist nach London zu reisen; auch er will jetzt dabei mitwirken, daß Deutschland eine internationale Anleihe erhält, ja er scheint sogar die üblichen Drohungen mit Sanktionen vorübergehend nicht für opportun zu halten. Das steht wohl auch im Zusammenhang damit, daß Frankreich durchaus Geld haben will und endlich einsieht, daß alles, was es auf dem Wege der Gewalt vorübergehend vielleicht mehr erhalten könnte, durch die erheblichen Mehrkosten eben dieser Gewaltmaßnahmen wieder verschlungen werden würde.

So hält Poincaré es jetzt für politisch klüger, äußerlich ein Ablassen von der schroffen, überall herausfordernd wirkenden Politik der Drohungen und unerbittlichen Forderungen zu markieren und die Bereitwilligkeit zur Anpassung an den englischen Standpunkt und zur Ermöglichung einer Anleihe für Deutschland zu zeigen. Das geschieht augenscheinlich in der Voraussetzung, daß diese plötzliche Nachgiebigkeit und Hilfsbereitschaft ihm die Gelegenheit gibt, einige Bedingungen durchzudrücken, die Frankreich das Recht wahren, Deutschland weiter zu knebeln und zu demütigen und den französischen Gelüsten auf weiteren Raub deutschen Gebiets und deutschen Eigentums die Bahn offen zu halten. Es ist jetzt noch nicht der Augenblick, die bisher noch nicht bekannt gewordenen Einzelheiten der neuen französischen Taktik zu besprechen.

In der vergangenen Woche ist die Haager Konferenz endgültig geschlossen worden. Vom Standpunkt der Einberufer, die die in Genua steckengebliebene russische Frage einer gewissen Lösung entgegenführen wollten, ist sie ein vollständiger Mißerfolg gewesen. Nicht so für die Russen, die dort Gelegenheit fanden, mit den einzelnen Mächten Verhandlungen anzuknüpfen, die ihnen Gewinn in ihrem Sinne versprachen und sie von der Gefahr befreiten, einer geschlossenen Phalanx mißgünstiger und begehrlicher Interessenten gegenüberzustehen. Sie stellen ihre Wirtschaftspolitik vorsichtig darauf ein, daß sie eine Angliederung an das europäische System ermöglicht. Dieses System selbst aber ist noch fern von Gesundung. Ueberall gibt es Gärung und Wirren. In Oesterreich steigt die wirtschaftliche Not zum Gipfel, in Polen herrscht seit acht Wochen eine Staatskrise, in Italien drohen mit dem Sturz des Kabinetts de Facta schwere Gefahren für den inneren Frieden, überall aber gibt es Finanzelend. Geklärt ist die Lage nirgends.

W. v. Massow.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 5. August 1922

Nummer 29

Um Bismarck.

Zwanzig Briefe aus dem Weimarer Staatsarchiv.

Zum ersten Mal herausgegeben von Archivar Dr. Felix Pischel.

(Schluß.)

8. Carl Alexander an Bismarck.

Eure Durchlaucht werden vielleicht Sich wundern, heute schon einen Brief zu erhalten, der den Zweck hat, Ihnen zu Ihrem Geburtstage Glück zu wünschen, natürlich aber finden Sie es gewiß: daß ich strebe, vielleicht der erste Deutsche, in jedem Fall der erste deutsche Reichsfürst zu sein, der zu dieser Angelegenheit mit jenem Wunsch an Sie herantritt. Ich tue dies in vollem Recht, in ganzer Pflichterfüllung allerherzlichster Dankbarkeit für alles, was Sie für das Vaterland getan haben. Die Erinnerung leitet hierbei meinen Schritt, denn sie läßt mich des Kaisers, meines Schwagers, und der Kaiserin, meiner Schwester, gedenken, welche in den Bahnen, die unter Gottes Führung Sie eröffneten, in treuer Pflichterfüllung wirkten. So handle ich nur auch im Sinne beider, indem ich Ew. Durchlaucht Glück wünsche. Ich tue es aus tiefstem Herzensgrund auch im Namen der Großherzogin. Sie werden gern mir glauben, daß ich morgen, wo ich der Einweihung der für das Andenken meiner Schwester in Berlin gestifteten Erinnerungskirche beiwohne, inbrünstig Gott bitten werde: Er möge das große Werk erhalten und gedeihen lassen, wozu Er Sie berufen, und Sie erhalten und segnen.

In tiefster aufrichtiger Verehrung verbleibe ich

Ew. Durchlaucht dankbar ergebener Freund

Carl Alexander.

(Ohne Datum. Zum Geburtstag 1890?)

9. Bismarck an Carl Alexander.

Friedrichsruh, 20. April 1890.

Allerdurchlauchtigster Großherzog,

Gnädigster Herr!

Eurer Königlichen Hoheit sage ich meinen untertänigsten Dank für die gnädigen Wünsche, mit welchen Höchstdieselben mich zu meinem Geburtstage,

und für das huldreiche Vertrauen, mit welchem Eure Königliche Hoheit mich während meiner ganzen Dienstzeit im Reiche und in Preußen jederzeit beehrt haben. Bei meinem von mir selbst nicht erstrebten und nicht erwarteten Ausscheiden aus den amtlichen Beziehungen, in denen ich zu Eurer Königlichen Hoheit Regierung zu stehen die Ehre hatte, bitte ich, mir auch im Privatleben die huldreiche Gesinnung bewahren zu wollen, deren ich mich so viele Jahre hindurch ohne Wechsel zu erfreuen gehabt habe.

In tiefer Ehrerbietung verharre ich

Eurer Königlichen Hoheit untertänigster Diener
v. Bismarck.

II. Reise nach Jena.

10. Carl Alexander an Bismarck.

Ohne Zeitangabe.

Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck, Friedrichsruh.

Die großen Erinnerungen, die sich für ewig an diesen Tag heften, geleiten mich selbstverständlich zu Euer Durchlaucht, denn nächst Gott verdanken wir Deutsche Ihnen die Wiederherstellung unseres Reiches. Wie freudig und dankbar ich das empfinde, werden Sie am besten selbst beurteilen, da Sie mich so gut kennen und daher gern mir glauben, daß es mir ein wahres Herzensbedürfnis sein müßte, Ihnen dieses in treuer Erinnerung wie unauslöschlicher Dankbarkeit auszusprechen. Die Großherzogin und unser Sohn vereinigen sich mit mir in diesen Gesinnungen. Ich empfehle mich dem Andenken der Fürstin, Ihrer Gemahlin.

Carl Alexander.

11. Bismarck an Carl Alexander.

1. April 1892.

Telegramm aus Friedrichsruh: Königliche Hoheit Großherzog Weimar.

Eure Königliche Hoheit und Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin bitte ich für die huldreichen Geburtstagswünsche meinen unterthänigsten Dank und ehrfurchtsvollen Ausdruck meiner Freude entgegenzunehmen, daß Allerhöchstdieselben mir die gnädige Gesinnung unabhängig vom Zeitwechsel stets bewahrt haben. v. Bismarck.

12. Staatsminister von Groß an Carl Alexander.

Weimar, 10. Juli 1892.

Durchlauchtigster Großherzog, gnädigster Herr! Als Ew. Königliche Hoheit gestern gnädigst an mich schrieben, war die Deputation von Jena schon nach Kissingen unterwegs und jetzt Mittag 1 Uhr, wo ich die Ehre habe, zu berichten — wird sie schon vom Fürsten empfangen. Morgen oder übermorgen werden wir die Antwort erfahren.

Lehnt der Fürst das Kommen nach Jena ab, so ist die Sache erledigt. Würde er aber von Kissingen über Kronach, Saalfeld, Jena, Großheringen usw. den kleinen Umweg machen wollen und zwar in etwa 14 Tagen bei der Rückreise aus dem Bad, so würde dann für diesen Fall das Weitere zu erwägen und Ew. Königlichen Hoheit Vortrag darüber zu erstatten sein.

Führe er wirklich über Jena, so hätte es wenigstens unterwegs das Gute, daß er nicht über Eisenach (dann Bebra—Hannover usw.) fahren würde oder über Dietendorf—Weimar—Halle usw. Etwaige Unterlassungen von höchster Stelle oder von Regierungswegen, wenn sie bei einer Durchfahrt in Eisenach (wo es ebenso, wie in Jena, Enthusiasten gibt) oder in Weimar beobachtet würden, wären zur Besprechung in den Zeitungen noch geeigneter, als in Jena, wo der Empfang bei Durchfahrt des Zugs voraussichtlich einen lebhafteren, aber keineswegs offiziellen Charakter annehmen würde.

Uebrigens hat auch bisher die deputative Absendung von Jena keinen offiziellen Charakter gehabt. In der Deputation sind nicht die 4 Dekane, sondern (vergl. den gutunterrichteten Artikel der für heute erschienenen Nummer der Weimarischen Zeitung) drei einzelne Professoren (2 Philosophen — Haeckel und Geltzer — und 1 Mediziner — Fürbringer), dazu kommen der Bürgermeister Singer und 2 einzelne Bürger.

Dafür, daß es die Sache von Einzelnen ist, spricht auch der sonst wenig empfehlenswerte, aber über diesen Punkt wohl unterrichtete beiliegende Artikel in dem (radikalen und zur Beobachtung von mir offiziell gehaltenen) Jenaer Volksblatt.

13. Ernst Haeckel an Carl Alexander.

10. Juli 1892.

Telegramm aus Kissingen: Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog von Sachsen, Wilhelmsthal bei Eisenach.

Eurer Königlichen Hoheit berichten Bürger und Professoren von Jena untertänigst über ihren Empfang beim Fürsten Bismarck. Der Fürst gedachte dankbarst der hohen Gnade und Stütze, welche er im Kriege und im Frieden alle Zeit bei Eurer Königlichen Hoheit gefunden habe, entwickelte mit warmen Worten die große Bedeutung von Weimar-Jena in der deutschen Kulturentwicklung zumal in einer Zeit, wo Weimars Literatur das einzige Band nationaler Einigkeit für Deutschland gewesen, und brachte einen begeisterten, jubelnd aufgenommenen Toast auf Eure Königliche Hoheit aus.

Im Auftrage: Professor Ernst Haeckel.

14. Carl Alexander an Ernst Haeckel.

10. Juli 1892.

Telegramm nach Kissingen: Ich habe mit Freuden die Meldung gelesen, die Sie mir aus Kissingen machen und aus derselben die gute Erinnerung erkannt, die mir Fürst Bismarck bewahrt und der ich immer mit der besonderen und tiefen Dankbarkeit entspreche, die von seiten des Vaterlands (ein Wort unlesbar) persönlich ihm gebührt.

Carl Alexander.

15. Ernst Haeckel an Carl Alexander.

Jena, 11. Juli 1892.

Durchlauchtigster Großherzog! Dem Telegramme, welches ich gestern von Kissingen aus an Ew. Königliche Hoheit im Auftrage des hiesigen Bismarck-Komité zu richten die Ehre hatte, erlaube ich mir heute zur Er-

läuterung einige kurze Mitteilungen ergebenst folgen zu lassen. In allen Kreisen der hiesigen Bevölkerung — und vor allen der Universität Jena — war im Laufe der letzten Wochen der lebhafte Wunsch entstanden, dem größten deutschen Staatsmanne, dem wir im Vereine mit unserm unvergeßlichen Heldenkaiser Wilhelm I die Gründung des neuen Deutschen Kaiserreichs verdanken, unsern herzlichen Dank und unsere hohe Verehrung auszudrücken ;umsomehr, als Fürst Bismarck gerade jetzt in empörender Weise geächtet und den frechen Angriffen einer ehrlosen Presse ausgesetzt ist.

Zu diesem Zwecke wurde am 4. Juli in einer Versammlung von angesehenen Professoren und Bürgern der Stadt Jena der Beschluß gefaßt, den Fürsten Bismarck einzuladen, bei seiner Rückkehr von Bad Kissingen Jena zu berühren und den Ausdruck der Dankbarkeit und Verehrung entgegenzunehmen. Die Einladung wurde gestern (— am 10. Juli, an welchem 1866 das Treffen bei Kissingen stattfand —) dem Fürsten in Kissingen durch eine Deputation überbracht, welche aus 5 Professoren und 4 Bürgern bestand, den Herren Fürbringer, Gelzer, Haeckel, Kluge und Stintzing, dem Bürgermeister Singer, Braumeister Köhler, Diakonus Dr. Kind und Schlossermeister Walther, Vorstand des hiesigen Kriegervereins. Nachdem der Bürgermeister Singer im Namen der Stadt Jena und ich selbst im Namen der Universität die Einladung an den Fürsten gerichtet hatte, antwortete derselbe in einer längeren Rede, in welcher er seiner hohen Verehrung für Sachsen-Weimar und seinem lebhaften Interesse für Jena einen uns allen höchst erfreulichen Ausdruck gab; er hoffe der Einladung gegen Ende des Monats folgen zu können; jedoch könne er eine bestimmte Zusage nicht geben. Bei dem darauf folgenden Dejeuner erfreute uns Fürst Bismarck durch einen herrlichen Toast auf Ew. Königliche Hoheit, unsern allgeliebten Landesvater und hochverehrten Rector Magnificentissimus. Der Fürst hob hervor, wie er während seiner langjährigen Wirksamkeit im Dienste des Vaterlandes, im Kriege wie im Frieden, stets sich der Gnade und Stütze Ew. Königlichen Hoheit erfreut habe, und wie er in hohem Maße durch Sie gefördert sei; er betonte ferner die hohe nationale Bedeutung der klassischen Literatur-Blüte von Weimar, und wie deren Pflege — Goethe, Schiller, Herder — damals fast allein das einigende Band zwischen den zersplitterten Stämmen des Vaterlandes gebildet habe.

Da ich unter den anwesenden Vertretern von Jena der älteste war und seit mehr als 30 Jahren mich des huldvollen Schutzes Ew. Königlichen Hoheit erfreue, glaubte ich mich verpflichtet, dem Fürsten auf seinen ausgezeichneten, uns alle tief bewegenden Toast antworten zu müssen und im Sinne Ew. Königlichen Hoheit ein Lebehoch auf den Fürsten und seine Gemahlin auszubringen. Sie kennen selbst den großartigen Zauber, welchen die gewaltige historische Persönlichkeit des Fürsten Bismarck ausübt, und werden begreifen, daß die dreistündige Unterhaltung mit ihm, in der er uns alle durch seine geistige Frische, geniale Gedankenblitze und seinen Humor überraschte, zu unsern unvergeßlichsten Erinnerungen gehört. Zugleich bin ich überzeugt, daß Ew. Königliche Hoheit, der Sie selbst an der glanzvollsten Periode deutscher Geschichte so erfolgreich mitgewirkt haben, mit Ihrem hohen Sinne und patriotischen Herzen unserm Unternehmen Ihre gnädige Billigung nicht versagen werden!

In bekannter aufrichtigster Verehrung Ew. Königlichen Hoheit ganz ergebener

Ernst Haeckel.

16. Carl Alexander an Haeckel.

Abschrift ohne Zeitangabe.

Telegramm nach Jena:

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren eben erhaltenen Brief. Ich wiederhole, was meine Antwort auf Ihr Anliegen aus Kissingen Ihnen gesagt hat, und kann mir lebhaft die Befriedigung denken, die Sie und die andern Mitglieder der Deputation von dort zurückgebracht haben.

Carl Alexander.

17. Staatsminister von Groß an Carl Alexander.

13. Juli 1892.

Durchlauchtigster Großherzog, gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Königlichen Hoheit sende ich mit gehorsamstem Dank beifolgend den Brief von p. Haeckel und die Abschrift der Antwort zurück.

Ew. p. Ansicht, daß es jetzt untunlich sei, mit polizeilichen Verboten einer Einladung und einem Empfang überhaupt (innerhalb gewisser Grenzen) entgegen zu treten, teile ich vollkommen. Abgesehen davon, daß ein solches Eingreifen mit den Prinzipien, nach denen man heutzutage gegen patriotische Demonstrationen und Ansammlungen einschreiten kann und welche sich immer mehr den in England gehabten Grundsätzen nähern — nicht wohl in Einklang zu bringen wäre, und abgesehen davon, daß die öffentliche Meinung in Bezug auf jegliches Einmischen in den Bismarck-Kampf in hohem Grade aufgeregt und empfindlich ist, so leiten mich bei meiner Sympathisierung mit der von Ew. Königlichen Hoheit ausgesprochenen Ansicht noch folgende Gesichtspunkte:

Einmal ist der jetzt Deutschland bewegende Streit in Jena jetzt besonders lebhaft und in eigentümlicher Form entbrannt. Gegen den Empfang sind Harmening und Genossen, also die radikalsten Demokraten, von denen ich Ew. Königlichen Hoheit charakteristische Stilproben sandte. Für den Empfang sind in Jena die National- und Gutgesinnten, mit denen sonst die Regierung übereinstimmt, mit Ausnahme ihrer nicht genügenden, wenn auch idealistisch gemeinten Würdigung des neuesten von Bismarck hervorgerufenen Streits oder der dadurch erst seit 14 Tagen eingetretenen Wendung. Wollte man diese so gerichteten Männer (die jedesmal am 1. April den bekannten Kommers zu Ehren Bismarcks halten) von Rgierungswegen maßregeln, so würden die Radikalen jubeln.

Zweitens aber würde ich von der etwa wirklich doch zustande kommenden Demonstration nichts Schlimmes erwarten. Viel Jubel und Gesang und Enthusiasmus unter besonderem Hervortreten der Studentenkorporationen würden die Signatur der Sache sein. Sollte aber wider Erwarten doch Exzesse vorkommen, so wäre für diesen Fall die Polizei jedenfalls am Platze.

Wäre ein längeres Halten in Jena immer noch harmloser, als in Eisenach, so glaube ich übrigens doch auch, daß Fürst Bismarck nirgends unterwegs halten und nur mit dem Blitzzug durch Weimar fliegen wird.

In tiefster Ehrfurcht verharrt

Ew. Königlichen Hoheit untertänigster von Groß.

Weimar, 13. Juli 1892.

18. Universitäts-Kurator Eggeling an Carl Alexander.

Durchlauchtigster Großherzog! Gnädigster Fürst und Herr! Ew. Königliche Hoheit wollen mir folgenden untertänigsten Vortrag gnädigst gestatten.

Dem Vernehmen nach beabsichtigt Seine Durchlaucht der Fürst Bismarck, der ihm von einer sogenannten Deputation der Stadt und der Universität Jena überbrachten Einladung zu folgen und Jena am nächsten Dienstag und Mittwoch zu besuchen.

Die Anregung zu jener Einladung ist von einigen Professoren ausgegangen, welche zu der Vorberatung den Bürgermeister, den Vorsitzenden des Gemeinderates und mehrere Bürger zugezogen hatten; die hierbei gewählte Deputation, welcher sich nachträglich noch zwei Professoren anschlossen, kann daher nicht wohl eine Deputation der Stadt und der Universität Jena genannt werden. —

Ich hörte von dem Vorhaben erst am Tage vor der Abreise der Deputation nach Kissingen. Dem Professor Haeckel, welcher mir die Mitteilung machte, konnte ich nicht verhehlen, daß mir der gegenwärtige Zeitpunkt nicht geeignet erscheine, dem Fürsten Bismarck den Ausdruck der Verehrung und der Dankbarkeit darzubringen; diese Empfindungen leben in dem Herzen jedes guten Deutschen; wenn aber unmittelbar nach den scharfen Aeußerungen, welche Fürst Bismarck gegen unsere Reichsregierung in Wien getan habe, eine Ovation für ihn, welche man hier seit 20 Jahren hätte veranlassen können, provoziert und in Szene gesetzt werde, so müsse dieses unvermeidlich als eine Demonstration gegen die Reichsregierung aufgefaßt werden; sei schon aus allgemeinen politischen Rücksichten auch der Schein einer solchen Demonstration zu vermeiden, so liege auch die Befürchtung nahe, daß für die Universität Jena, wenn solcher Schein entstände, allerlei nachteilige Folgen damit verbunden sein könnten.

Von solchen Erwägungen ausgehend sprach ich mich entschieden gegen das Unternehmen aus, konnte aber weder Professor Haeckel von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugen, noch auch daran denken, die von hochgehenden Wogen der Begeisterung getragene Bewegung zu hemmen.

Viele ruhig Denkenden stimmten, wie ich später erfuhr, in der Beurteilung der Sache mit mir überein; indes fast alle beabsichtigten, sich nunmehr an der bevorstehenden Feier schon aus Rücksicht auf die politischen Gegner, welche von jeher dem Fürsten Bismarck grollend gegenüberstanden und über die ihm zugedachte Ovation sehr erregt sind, zu beteiligen, um diese möglichst glänzend zu gestalten. Auch der Senat der Universität hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, den Fürsten Bismarck durch den Prorektor und die vier Dekane begrüßen zu lassen.

Ich glaube an meiner Ueberzeugung festhalten und von jeder Teilnahme absehen zu müssen, bitte aber um gnädigsten Befehl und Auftrag, sofern Eure Königliche Hoheit meine Auffassung nicht billigen und eine Begrüßung des Fürsten Bismarck durch den Universitätskurator für angezeigt erachten.

In tiefster Ehrfurcht verharre ich Euer Königlichen Hoheit treu untertänigster

Jena, am 20. Juli 1892. Eggeling.

19. Carl Alexander an Staatsminister von Groß.

Wilhelmsthal, den 20. Juli 1892.

Ich eile, Ihnen den eben von mir erhaltenen Brief des Kurators Eggeling zuzustellen. Die Reise von Jenaer Professoren, einiger Bürger dieser Stadt und ihres Bürgermeisters nach Kissingen, um den Fürsten Bismarck zu begrüßen, ist eine Privatsache gewesen. Sie hat eine solche zu bleiben. Weder von Seiten der Stadt Jena, noch der Universität, noch ihrer Erhalter ist irgend jemand mit dem Charakter einer „Deputation" dorthin gesendet worden. Ebenso muß als „Privatsache" betrachtet und behandelt werden, wenn bei einem etwaigen Besuch des Fürsten in Jena dieser von jenen Reisenden oder Bürgern der Stadt oder ihrem Bürgermeister oder sonstigen Professoren begrüßt werden sollte. Offiziell könnte dieses Gebahren nur werden, wenn in meinem Auftrag der Senat, und der Kurator dann auch, den Fürsten begrüßen kämen. Diesen Auftrag aber gebe ich nicht. So hoch ich den Fürsten schätze, so wenig ich je Hehl hieraus gemacht habe noch machen werde, so wenig erscheint es mir passend, Partei und das in einem Moment zu ergreifen, wo die Reise des Fürsten nach Dresden, Wien und München, wo seine Reden wie Empfänge dem Ganzen einen Parteicharakter gegeben haben. Zudem ist der Kurator nicht blos mein Diener, er ist auch der der andern Erhalter der Universität. Nehme ich auch nur den Schein an, Partei zu ergreifen, so zöge ich auch die andern Miterhalter in diese meine scheinbare Meinung hinein, wozu ich gar nicht ein Recht habe. Bedeuten Sie also dem Kurator auf meinen Befehl fern zu bleiben von jeder Begrüßung des Kanzlers. Bedeuten Sie ihm ferner, daß, wenn Prorektor oder Senat begrüßen wollten, sie dies nicht in der ceremoniellen Kleidung, der Prorektor ohne Kette zu tun haben. Ich telegraphiere heute indes an Eggeling: „ich habe Ihren Brief erhalten, billige vollkommen Ihre Ansicht. Ich werde Ihnen Näheres schreiben lassen."

Ich bitte mir diesen meinen Brief wie den Eggelings an mich nächsten Freitag mir zurückzubringen.

20. von Groß an Carl Alexander.

Weimar, 23. Juli 1892.

Durchlauchtigster Großherzog, gnädigster Herr!

Die Bismarck-Angelegenheit gestaltet sich immer eigentümlicher.

Heute ist die Nachricht — wenn auch unverbürgt — nach Weimar gekommen, daß Fürst Bismarck den Umweg über Kronach und Saalfeld vermeiden und mit dem Blitzzug über Weimar nach Jena fahren werde. Da nach Ankunft des Blitzzuges (6 Uhr 31 Minuten) der Zug nach Jena erst nach 1½ Stunden von hier abgeht, sollte der Fürst solange in Weimar verweilen.

Es ist hierauf Folgendes geschehen: Die Direktion der Weimar-Geraer Bahn ist veranlaßt worden und hat sich bereit erklärt, einen Extrazug mit sofortigem Anschluß an den Blitzzug zu stellen und somit den längeren Aufenthalt vermeidlich zu machen. Der Gemeinderat von Weimar hat ferner mit allen gegen 4 Stimmen beschlossen, keinerlei Deputation nach dem Bahnhof zu senden und die Durchfahrt des Fürsten zu ignorieren.

Den Staatsbeamten ist neben einer selbstverständlichen Enthaltsamkeit das mot d'ordre aufgegeben worden: Die Fahrt über Weimar für unglaubhaft zu erklären und den Weg des Fürsten über Saalfeld als wahrscheinliche Annahme zu Grund zu legen. Das Alles für den Fall, daß die Nachricht sich bestätigt! Eine bestimmte Nachricht, daß der Fürst nach Jena komme, ist noch nicht einmal dorthin gelangt und wird dort erst morgen erwartet.

Herr von B. (Name unleserlich) wird über den Verlauf seiner Mission, die er heute in Jena erfüllte, Ew. Königlichen Hoheit unmittelbar berichten. Mir schien es, daß er der dort obwaltenden hochgradigen und enthusiastischen Bewegung gegenüber mit dem nötigen Takt aufgetreten sei, und ich glaube auch einen Erfolg dieses Auftretens als wahrscheinlich erwarten zu können.

Ich sprach heute den Preußischen Gesandten und setzte ihm auseinander, wie allen von der Regierung abhängenden Staatsbeamten eine gänzliche Enthaltsamkeit auferlegt worden sei. Sollten aber unabhängige Korporationen und die Bevölkerung eine andere als die wünschenswerte Haltung in Jena einnehmen, so sei die Regierung dafür nicht verantwortlich. Der Gesandte sprach seine Befriedigung über das Einverständnis beider hohen Regierungen (der seinen und der unsrigen) aus und erkannte an, daß nur dasjenige offiziell sei, was die Regierung anordnet oder ermutigt, nicht aber das freie Gebahren von andern Körperschaften und Personen.

Ich hoffe, am Dienstag schon hier abgereist zu sein.

In tiefster Ehrfurcht verharrt Ew. Königlichen Hoheit untertänigster

von Groß.

Vom Kulturkampf in den Künsten.

Paul Bekkers „Kritische Zeitbilder".

Von Alfred Schattmann.

Die wesentliche Uebereinstimmung der „futuristischen" und „expressionistischen Bewegung" in der Malerei, Musik, der Dicht- und bildenden Kunst ist, wenn man näher zusieht, sicher nicht allein auf Kräfte zurückzuführen, die, die Fesseln der Ueberlieferung sprengend, mehr und mehr das Menschentum an sich zum Ausdruck bringen wollen. Immerhin haben das ja die Künste auch manchmal schon früher vermocht. Wo aber bisherige Erfahrungen und Regeln, Form- und Gestaltungsgrundsätze im Einzelfalle als Hemmnis wirken mochten, da erweiterte der schöpferische Wille von jeher seine Ausdrucksmöglichkeiten in organischem Fortschreiten. Alle Großen der Kunst standen auf den Schultern ihrer Vorgänger. Der jüngsten Bewegung geht eine solche organische Fortentwicklung zu langsam. Sie reißt ein, wirbelt das Chaos durcheinander — und kann doch das Naturgesetz nicht umstoßen, daß der tanzende Stern Kristallisation, erneute Ordnung bedeutet. Im Grunde stimmt die jüngste Bewegung in allen Künsten darin überein: es wird nach neuen Methoden des Ausdrucks gesucht. Das Was rückt in den Hintergrund, das Wie gibt den Ausschlag.

Das Krampfhafte dieses Suchens nach neuen Methoden ist zu deutlich, als daß man an eine wirkliche innere Not in diesem Ausmaße glauben könnte. Es ist, wie ich an anderer Stelle einmal ausführte — von einzelnen Ausnahmen abgesehen, wo wirklich etwas seelisch Gewichtiges auf neueste Art gesagt wird —, weit mehr, als man selbst eingestehen will, eine Tugend aus Not. wenn man sich so „modern" gebärdet. Die schöpferisch wirksamen Gehirnzellen sind leer, Substanzmangel wird durch eine Geste ersetzt, die schon lange garnicht mehr verblüfft, weil sie bereits in so kurzer Zeit zu allgemein geworden ist.

Darin aber prägt sich letzten Endes ein Kulturgegensatz aus, den übersehen oder verdecken zu wollen, Kurzsichtigkeit oder Feigheit wäre. Deutsch oder undeutsch, das ist die Frage. Nicht aus politischem, eng umgrenzten nationalen Gesichtskreise heraus, sondern als eine Frage des Gefühls der Welt und den Dingen gegenüber. Das Wie, die Methode zu betonen, ist nur ein Spiel mit dem Höchsten der Kunst. Fühlt man nicht das Was, wie es aus innerster Not, aus unentrinnbarem inneren Drange und Zwange zur Kunsttat wird, wie es sich aus sich heraus seinen Ausdruck, sein Gesetz und seine Form schafft, dann fehlt jede Brücke zum Verstehen unserer Wesensart. Kulturgegensätze tun sich auf, die, das ist sicher, trotz aller Blutmischungen auch im Deutschen, doch rassenmäßig begründet sind. Nenne man ihn „arisch — nicht-arisch" oder „germanisch — nicht-germanisch": der Gegensatz ist da, und um ihn geht im Augenblick in Deutschland der Kampf in der Kunst.

Selten habe ich solche Gedanken so deutlich empfunden, wie bei der Lektüre des Bekkerschen Buches*), das zwar zunächst nur mehr den Musiker angeht, jedoch genug der allgemeinen Perspektiven bietet, wenn man es genau liest. Es tut nichts zur Sache, daß der Verfasser im Augenblick seine Stellung an der „Frankfurter Zeitung", für die seine Aufsätze geschrieben waren, aufgegeben hat. Man muß sich mit dem Buche als solchem auseinandersetzen, das vermöge des Namens seines Verfassers alle Möglichkeiten hat, in die Breite zu wirken. Selten habe ich etwas gleich Fesselndes, Anregendes und gleich geschickten Vortrag zu Gesicht bekommen. Der Stil ist eine Quelle des Genusses und des Vergnügens an einer haarscharfen, überaus gewandten Dialektik. Auch sachlich kann man dem Verfasser in vielem durchaus zustimmen. So seinen Ausführungen über „Kritik und Persönlichkeit", wenn ich auch der Ansicht bin, daß der produktive Kritiker als nicht auch künstlerisch Schaffender, die Bedingungen und Voraussetzungen des Schaffens also aus sich heraus Kennender, wohl mehr eine Utopie ist. Im wesentlichen trifft Bekker auch in seinen Ausführungen über Wagner, Richard Strauß und auch in vielen sonstigen Einzelheiten das Richtige. So wenn er eine Lanze dafür bricht, daß die Kunst nicht nach Brot gehen dürfe, daß die Oper höchster Ausdruck des schöpferischen Volksgeistes sein solle. So in seinen Ausführungen über Affektcharakteristik in dem Aufsatze „Wohin treiben wir", in dem er ganz richtig zu dem Schlusse kommt, daß allein die schöpferischen Geister die Richtung für die Zukunft angeben können, die Aesthetik aber nur sie erkennen und begreifen lehren könne. Ich greife hiermit nur einige we-

*) Paul Bekker: Kritische Zeitbilder. Verlag: Schuster u. Löffler in Berlin.

sentlichen Punkte heraus. Man trifft auf vieles in dem interessanten Buch, das deutlich zeigt, welch kluger und vieles Wesentliche — von unserem Standpunkt aus — richtig fühlender Kunstschriftsteller Paul Bekker ist.

Selten aber wird man ein Buch antreffen, das andererseits mit einem ähnlichen Maße von Genauigkeit und Vorsicht gelesen werden muß. Es ist unmöglich, auf alle Punkte, in denen Bekker Angreifbares sagt, im einzelnen einzugehen, wenn man nicht ein gleich umfangreiches Buch schreiben will. Ich kann nur Wesentliches, mindestens besonders Wichtiges herausgreifen. So aus dem Kapitel „Liszt" die Ausführungen über Schaffen und Reproduzieren. Nach Bekker ist „das Schaffen, genau betrachtet, auch nur ein Reproduzieren vielfältiger, zuweilen im Laufe von Jahren gesammelter Eindrücke, von Erfahrungen und Erlebnissen, die sich mittels irgend eines Ausdrucksmediums, sei es das Wort, der Ton, die Farbe, zur künstlerischen Erscheinung gestalten". Mittels dieses verblüffenden Satzes gelingt es Bekker, Liszt, den Reproduzierenden, den Bearbeiter und Komponisten in einen Topf zu werfen. Seine Stoffe, die er als Komponist gestaltete, stammten nicht aus erster Hand, sagt Bekker. Das stimmt. Wenn er aber meint, die musikalische Gestaltung von Themen aus der Dichtkunst oder der Malerei durch Liszt sei im Wesentlichen nur einer Art Transskription gleichzusetzen, so verkennt er den Unterschied zwischen Anregung und musikalischer Konzeption so von Grund aus, daß man nur den Kopf schütteln kann. Wohin sich eine Theorie doch versteigen kann, wenn einem das Wesentliche innerlich verschlossen bleibt!

Ich erwähne nur kurz einige andere Punkte, zu denen man bei der Lektüre innerlich Fragezeichen macht. So (Kapitel „Debussy"), daß das Bayreuther Kunstideal aus der Verschmelzung von romantischer und großer Oper, von deutscher und französischer Kunst gewonnen sein soll. Wenn Wagner das lesen könnte! Oder die Ansicht, Debussys Streben sei darauf ausgegangen, durch Einbeziehung der Obertöne zu einer Bereicherung und neuartigen Erweiterung des harmonischen Ausdrucks zu gelangen. Ich glaube vielmehr, Debussy hat sein Harmoniesystem der Ganztöne in intuitiver Inspiration gefunden und nicht durch akustisches Experiment. Auch würde ich Puccini nicht so schlecht abschneiden lassen und seiner Musik die Wahrhaftigkeit schlechtweg absprechen. Das geht entschieden zu weit. Puccini trifft in der „Bohème" den lyrischen, in der „Tosca" den dramatischen Ausdruck doch oft so haarscharf und überzeugend, daß von einer Unwahrhaftigkeit dieser Musik (die nur manchmal nebenher läuft) meiner Ansicht nach keine Rede sein kann. Ich glaube des ferneren auch nicht, daß „uns allen, Schaffenden und Nacherlebenden", in den letzten Jahrzehnten der Sinn für die symbolische (will sagen: tiefere seelische) Bedeutung der Klangwerte abhanden gekommen war, daß „wir immer nur das Materialistische des Klangbildes erfaßt" hätten. Das mag vielfach, zumal in der Gefolgschaft von Strauß, der Fall gewesen sein. Allgemein war es sicher nicht der Fall. Ich rechne mich mit zu den Ausnahmen.

Noch eigentümlicher als diese Ergebnisse Bekkerscher Erkenntnis wirkt, was er von Regers Form sagt. Ganz richtig erblickt er in Regers Motivbildung und Harmonik etwas „Atomisierendes", und ebenso richtig bezeichnet er Regers Anlehnung an alte Formen als notwendige Folge

dieses stilistischen Auflösungsprinzips. Wenn er in ein und demselben Aufsatz Reger andererseits das Streben zuerkennt, zu eigenen, neuen Formen zu gelangen, so ergibt sich daraus ein Widerspruch, den man nur dann versteht, wenn man die Parallele in den Neutönern sucht und findet. Man hat das Gefühl, als wolle Bekker zu diesen, vielleicht unbewußt und rein instinktmäßig, aber sicher aus innerer Liebe, von Reger aus eine Brücke schlagen. Er gibt allerdings zu, daß es Reger nicht gelungen ist, „die neuen Formen wirklich zu erkennen und zu gestalten", daß er ihn aber in ein und demselben Aufsatz danach suchen und zwei Seiten vorher auf die „Nachahmung alter Formen beschränkt bleiben" läßt, ist sehr eigentümlich.

Noch eigentümlicher ist das Kapitel über „Schönberg". Hier führt offenbar Liebe und innere Wesensverwandtschaft die Feder. Bekker stellt die Wirkung der letzten Schönbergschen Musik fest (die bekanntlich von nicht allzu vielen verspürt wird) und hat den schönen Mut zum eigenen Bekenntnis, daß diese Wirkung zum Aufspüren ihrer Mittel, ihrer Gesetzlichkeit verpflichte. Seine Ausführungen gipfeln in dem Satze: „Wo Leben sich regt, muß auch Recht auf Leben sein. Wo Recht auf Leben ist, muß ein Gesetz sein, das das Leben bestimmt." Die Gefährlichkeit eines solchen Satzes liegt auf der Hand. Ganz augenscheinlich ad hoc aufgestellt, verträgt er keine Verallgemeinerung. Lebensgesetze aber sind allgemeingültig. Und die Zukunft wird ja lehren, ob man in Schönberg nicht lediglich den Sucher und Finder neuer, ungewöhnlicher, heute jedoch bereits angewandter Methoden des Ausdrucks, sondern, wie seine Anhänger gar zu gern möchten, wirklich den schöpferischen, die Menschheit beglücken könnenden Musiker erkennen wird. Einstweilen glauben wir das erstere.

Den Querschnitt Bekkers zeigen seine ästhetischen Abhandlungen aufs deutlichste. Manches Wahre und Richtige steht in den Aufsätzen „Wohin treiben wir?" und über „Pfitzners Palestrina". Sicher steht Bekker auch in seiner Ablehnung des Romantischen als einer versinkenden Welt nicht allein da. Man kann ihm da immerhin vielfach beistimmen. Wenn er jedoch in der „Dramatischen Idee in Mozarts Texten" den Satz ausspricht, die „romantische Wandlung zur individuellen Charakteristik und zur aus psychologischer Motivierung sich entwickelnden dramatischen Handlung dürfe nicht im mindesten als Fortschritt im Sinne einer künstlerischen Wertsteigerung aufgefaßt werden", so vermag ich ihm darin nicht zu folgen. Es ist eine gefährliche Aesthetik, die die Kunst nur als „Nichts als ein Spiel" auffaßt, und es als einen Mangel ansieht, „Wahrheit und Erkenntnisse in den Schraubstock der dramatischen Idee einzuspannen". Mozarts „Don Juan" weist ja bereits solche letzteren Wege, und unserer Gefühlsrichtung entspricht nun eirmal mehr eine Kunst, die **mehr** als Spiel ist. Ich glaube doch, daß auch die „Zauberflöte" Wahrheit, Erkenntnis und ethische Idee in sich vereinigt, ohne darum Mozarts naive, göttliche Leichtigkeit in der „Entführung", dem „Figaro" und „Cosi fan tutte" in ihrer Art weniger zu lieben. Es scheint mir ganz klar, daß Bekkers Aesthetik einseitig ist. Sie erinnert sehr an ein Prokrustesbett. Mozart paßt da jedenfalls nicht hinein.

Ganz deutlich zeigen sich nun aber wesentliche Verschiedenheiten zwischen Bekkers und unserem Empfinden in seiner Auseinandersetzung mit Pfitzner im Rahmen seiner beiden Aufsätze „Erfinder und Gestalter" und

„Impotenz oder Potenz?" Es mag sein, daß Pfitzner im Tone seiner „Neuen Aesthetik der musikalischen Impotenz" ein wenig aus der Rolle gefallen ist. Ein harter Kopf: ein hartes Wort. Sicher hat auch Bekker darin recht, daß Beethovens Form in sehr vielen Fällen nicht ohne „poetische Idee" entstanden sein kann. Liest man aber seine Ausführungen über Erfindung und Gestaltung aufmerksam, dann kann man sich des Gefühls nicht erwehren, daß hier mit allen Mitteln feinster Dialektik um eine Position gekämpft wird, die innerlich verloren ist. Daß nicht nur der „musikalische Einfall" das ganze Werk gebiert, ist jedem Wissenden geläufig. Es ist ganz selbstverständlich, daß die Idee, wenigstens eine ungefähre Idee des Ganzen deutlich oder latent im Schaffenden vorhanden sein muß. Und es ist Verschiedenes möglich: entweder werden von der Idee aus die Hauptthemen erfunden (siehe Nibelungenring), oder aus den Themen, oder auch aus einem Thema, das andere dann nach sich zieht, ergibt sich eine Idee des Ganzen. Wer zählt die Möglichkeiten schöpferischer Akte auf! Ganz selbstverständlich aber ist es von größter Wichtigkeit, daß die „Gestaltung", mag sie intuitiver Inspiration entflossen sein oder sich als Ergebnis mühevoller Arbeit darstellen, nur dann höchste Werte in sich trägt, wenn das Material, aus dem sie besteht, wertvoll ist. Es ist müßig, nach Art von Bekker zwischen dem „Motiv, Thema, der Melodie, soweit sie „Einfall" sind", und ihrer „Gestaltung", „also wie das Rohmaterial des Einfalls vom Musiker zum Motiv, zum Thema, zur Melodie verdichtet wird", einen Unterschied zu machen. Entweder der erste Einfall oder aber seine Gestaltung in diesen Bekkerschen Sinne muß eben persönlich, stark oder doch wenigstens so beschaffen sein, daß er seinen Schöpfer erkennen läßt — sonst bleibt das noch so bedeutend „gestaltete" ganze Werk unterhalb der Höhenlinie größter Kunst. Persönlichkeit der Gestaltung wie der Einfälle müssen zusammentreffen, es ist nun einmal nicht anders. Ein Beispiel wie das erste Thema der „Eroica" ändert an dieser Grundvoraussetzung nicht das Geringste. Denn einmal hat Beethoven, gleichgültig ob er das Thema bewußt oder unbewußt aus Mozarts „Bastien und Bastienne"-Ouvertüre übernommen hat, ganz anderes dabei empfunden als Mozart — es wird in der Regel lange nicht pathtisch genug gespielt —, und andererseits ist dieses Thema ja nicht das Wesentliche an der „Eroica", sondern noch mancher andere Gedanke, den Beethoven gleichzeitig bei der Konzeption der ersten Idee in sich getragen oder gefunden haben wird, gibt den Ausschlag.

Wohin Bekker mit seiner Verteidigung der „Gestaltung" als des allein Wichtigen in der Kunst steuert, wird ganz klar, wenn man den Satz liest: „Die gegen Mahler erhobenen Vorwürfe wegen der „Banalität" seiner Themen hätten nie erhoben werden können, wären die Hörer nicht durch den Niedergang der sinfonischen Produktion, wie ihn die „thematischen" Sinfonie-Komponisten herbeiführten, dazu gebracht worden, eine Sinfonie thematisch anstatt sinfonisch zu hören, den Blick oder das Ohr aufs Einzelne zu richten statt aufs Ganze, nach Erfindung zu fragen statt nach Gestaltung". Hier haben wir die Quintessenz der Bekkerschen Richtung. Ich sage nicht wie Pfitzner: Aesthetik der Impotenz, denn nichts liegt mir ferner als Mahler impotent zu nennen. Wie sein Ringen um das Höchste zur Ehrfurcht und Bewunderung zwingt, so erblicke ich auch in ihm einen, dem vielfach eine Gestaltung ins Große geglückt ist, und gebe Bekker darin ganz recht, daß er in neuerer Zeit — nach Bruckner, füge ich hinzu — bisher der ein-

zige ist, der wirklich große Perspektiven sinfonischer Architektonik eröffnet hat. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß ihm als Erfinder, abgesehen von mancher guten Einzelheit, der Höhenflug des Genies versagt blieb. Wenn Mahler gesagt hat „Ohrwascheln aufmachen, hören", dann ist gerade dies die Tragik seines Daseins. Unverbildete Menschen werden *im mer* auf den Einfall etwas geben. Und mag die heutige Bewegung der Jungen und Jüngsten, mögen die Anhänger Schönbergs, Schrekers, Busonis tausendmal das Wie über das Was stellen, sie werden nichts daran zu ändern vermögen, daß die Menschheit zu den wirklich Großen nur diejenigen zählen wird, die Gestalter *und* Erfinder sind. Daran ändern keine noch so spitzfindigen philologischen Erörterungen des Wortes „Schöpfer" (aus Vorhandenem — freilich: die ganze Welt ist vorhanden!) etwas. Das Gefühl allein entscheidet von jeher und wird auch in Zukunft entscheiden.

Ansichten wie diejenigen Bekkers aber sind sicher nur aus einem naturgegebenen Unterschiede der Veranlagung zu erklären. Spekulativer Betrachtungs- und Erkenntnisdrang statt des einen Elementaren: des Gefühls. Es handelt sich um einen Unterschied der Geistesrichtung, der nun einmal da ist. Töricht, ihn zu leugnen. Bekker polemisiert zwar gleich im Vorwort gegen die „Wahrheit der Partei", die stets zugleich politisch, rassenmäßig und künstlerisch bestimmt sei. Ist er selbst denn aber von jeder Parteilichkeit frei? Bestimmen ihn in seinem ganzen Denken und Fühlen bei allem — zugegeben — guten Willen zur Sachlichkeit nicht *auch* rassenmäßige, künstlerische Faktoren, die er in sich, in seiner Natur begründet zu finden hat? Das Politische halte ich dabei für untergeordneten Ranges. Es ist ein großer Fehler unserer heutigen Kampfhähne auf dem Gebiete der Kunst, die politischen Gesinnungen hineinzumengen, sie als ausschlaggebend in den Vordergrund zu schieben. Ich halte das für einen grundlegenden Irrtum. Die rein menschliche Disposition des Fühlens, die, allerdings rassenmäßig bedingt, sich künstlerisch oder kunstverständnismäßig auswirkt, *das* ist es, was uns, den einen wie den anderen, Paul Bekker wie seine Widersacher, innerlich bestimmt und regiert. Damit hat sich ein jeder abzufinden. Es heißt die Plattform verschieben, wenn man dem künstlerisch Andersdenkenden politische Voreingenommenheit vorwirft. Ziehen wir getrost den Vorhang vor letzten Dingen fort und sagen wir mutig und ehrlich: ja, rassenmäßige, gefühlsmäßige Unterschiede sind es, die die verschiedenartige Einstellung zur Kunst bedingen. Das ist für *keine* „Partei" ein Vorwurf, sondern nur eine Feststellung einer Tatsache. Wer sich dadurch gekränkt fühlt, beweist nur die Schwäche seiner Position. Hat man aber letzte wesensmäßige Verschiedenheiten erkannt, dann hört jedes Beweisen auf. Es gibt auf der anderen Seite keine Brücken zum Verständnis unserer Art, freilich aber auf unserer Seite ein Recht, unsere Ansicht, unser Fühlen zu unterstreichen. Und so ergeben sich die Vorbehalte gegen Bekker, wie er aus seinen Aufsätzen spricht: nicht gegen den Menschen, nur gegen die Sache.

Eines aber bleibt, mag der Kampf um die letzten Grundlagen unserer künstlerischen Kultur auch noch so toben — etwas hat sich der „Expressionistentaumel" ja schon gelegt —, unveränderlich in seinen tiefsten, letzten Wurzeln: die Kunst selbst. Die Kunst ist ein Ergebnis der Not, aus Wonnen, Lust und Schmerzen geboren. Das andere — „Nur ein Spiel", nur ein „Wie", nicht ein „Wie" *aus* dem „Was" — wird zwar, so lange

Menschen leben, wohl auch stets daneben in die Erscheinung treten. Aber höchste, letzte Kunst wird es niemals sein. Wer das nicht fühlt, wird es freilich nie verstehen und empfinden können.

Die deutschen Schulen in der Welt.

* Ein Gruß zur Kulmbacher Tagung.

Von Fritz Heinz Reimesch.

Man sollte annehmen, daß es jedem, nur halbwegs mit gesundem Menschenverstande begabten Reichsdeutschen einleuchtet, daß das beste Mittel zur Erhaltung deutscher Art in bedrohtem Volkstumgebiet die Stärkung der deutschen Schule ist. Leider sind solche Selbstverständlichkeiten in Deutschland noch wenig bekannt. Die Untersuchung des Warum würde uns zu weit ab vom Thema führen und so muß ich mich mit der Feststellung dieser Tatsache begnügen. Daß sie aber vorhanden ist, daß sie nicht nur Nörgelei ist, zeigt uns die Arbeit des „Vereins für das Deutschtum im Auslande (Allgemeiner deutscher Schulverein) E. V." Berlin, der in dieser Woche seine 41. Haupttagung in Kulmbach abhält und dessen Geschichte ein einziges Ringen mit der Interesselosigkeit der breiten Masse des deutschen Volkes vom Minister hinunter bis zum letzten Arbeiter in Sachen des Auslanddeutschtums darstellt. Ich will versuchen ein Bild über das deutsche Schulwesen außerhalb Deutschlands und Deutschösterreichs zu entwerfen.

In allen Gebieten, in denen das Deutschtum eine Minderheit ist, herrscht erbitterter Kampf um die deutsche Schule, die die Keimzelle deutschen geistigen Lebens und somit deutschen Lebens überhaupt ist. Die deutschen Grenzgebiete, die durch den Versailler- und St. Germainer-Vertrag aus deutscher Verwaltung herausgerissen wurden, stehen augenblicklich wohl im schärfsten Abwehrkampf gegen die Unterdrückungsmethoden der slawischen und romanischen Sieger. Erst vor wenigen Wochen wurde von einem deutschen Abgeordneten im Prager Parlament in die ganze Welt hinein die ungeheure Freveltat der tschechischen Gewalthaber geschrien, die den 3,8 Millionen Deutschen, die gezwungen der Tschechei angehören, in kurzen 3 Jahren mehr als 1200 Schulklassen unter nichtigen Vorwänden geraubt haben. Genau so verfahren mit ihren deutschen Untertanen die Polen in Posen, Westpreußen und dem neuen „Polnisch"-Oberschlesien, die Franzosen im Elsaß, die Italiener in Südtirol, die Südslawen in Slowenien. All diese Sieger, die mit zynischer Gebärde die Welt mit ihren Phrasen über Kultur und Zivilisation beglücken, handeln nach einem äußerst raffiniert ausgeklügelten Prinzip und man muß feststellen, daß sie in der Verfolgung der deutschen Schulen mit einer Energie vorgehen, die einer besseren Arbeit wert wäre. Diese Millionen Grenzdeutscher müssen ihre kulturelle Ueberlegenheit verlieren, denn dann erst kann es unseren Feinden gelingen, sie in ihrem Volkstum zu unterwühlen. Der Staat, aber auch private Organisationen arbeiten an dieser Unterminierung des deutschen Volkes und es ist erstaunlich, wie große Mittel zu diesen Zwecken aufgewendet werden. Die Tschechen sind die Lehrmeister! Nur ein kleines Beispiel dafür, wie gearbeitet wird. Die großen Brauereien in Pilsen, deren Biere auch in Deutsch-

land so gerne getrunken werden, geben für jedes Liter Bier, das die Fabrik verläßt, dem tschechischen Schulverein 4 Heller (heute etwa 40 Pfennige) ab. Was dies bei einer Jahresproduktion von vielen Hunderttausend Hektolitern bedeutet, mag sich jedermann selbst ausrechnen. Diese Millionen werden dazu benutzt, um in deutsche Gemeinden der Grenzgebiete tschechische Schulen zu setzen. Der tschechische Lehrer mit Frau und großer Familie, ein ebensolcher Schuldiener ziehen ein, ein tschechischer Schuster, Schneider und Friseur folgt, und da Gendarme, Streckenwärter und sonstige Staatsbedienteste ohnehin nicht allzu ferne sind, so ist schnell die Kinderzahl vorhanden. Man kann bei solchem Beginnen noch nicht eine Gefährdung des deutschen Volkes erblicken. Bald aber wird das deutsche Schulgebäude den Deutschen fortgenommen, weil doch selbstverständlich zuerst die Angehörigen der „Staatsnation" Anspruch auf ein Schulhaus haben. Die deutschen Kinder stehen auf der Straße und viele Eltern schicken die Kinder, um sie nur überhaupt einem Unterricht zuzuführen, in die tschechische Schule, da nur selten Gelegenheit ist, sofort ein geeignetes Gebäude für die deutsche Schule zu finden. So geschehen in hunderten von Fällen. Was würde wohl einem deutschen Mann geschehen, wenn er an einen deutschen Bierfabrikanten das gleiche Ansinnen stellte, 4 Pfennige pro Liter zur Unterstützung der deutschen Schulen im Grenzland abzugeben? Ich mag es mir nicht ausdenken!

Auf ganz ähnliche Weise arbeiten die anderen Sieger. Selbstverständlich lassen sich die Millionen Grenzdeutscher diese Vergewaltigung nicht ohne Weiteres gefallen, sondern geben sich ernste Mühe, auf vereinsmäßiger Grundlage die deutsche Schule zu erhalten. Die ungeheueren Schwierigkeiten, die aber jeder solcher Arbeit von staatswegen entgegengestellt werden, liegen dem klar auf der Hand, der nur einigermaßen Einblick in die politischen Verhältnisse dieser Staaten hat. Die Minderheitenschutzverträge mit ihren Kautschukparagraphen sind Papierwische, die anscheinend nur in der Wilhelmstraße ernst genommen werden. Nie hat sich ein polnischer, südslawischer oder tschechischer Minister die Mühe genommen, zu versuchen, sie einzuhalten. Es waren Gesten, die man machte, um dem Weltgewissen Sand in seine ohnehin recht verschlafenen, kurzsichtigen Augen zu streuen.

Und doch, wie günstig arbeiten die Organisationen unserer Volksgenossen in den Grenzgebieten; wie rütteln sie die oft trägen Geister auf, wie sorgen sie dafür, daß deutsche Kinder deutsch erzogen werden, damit sie nicht zu modernen Janitscharen werden, die später am schärfsten ihr Volkstum bekämpfen. All zu langsam lernen wir den heimtückischen Willen unserer Todfeinde kennen; sie wollen die Grenzgebiete entgermanisieren. Können sie die deutsche Schule in den Grenzgebieten vernichten, dann stehen sie mitten in unserem Volke drin. Sie dann aber wieder hinauszutreiben, ist ungeheuer schwer.

Zusammenfassend das Bild der Lage betrachtet, müssen wir feststellen, daß der Staat, mag er Frankreich oder Tschechei, Südslawien oder Polen, Italien oder Dänemark heißen, mit denselben Mitteln seiner brutalen Gewalt vorgeht und die Schule, wo er nur irgend kann, unterdrückt. Der Kampf ist ungleich, aber die geschlossen siedelnde Masse des Grenzdeutschtums ist zum Glück ein sehr zäher Teig, sodaß der Feind nur langsam Fortschritte machen kann. Erhält das Grenzdeutschtum aber nicht materielle und moralische Hilfe aus dem Mutterlande, so wird es schrittweise immer weiter zurückgedrängt und verliert langsam eine Schulburg nach der andern.

Viel schwieriger und abwechslungsreicher ist das Ringen der Auslanddeutschen, die ferne vom Mutterland in großer räumlicher Getrenntheit leben, für ihre deutsche Schule. Bei der Schilderung dieser Verhältnisse muß ich auf Einzelheiten eingehen, die vielleicht dem Gesamtbilde Abbruch tun, jedoch das Streben und Kämpfen und die zu verteidigenden Stellungen, neue eroberte Posten und verlorene Festungen besser zeigen.

*

Räumlich am nächsten liegt uns der Südosten. Noch immer ist Ungarn das Land, das trotz seiner 560 000 Deutschen keine deutsche Schule hat. Zwar hat Ministerpräsident Graf Bethlen vor wenigen Monaten abermals ein feierliches Versprechen abgegeben, dafür Sorge zu tragen, daß die Deutschen deutsche Schulen erhalten. Es ist nichts, auch garnichts geschehen. Was nutzen uns die gerade in letzter Zeit so oft gemachten Freundschaftsbeteuerungen, wenn man keine realen Beweise ihres guten Willens sieht. Die Freundschaften, die sich in den letzten Jahren zwischen den Kreisen Deutschlands, die sich national nennen, mit Ungarn angesponnen haben, haben noch keine einzige Frucht getragen, die dem ungarländischen Deutschtum auch nur einen Schritt weiter zur Erreichung seiner mehr als bescheidenen Wünsche geholfen hätten. Könnte da nicht manches anders werden? Schon aus kühler Ueberlegung sollten die Magyaren Konzessionen machen, die schließlich doch auch ihren abgetrennten Brüdern zugute kämen.

Das 800 000 Seelen zählende Deutschtum Großrumäniens hat einen großen Schritt nach vorwärts getan. Die Siebenbürger Sachsen, die bekanntlich über ein in jeder Weise mustergültiges Volks- und Mittelschulwesen verfügen, sind Lehrmeister für die Deutschen im Banat und Bessarabien geworden. Wohl haben sie einen schweren wirtschaftlichen Kampf um die Erhaltung der Schulen auszufechten, da das alles andere, nur nicht demokratisch aufgebaute Bodenreformgesetz der deutschen evangelisch-lutherischen Kirche, die die Erhalterin der Schule ist, die großen Kirchenländereien gegen ein Butterbrot abgenommen hat und der Staat die Verpflichtungen nicht einhält, die er eingegangen ist. Die Siebenbürger Sachsen wachen aber sorgsam auf ihren Augapfel und bringen durch eine hohe Selbstbesteuerung die vielen Millionen zusammen, die notwendig sind, um die mehrere hundert Volksschulen, die sieben Gymnasien, die Real- und Handelsschulen, die Lehrerbildungsanstalten, Ackerbau- und Gewerbeschulen und Kindergärten zu erhalten. In Hermannstadt finden seit zwei Jahren sogar regelmäßig im August Hochschulkurse statt, die auch aus Deutschland von der studierenden Jugend eifrig besucht werden.

Das Banat mit seinen 400 000 Deutschen hatte 1918 keine einzige deutsche Schulanstalt. Mit elementarer Gewalt aber brach beim Zusammenbruch der nationale Gedanke hervor und in vielen, fast hundert Gemeinden wurde die entnationalisierende Staatsschule hinweggefegt. Jetzt lehren deutsche Lehrer, die zum Teil auf der neuen katholischen deutschen Lehrerbildungsanstalt erzogen werden, deutsche Kinder ihre Muttersprache. Es ist ein erfreuliches Kapitel. Wenn man die Junglehrer, die in diesem Jahre die Anstalt verließen, auf ihrer Deutschlandreise sah, so konnte man die Gewißheit erlangen, daß die deutsch-schwäbische Jugend in gute Hände kommt.

Die deutsche Universität in Czernowitz ist wohl dem Deutschtum verloren gegangen, doch das Volks- und Mittelschulwesen blieb im Buchenlande bestehen, und in Bessarabien, das unter russischer Herrschaft auch kaum deutsche

Schulen hatte, wurden in allen Gemeinden deutsche Schulen eingerichtet. Dieser Unterbau wurde mit einem Gymnasium in Tarutino und einer Lehrerbildungsanstalt in Sarata gekrönt. Von hier und Siebenbürgen sind deutsche Lehrer auch in die Dobrudscha gekommen, um hier zwischen allen möglichen Völkerschaften das deutsche Element erhalten zu helfen. Der Staat gibt kaum etwas für die deutsche Schule her, obwohl gern anerkannt sein soll, daß die Rumänien sehr tolerant und bemüht sind, wenigstens in der Schulfrage gerecht zu sein. Zu viele der führenden Männer haben deutsche Bildung genossen und geben durch ihre weise Mäßigung in nationalen Fragen den Beweis, daß sie deutsche Gelehrsamkeit richtig verstanden haben. Wenn vom deutschen Schulwesen Großrumäniens gesprochen wird, so darf man die deutsche Schule in Bukarest nicht vergessen. Sie war seinerzeit die größte, vom Reiche erhaltene deutsche Auslandschule, ein Musterbeispiel für gediegenen deutschen Schulbetrieb und moderne Pädagogik. Oberrealschule, Handelsschule, Mädchenschule und mehrere Volksschulen gehörten zu diesem Organismus. Schade nur, daß das Deutsche Reich so wenige solcher Schulen gehabt hat. Es hätte ungeheuer viel für deutsches Wesen geworben werden können, wenn man in friedlichen Zeiten für solche Zwecke tief in die Tasche gegriffen hätte. Das Auslanddeutschtum hat gebeten, ja gefleht, aber das Reich hatte immer nur einen ganz kleinen Posten im Budget für „Kulturpropaganda" übrig. Unterlassungssünden, die sich schwer gerächt haben!

Südslawien bietet ein geteiltes Bild. Die Untersteiermark mit ihren vielen deutschen Sprachinseln ist den Slowenen zum Opfer gefallen, die alle deutschen Schulen rücksichtslos vernichtet haben. Die Serben gehen mit den Schwaben in Südungarn glimpflicher um und geben ihnen gewisse Freiheiten, sodaß doch an 120 deutsche Volks- und einige Mittelschulen eröffnet werden konnten.

Gehen wir weiter nach dem Osten. In Galizien hat sich das Schulwesen kaum von den Verlusten des Krieges erholen können. Die Baltenländer und ihre kernigen, wettererprobten Deutschen haben chauvinistische und bolschewistische Fluten über sich ergehen lassen müssen. Das weitverzweigte, früher von den Russen arg drangsalierte Schulwesen hat neue Kämpfe zu bestehen. Mit nimmer müdem Eifer sammeln die der Heimat treugebliebenen Balten Millionen auf Millionen, um sich ihr hochstehendes Schulwesen, dem so viele bedeutende Männer der gesamtdeutschen Wissenschaft und Literatur entsprossen sind, zu erhalten.

Rußland, heute das Land des Hungers und des rotgesternten Wahnsinns. Die deutschen Kolonistengebiete liegen alle im Bereich des Hungers. Heute dort viel von Volkserziehung zu reden, ist unnötig. Die Menschen müssen zuerst Brot haben. Er klingt fast wie Hohn, aber man muß es als gerechter Betrachter feststellen, daß die Bolschewiki für die nationale Schule der Minderheiten mehr Verständnis haben, als die neuen „Kulturnationen" der „Tschechoslowaken", Polen und Südslawen, von den Franzosen garnicht zu reden. Die Bolschewiki haben theoretisch die deutsche Schule von der untersten Stufe bis zur Hochschule gestattet und sie kann arbeiten. Die seit 1892 begonnene Unterdrückung der deutschen Schulen in Rußland, die mit der völligen Schließung derselben im Jahre 1914 endigte, hat aufgehört. Wenn heute noch wenige praktische Erfolge zu verzeichnen sind, so doch hauptsächlich wegen der unsagbar traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse in den deutschen Kolonistengebieten. Um so schöner muß das Beginnen einiger wackerer Wolga-Deutscher

gewertet werden, die in Saratow, dem geistigen Mittelpunkt der Wolgakolonien, in diesen Hungerjahren eine deutsche Mittelschule und ein deutsches pädagogisches Institut mit dem Range einer Hochschule errichtet haben, die zum Teil aus staatlichen Mitteln erhalten werden. Hier muß das Mutterland zu allererst helfen, denn Rußland ist Zukunftsland für Deutschland. Selbst im Kaukasus und in Sibirien gibt es deutsche Schulen! Wer wußte von diesen etwas im Mutterlande?

Nun noch einen Blick nach Uebersee, nach Südamerika. Mit zähem Festhalten an deutscher Art schufen sich die Farmer deutsche Schulen.

Es gibt hunderte einfacher Schulen im Buschwald, zu denen die Kinder oft stundenlang reiten müssen. Freundliche, lichte Schulhäuser vermitteln deutsche Bildung in den Städtchen der brasilianischen Südstaaten und groß angelegte Schulen in den Hauptstädten Brasiliens und Argentiniens. Chile, dieses so deutsch-freundliche Land, wetteifert mit seinem östlichen Nachbarn Argentinien in der Pflege der deutschen Schule, und es ist dieser viel zu danken, daß die Länder während des Weltkrieges neutral blieben. In Venezuela und Guatemala, in Mexiko und Bolivien wirken ebenfalls deutsche Schulen. Nordamerika bietet ein eigenartiges Bild. Es würde zu weit führen, die deutschen Schulverhältnisse, die mannigfaltig, aber nicht gut sind, näher zu erörtern. Daß in den Staatsschulen die deutsche Sprache als Lehrgegenstand wieder zugelassen wird, ist ein erfreulicher Fortschritt, und den großen deutschen Organisationen erwächst eine große Arbeit gerade auf diesem Gebiet.

Und dann in aller Welt, überall wo Deutsche verstreut wohnen, gibt es Schulen. Die deutschen Schulen in Holland und den Nordstaaten, in Madrid und Barcelona, in Rom, Konstantinopel, in China und Japan und sonst wo, sie alle arbeiten, wenn auch oft unter den schwierigsten Verhältnissen, an der Wiedergewinnung des deutschen Ansehens. Wohl liegt viel in Trümmern und manchen Menschen fehlt der Mut, aus den großen Trümmerhaufen die verwendbaren Steine zum Neubau herauszuholen. Der ungeheuere Wert der deutschen Schule beginnt aber langsam bekannt zu werden. Wie arm Deutschland auch ist, für diese Zwecke muß es Geld haben, es ist einfach als Betriebskapital des Neuaufbaus notwendig.

In all diesen Fragen ist der „Verein für das Deutschtum im Auslande", Berlin W 62, bahnbrechend gewesen. Er hat im Laufe seiner 40 jährigen Tätigkeit mehr als 1500 Schulen errichtet, unterstützt und unterhalten und hat Millionen Mark gesammelt, Zehntausende deutscher Bücher in die bedrohten Gebiete geschickt. Er unterstützt eine große Anzahl auslanddeutscher Studierender durch Stipendien und unterhält ein auslanddeutsches Kinderheim. Seine vielen hundert Ortsgruppen im Deutschen Reich und Oesterreich, seine mehreren hunderttausende Mitglieder, seine bei Reclam in Leipzig erscheinende Halbmonatschrift „Volk und Heimat", sie alle arbeiten daran, das Mutterland auf die Wichtigkeit der deutschen Auslandschule aufmerksam zu machen. Männer, Frauen und Kinder aller Parteien und Konfessionen arbeiten zusammen, denn das einzige tiefe, einigende Band, das sich um alle Deutschen der Erde schlingt, ist die traute Muttersprache, die in der deutschen Schule ihre Pflegerin hat. Jedes Deutschen Pflicht muß es deshalb sein, so er den Aufstieg unseres Volkes ernstlich will, sich der Frage der deutschen Auslandschulen nicht zu verschließen, sondern sich helfend an die Seite des Vereins zu stellen!

Weltspiegel.

2. August.

Vor einer Woche schien es so, als ob die drohende Wirtschaftskatastrophe, in die Frankreich, wenn sie eintritt, jedenfalls mit hineingerissen werden wird, selbst einen Poincaré vorübergehend zur Vernunft gebracht hätte. Wer sich aber dieser Hoffnung hingegeben hat, ist inzwischen bereits eines besseren belehrt worden. Sehr eigenartig mutet das diplomatische Spiel an, das in diesen Tagen zwischen Frankreich und England betrieben wurde.

Wir berichteten bereits über die plötzliche Bereitwilligkeit des bis dahin eigensinnig zaudernden und widerstrebenden Poincaré, nach London zu kommen. Aber die Begleitumstände dieser Schwenkung machten die englischen Staatsleiter mißtrauisch. In der Pariser Presse war angekündigt worden, daß Poincaré mit neuen positiven Vorschlägen und Bedingungen kommen würde, sich also auf eine vertrauliche Aussprache über die bereits bekannten beiderseitigen Auffassungen nicht beschränken wolle. Das verdarb nun wieder dem sehr ehrenwerten Mr. Lloyd George das Konzept. Hatte er vorher auf den Besuch von Poincaré gedrängt, so zögerte er nun, als er das Anerbieten des Verbündeten in Händen hatte, mit der Antwort. Eine Auseinandersetzung über so heikle Fragen zwischen Frankreich und England allein, wobei das angenehme Gefühl, den schützenden Zaun der Entente um sich zu haben, leicht einen Augenblick verloren gehen konnte, war nicht das, was Lloyd George herbeiführen wollte; gar zu leicht konnte hierbei die Machtfrage aufgeworfen werden, und das fürchtet er wie das höllische Feuer.

So zögerte er zunächst mit der Antwort. Darob großes Befremden in Paris. Aber es geschah, was Lloyd George von dem Verständnis der andern Ententegnossen erwarten konnten, falls er nicht etwa insgeheim diesem Verständnis etwas nachgeholfen hatte. Aus den Andeutungen Poincarés und der französischen Presse war soviel bekannt geworden, daß es sich bei der geplanten Londoner Besprechung um Dinge handelte, bei denen Italien und Belgien zweifellos mitzureden hatten. Nun regten sich diese beiden Mächte und meldeten ihren Anspruch an, in London mit von der Partie zu sein. Das mußte anerkannt werden, aber dadurch wurde aus der Besprechung, die in freundschaftlicher Form die Meinungsverschiedenheiten zwischen Frankreich und England ausgleichen sollte, über Nacht in Wahrheit der Plan einer Sitzung des Obersten Rats, d. h. eine Sache, die natürlich eine viel stärkere Verbindlichkeit in sich schließt, aber eben deshalb sich bei den französischen Heißspornen einer recht geringen Sympathie erfreut. Dagegen kam die Beteiligung von Italien und Belgien Lloyd George sehr erwünscht. Nur glaubte er, daß unter diesem neuen Gesichtspunkt die Behandlung der Sache eine umfangreiche Vorbereitung erforderte, und das bedeutete einen erheblichen Aufschub der Londoner Besprechung. Dafür sprach auch der Umstand, daß der Bericht des soeben aus Deutschland zurückgekehrten Garantiekomitees noch nicht ganz fertiggestellt, also eine wichtige Unterlage der zu fassenden Beschlüsse noch nicht vorhanden war und nicht genügend durchstudiert werden konnte. So wurde denn in England davon gesprochen, daß die Entscheidung über die in London zu besprechenden Fragen erst im Oktober fallen könne.

Diesem Bestreben, den heikeln Entschluß hinauszuzögern, kamen nun die Ereignisse in Italien anscheinend zu Hilfe. Wie überall, hatte auch dort der Krieg in den Parteiverhältnissen eine große Zerfahrenheit hervorgerufen. Soziale Mißstände hatten schon vor dem Kriege in Italien eine größere Rolle gespielt, als irgendwo anders. Der Krieg selbst hatte in den Sozialisten starke Gegner gefunden, die davon eine starke Verelendung des Volkes in wirtschaftlicher Beziehung und größere Schwierigkeiten für die Verwirklichung sozialer Reformen befürchteten. Sie hatten sich als Patrioten der Notwendigkeit gefügt, waren aber nach dem Kriege innerlich um so stärker geworden, als sie mit ihren Befürchtungen recht behalten hatten. Auf der andern Seite hatte der Krieg den Nationalismus gestärkt, ihn mit größerer Leidenschaft und Tatbereitschaft erfüllt, wie das in der neuen Organisation der „Fascisten" hervortrat; die Gegensätze zwischen Fascisten und Sozialisten waren schärfer und schärfer geworden, — so sehr, daß blutige Zusammenstöße und Unruhen bereits keine Seltenheit mehr waren. Dazu kam nun die wachsende Macht der seit Jahren herangebildeten klerikalen Partei der Popolaren, die zwischen diesen Gegensätzen keineswegs vermitteln wollten, sondern in dem natürlichen Machtbestreben einer aufsteigenden Partei auf die alten Mittelparteien eher zersetzend und schwächend wirkten und die Schwierigkeiten der parlamentarischen Gesamtlage vermehren halfen. Die alten Staatsmänner Italiens sind zwar ebenso wie der in ihren Spuren wandelnde Nachwuchs, erfahrene und geschickte Leute, sie sind aber an die Methoden des alten politischen Parlamentarismus gewöhnt, und zu den Fascisten, Popolaren und Sozialisten, die einen so ganz andern Geist atmen und deren Anschauungen noch so schwer in ihren Konsequenzen zu durchschauen sind, finden sie schwer das rechte Verhältnis. Die Zeiten, in denen ein Kabinett mit Gleichmut zurücktreten konnte, weil das System es mit sich brachte, daß die Gegenpartei in einer gewissen Zeit abgewirtschaftet haben mußte, sind vorüber. Jetzt tobt ein Kampf grundstürzender, einander ausschließender Prinzipien, die dem leitenden Staatsmann eine kaum zu tragende Last der Verantwortung für Sein oder Nichtsein des Staates auferlegen. So befindet sich Italien schon seit vielen Monaten im Zustand einer innern Krise, die nicht leicht zu überwinden ist, weil sie durch wirtschaftliche Not und finanzielle Zerrüttung verschärft wird. Die Notwendigkeit, in Genua die Rolle des Gastgebers für die Vertreter aus aller Welt zu übernehmen, zwang damals zu einer schnellen Beilegung der akut gewordenen Krise. De Facta, ein gemäßigter und geschickter Politiker, der persönlich allgemeines Vertrauen und genügendes Ansehen genoß, übernahm die Ministerpräsidentschaft, aber es war vorauszusehen, daß nicht lange Zeit nach Beendigung des Dramas von Genua die Lage wieder dieselbe sein würde, wie zuvor. De Facta erregte den Zorn der Fascisten und fand aus dem Konflikt keinen anderen Ausweg als den Rücktritt. Es ist aber bezeichnend für die Lage, daß bisher keiner der früher bewährten und jetzt noch zur Verfügung stehenden Staatsmänner — weder Orlando noch Bonomi, noch einer der von dem alten Giolitti empfohlenen Männer — ein Kabinett hat bilden können. So ist man denn zu de Facta zurückgekehrt.

Diese Ministerkrise hat nun auch bei der Ansetzung der Londoner Besprechungen eine Rolle gespielt. Lloyd George wollte

abwarten, bis das neue italienische Kabinett gebildet worden sei. Aber nun drängte Poincaré, in dessen Pläne diese etwas allzu behäbige Behandlung der schwebenden Fragen nicht paßte, auf eine baldige Besprechung. So hat man sich denn doch auf den 7. August geeinigt, um wenigstens die dringendsten Entscheidungen zu treffen. Vorher aber hat Poincaré das Bedürfnis gefühlt, noch einmal zu zeigen, daß er der alte geblieben ist. Die deutsche Regierung hatte in einer an die einzelnen Ententeregierungen gerichteten Note um Herabsetzung der regelmäßigen Zahlungsraten im Ausgleichsverfahren von 2 Millionen Pfund auf eine halbe Million gebeten und das eingehend mit der gänzlichen Erschöpfung ihrer Zahlungsfähigkeit begründet. Frankreich hat diese Note, die nach dem Zusammenhang der Dinge nur nach Beratung mit den anderen Ententemächten erledigt werden konnte, selbstständig beantwortet, indem es das Gesuch in ungewöhnlich schroffer Form — um es möglichst gelinde auszudrücken — ablehnt und dabei — was natürlich für Poincaré die Hauptsache war — mit „besonderen Maßnahmen" und Sanktionen drohte. Unsere Reichsregierung hat glücklicherweise dieses freche Ultimatum ruhig, aber fest zurückgewiesen. Wie nun Frankreich sein altes Spiel weiter treiben wird, werden wir bald sehen; zunächst ist bezeichnend, daß sogar Belgien in diesem Falle gegen das französische Vorgehen offenen Protest erhoben hat. W. v. Massow.

Bücherschau.

Geschichte.

Friedrich Schneider, Aus den Tagen Heinrichs XXII. souv. Fürsten Reuß ä. L. (1867—1902). Aktenstücke, Aufzeichnungen und Briefe. Aus reußischen Archiven. Heft 1. Greiz i. V. und Leipzig, Kommissionsverlag H. Bredts Nachf. Ernst Seyfert. 1921.

Die Gestalt des fürstlichen Sonderlings hat manche kleine Episode in der deutschen inneren Staatsverwaltung unter und nach Bismarck hervorgerufen, die den Zeitgenossen noch in Erinnerung haftet. Der Jenenser Privatdozent ermöglicht nun zum ersten Mal genauere Einblicke in Wesen und Regierungsart des Preußenfeindes.

Gustav Roloff, Die Bilanz des Krieges. Ursprung, Kampf, Ergebnis. Königstein i. T., K. R. Langewiesche, 1921. 12 M.

Der „Verlag der Blauen Bücher" darf dazu beglückwünscht werden, daß er eine Geschichte unserer Zeit von so edlem Gehalt, echthistorischer Gesinnung und werbender vaterländischer Wärme im Volk verbreitet. Der Gießener Historiker hat den Stil gefunden, in welchem der Leser das Selbsterlebte zur gemeinsamen nationalen Sache erhoben wiederfindet und indem er sich den Zusammenhang der Dinge aneignet, die deutsche Schicksalsgemeinschaft stärker empfinden lernt. Diese versöhnende und erhebende Art des Buches läßt auch für den Rezensenten die Punkte, in denen er anders urteilt als der Verfasser, zurücktreten. Sichtlich ist Roloff in der Auffassung der Vorgeschichte wie des Verlaufs des Weltkrieges

von Hans Delbrück abhängig, und Bethmann Hollweg konnte sich keinen hingebenderen Interpreten wünschen. Es würde zu weit führen, die Stellen aufzuzählen, an welchen — angefangen mit der bekannten, heute fast allgemein dogmatisierten Verkennung des Chamberlainschen Bündnisvorschlags — Roloff die von Bethmann verbreiteten Legenden teilt. Wer es im allgemeinen so trefflich versteht, das Trennende zurückzustellen, wer die gemeinsame deutsche Sache vor dem Ausland und dem deutschen Leser so überzeugend führt, kann — zumal in einem volkstümlichen, nicht gelehrten Buch — Nachsicht beanspruchen, wenn er heute vorherrschenden Legenden unterliegt. F. K.

General Buat, Die deutsche Armee im Weltkriege. Ihre Größe und ihr Verfall. Ihr Manövrieren auf der inneren Linie. Herausgegeben und übersetzt von Hans Krause, Hauptmann a. D. München, Wieland-Verlag.

Aus dem Buch des feindlichen Generalstabschefs wird die gewaltige Leistung unseres Volksheeres gegen die Uebermacht erst ganz deutlich. Etwa ebenso wie die Chancen, welche unsere Flotte bei kräftigerem Einsatz nach Tirpitz' Mahnungen besessen hätte, erst aus den englischen Veröffentlichungen dem deutschen Laien klar geworden sind. Mit dieser Erkenntnis erfüllt Buats Buch also in deutscher Sprache eine hohe Mission. Es reißt uns aus dem dumpf verzagenden Vergessen des Erfolglosen empor auf die Höhen des Stolzes und der aus Erinnerungen größter Erhabenheit zu schöpfenden Hoffnung. Ein anderer Eindruck noch, den das Buch hinterläßt, wirkt nach. Buat glaubt, daß die deutsche Armee im November 1918 vor einer militärischen Katastrophe stand. Er glaubt, daß wir von mehr als doppelter Uebermacht völlig erdrückt worden wären, wenn der Waffenstillstand nicht dazwischen trat.

Eduard Bernstein, Die deutsche Revolution. Geschichte der Entstehung und ersten Arbeitsperiode der deutschen Republik. — Die deutsche Revolution, ihr Ursprung, ihr Verlauf und ihr Werk. Erster Band. — Berlin-Fichtenau. Verlag Gesellschaft und Erziehung G. m. b. H. Kart. 20 M. Geb. 26 M. — plus Teuerungszuschlag.

Obwohl sich der sozialistische Standpunkt nirgends verleugnet, darf die vorliegende Tatsachendarstellung als ein Bericht von wirklichem geschichtlichen Wert angesprochen werden. Der unvermeidliche glutrote Umschlag mit der allegorischen Skizze tut dem trocken sachlichen Inhalt förmlich Gewalt an. Etwas von dem grauen Jammer des deutschen Zusammenbruchs, für den erst hinterher der unechte Name der Revolution hinzutheoretisiert worden ist, zieht sich durch die Schilderung; ein so geistloses Geschehen, ein so unfähiger Wirrwarr könnte ja nur von einem Gegner, nicht von einem Anhänger mit wirklichem Geist, mit Ironie oder Zorn, geschrieben werden.

Eduard Bernstein, Wie eine Revolution zugrunde ging. Eine Schilderung und eine Nutzanwendung. Stuttgart 1921. J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. 6 M.

Gegenstand ist nicht, wie man aus dem Titel vermuten sollte, eine elegische Schilderung der Jahre 1918/21, sondern es handelt sich um die französische Februarrevolution von 1848. Die Nutzanwendung, die der greise sozialdemokratische Kampfschriftsteller aus diesen uns recht fernliegenden Vorgängen ziehen will, ist die Notwendigkeit, die deutsche Republik dem Volk volkstümlich zu machen und gegen monarchistische Staatsstreiche zu schützen.

Dr. Steuber, „Jildirim". Deutsche Streiter auf heiligem Boden. Nach eigenen Tagebuchaufzeichnungen und unter Benutzung amtlicher Quellen des Reichsarchivs bearbeitet. Mit 4 Karten und 8 Tiefdrucktafeln. — Schlachten des Weltkrieges. In Einzeldarstellungen bearbeitet und herausgegeben unter Mitwirkung des Reichsarchivs. Heft 5. — Berlin 1922, Gerhard Stalling. Geh. 22 M. Geb. 26,50 M. und je 10 v. H. Teuerungszuschlag.

Man darf das Reichsarchiv zu diesem Denkmal beglückwünschen, welches eine der leitenden Persönlichkeiten der deutschen Asienarmee, zugleich ein tiefblickender Mann und ein beredter Schriftsteller der Tragödie unserer asiatischen Kämpfe gesetzt hat. Das Deutschtum in der Türkei hat ausgespielt; unheimlich berührt in der Müdigkeit unserer jetzigen Tage die zeitliche Nähe der gewaltigen Anstrengungen, Leidenschaften, Hoffnungen und Ziele, die alle zerbrochen liegen. Dr. Steuber, der einstige Gefährte Wißmanns in Ostafrika, hat die Sorgen der Palästinafront in der verantwortlichen Stellung als Armeearzt mitgetragen; sein Buch weiß Landschaft und Leute, Geschichte und Kultur des Orients mit der Schilderung des eigenen Erlebens und des Schicksals der Armee meisterhaft zu verbinden.

Jacob Künzler, Im Lande des Blutes und der Tränen. Erlebnisse in Mesopotamien während des Weltkrieges. Potsdam 1921, Tempel-Verlag. 15 M.

Dem („Grenzboten" 1922, Heft 1, angezeigten) Buch Otto Königs und dem vorstehend erwähnten Palästinabuch des Reichsarchivs stellt der Deutschschweizer Künzler einen Bericht über die Ereignisse in Mesopotamien, gemeint sind die Armenierverfolgungen, zur Seite. Ein dringendes Bedürfnis, über die tückischen Grausamkeiten stets neue Bücher zu drucken, scheint uns kaum vorzuliegen; die Dinge sind in ihrer Häßlichkeit schon bekannt und haben bekanntlich (was Künzler allerdings weniger beachtet), ihr Gegenstück in den Armeniergräueln gegen Moslims.

Der Merker.

Neue Bücher.

Dr. Reinhard von Frank. Wesen und Tragweite der Neutralitätsgesetze. Rede zum Antritt des Rektors der Universität München im Wintersemester 1920—21. München, J. Lindauersche Universitätsbuchhandlung. 2,40 M.

Ernst Pilch. Der Weg am Wasser. Gedichte. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. 12 M.

Dr. Hugo Preuß. Artikel 18 der Reichsverfassung. Seine Entstehung und Bedeutung. Berlin W 8, Carl Heymann. 18 M.

Paul Steinmüller. Spielmannslieder. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 7 Mark.

A. Sonnenburg. Die Polenknute über Posen. Berlin W 35, Gersbach u. Sohn. 1,50 M.

Syndikus Hermann Schöler. Das Görlitzer Programm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. (S. P. D.) Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung (Max Staercke).

A. Szana. Ungarn. Verlag F. A. Perthes A.-G., Gotha. 50 M.

Herbert Gerstner. Handschriftendeutung. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.

Prof. Dr. K. Weule. Chemische Technologie der Naturvölker. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.

Lorenzo Bianchi. Von der Droste bis Liliencron. Verlag H. Haessel, Leipzig.

Dr. Karl Albermann. Lebensziele. Grundlinien einer philosophischen Ethik. Karl Curtius Verlag, Berlin W. 35. 12 M.

Dr. Ernst Arndt. Das Bildungsziel des Gymnasiums. Vortrag G. D. Baedecker Verlagshandlung, Essen. 7,20 M.

W. Schulze-Sölde. Der Einzelne und sein Staat. B. G. Teubner, Leipzig. 50 M.

Eduard Spranger. Der gegenwärtige Stand der Geisteswissenschaften und die Schule. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. 40 Mark.

Rudolf Wolff. Die neue Lyrik. Eine Einführung in das Wesen jüngster Dichtung. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. 15 M.

Carl Brinkmann. Die Preußische Handelspolitik vor dem Zollverein und der Wiederaufbau vor hundert Jahren. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, W. de Gruyter u. Co., Berlin W. 10. 120 M.

Reinhold Breust. Ist ein Weltfrieden möglich? Julius Zwißlers Verlag, Inh. G. Kallmeyer, Wolfenbüttel.

Giulio Alliata. Das Wesen der Kraft und die Einheit des Weltbildes. Verlag O. Hillmann, Leipzig.

Die Tagung der Arbeitgeberverbände in Köln. März 1922. Verlag „Offene Worte", Charlottenburg 4, Dahlmannstr. 5.

W. Müller-Rüdersdorf. Schlesien. Ein Heimatbuch. Verlag von Friedrich Brandstetter in Leipzig. Geb. 45 M.

Die gelb-roten Bücher. Band 9. **Walter Reter,** Longin. Die Geschichte des Simplex und Duplex. Band 10. **Adam Karrillon,** Am Stammtisch „Zum faulen Hobel". Konstanz i. B. Reuß u. Itta.

Wilhelm Poeck, Das Plattdeutsche und die akademischen Berufsstände. Göttingen, Turm-Verlag W. H. Lange. 5 M.

Dr. Sommer, Der babylonisch-biblische Schöpfungsbericht und die Wissenschaft. 14 M. **Kultusminister Konrad Haenisch,** Gerhart Hauptmann und das deutsche Volk. Beide Berlin SW. 68. Buchhandlung Vorwärts.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9 Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 12. August 1922

Nummer 30

Das Werden einer neuen Welt.

Geschichtlich-politische Betrachtungen.

Von Oberstudienrat Dr. Becker (Cassel).

1.

Geschichtliche Leitlinien.

Geläufig ist uns leider die Klage, daß der Deutsche tieferer Einsicht in die Zusammenhänge und Bedingtheiten außenpolitischer Entwicklung entbehre. Verhängnisvoll aber kann es einem Volke werden, wenn maßgebende Männer in der politischen Leitung die notwendigsten Grundlagen für ein richtiges Urteil nicht besitzen: gründliche Kenntnis fremder Völker und der geschichtlichen Zusammenhänge, Verständnis für die wahren treibenden Kräfte des geschichtlichen Verlaufs, aus deren Richtung die Zukunft zum guten Teil erschlossen werden kann. Lassen „Politiker" sich leiten von Doktrinen, wie der pazifistischen, so erbauen sie in ihren Köpfen eine politische Welt, die nirgends in der Wirklichkeit besteht; huldigen sie dem Glauben, man könne die ganze Weltkrankheit mit einem Mittel, etwa dem wirtschaftlichen Rezept, kurieren, so verlieren sie die oft viel mächtigeren Antriebe und Wünsche politischen Charakters aus dem Auge, die ihnen zu ihrem Erstaunen die ganze Kur verderben.

Friedrich der Große und Bismarck sind nicht zum letzten Ende deshalb so große Politiker gewesen, weil sie die Faktoren der geschichtlichen Entwicklung so genau kannten und in Rechnung stellten: die geographischen Bedingungen, die Charaktere der Völker, angeborene und anerzogene Eigenschaften, wirtschaftliche Notwendigkeiten, herkömmliche politische Ziele und Strebungen.

Wir vermögen das politische Gesicht auch unserer Tage nur zu verstehen, wir können im Dunkel der Zukunft die Umrisse neuer Gestaltungen nur richtig ahnen, wenn wir wissen, woher der Weg kommt, auf dem wir vorwärtsschreiten sollen. Deutlich sollte den Führern endlich geworden sein, daß seit Jahrzehnten schon die politische Weltlage das Kennzeichen zitternder Unruhe trägt, daß Weltkrieg und Revolutionen nur ein Ab-

schnitt der gewaltigen Krise sind, daß Gewaltiges in der Zukunft bevorsteht, Erhebungen und Zusammenbrüche.

Ich muß — in wenigen Worten — weit ausholen, um die jetzige Weltlage aus der Vergangenheit begreiflich zu machen. Uralt ist das Streben europäischer Völker und ihrer Fürsten gewesen, sich die Vorherrschaft über alle anderen anzueignen, Weltmacht zu gewinnen. Der Gedanke ist antikes Erbe. Von dem Augenblick an, da assyrische Könige die Länder zwischen Mittelmeer und Persischem Meerbusen erobert hatten, bezeichnen sie sich als Beherrscher der Welt. Die persischen Machthaber betitelten sich als „König der Könige". Als ihr geistiger Erbe griff Alexander nach der Weltherrschaft, und das Staatsvolk der Römer einte in seinem Imperium die ganze mittelmeerische Welt. Von ihnen wandert die Idee zu den germanisch-romanischen Völkern des Mittelalters. Ein Karl d. Gr. wollte in seiner Person die sichtbare Spitze der Christenheit darstellen, und der Christenheit sollten alle Völker gewonnen werden. Von unseren deutschen Königen hat niemand bewußter um die politische Vereinheitlichung gerungen, als Heinrich VI. in seiner kurzen Laufbahn, der England in Lehnsuntertänigkeit zwang, von der Nordsee bis Sizilien gebot und nach der Balkanhalbinsel und dem Morgenlande griff. Nache dem Zusammenbruch der deutschen Kaisermacht kann kurze Zeit Habsburg in der Person Karls V. die Führung übernehmen. Dann beginnen die zähen Versuche Frankreichs mit ihren Höhepunkten in Ludwig XIV. und Napoleon I. Und bis zu welchem Grade der Verwirklichung selbst im 19. Jahrhundert der Weltherrschaftsgedanke durch England gediehen ist, wird noch zu beleuchten sein.

Aus dem Gegensatz zu diesen Machtbestrebungen wird ein großer Teil der europäischen Geschichte klar: es ist das Sichwehren gegen die uferlose Ausdehnung der einen Partei, der Kampf um das Recht auf Selbstbestimmung, aus dem in wechselnder Anordnung der Zusammenschluß der bedrohten Nationen sich ergibt. Hinzu aber kommen Gegnerschaften anderer Herkunft, scharfe Auseinandersetzungen benachbarter Staaten, die freilich oft in das Ringen um die Hegemonie verflochten sind: von Fragen geringeren Grades abgesehen, handelt es sich um die Gegensätze zwischen Frankreich und Rußland, Frankreich und Habsburg, zwischen der deutschen Mitte des Erdteils und fast allen angrenzenden Ländern, zwischen Frankreich und England. Deutschland hat in dem jahrhundertelangen Kampfe wertvollste Teile seiner Westmark eingebüßt, von Flandern bis zum Elsaß; es hat auch in den Zeiten seiner staatlichen Zerrissenheit im Norden, Osten und Süden seine Söhne teils in selbständigen Reichen sich absondern oder sie gar der Fremdherrschaft anheimfallen lassen müssen. Aus dem Vorhandensein einer politisch schwachen Mitte Europas haben alle am Rande wohnenden Völker reiche Gelegenheit zum Beutemachen gewonnen. Das waren Ergebnisse, die für die neueste Zeit von richtunggebender Bedeutung geworden sind und, jetzt noch mehr als vordem, der Zukunft ihre Aufgaben stellen. Ausgekämpft worden ist dagegen die Nebenbuhlerschaft Frankreichs und Habsburgs. Sie endete mit der Verdrängung Habsburgs aus allen westlichen Landen und schließlich auch aus Italien.

Der älteste und am tiefsten eingefressene Gegensatz aber ist der englisch-französische, älter und weltpolitisch wichtiger als die „Erbfeindschaft" zwischen Deutschland und Frankreich, die von unserer Seite aus niemals

entfacht worden ist. Seit 1066 die romanisierten Normannen die britische Insel eroberten und 1154 in dem Geschlecht der Anjous der englische Thron abermals von Fremden eingenommen wurde, entbrannte nur durch kurze Pausen unterbrochenes Ringen. Die Hälfte des französischen Bodens gehorchte dem Inselherrscher, und Frankreich ganz zu einem Kolonialland Englands zu machen, war oft genug deutliches Ziel der Politik. Mit Notwendigkeit ergab sich daraus für Jahrhunderte der Inhalt französischen Strebens: Befreiung des nationalen Bodens. In diesem Streite haben Königtum, Vasallen und Volk sich gefunden, am Ende stand die geeinte und ihrer Einheit sich bewußte französische Nation. 1559 räumen die Engländer den letzten Posten auf dem Festlande: Calais.

Aber damit war nur der erste große Abschnitt der Auseinandersetzung beendet. Neue Voraussetzungen gebären neuen Kampf. Die seefahrenden Völker Europas zogen nunmehr aus, um in den neu entdeckten Ländern, vor allem in Amerika und Ostindien, Edelmetalle zu erbeuten und an Gewürzen und edlen Stoffen reiche Handelsgewinne zu machen. Da wurden auch Engländer und Franzosen feindliche Nachbarn an den Küsten Asiens, Afrikas und Amerikas und neidische Wettbewerber auf den neu erschlossenen Weltmeeren. Tödlich aber wurde die Feindschaft infolge des neuen Gegensatzes in Europa selbst — durch Frankreichs Schuld. Mit Ludwig XIV. beginnt es seine verhängnisvolle Eroberungspolitik, die das heutige Belgien und Holland zur französischen Provinz machen soll. Vor England wuchs die schreckliche Drohung auf, daß hier auf der ganzen ihm gegenüberliegenden Küste von den Pyrenäen bis zu den friesischen Inseln eine und dieselbe starke und eroberungsfreudige Macht sich breit zu machen anschickte, die im Besitz der belgischen Industrie und des holländischen Handels unüberwindlich werden mußte. In Notwehr brachte es Bündnis auf Bündnis zustande und hat in vier Kriegen endlich Frankreich zu Boden geworfen. Der Sieg über den viel volksreicheren und wirtschaftlich kräftigeren Gegner wurde ihm allerdings nur dadurch ermöglicht, daß Frankreich in derselben Zeit seine Expansionspolitik gegen den deutschen Rhein betrieb, sich damit neue Feinde auf den Hals zog und seine Kräfte zersplitterte und vergeudete. Seit Ludwig XIII. war die falsche Lehre aufgerichtet, daß Frankreich seine „natürliche" Grenze im Osten, den Rheinstrom, gewinnen, d. h. in Wahrheit beide Ufer des Flusses beherrschen müsse. In jener Zeit ist das neuzeitliche Schlagwort durchgedrungen von dem „Gleichgewicht der Mächte". Es sollte ein politisches System angestrebt werden, in dem nicht eine Macht allein maßgebenden Einfluß besaß, sondern mehrere einigermaßen gleich starke Staaten sich gegenseitig hemmten oder gar aufhoben. Nachdem Preußen im Siebenjährigen Kriege sich gegen halb Europa behauptet und Rußland die Türken, Schweden und Polen niedergerungen hatte, gab es mit Oesterreich ein „Konzert" von fünf Großmächten. Der englisch-französische Machtkampf aber war noch längst nicht ausgefochten. Gerade die Jahre von 1756 bis 1763 bedeuten in weltpolitischer Hinsicht viel mehr als die Befestigung der jungen preußischen Monarchie. Während Frankreich hier wieder zu einem guten Teil militärisch und finanziell gebunden war, fielen jenseits der Meere die großen Entscheidungen, die der neuesten Geschichte viel von ihrem Gepräge verliehen haben. In Indien war Frankreichs Stellung noch sehr aussichtsreich, und in Nordamerika umschlossen französische und spanische Besitzungen im großen Bogen

vom St. Lorenzstrom über das Mississippibecken nach Florida die kleinen Neu-Englandstaaten, die auf einen schmalen Streifen zwischen Ozean und Alleghanies beschränkt waren. Indem abermals Frankreich versäumte, seine ganze Kraft auf den ausschlaggebenden See- und Kolonialkampf zusammenzufassen, verspielte es die große Rolle, zu der es berufen war. Ueberall geschlagen, mußte es England die Kampfpreise überlassen: Indien wurde seitdem der Grundpfeiler englischer Weltmacht, in Nordamerika war es entschieden, daß der Erdteil germanisch und protestantisch werden sollte, nicht romanisch und katholisch.

Der letzte Akt stand aber noch aus. Wieder wurde England auf den Plan gerufen, als die französischen Revolutionsheere 1792 in Belgien und dann in Holland einbrachen, wieder mußte das europäische Gleichgewicht verteidigt werden, als Napoleon das alte Staatengefüge zertrümmerte und auch England lebensgefährlich wurde. Frankreich lag zum dritten Male im Staub, und in diesen mehr als zwanzigjährigen Kämpfen, die für ganz Europa das Ende der älteren Neuzeit und den Beginn des jüngsten Zeitalters bedeuten, geschah das Ereignis, das den tiefsten Einschnitt bedeutet: Trafalgar, der Seesieg Nelsons über die letzte ansehnliche französische Flotte, die noch auf dem Meere schwamm — die Begründung der englischen Seeherrschaft, die endgültige Begründung der englischen Vormachtstellung in der Welt überhaupt.

2.

Das Weltbild der Vorkriegszeit.

Dank der falschstrebigen Politik Frankreichs und der vielfachen Gegensätze der übrigen Festlandsmächte untereinander war es England gelungen, seine zusammengefaßten Kräfte auf wirklich große weltpolitische Ziele zu richten. Die zukunftsreichsten Teile der Erde, die wichtigsten Stützpunkte der Schiffahrt waren in seine Hand gefallen oder von nun ab mühelos zu erwerben, seine Handelsflotte war gewaltig angewachsen. Das 19. Jahrhundert brachte die reiche Ernte jahrhundertelanger Anstrengungen.

Das kennzeichnendste Merkmal aber dieses ganzen Abschnittes ist die einzigartige Stellung Englands zur See. Bis 1805, bis Trafalgar, konnte keine Rede von einer Beherrschung der Ozeane sein. Napoleon war nach Aegypten gefahren, ohne daß Nelson es hatte hindern können, und war glücklich zurückgekehrt. Später noch hatte eine französische Flotte den Weg nach Westindien und wieder zurück ungeschädigt vollenden können. Jetzt fanden Englands Kriegsschiffe keinen Gegner mehr auf den Meeren. Die Hochstraßen des Weltverkehrs unterstanden seiner Aufsicht, jedes Küstenland mußte seine Freundschaft suchen, ohne Schwierigkeit vermochte es die entlegensten Gebiete seines weitgespannten Reiches zu beherrschen. Das nächste halbe Jahrhundert ist die Zeit der unbedingten Weltherrschaft der Briten, wenn man darunter nicht verstehen will die unmittelbare Regierung über alle Völker, wie es mittelalterlicher Auffassung entsprochen haben würde, sondern den tatsächlichen Zustand, daß nirgendwo auf der Welt eine größere politische oder wirtschaftliche Verschiebung vor sich gehen konnte, ohne daß England ausdrücklich oder stillschweigend seine Genehmigung zu ihr gegeben hätte. An jedem Punkte der Erde hatte England wegen seiner kolonialen Besitzungen oder wegen seines Handels Vorteile zu verteidigen. Seine Politik mußte wirklich „planetarisch" eingestellt sein — die einzige

unter den großen Völkern. Von dem Festlande Europas vertrieben durch die Lehre von dem notwendigen Gleichgewicht der Mächte, war der Gedanke der Weltherrschaft auf das Meer gewandert und hier dank der Flottenmacht des Inselvolkes seiner Verwirklichung näher geführt als je zuvor. Das Britische Reich bildete eine Klasse für sich unter den Staaten.

Nach der Mitte des Jahrhunderts begann eine allmähliche Verschiebung der Machtverhältnisse. Die Mitte des Erdteils von Jütland bis hinunter nach Sizilien, die so lange bei der Neuverteilung der Welt nicht hatte gefragt werden müssen, nahm wieder feste politische Formen an: Italien und Deutschland fanden den nationalen Staat und fingen an, macht- und wirtschaftspolitisch Einfluß zu gewinnen. Rußland hatte in langen Zeiträumen sein asiatisches Reich begründet und drückte gegen die Türkei und gegen Indien vor. In kriegerischer und friedlicher Eroberung hatten die Vereinigten Staaten ihre Grenzen vom Atlantischen bis zum Großen Ozean gedehnt und sahen europäischen Besitz nur noch widerwillig in ihrer Nachbarschaft. 1850 mußte England im Clayton-Bulver-Vertrag schon vor ihnen zurückweichen. Selbst in dem alten Frankreich regten sich neue Kräfte. 1830 mit Algier beginnend, schuf es sich abermals ein gewaltiges Kolonialreich in Nordafrika und auf der hinterindischen Halbinsel.

Und doch hielt England sich in seiner unvergleichlichen Stellung. Es besaß den 5. Teil der festen Erdoberfläche, die überragende Industrie, die nicht einzuholende Handelsflotte, es war das kapitalkräftigste Volk, das Pfund Sterling die Rechnungseinheit des Geldverkehrs. Mit größter Liebe wird die Kriegsflotte gepflegt, ihre Ueberlegenheit, die sie niemals in einem Kampfe zu beweisen brauchte, sichergestellt durch den Grundsatz, daß sie stets mindestens so groß sein sollte wie die beiden nächststärksten Flotten zusammen. England in der Welt voran.

Aber nicht nur England. Das kleine Europa, diese Halbinsel an dem gewaltigen Rumpfe Eurasiens, gebot fast über die ganze Menschheit, regierte sie unmittelbar oder hielt sie in wirtschaftlicher Abhängigkeit. Das bedarf keines Beweises. Nie in der Geschichte hat es solche Vorzugsstellung gegeben. Es schien, als ob der Macht des europäischen Menschen keine Grenzen gesetzt wären. Man stritt sich nur noch, zu wessen „Interessensphäre" einzelne Gebiete gehören sollten — ohne die Bevölkerung selbst zu befragen.

Schon in der Vorkriegszeit hat der Umschwung eingesetzt. Ich glaube, daß eine spätere Zeit rückschauend die letzten Jahrzehnte vor 1914 in einen anderen, größeren Zusammenhang einordnen wird, als wir es meistens taten. Wir pflegten die Geschehnisse in der Welt im Hinblick auf unsere europäischen Belange zu werten, betrachteten als Höhergestellte das Getriebe unter uns, während wir doch nur einen Teil, freilich den wichtigsten, in dem Weltorganismus bedeuteten. Das Hervortreten der Vereinigten Staaten mit ihrem Siege über Spanien, der Griff Japans nach dem asiatischen Festlande 1894/95, sein Triumph über Rußland 1904/05, die Boxerbewegung in China, Verschwörungen und Geheimbünde in Indien, die Anfänge der äthiopischen Bewegung in Afrika — sie erscheinen uns als unerfreuliche, aber doch vereinzelte Tatsachen, die zum Vorteil der betroffenen europäischen Völker wieder beseitigt oder unterdrückt werden konnten. So gewiß vielfach diese Bemühungen der außereuropäischen

Menschheit aus örtlichen Ursachen hervorgegangen sind, so gesondert diese Fäden meistens nebeneinander herlaufen, eine spätere Geschichtsschreibung wird sie auffassen als die frühesten Anzeichen eines gewaltigen geschichtlichen Vorganges, der Auflehnung der nichteuropäischen Völker gegen die geistige, politische und wirtschaftliche Vormachtstellung des alten Erdteils.

Jedenfalls traten schon damals in den Kreis der Mächte, die in der Welt ausschlaggebend waren, zu England, Deutschland, Rußland und Frankreich die Vertreter Amerikas und Asiens: die Vereinigten Staaten und Japan. Noch immer behielt unter allen England einen Vorsprung, ja, unter Ausnutzung ihrer besonderen Gegensätze gelang es ihm, einzelne, die unbequem wurden, in ihre Schranken zurückzuweisen. So mußte, als in wieder aufflebender Feindschaft Engländer und Franzosen im mittleren Nilgebiet aufeinanderprallten, Frankreich die schwere Demütigung von Faschoda 1898 hinnehmen, weil es wie früher durch seine unversöhnliche Haltung gegen uns sich im Osten politisch festgelegt hatte. So wurde Rußland durch Englands Trabanten Japan zurückgeworfen und zeitweise lahmgelegt, nachdem es die heißersehnten Ziele seiner Politik, die warmen Meere, gerade erreicht hatte.

Noch immer führte Europa, noch immer stand England auf ragender Höhe. Einer Festigung dieser Stellung, einer Verlängerung seiner Vormacht sollte seine Beteiligung am Kriege gegen Deutschland dienen. Sonst wäre sie sinnlos gewesen. Hat England das Spiel gewonnen? Ist Europas Rolle in der Welt gewahrt worden? Von hier aus muß das Antlitz der politischen Welt durchforscht werden, wollen wir geschichtliche Erkenntnisse dem politischen Verständnis dienstbar machen.

3.

Die verwandelte Welt.

Gewohnheitsmäßig schon sprechen wir von der Zeit vor dem Kriege, als läge sie ein Jahrhundert zurück. So umwälzend hat er auf unser Sein gewirkt. Gründlich verwandelt ist das politische Gesicht der Welt. Nicht in dem Sinne, daß die augenblicklichen Züge schon Dauer versprächen. Wir haben einen besonders schlimmen Abschnitt der Entwicklung durchgemacht, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einsetzte und in mehreren noch zu spielenden Akten das Drama zu seinem Abschlusse bringen wird, der natürlich auch nicht unbeschränkt bestehen bleiben wird.

England, das am meisten von Sieg oder Niederlage betroffen werden mußte, schien sein offenes und sein geheimes Ziel erreicht zu haben: Deutschland war zerschmettert, zerrissen, seiner Weltstellung, seiner Kriegsflotte, seines Handels beraubt; der Koloß Rußland hatte sich als Bundesgenosse im Kampf verblutet, Indien war von der alten Bedrohung gerettet, die Flankengefahr für Aegypten gebannt. So weit war die Rechnung richtig gewesen.

Aber der Triumph war nur Mitteln und Helfern zu danken, die nun eine böse Gegenrechnung aufmachten. Schon daß England gezwungen wurde, in unerhörtem Maße alle Kräfte seines Imperiums anzuspannen, verdarb ihm den Plan, während des Kampfes auf den Schlachtfeldern sich die Märkte, auf denen es unter deutschem und anderem Wettbewerb zu leiden gehabt habe, für seinen Handel ganz zu erobern. Und selbst seine gesammelte Macht genügte keineswegs, das Verderben abzuwenden.

Die amerikanische Tochternation mußte mit ihren Materiallieferungen vom ersten Jahre an die Fortführung des Krieges ermöglichen, sie mußte ihn zum großen Teil finanzieren und schließlich durch ihren Millioneneinsatz von unverbrauchten Menschen die Entente im letzten Augenblick von dem Abgrund zurückreißen. Ungeheuer hat Amerika verdient, aus einem Schuldnerstaat ist es zum Gläubiger der Europäer, auch Englands, geworden, der Dollar ist an die Stelle des Pfundes Sterling getreten, die New Yorker Börse ist der Kraftmittelpunkt des Geldwesens, eine gewaltige Kauffahrteiflotte ward aus dem Nichts geschaffen, die Kriegsmarine der englischen ebenbürtig. Keine wirtschaftliche Gesundung der Welt ist denkbar ohne den Willen der Vereinigten Staaten.

Man hätte glauben können, daß Japan ähnlichen Gewinn aus der Verstrickung der alten Welt in gegenseitigen Vernichtungskampf haben würde. Es war auch mächtig vorangekommen zur See, in Ostsibirien, in China. Aber nach dem Kriege sah es sich dem verbündeten Angelsachsentum gegenüber und mußte die Folgerungen aus seiner nur z. T. richtigen Politik ziehen: ohne Rückhalt bei einer anderen Mächtegruppe wenigstens vorläufig viele Löcher zurückzustecken.

Die erstaunlichste Figur unter den Gebietern der verwandelten Welt ist Frankreich, das alte, oft für erledigt gehaltene, immer neu erstandene Frankreich. In ungeheurer Anspannung seiner nationalen Leidenschaft hat es sich mit an die Spitze der Welt gesetzt. In Europa ist es unbestrittene Vormacht; England ist eine zwischenkontinentale Macht, die schon lange ihr Gesicht von Europa abgewandt hat. Gestützt auf das größte Landheer, auf Polen und eine ganze Schar von Trabanten, im Besitz der langen, England zugekehrten Küste mit den besten U-Bootshäfen, den Rhein an beiden Ufern beherrschend, die großen Kohlenvorkommen des Festlandes in seiner Hand, das letzte, das Ruhrgebiet, täglich bedrohend, knechtet Frankreich das zerrissene Europa und treibt in Asien und Afrika Weltpolitik großen Stils, immer und überall gegen England. So ist die vielhundertjährige Feindschaft wieder ausgebrochen, und an Stelle des vernichteten Deutschen Reiches, mit dem ein Auskommen stets hätte gefunden werden können, sieht England sich gegenüber einen imperialistisch denkenden und handelnden Gegner, der nach Volksart und politischer Einstellung bei unmittelbarer Nähe als sehr viel gefährlicher eingeschätzt werden muß.

Und dieses England ist in sich nicht mehr das alte. Alte Wunden an dem Körper seines Reiches brennen wieder, neue, schmerzhafte sind hinzugefügt worden. Niemals würde das alte England den Iren so viel Freiheit zugestanden haben, wie es jetzt notgedrungen geschah; niemals den Aegyptern fast volle Selbstverwaltung bewilligt haben. In Südafrika gibt es andere Schwierigkeiten bolschewistischer Art, und die Bewegung: Afrika den Afrikanern ist sehr stark. Niemand wagt zu behaupten, daß Kanada und Australien immer reichstreu bleiben werden; doch sind diese Sorgen nicht akut. Unmittelbar bedrohlich aber ist die Lage in Asien gegenüber dem Islam, der sich mit dem Bolschewismus verbunden hat, und der Unabhängigkeitsbewegung in Indien. Was selbst gute Kenner Indiens vor nicht langer Zeit für ausgeschlossen erklärt haben, ist in vollem Gange: über religiöse, nationale und Kastenschranken hinweg Millionen von Indiern zusammenzuschweißen zum Widerstand und Kampf gegen englische Ausbeutung. 1915 ist in Bombay die erste Verbindung zwischen der

Moslem-Liga und dem indischen Nationalkongreß hergestellt worden. Daß England schwere Mißerfolge erlitten hat, geht aus der Tatsache hervor, daß kürzlich nach der verfehlten Reise des englischen Thronfolgers der Vizekönig von Indien und der Staatssekretär für Indien gleichzeitig zurücktreten mußten. Und wie vorsichtig das stolze England in diesen Gegenden lavieren muß, mag man aus dem Auftreten des Emirs von Afghanistan bei der Jahresfeier der Unabhängigkeitserklärung seines von den Engländern so lange heißbegehrten Landes schließen. Er durfte wagen, dem anwesenden britischen Sondergesandten Vorhaltungen zu machen über die falsche Islampolitik Englands und scharfe Drohungen auszustoßen für den Fall, daß es weitere Fehler begehen sollte. Er sprach von den Leiden des benachbarten indischen Volkes und verlangte für die verwandten Stämme gleiche Unabhängigkeit und Ruhe auf ihrem Wege zum Fortschritt! Der englische Vertreter betonte den guten Willen seiner Regierung und erklärte, daß noch vor Ablauf von 10 Jahren die Inder sich einer vollständigen Unabhängigkeit erfreuen würden! Was ist aus Altengland geworden!

Abgerundet wird das Bild durch das Washingtoner Abkommen. Die dort geschlossenen Verträge bedeuten gewiß zunächst einen Vorteil über Japan, das in den Fragen des Großen Ozeans nachgeben und auf sein Flottenprogramm verzichten mußte. Die gelbe Gefahr ist vorderhand eingedämmt. Aber stellen wir vor allem das Abkommen über die großen Kriegsschiffe in den weltgeschichtlichen Zusammenhang, den wir hier aufgebaut haben, so springt mit aller Deutlichkeit seine Bedeutung als umwälzender Vorgang heraus. Festgelegt ist für die nächsten 10 Jahre, daß England und die Vereinigten Staaten gleich viel große Schiffe von bestimmtem Tonnengehalt haben sollen und daß die Kriegsflotten Japans, Frankreichs und Italiens 3/5 dieser Stärke besitzen dürfen. Erinnert man sich, daß England bis 1914 an dem Zweimächtestandard festgehalten hat und daß seine Ausnahmestellung in der Welt auf der Säule der meerbeherrschenden Flotte ruhte, so ist die Größe dieses Verzichts gar nicht zu übertreiben. England hat mit seiner Unterschrift den Schlußstrich unter den stolzesten Abschnitt seiner Geschichte gesetzt, der von Trafalgar seinen Ausgang nahm. Englands Flaggenlied ist nicht mehr wahr. Der Gedanke der Hegemonie einer einzigen Macht ist auch auf dem Meere zerstört, und an ihrer Stelle erblicken wir nunmehr ein System erstklassiger Mächte, die nach Herstellung des Gleichgewichts streben, wie es lange vordem auf dem europäischen Festlande sich herausgebildet hatte: England, die Vereinigten Staaten, Japan, Frankreich.

Daraus ersehen wir, wie das politische Schwergewicht schon zum guten Teil von Europa fortverlegt ist. Wie sehr außerdem Europas Ansehen bei allen farbigen Völkern gelitten hat, wie ihr Selbstvertrauen gesteigert worden ist, soll nur angedeutet werden. Zeiten werden kommen, in denen der weiße Mann nicht mehr um seinen Vorrang, sondern um seine Gleichberechtigung zu kämpfen haben wird.

Die heutige Vierzahl der Weltmächte ist nicht endgültig, Frankreichs Höhe vor allem künstlich unterbaut und ungesund. Die großen Völker der Deutschen und der Russen fehlen. Sie werden wieder den Rang gewinnen, der ihnen gebührt. Nötig ist eine geschickte Außenpolitik. Die Russen meistern sie. Wir, in schwierigerer Lage, müssen sie entwickeln. Aus unseren Betrachtungen ergibt sich, daß ihre Einstellung auf die Gewinnung

französischer Gunst töricht ist. Frankreich wird nicht aus gutem Willen auf eine der wesentlichen Voraussetzungen seiner Macht, d. i. die Schwäche Deutschlands, verzichten. Gegen Frankreich, mit England und Amerika müssen wir uns emporarbeiten. Im Osten liegen unsere großen Aufgaben. Nationale Einigung, Zusammengehen mit Rußland und später Japan, das die Rückendeckung braucht, sind die Forderungen der Zeit. Die Entente wankt dem Grabe zu. Mögen wir bald eine außenpolitische Leitung haben, die, wie erstmalig in Rapallo, den richtigen Kurs steuert, weil sie die Zeichen der Zeit erkennt.

Die seelischen Untergründe modernster Kunst.

Betrachtungen zu Abwehr und Verständigung.

Von Hans Schliepmann.

1.

Die Atmosphäre des Hasses, schon vor dem Kriege durch sich verstärkende soziale Gegensätze und die fiebernden Theorien zu deren Beseitigung geschaffen, vergiftet heut die Welt mehr als in den Zeiten der Christenverfolgungen, der Judenbrennen, der Bauernkriege und des pariser Konvents. Die Unbesiegbarkeit der allgemeinen Not schuf einen ebenso allgemeinen Erregungszustand, der alle Gedanken über das Ziel ohne jede Selbstkritik hinausschießen läßt und in der Unbelehrbarkeit der Anderen mit wachsendem Ingrimm die Ursache aller Versumpfung unserer Zustände sieht.

Es war von jeher so, daß die selber Unbelehrbarsten, die Fanatiker und Extremisten, mit wildestem Geifer gegen die Andersgläubigen als die Unbelehrbaren losfuhren; sie haben sich immer das Denken sehr leicht gemacht, indem sie ihrem Hirn keinen weiteren Spielraum erlaubten als einem Eichhörnchen in seiner Springtrommel und glaubten, durch wilderes Jagen in dieser Trommel zu höheren Zielen zu gelangen, während sie doch nur einen und denselben Gedanken ganz blind gegen alle Außenwelt abhetzten.

Es scheint mir nun unverkennbar, daß die Vorbedingungen für solche draufgängerische Einseitigkeiten jetzt in höherem Maße gegeben sind als früher. Einmal in der erwähnten Gereiztheit, die alle Willensantriebe „unter Druck stellt" und darum höher spannt, das andere mal im letzten, weitesten Aufstieg des Individualismus. Wohl wächst vielerorts schon wieder das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Menschen zu einem Gemeinschaftswillen, zur Volkheit; aber es bleibt mehr verstandesmäßige Erkenntnis einer Notwendigkeit, als daß es die Seelen zum Aufgeben eines Teiles des Eigenwillens bereitgemacht hätte; gerade in den auf Massenziele und -bewegungen gerichteten Kreisen treibt der brennendste Egoismus heute noch seine Blüten.

Die mit den Encyclopädisten einsetzende Befreiung des Ichs ist eben längst über die Gleichgewichtstellung hinweggependelt; ein der großen lehrenden Natur und der Natürlichkeit entfremdetes „Stadtdenken" schlug immer weiter bis zur Ichvergottung aus, da es unter Seinesgleichen

alle dauernden Maßstäbe verloren hatte und bei der Verknöcherung der Kirchlichkeit aller Gottbegriffe meinte spotten zu können; Nietzsche wurde noch für die Frechheit und zügellose Gier des Schiebers und Lebejünglings umgedeutet; so war man sich niemals so unerschütterlich, so zweifellos und schrankenlos selbst wichtig wie gegenwärtig. Und wieder konnte man diese Illusion des Stadtdenkens im Gewühle so zahlloser gleich Ueberzeugter, aber mit entgegengesetzten Wallungen Geladenen nur aufrechterhalten, wenn man sich selbst mit elektrisch höchstgespanntem Kampfwillen zur Selbstdurchsetzung lud. So reiben sich denn in der allzu verwickelt und zerklüftet gewordenen Welt mit ihrer vom Kriege noch unendlich gespannter gewordenen Atmosphäre des Geistes die entgegengesetzten, immer einseitiger zugespitzten Ansichten zur Gewitterschüle, die alle Nerven neurasthenisch macht.

Der Bürger mit seinen Zweiterhandbegriffen blickt ingrimmig auf jeden, aus der Bande ausbrechenden „überheblichen" Neuerer, und die Neuerer — *sind* meist überheblich, nicht sowohl in ihrem Haß gegen die Denkträgheit der Geregelten als in der Einschätzung ihres eigenen Wollens und Könnens. Jener will kein Sehnen der Zeit verstehen, da ihm die fetten Vorkriegsjahre in der Erinnerung immer idealer werden; dieser, ein *wenig* weitsichtiger, sieht auch in jenen Jahren schon die vielen Verfallskeime und übersteigert diese Erkenntnis zum Haß gegen alles Gewesene. Und da Umstürzen leichter ist als Aufbauen, so wird zunächst einmal mit allen alten Vorstellungen aufgeräumt. Im leeren Raum sind ja keine Widerstände und unter der Glasglocke der Luftpumpe schwillt noch die verschrumpfte Schweinsblase zu blanker Rundung auf. —

Der Künstler nun und auch der von Natur „künstlerisch konstruierte Mensch" — wie ich den nennen will, der mehr nach innen, in Gefühlen und Vorstellungen als im Drange nach Erkenntnissen, Erforschungen der Außenwelt und Unterwerfung dieser unter seinen herrschbegierigen Willen lebt — ist höchst selten zugleich, wie etwa Hebbel, ein scharfer realer Denker; sein Genie muß schon sehr groß sein, wenn es nicht durch stets wache Selbstkritik im Schaffen behindert werden soll. So treibt denn phantasiebeschwingte Eigenliebe den künstlerisch Konstruierten sehr leicht dazu, vor allem sich selbst zum Kunstwerk umzuträumen, sein Fühlen, Wollen, das bloße Gähren seiner Phantasie schon für Können und das alles für äußerst wichtig, wenn nicht schon für die Erlösung der Welt zu halten. Er *ist* schon das Wunder; er braucht es nicht erst herauszuarbeiten; jedes „Loslegen" aus „innerem Drange" — ganz gleich, ob in Worten, Tönen, Farben oder Plastilin — ist Teiloffenbarung dieses Wunders. Der Rausch der Ichvergottung fühlt es so.

Nun wird es freilich nie einen Künstler geben, der nicht im Innersten von sich und seiner „Mission" überzeugt wäre; er kann dabei dennoch sein wie Haydn und das Geniewirken in sich wie eine von außen kommende Gnade verehren. Aber das Göttliche hat ja gerade längst keinen Raum mehr im Stadtdenken; die Demut mag eine Tugend sein; in der Großstadt aber ist sie sicher ein Mühlstein am Halse. Und ist der Drang nach Selbstdurchsetzung auch individuell sehr verschieden, von Caspar Friedrich zu Pechstein, von Grillparzer zu Sternberg, so peitscht ihn der Wettbewerb der Großstadt jedenfalls auch noch aus dem ursprünglich Schüchterneren heraus. Natürlich treten denn auch fast nur diese unbeirrt Rührigen vor

den — Zeitungslesern in Erscheinung, und die Entrüstung der Geregelten findet neue Nahrung in solcher Unbescheidenheit, obwohl eigentlich niemand anmaßender ist als der Philister. Freilich, auch die „Anmaßung" der nur künstlerisch Konstruierten ist kaum auch nur humoristisch zu genießen, ist höchstens beim Könner hinzunehmen, beim bloßen „Woller" aber fast schon nur — pathologisch.

Man muß sich nun aber, meine ich, wirklich mit dem Gedanken vertraut machen, daß der seelische Untergrund bei Könner und Woller derselbe ist. Beide haben innere Gesichte und den Glauben, den Drang, sie gebären zu müssen. Eine neue Eigenschaft muß hinzutreten, um den Künstler vom Phantasten zu unterscheiden: das Gestaltenkönnen der inneren Gesichte in verständlicher Form.

Verständlich! Da drängt sich plötzlich zu Schöpfer und Werk noch ein Drittes! W e m verständlich? — Kein Zweifel: Das Kind versteht durchaus sein Gekritzel auf der Schiefertafel; der Dilettant fügt seiner Leistung aus der Phantasie so viel hinzu, daß sie ihn vollkommen dünkt; er versteht alles an ihr. Viele neueste Maler gleichen jenem Kinde. Aber wir hatten doch auch Künstler, die erst die Nachwelt verstehen lernte. Und wir können sicher sein, daß es deren heut, wenn nicht m e h r, so leichter als je gibt, weil der Wille zum Verständnis in unserer Atmosphäre des Hasses, wo jeder Geregelte sich als ein Stück Dalai-Lama fühlt, geringer als jemals ist. Was denn nun wieder die Künstlerischen auftrotzen läßt, jenen die Papstmütze einzutreiben: Embêtez le bourgeois, nun gerade!

Nichts scheint mir daher nötiger, als eine reinere Atmosphäre für künstlerische Anschauungen und Betätigungen, den Willen zum Verständnis zu schaffen. Das kann aber nur durch Zerstörung der Miasmen, nicht durch Beschwörungen geschehen. An letzteren fehlt es nicht eigentlich; Enthusiasten, Propheten und — Ausrufer der neuesten Kunst verwenden beträchtlichste Mengen von Druckerschwärze, Atem und klatschenden Handsächen. Sie bleiben leider mit all ihrem Zureden meist nur an der Oberfläche des G l a u b e n m ü s s e n s; das wirkliche tiefste Mit- und Nacherleben des Kunstwerkes bleibt oft durchaus anzweifelbar; sie sind nicht einmal alle von den künstlerisch Konstruierten, sondern „Erregte", ständig nach Neuem, Verlangende, in Klüngeln Mitplätschernde, kaum noch Anempfinden, sondern Nachschwätzer; und die neueste M o d e ist diesen Erregten gerade so heilig wie den Geregelten ihre überkommenen Regeln. Auch hier dringt die Trotzstimmung sogleich wieder zum Alles oder Nichts: „Die Kunst kennt überhaupt keine Regeln, da sie doch nur Offenbarung der nur einmaligen künstlerischen Persönlichkeit ist, die man nur entweder nach- und mitempfinden oder aus Unverständnis ablehnen kann; mit Logik ist ihr nicht beizukommen." —

Hier sind verworrene Fäden, die zunächst einmal auseinandergeklaubt werden müssen, um ein Verständnis anzubahnen.

Daß die Versuche, einen absoluten Schönheitsbegriff festzustellen, vergeblich sind, können wir zugestehen, denn alle spezifisch ästhetischen Empfindungen sind mehr oder weniger individuell und bleiben im Unbewußten. Der eine hat Vorliebe für Rot, der andere für Grün; der alte Grell ließ nur den Klang der Menschenstimme als „vollkommen schön" gelten; der Orientale liebt übermäßig volle weibliche Formen; wir finden

sie eben „übermäßig", und neuerdings scheint man „Buhlschaft mit den Knochen" trotz Heine für eine besonders prickelnde Note zu halten. Das Natürliche ist — auch bei ganz unverbildeten und robusten Völkern — keineswegs immer das Anziehende; schwarze Spitzzähne, Nasenring, Plattschädel, „Lilienfüße" entsprechen so ziemlich unseren Wespentaillen, Stöckelschuhen, Röhrenkragen und Dreadnaught-Herrenstiefeln; wenn aber der eine für volles Haar, der zweite für hohe Gestalt, der dritte für schmale langbenagelte Hände nun einmal besonders „schwärmt", so wird sogar die Grenze zwischen krankhaftem Fetischismus und individuellem Geschmack nicht sicher — jedenfalls erst aus bestimmten Veränderungen der Willensfreiheit — zu ziehen sein. Hierzu kommt nun noch der Einfluß assoziativer Vorstellungen, die je nach dem Erleben, der Phantasie und dem „Sehenkönnen" durchaus verschieden sind; ein Einfluß, der heut nicht nur unterschätzt wird, sondern von den Neuerern womöglich gewaltsam unterdrückt werden soll, worauf noch zurückzukommen sein wird. Es ist geradezu unvermeidlich, daß man sein Wissen, seine Erfahrungen, seine Neigungen und Abneigungen, seine freundlichen oder trüben Erinnerungen in ein Kunstwerk hineinsieht. Der Marschenbewohner wird eine Heimatlandschaft durchaus unmittelbarer und darum eindringlicher, liebevoller in sich aufnehmen als etwa eine schwäbische und umgekehrt, wie auch Heimatklänge, Kindheiteindrücke das Urteil der meisten günstig beeinflussen. Bauwerke, deren Formengebung gegen die gewohnte Charakteristik ihrer Gattung verstößt, erregen unser Mißfallen, mag auch deren Gestaltung einheitlich, zweckdienlich und an sich harmonisch sein; eine Kirche soll nicht wie ein Museum und umgekehrt, ein Theater nicht wie eine Burg aussehen, obwohl sich sehr wohl denken ließe, daß bei anderem Ablauf der geschichtlichen Entwickelung der Bauformen uns keine solchen assoziativen Vorstellungen beirren würden. Wir können, mögen vielmehr den Schatz unserer Erinnerungen nicht vergessen. Wer ferner einen solchen Schatz aus der Betrachtung des vollkommenen menschlichen Körpers gesammelt hat, dem sind dessen Verhältnisse, die zugleich von bestimmten geistigen Funktionen zeugen, zu „heilig" geworden, als daß er sie zu bloßem spielerischen Ornament oder zu neuen „Ausdrucksmöglichkeiten" wesentlich verzerrt sehen möchte. Ich kann nicht vergessen, daß die modernen hinterkopflosen Rübenköpfe auch geistig verzerrte Menschen bedingen und — halte eine gewaltsame Ausschaltung meines Wissens und Einschaltung auf „Schönheitsbegriffe" halbwilder Völkerschaften nicht der Mühe wert, wenn mir auch die Festlegung bestimmter Grenzen für ein „Corriger la nature" nicht möglich scheint; Individuum und Zeit werden immer verschiedenartig empfinden: die Moden zeigen es, bei denen ja überhaupt die assoziativen Vorstellungen, namentlich in bezug auf sinnliche Anregungen, eine Hauptrolle spielen, wobei denn freilich oft andere solche Vorstellungen völlig außer acht gelassen werden.

Dies alles bewegt sich aber auf der Ebene des *Geschmackes*, der Urphänomene des persönlichen Gefallens; rechte Kunst aber schwebt auf einer höheren Ebene; hier bringt sie die allgemein menschlichen Empfindungen in Mitschwingen; zunächst die noch rein ästhetischen der Ordnung, der Harmonie, der Symmetrie, des Kontrastes, der inneren und äußeren Geschlossenheit — ästhetische Anforderungen, die wesentlich nur der Wege-

bahnung zur offenbarungartig-schnellen Aufnahme des Kunstwerkes dienen, weil sie der Art unserer Apperzeption entsprechen; dann aber die Regungen des Gemütes: Aufschwung und Trauer, Mitleid und Abscheu, Hoffnung und Furcht, Spannung und Lösung, Bewunderung und Abscheu. Diese sind nicht unerläßlich für ein Kunstwerk; ein griechisches Bildwerk, ein Stilleben, ein musikalisches Capriccio bleibt im Rein-Aesthetischen, es sei denn, daß man auch hier noch von der Bewunderung der schöpferischen Natur und vom Nachfühlen und Mitgenießen der Schöpferfreude und der Kunstfertigkeit des Schaffenden sprechen will. Jedenfalls aber bleibt die geistige Idee, die Gemütsgewalt, der Seeleninhalt eines Kunstwerkes ein Plus, das sogar oft genug reinästhetische Mängel völlig übersehen läßt. Das Feldgeschrei „Die Kunst für die Kunst" konnte nur entstehen, weil man dies Plus als nicht unmittelbar zum künstlerischen Bilden gehörig mehr oder weniger deutlich empfand. Dem fortwurstelnden Nachtretertum und den Nichtkönnern gegenüber lag hier ein gewisses berechtigtes Pochen auf das Machenkönnen — allerdings die erste, eigentlich selbstverständliche Anforderung an den Künstler — zugrunde. Aber wir wissen, daß dieses Könnertum zur bloßen virtuosenhaften Darstellung des geistig völlig Belanglosen führte und daß wir eben wieder in eine Zeitbewegung eingetreten sind, die wenigstens die Sehnsucht nach dem seelischen Plus verrät. Die Lyrik redet in Zungen, das Drama sucht das Symbolische, die bildende Kunst die „Expression"; Weltabgewandtheit aus Ueberdruß und Entsetzen vor der Gegenwart.

(Fortsetzung folgt.)

Morgenländisches in unserer Sprache.

Von Prof. Dr. W. Berg (Karlsruhe).

3. Jiddisch. Das Feuilleton. Der ferne Osten.

Jüdischen Ursprungs ist in unserer Sprache eine Menge von Wörtern wie „kapores, schachern usw.", die im Mittelalter in die Geheimsprache der Gauner, das sogenannte Rotwelsch, übergingen und von da aus durch die Vermittelung der Soldaten-, Handwerker-, vor allem aber der Studentensprache in den allgemeinen Sprachschatz übergingen. Das Wort Rotwelsch ist abzuleiten von mhd. rot = Bettler, wohl von mhd. rote aus mittellateinisch rupta = Schar, Hause, und welsch-fremdländisch, unverständlich. Derartige Wörter sind z. B. „Bocher" = Jüngling, Student, aus dem hebräischen bachur = Jüngling; „Gauner" = listiger Betrüger; im 18. Jahrhundert auch „Jauner"; es stammt aus dem Rotwelsch des 15. und 16. Jahrhunderts, wo es joner = Spieler, Falschspieler, der im Lande umherzieht, ist und ist abzuleiten aus hebräisch jana, bei den Juden jono gesprochen, das „Gewalttätigkeit üben, übervorteilen, betrügen, überlisten" bedeutet. Weiterbildungen davon sind „Gaunerei, gaunerisch, gaunern, begaunern". Ferner: Die „Kabrusche", d. h. Kameraden, besonders bei schlechten Handlungen; 1735 rotwelsch: Chabrusse; im Elsässer Judendeutsch: Kafruse. „Kalle" = Liebste in verächtlichem Sinne, vom hebräischen Kallah = Braut, Geliebte; in der Umgangs-

sprache erst seit dem 19. Jahrhundert. Das Eigenschaftswort „kapores" = tot, entzwei, zugrundegerichtet, 1774 bei Bürger; jüdische Aussprache des rabbinisch-hebräischen Kapporeth f. = Versöhnung, Sühnopfer, Deckel der Bundeslade. Die Entstehung der heutigen Bedeutung ist nicht mit Sicherheit festgestellt. Das Eigenschaftswort „koscher" in der Aussprache der aschkenazischen Juden „kauscher", bedeutet „recht, rein, echt, so wie es sein soll"; es ist das späthebräische koscher = recht, tauglich. „Kassiber" ist ein heimliches Schreiben unter Gefangenen oder aus dem Gefängnis nach außen, jüdisch Kesiwo, aus dem hebräischen Kethibah = Geschriebenes, Brief; erst neuerdings in die Umgangssprache gedrungen. „Kümmelblättchen" = gaunerisches Hasardspiel mit drei Karten. „Kümmel-" fälschlich statt „Kimmel-" und dieses aus „Gimmel-", vom hebräischen gimel, dem Namen des dritten Buchstabens im hebräischen Alphabeth = g und zugleich Zeichen für die Zahl drei. „Masematten", Pluralbildung = Geschäfte, Diebstahl und Einbruch. 1737 in der Gaunersprache; aus hebräisch missab und mittan = „nehmen und geben", einer Redensart, die für „Geschäft" schon im Altbabylonischen vorkommt. „Mauschel", Spottwort für Jude, jüdischer Händler; gebildet nach dem hebräischen Eigennamen Mose (= Moses), in jüdischer Aussprache Mausche, Mosche. Als Anrede für Handelsjuden einst gebräuchlich. Davon das Verbum „mauscheln" = wie ein Schacherjude handeln und sprechen. Das Eigenschaftswort „meschugge" = verrückt; judendeutsch aus dem gleichbedeutenden hebräischen meschugga. „Mogeln" heißt „beim Spiel betrügen"; studentisch aus der Gaunersprache, wo „mohel sein" bedeutet: „beschneiden", also ursprünglich „die Karten durch Beschneiden kennzeichnen". Davon „Mogelei", studentisch für 1813 und „Mogeler", studentisch für 1795 bezeugt. „Moos" = Geld; mundartlich weit verbreitet; ebenfalls rotwelsch, dann studentisch 1750; vom hebräischen maot, jüdisch maos = kleine Münzen, Geld. „Pleite" = bankerott; pleite gehen gleich flüchtig sich fortmachen, eingedeutscht: „flöten gehen"; pleite ist das jüdische pleto Flucht, vom hebräischen palat = er ist entwischt. „Schacher" ist Kleinhandelserwerb im Umherziehen; 1810 bei Campe; jüdisch aus hebräisch sachar = Erwerb, besonders durch Handel vom Verbum sachar = umherziehen, besonders zum Ein- und Verkauf. „Schächten" = jüdisch kunstgerecht schlachten, vom hebräischen schachat = schlachten; schon 1650 bei Moscherosch: Philander 14,24. „Schadchen" = Heiratsvermittler bei den Juden; vom späthebräischen schiddekh = kuppeln. „Schickse" gleich Mädchen. Im Munde der Christen ein Judenmädchen; gaunerisch 1724; aus hebräisch schickzah = Christenmädchen, vom hebräischen schekez = Abscheu, Greuel. „Schmiere" in „Schmiere stehen"; gaunerisch 1714; vom späthebräischen semira = Beaufsichtigung, Bewachung. „Schmu" = erdichtetes Gerede; auch Schmuh; durch Schlauheit erlangter Gewinn; 1780 bei Adelung; judendeutsch aus hebräisch schemua f. = Nachricht, Gerücht, Gerede. Damit hängt zusammen „Schmus" = Gerede eines Unterhändlers zur Ueberredung, leeres Gerede. Schon mhd. gesmuse; Geld als Ueberredungslohn beim Handel, Profit beim Geschäft; vom hebräischen schemuoth, das ist Plural zu schemua. Weiterbildung ist „schmusen" = reden, viele Worte machen, zur Uebervorteilung reden. Das Eigenschaftswort „schofel" bedeutet: geringhaltig, schlecht, armselig, niederträchtig, erbärmlich; erst seit 1750 in der Schriftsprache; von dem nicht

gerade üblichen sofel, dem Partizip des hebräischen schafel = niedrig gemacht oder gedemütigt werden, sinken; auch substantivisch der „Schofel" = armselige Sache. „Treife", ebenfalls Adjektiv; bayrisch: trefe = unrein Die eigentliche Bedeutung ist: beim Schächten Gerissenes, nicht scharf durchgeschnittenes; vom hebräischen terefa oder terefah = von wilden Tieren Zerrissenes; von tara = zerfleischen. Schon mhd. 1376 trefant.

Ferner muß hier auch des Umstandes gedacht werden, daß der eigenartige Stil des Feuilletons in Deutschland ein Erzeugnis semitischer Geistesart ist. Das Wort Feuilleton findet sich schon bei Campe 1813; es ist eine Weiterbildung des französischen feuille, also „Blättchen", und bedeutet den zur Unterhaltung bestimmten Teil der Zeitung. Die gleiche Bedeutung hat auch rez-de-chaussée, eigentlich „Erdgeschoß", weil dieser Teil der Zeitung durch einen Strich von dem darüber stehenden Hauptteil getrennt ist, der politische Dinge behandelt. Während der politische Hauptteil im wesentlichen nur berichtet, hat der Schreiber „unter dem Strich" die Aufgabe, den zu behandelnden, unpolitischen und nicht mehr durch seine Neuheit wirkenden Stoff in einer durchaus subjektiven Weise, also so, wie er sich in seiner Persönlichkeit widerspiegelt, in einer Weise darzustellen, die den Leser fesselt. Diese besondere Art der Darstellung ist das wesentliche Kennzeichen des Feuilletons. Um 1830 kam dieser Teil der Zeitung, der mit Recht als der eigentlich journalistische gilt, in Frankreich auf, der erste Feuilletonist von Bedeutung war Jules Janin 1804/74. Von Frankreich aus verbreitete sich das Feuilleton nach den andern Ländern Europas. In Deutschland richtete der „Nürnberger Korrespondent" unter Lewalds Leitung ein regelmäßig erscheinendes Feuilleton ein. Der Jude Heinrich Heine war es, der die feuilletonistische Behandlungsweise in die deutsche Literatur einführte, und hervorragende Glieder des „Jungen Deutschlands", vor allen der begabte, ebenfalls jüdische Ludwig Börne, schlossen sich ihm mit Eifer an. Gerade die Mittel der feuilletonistischen Darstellungsweise, also scharfer Witz, überraschende Vergleichungen, originelle Umschreibungen und zugespitzte Pointen sagten der jüdischen Geistesart zu. So erklärt sich der Umstand, daß es gerade Juden waren, die das Feuilleton bei uns einführten. Weniger freilich lag ihnen die lyrisch-sentimentale Art der Behandlung, deren sich der Feuilletonist ebenfalls bedienen kann, wie überhaupt jeder anderen Art, die wir gerade an dem behandelten Stoffe sonst nicht gewohnt sind. Seitdem hat sich das Feuilleton immer mehr entwickelt, zumal in Berlin und Wien, und kann eine Reihe glänzend begabter Vertreter aufweisen[7]). O. Weise erkennt[8]) das Hauptkennzeichen des Feuilletons darin, „daß man in pikanter Art über alles mögliche schreibt, ohne tiefere Kenntnis davon zu haben, und den Leser nötigt, in angenehmer Gedankenlosigkeit über den Gegenstand hinwegzueilen, über den er sich eigentlich unterrichten wollte." Er zieht an dieser Stelle Treitschkes Urteil[9]) an, das lautet: „Heine besaß die geschickte Mache, die aus niedlichen riens noch einen wohlklingenden Satz zu bilden vermag, vor allem jenen von Goethe so oft verurteilten unfruchtbaren esprit, der mit den Dingen spielt,

[7]) Vgl. E. Eckstein: „Beiträge zur Geschichte des Feuilletons" und besser Tony Kellen: „Aus der Geschichte des Feuilletons". Essen 1909.

[8]) In seiner „Aesthetik der deutschen Sprache" S. 257.

[9]) In seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert IV." S. 419.

ohne sie zu beherrschen. Das alles war undeutsch von Grund aus. Geboren in den Kämpfen des Gewissens, war die Sprache Martin Luthers allezeit die Sprache des Freimutes und des wahrhaftigen Gemüts geblieben. Sie nannte die Sünde Sünde, das Nichts ein Nichts, und Goethe erwies sich wieder einmal als Herzenskündiger seines Volkes, da er sagte: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist". O. Weise fährt dann fort: „Aber gerade, weil die Deutschen fühlten, daß sie in den Künsten des Pikanten und Charmanten mit dem gewandten Juden nie wetteifern konnten, ließen sie sich von ihm blenden; sie hielten für künstlerischen Zauber, was im Grunde nur der prickelnde Reiz der Neuheit war. Es währte lange, bis sie sich eingestanden, daß deutschen Herzen bei Heines Witze nie recht wohl wurde. Auch andere deutsche Männer wie Viktor Hehn verurteilten das „judaistische und heinisierende Deutsch" und verabscheuten das geistreichelnde, gesuchte, affektierte Witzeln, ohne es ganz aus der Welt schaffen zu können."

In neuester Zeit hat auch die nähere Bekanntschaft mit dem fernen Osten einige neue Anregungen literarischer Art gegeben, die möglicherweise noch zahlreicher und fruchtbarer werden können. Die uns bekannten Proben des chinesischen und japanischen Schrifttums muten uns in ihrer Ueberladung mit Bildern ganz sonderbar an und lassen uns erkennen, daß wir es hier mit Erzeugnissen von Menschen zu tun haben, die in ihrem Denken und Empfinden unserm Wesen völlig fremd sind. Zum Schlusse mögen ein paar von O. Weise a. a. O. S. 249 und 250 mitgeteilte Proben hier folgen. Zunächst das Glückwunschschreiben, das Yuan Shi Kai, der Gouverneur von Schantung, zur Hochzeit des deutschen Gouverneurs Jäschke nach Kiautschou schickte. Es ist vom 10. April 1900 und lautet: „Es ist Ihnen gelungen, sich des singenden Phönixweibchens zu bemächtigen, mit dem vereint Sie die freudenreiche Reise in die Gefilde der Seligen angetreten haben. Ihre Schritte haben Sie nach den Ufern des Perlstroms gelenkt, um sich dort in heiterer Lust und Freude zu ergehen, wo in bildergeschmückter Halle die mondesgleichen Gewänder der Gemahlin dahinfluten und wo die Scheibe des Mondes von nun an ein vereintes Doppelbild trifft. Vermehrter Glanz ist auf Ihre Standarte gefallen durch Vereinigung mit dem seidengestickten Vorhange an der bräutlichen Sänfte, und im harmonischen Gleichklang ertönt die Leier aus Edelstein zu der Gitarre aus Jade. Das Volk drängt sich glückwünschend zum dunkelverhängten Hochzeitszimmer, und auch in meinem Herzen hat aus diesem Anlaß die Freude Einkehr gehalten. Ich gehöre zu der Art derjenigen, die so viel Wert haben wie ein aufgehängter leerer Kürbis, und mein Inneres birgt nicht Kostbareres als eitles Gras. Nachdem aber der Ton der Hochzeitsflöten in meine Ohren gedrungen ist, will ich den Pinsel in die Finger nehmen und das Fest durch ein Bild feiern, und während Sie jetzt den duftenden Schlaf friedlicher Schwalben schlafen, nehme ich diesen armseligen Papierstreifen als Mittel, um Ihnen meine Glückwünsche zu dem freudigen Ereignisse zukommen zu lassen." Es folge das Heiratsgesuch einer Japanerin von Yokohama 1903: „Ich bin eine sehr hübsche Frau mit dichten Haaren, die wie Wolken wogen; mein Gesicht hat den Seidenglanz der Blumen, mein Wuchs ist biegsam wie die Weide, und meine Augenbrauen haben die Krümmung des wechselnden Halbmondes. Ich habe genug Vermögen, um mit dem Geliebten durch das Leben zu

schlendern, in dem ich am Tage die Blumen betrachte und des Nachts den Mond. Wenn e seinen netten, feinen Herrn gibt, der gebildet, klug, geschickt, hübsch und von gutem Geschmack ist, so will ich mich mit ihm für dieses Leben vereinigen und mit ihm das Vergnügen teilen, später in einem Grabe von rosenrotem Marmor beerdigt zu werden."

*

Hauptsächlich benutzte Literatur: Viktor Hahn: „Goethe und die Sprache der Bibel" im Goethejahrbuch VIII. 1887. — O. Weise: „Aesthetik der deutschen Sprache." 4. Aufl. — R. M. Meyer: „Deutsche Stilistik" und „Die altgermanische Poesie" von demselben. — G. Büchmann: „Geflügelte Worte." 25. Auflage. Neu bearbeitet von Bogdan Krieger.

Elsaß-Lothringische Fragen.

Von einem Elsässer.

(Vgl. Nr. 20, 21, 22, 28.)

5. Elsässische Parteifehden.

Vor einigen Wochen berichteten wir über eine Elsässerpartei des Herrn Zorn von Bulach, deren Gründungsversammlung im Straßburger Sängerhaus zu scharfen Auseinandersetzungen und, in der Folge hiervon, zu lebhaften Radauszenen geführt hat. Zu den ausgezischten Rednern gehörte der voraussichtliche Zentrumsführer — die Partei hat sich nach dem Rücktritt Dr. Pflegers offiziell noch kein neues Haupt erkoren — Dr. Walter. Député Walter blieb es vorbehalten, in der Pariser Presse den Fall Bulach an die große Glocke zu hängen. So geschehen in einem größeren Artikel des „Journal des Débats". Dieser Artikel lief auf eine Verächtlichmachung Bulachs hinaus — der kurzweg als „politischer Narr" bezeichnet wird — sowie auf eine sehr absichtliche Verdächtigung der radikalen Parteien, die sich in der Versammlung nicht genügend zur Wehr gesetzt hätten. In taktischer Uebereinstimmung miteinander haben sich nun die beiden führenden Organe der „radikalsozialistischen Partei", nämlich die „République de Strasbourg" und das „Metzer Freie Journal", mit dem in den Beweggründen nicht ganz durchsichtigen Angriff des Herrn Dr. Walter auseinandergesetzt. Von einem Diskussionsredner der Radikalen sei in der Versammlung der Wunsch geäußert worden, die Gründung einer neuen Partei zu unterlassen. „Wir müssen uns", habe er ausgeführt, „den großen französischen Parteien anschließen und dürfen keine kleine regionale Partei gründen. Ist das mit der neuen Partei gemeinsame Sache machen?"

Die „République" ihrerseits glaubt in dem Walterschen Artikel eine behördliche Beeinflussung wittern zu dürfen und spielt dabei auf die Straßburger Regierungsbehörde, das Commissariat général an. Psychologisch erkläre sich ein solches Vorgehen durch den notorischen Ehrgeiz der Zentrumsführer . . . Damit stimmt sehr wohl zusammen, daß gerade die offizielle Zentrumspresse den neulichen Vorgängen am entschiedensten und nachdrücklichsten von allen Blättern

entgegengetreten ist. Noch ein anderes Moment hebt das „Metzer Journal" hervor, wenn es schreibt: „Fast nur Deutsche und Naturalisierte saßen im Saal, schrieb eine gewisse Presse. Dem war nicht so. Mögen auch ein paar von ihnen die Ideengänge v. Bulachs beklatscht und bejubelt haben, die meisten der Besucher waren doch einheimische Elemente. Die spendeten nun nicht etwa dem Programm des Neo-Politikers Beifall — Politiker und Programm waren nicht dazu angetan —, sondern lediglich der von ihm geübten Kritik, die nicht zuletzt die des Nationalblocks war„ jener Partei, die zur Zeit die herrschende ist und es nicht vermochte, die Schaffung von Beleidigten zu verhindern, ja diese Schaffung z. T. begünstigte. Das wollen natürlich die Nationalblockler nicht wahr haben, daher die faulen Ausreden."

Wir sehen hier Gegensätze sich auswirken, die bereits bei den letzten Generalratswahlen akut waren. Damals haben, wie bekannt wird, über 60 v. H. der stimmberechtigten Wähler sich der Wahl enthalten, weil ihnen keine der vorhandenen Parteien offenbar Genüge tat. Eine „Partei der Parteilosen" war demgemäß nur eine Frage der Zeit und wurde überdies begünstigt durch die allgemeine moralische Depression, die in der gesamten Bevölkerung — und nicht zuletzt im Zentrum — seit Monaten platzgegriffen hat. Damit erklärt sich die moralische Genesis der neuen Bewegung — uns Deutsche interessiert in erster Linie diese Seite der Frage! — sehr leicht. Und nicht entscheidend ist natürlich die an sich berechtigte Kritik, daß die Parteileitung der „Elsässer-Partei" sich ihrer organisatorischen und taktischen Aufgabe in keiner Weise gewachsen zeigte.

Parturiunt montes! — Wie zu erwarten, schoß die innerfranzösische Preßpolitik der Rechtsblätter in ihrem Verdammungsurteil den „Abtrünnigen" gegenüber weit über ihr Ziel hinaus. Das „Journal des Débats graust sich schon vor dem Emporkommen einer Protestlerbewegung. Um eine solche hintanzuhalten, wird begreiflicherweise nicht der einzig richtige und sachliche Weg der Abstellung berechtigter Beschwerden ergriffen, vielmehr nach Sündenböcken gesucht, wie sie jeder Regierung und jeder herrschenden Partei in jedem Lande zur Verfügung stehen.

Wir berühren hier, wie gesagt, nur die moralischen Gesichtspunkte unseres Parteiproblems. Die innerpolitische Frage ist damit nicht erschöpft. In welcher Weise parteitaktisch die Altelsässer — und nur um diese kann es sich selbstredend handeln! — zu einer solchen heute schon in mythisches Halbdunkel getauchten Parteigründung sich haben verstehen können, ist eine innerpolitische Angelegenheit, die uns hier nicht und heute nicht beschäftigen kann. Daß es der französischen Regierungspolitik darauf ankommen mußte, durch eine „mise en demeure" die neuen Männer vor eine nationale, besser: nationalistische Entscheidungsfrage zu stellen, ist bei der Sinnesart der heutigen Franzosen selbstverständlich. Daß dies — wenn wir den Vermutungen der „République" folgen dürfen — auf dem Preßwege geschehen würde, stand zu erwarten. Die ersten Pfeile aus dem nationalistischen Köcher zu verschießen, war Herr Walter seiner ganzen temperamentvollen Art nach der rechte Mann.

Bei den Generalratswahlen hat die Blockpartei im Elsaß wie in ganz Frankreich eine merkliche Einbuße erlitten. Dementsprechend sind die Herren der Rechten in einer gereizteren Stimmung, als für eine erfolgreiche Fortsetzung ihres bisherigen Kurses und Festigung ihres Programms dienlich wäre. „Vaterlandslose Gesellen" — die elsässische Linkspresse hat es des öfteren hervorgehoben — müssen dem gekränkten Ehrgeiz der führenden Blockmänner zur

Parade stehn. Und nun erscheint, als Deus ex machina, eine ganze Partei, die sich dem Machtwillen der Herrenmenschen, des Herrenvolkes entgegenstemmt! Keine kleine Versuchung für die Anhänger des Herrn Poincaré! Wie, wenn die „Beleidigten" sich mit den Oppositionsparteien zusammenschließen und mit ihrem Gift Altfrankreich affizieren würden! Den Anfang dazu hat Herr Walter mit seiner unvorsichtigen Aufbauschung der Sängerhaussache bereits gemacht. Und es bleibt zu überlegen, ob nicht auch im Lager der Radikalen persönlicher Ehrgeiz mit dem seinen in ernsthafte Konflikte geraten mag.

Weltspiegel.

9. August.

Seit zwei Tagen sind in London die Besprechungen im Gang, die für das Schicksal Europas, vor allem aber unseres Vaterlandes von höchster Bedeutung werden können. Es liegt in der Natur der Sache, daß jede neue Konferenz, die als Folge des heillosen Versailler Friedens einberufen werden muß, um einen Ausweg aus tausend Schäden zu suchen, — mag sie selbst auch scheinbar ergebnislos enden, — doch allmählich immer näher an die Erkenntnis der wahren Ursachen des Verderbens heranführt. Freilich läßt sich noch durchaus nicht mit Sicherheit voraussehen, wieviel solche Schritte noch notwendig sein werden, ehe der entscheidende Augenblick der Erkenntnis kommt, der eine entsprechende Tat reifen läßt. Vielleicht haben wir dann unsern Leidenskelch schon so weit geleert, daß uns kaum noch geholfen werden kann, aber der Glaube an die Lebenskraft des deutschen Volkes darf uns selbst auf diesem Tiefpunkt nicht verlassen.

Im Vergleich mit früheren Konferenzen hat sich am 7. August, dem ersten Tage der Londoner Zusammenkunft, eine scheinbar einfache und klare Lage ergeben. Poincaré hat die Vertreter der drei anderen alliierten Hauptmächte — Lloyd George, den Italiener Schanzer und den Belgier Theunis —, denen sich diesmal auch der Japaner Hayashi anschloß, nur so weit gegen sich, als diese andern Mächte sich durch die Maßlosigkeit und Vernunftwidrigkeit der französischen Politik in ihren eigensten Interessen unmittelbar gehemmt und geschädigt sehen. Die natürliche Folge dieser unbestreitbaren Tatsache war gleich am ersten Konferenztag ein ziemlich heftiger Zusammenstoß zwischen Poincaré und Lloyd George, da letzterer, seinem Temperament gemäß, seinen Widerspruch gegen die Ausführungen des Franzosen in ziemlich schroffer Form zu erkennen gab. Poincaré selbst war klug genug, sich durch die der englischen Auffassung nahestehenden Ausführungen Schanzers und Theunis' warnen zu lassen und nachträglich manches aus seiner ersten Rede abzuschwächen.

Man muß sich hier noch einmal an das erinnern, was in der vergangenen Woche vorangegangen war. Erwähnt wurde schon in unserer letzten Betrachtung an dieser Stelle die schroffe, in der Form eines Ultimatums gehaltene Ablehnung des deutschen Gesuchs auf Herabsetzung der

monatlichen Zahlungen im Ausgleichsverfahren. Dieser Ablehnung folgte eine würdig und fest lautende deutsche Antwortnote, die unter ruhigem Hinweis auf das Unberechtigte der französischen Forderung und auf die Unmöglichkeit der Zahlungen in der geforderten Höhe ihre Stellung behauptete. Darauf antwortete Poincaré mit wiederholter und verschärfter Forderung und Drohung, der auch noch die Anmaßung hinzugefügt war, daß er zugleich im Interesse der verbündeten Regierungen handle. Dabei hatten diese Regierungen auf das gleiche deutsche Gesuch ganz anders geantwortet und den richtigen Standpunkt eingenommen, daß diese Angelegenheit im Sinne der bereits geltenden Abmachungen nur durch die Gemeinschaft der alliierten Regierungen beraten und geordnet werden könne. Poincarés Vorgehen stellte sich also nicht nur als ein schnöder Rechtsbruch und ein willkürlicher Gewaltakt gegenüber Deutschland dar, sondern auch als ein Uebergriff, eine Rechtsverletzung und Anmaßung gegenüber seinen Verbündeten. Vielleicht glaubte er durch diesen dreisten Versuch, sie vor eine vollendete Tatsache zu stellen, eine besonders günstige Stellung in London für sich erzwingen zu können. So trug er kein Bedenken, die Drohung, daß er im Fall einer Nichterfüllung seiner Forderungen durch Deutschland bis zum 5. August, 12 Uhr mittags, sogenannte „Retorsionsmaßnahmen" ergreifen werde, sofort wahr zu machen. Diese Retorsionen sind, abgesehen davon, daß sie ohne zureichenden Grund verfügt wurden, — denn Deutschland war ja erst am 15. August zu zahlen verpflichtet, und dieser Termin hätte mindestens abgewartet werden müssen, — auch inhaltlich weiter nichts als eine Reihe von schamlosen Verletzungen vertraglich festgelegter deutscher Rechte und von einfachen Räubereien. Am meisten aber mußte sich durch Poincarés Eigenmächtigkeit Frankreichs sonst getreuester Mitläufer, Belgien, vor den Kopf gestoßen fühlen, da die Folgen dieses Vorgehens, namentlich dann, wenn sie doch vielleicht die nachträgliche Anerkennung Englands und Italiens fanden, die Prioritätsrechte Belgiens gefährdeten, die ihm in der Reparationsfrage ausdrücklich zugesichert worden waren. Poincaré sah nicht, daß er sich durch seinen übermütigen Gewaltakt, so sehr er auch in Frankreich von der nationalen Eitelkeit bejubelt wurde, auf der Londoner Konferenz zunächst isolierte.

Zugleich erhielt Frankreich durch einen Akt Englands, der jedenfalls einwandfrei und berechtigt war, einen kräftigen Nasenstüber. Wenigstens empfand es ihn als solchen. Das war die von Lord Balfour unterzeichnete Note an die Schuldnerstaaten Englands, worin die britische Regierung die prinzipiellen Grundlagen ihrer Stellung zu dem internationalen Schuldenproblem darlegte. Die Note ließ unter Festlegung der unbezweifelbaren Rechte und auch Verpflichtungen Englands — letzterer vor allem gegenüber Amerika — alle möglichen Wege zur Lösung des Problems offen, durchkreuzte aber entschieden die Hoffnung der Franzosen, als Gegenleistung für ihre Bereitwilligkeit zur Herabsetzung der Reparationszahlungen einfach die Streichung ihrer Schulden an England fordern zu können. Daher hat auch die sogenannte Balfour-Note dazu beigetragen, den englisch-französischen Gegensatz zu verschärfen.

So könnte man vielleicht in allen diesen Vorgängen eine gewisse Aufmunterung erblicken, sich endlich einmal wieder optimistischen Regungen

hinzugeben. Leider aber muß man in diesem Optimismus ein sehr bescheidenes Maß innehalten. Denn man muß immer bedenken, daß die Verstimmungen der Ententemächte gegen Poincaré ihre Ursache darin haben, daß seine Politik in ihrer Maßlosigkeit und dabei ihrer Abhängigkeit von einer zur Unvernunft aufgestachelten und seit Jahren durch systematisches Belügen irregeführten öffentlichen Meinung ihre eigenen Kreise stört; keineswegs aber haben sie auch nur das geringste Bedürfnis, für Deutschland mehr zu tun, als ihren eigenen Zwecken entspricht. Dazu kommt die Persönlichkeit Lloyd Georges, der mehr seinem Temperament und seinem politischen Instinkt folgt als irgendwelchen Grundsätzen, der jedes Mittel ergreift, um wie ein geschickter Advokat seinen nächsten Zweck zu erreichen oder irgend einen Eindruck zu erzielen, niemals aber eine fest gezogene staatsmännische Linie in seinem Handeln erkennen läßt. Daher müssen wir wenigstens darauf gefaßt sein, daß die Sache wieder mit einer Verständigung auf Deutschlands Kosten endet.

Diese Befürchtung ist um so begründeter, als gerade in dieser Zeit einer gesteigerten Spannung zwischen Frankreich und England in der Reparations- und Schuldenfrage wiederum ein Konflikt im nahen Orient sein Haupt erhebt. Der Streit zwischen Griechenland und jener türkischen Macht, die unter Kemal Pascha in Angora in stolzer Unabhängigkeit und unbekümmert um Konstantinopel und den längst nicht mehr freien Sultan die nationalen Rechte des türkischen Volkes auf Anatolien aufrecht erhält, ist einmal wieder aufgelebt. Die Erfahrung, daß dies jedesmal geschieht, wenn Frankreich sich in seinen Plänen gegen Deutschland durch England gehemmt sieht, in Verbindung mit der Tatsache, daß Frankreich der Protektor der Kemalisten ist(wegen seiner Pläne in Syrien), während England seinen Einfluß im Orient durch Begünstigung der griechischen Ansprüche zu wahren sucht, gibt zu denken. Bis jetzt hat England Frankreich jedesmal nachgegeben, wenn ihm Frankreich Gelegenheit gab, den Schein zu retten, als besäße es noch das alte Prestige im nahen Orient. Es kann nun freilich auch einmal anders kommen. Diesmal scheint es, als ob die Griechen mit ihrem Versuch, sich Konstantinopels zu bemächtigen und Smyrna für sich endgültig zu retten, den Kürzeren ziehen. Wir werden auf diese Fragen ein ander Mal in größerem Zusammenhange zurückkommen.

W. v. Massow.

Literarischer Wegweiser.

Vom lebendigen Kriege.

Zwei Bücher einer neuen Verkündung.

Von Alex von Frankenberg.

„Wichtig nehmen alle das Sterben, aber noch ist der Tod kein Fest. Noch erlernten die Menschen nicht, wie man die schönsten Feste weiht. — Frei zum Tode und frei im Tode, ein heiliger Neinsager, wenn es nicht Zeit mehr ist zum Ja: also versteht er sich auf Leben und Tod. — In eurem Sterben soll noch euer Geist und eure Tugend glühen, gleich einem Abendrot um die Erde: oder aber das Sterben ist euch schlecht geraten". Nietzsche: „Also sprach Zarathustra."

Nahezu vier Jahre sind seit jenem Tag vergangen, an dem die Stahlgewitter auf Schlachtfeldern für unser Volk eingetauscht wurden gegen Fron-

dienst und Knechtschaft bedingungsloser Sklaverei. Nahezu vier Jahre also trennen uns bereits von dem vorläufigen Abschluß eines Vorganges, dem wir den Namen „Welt"krieg beilegten, weil das äußere Format dieses Naturgeschehens den Umfang früherer blutiger Austräge in der Menschheitsgeschichte um ein Wesentliches übertraf. Das gigantische Ausmaß allein der Tatsachen hat bisher über diese Zeitspanne hinweg wenigstens das Bewußtsein einer geschichtlichen Leistung wach erhalten. Wo fast zwei Millionen deutscher Soldaten eine fremde Erde deckt, wo das „Vorsterben" ihres Offiziercorps einstmals die Bewunderung einer Welt ausgelöst hat — wer könnte auch da behaupten, uns sei „das Sterben schlecht geraten"? Aber immerhin: es blieb bei der äußeren Leistung. Schlachten und Gefechte, Taktik und Strategie traten in den Brennpunkt der Erörterung, die Historie fand ihre ersten Forscher, der Ablauf der Ereignisse ward festgelegt. Auch die Erinnerung des Einzelnen und der ehemaligen Verbände klammerte sich an das Greifbare äußerer Tat und hält so bis auf den heutigen Tag das Gedenken an vier Jahre wach, die in ihrer Eingliederung in den allgemeinen Daseinsprozeß zunächst nur an der Oberfläche des Bewußtseins leben.

Dieser Zustand, diese scheinbare Erstarrung einer als abgeschlossen betrachteten Epoche, ist als erste Folgeerscheinung des Krieges fast naturnotwendig bedingt. Sie *mußte* eintreten, selbst auf die Gefahr hin, daß die Kriegsschänder in der Heimat auch den Kirchhof später zum Jahrmarkt erheben würden (was zur Genüge geschah). Sie diente aber eine Zeit zu überbrücken, die notwendig war, um die *inneren* Werte des Krieges, die rasenden Kräfte der Erschütterung, die höchsten Gipfel menschlichen Erlebens, die da zwischen Tod und Leben, zwischen dem Ich und seinem Volke liegen, aus tiefsten Tiefen, aus den scheintoten Gräbern gewaltigster Hingabe an die Bewußtseinssphäre des Menschen treten zu lassen. Im Gießbecken äußerer Ereignisse ist nach dem Schmelzungsprozeß zunächst nur die Schlacke sichtbar; neidisch umspannt sie das edle Metall, bis sich dieses selbst befreit und in strahlendem Glanze offenbar wird. Wir, die wir im Kriege zwischen Leben und Tod standen, Tag um Tag, Stunde um Stunde, Jahr um Jahr: wir wußten, daß der Tag kommen mußte, an dem zuerst einer aufsteht, die Schleier unserer verborgensten, aber auch unser unheimlichsten Kräfte zu heben; einer zuerst, dann ein zweiter, dann noch andere — bis die neue Verkündung sich Bahn brechen würde für das ganze Volk.

*

Der Tag ist gekommen. Einer und noch einer sind aufgestanden und haben, der eine seine Seele, der andere sein Wissen niederlegt in zwei Büchern. Für sich und für ihr Volk. Der eine ist *Ernst Jünger* mit seiner Schrift: „*Der Kampf als inneres Erlebnis*", der andere ist *Kurt Hesse*, und sein Werk heißt: „*Der Feldherr Psychologos*"(1). Es sind Bücher, auf die ich wartete; Bücher, die da kommen *mußten*. Weil sie vom Tode handeln, sind es Bücher flammenden Lebens. Noch Anfang zwar, noch ein Tasten, noch nicht in allen Bezirken ein Aufschrei der Seele, ein Erwecken des Letzten. Aber doch ein Trieb zu neuem Sehen, zu neuem Leben, zu neuem Geschlecht: so ergreifend, so aufgewühlt, so stahlhart, so wahr, daß man die Hände falten könnte in dem Glück des Sichwiederfindens; ja, daß man den

(1) Beide Bücher in dem verdienstvollen Verlag von E. S. Mittler und Sohn.

Alltag im Bewußtsein höchster Seelenwerte so vergißt, als stünde man in Feindesland und das Leben wäre nur noch eine Opferbereitschaft für die Heimat, ein Treuschwur an die Fahne, Stern am Himmel, klopfendes Herz und stahlharte Faust.

Fürwahr: sich dieser schlummernden Kräfte bewußt werden — und es fallen die Schranken zu der Erkenntnis, daß der Krieg lebendig ist für alle Ewigkeiten; daß er uns zeugt und wir ihn; daß wir Gehämmerte und Gemeißelte sind, aber auch solche, die den Hammer schwingen und den Meißel führen, Einzige, Heilige und in letzter Vernunft; ja, daß die Höhepunkte inneren Erlebens in der gesamten Menschheitsgeschichte allein in der uralten Entscheidung des Krieges liegen, weil hier Freiheit und Gesetz, die ewig polaren Gegensätze der Erde, in der denkbar höchstgesteigerten, zweckmäßigen und alle Welträtsel lösenden Bindung vereinigt sind.

*

Dem Kriege (so zeigt Hesse), der sich uns für gewöhnlich als ein militärischer, politischer und wirtschaftlicher Vorgang darzustellen pflegt, unterliegt in allen seinen Erscheinungen eigentlich nur ein letzter Begriff: die menschliche Psyche. Und fürwahr: das Tatsächliche ist nichts gegen die unheimliche Kraft, die es bewegt. Diese Kraft aber, diese Entzifferung des Ausdrucks aller historischen Züge, diese bloßgelegte Struktur des Krieges ist das Gesetz des Blutes, das Gesetz der Natur. So von Ewigkeit her und zu Ewigkeit, als Urverhältnis der Wesen zueinander. Das Werden ist der Sinn der Welt, der Kampf seine natürliche Form. In einer Spanne von 3357 Jahren wurden 3130 Kriege geführt: blieben in nahezu vier Jahrtausenden nur an die zweihundert kriegslose Jahre. Ist das nicht genug Uebereinstimmung der Menschenhandlung mit dem Naturgeschehen? Vor diesem motorischen Rhythmus müssen alle Denkprozesse wie Seifenblasen zergehen. „Es ist nicht gut, daß sich die Menschen töten," sagen die Pazifisten und meinen doch nur: „Es ist nicht gut, getötet zu werden". Wohl wird die erschöpfte Faust zuweilen sinken, wohl wird dieser oder jener Krieg durch einen Frieden beendet, wohl wird man manchmal sagen: dies sei der letzte Krieg gewesen.

Aber der Krieg ist nicht tot, wenn keine Dörfer und Städte mehr brennen; er lebt wie das Schicksal, dem er neue Dimensionen schuf. Wie nun Jünger dieses Schicksal aus dem Erlebnis werden läßt, in seinen zwölf Kapiteln: Blut, Grauen, Der Graben, Eros, Mut, Landsknechte, Kontrast, Feuer, Untereinander, Angst, Vom Feinde Vorm Kampf — ja wie er überdies als Künstler einer sprachlich-dynamischen Form neue Schwerpunkte schafft und die Wertgewinne des Krieges eisern herausmeißelt, das entzieht sich dem Versuch auch zur besten Wiedergabe. Ein Höchstes an seelischer Aktivität bringt er heraus; und wenn er allein einzigstes Beispiel wäre: der Krieg hat Männer gezüchtet, die ihrer Stunde gewachsen waren. Gibt es denn im Einzelleben oder im Dasein der Völker gewaltigere Höhepunkte, schärfer gestellte letzte Entscheidungen, als, vorbereitet oder unvorbereitet, Ebenbürtige, ja Meister des Schicksals zu sein? — als das Leben in der höchsten Potenz zu fühlen angesichts der Wahl, entweder zugrunde zu gehen oder sich durchzusetzen? — als unlöslich verkettet in wahrster Blutgemeinschaft mit seinen Volksgenossen schimmerndes Denkmal menschlichen Mutes über allen Zeiten zu sein? Gibt es Höheres, als ein königliches Sterben, bedingt durch inneren Adel und unbeugsamen Stolz? Gibt es sittlicheres als Pflicht und Ehre — als mit Unbekannten durch Kampf eine neue Form der Erde zu schaffen,f ür die Idee eines Volkes einzustehen mit

allen Mitteln des Geistes und der Gewalt bis zum Flammenwurf und zum Gasangriff?

Das ist der ewig lebendige Krieg, der das Urphänomen eines Glaubens vor uns aufleuchten läßt durch Berührung mit göttlichen Schicksalsgewalten. Das ist der ewig lebendige Krieg, der die Luft mit überströmender Männlichkeit lädt; der das Leben in Katarakten, unwiderruflich und ohne Kompromisse erfüllt; der keine Wachspuppenhelden für den Teetisch gebiert; der ein Wettrennen ist zu großer Verheißung, ein Vollstrecker heiliger Sendung; eine Opferung ohne Untergang.

*

Ich habe die Schriften von Jünger und Hesse zwei Bücher der neuen Verkündung genannt; denn sie sind Anfang zu neuer seherischer Möglichkeit; sie sind des Aufschreckens voll vor den Dingen, die bisher nur als tiefe Ahnungen in uns gelebt haben, kaum überdacht, oft mit Absicht, wie mit der Scheu vor göttlich höchsten und unnahbaren Fassungen, zugedeckt, in bewußtem Schlummer gehütet. Aber nun heißt es, unserer eigenen Größe ins Auge zu sehen. Was ist Schicksal in des Friedens Alltag? Ein Lärm, ein Gepländel der Hüllen, ein Gleichsein des heroischen und des feigen Menschen durch die Lüge des Wortes, Tat in höchstem Falle auf der Straße. Aber das Schicksal auf Schlachtfeldern ist die Nacktheit des menschlichen Schicksals überhaupt. Hier ist Ebenbürtigkeit zu den Sternen. Hier wird die Ahnung greifbar von des Menschen ungeheuren Daseinsmöglichkeiten. Die es an sich erlebt haben, werden durch diese neue Verkündung wieder erstarken, werden bewußt die riesenhafte Verschwendung ihrer Willen im All zu greifbarem Leben erwecken, für den Tag, der morgen kommt; und sie werden die Wertmesser sein für das Maß an Menschentum, das in kleinsten embryonalen Formaten, aber mit der Aufgeblasenheit des Truthahns das geistige und körperliche Leben von heute beherrscht. Blutleere und blutscheue Menschlein, die einer umgewerteten Gegenwart mit Symbol und Schrei, mit feiger Anklage und gehirnlicher Bruderliebe, mit frechem, nichterkämpften Eros und mit einer nur den lieben eigenen Leib schützenwollenden Friedensliebe den Stempel ihres unmännlichen Wesens aufzudrücken versuchen, werden in dieser bald zur Gültigkeit gelangenden Wertmessung wie ein Häuflein abgestoßener Fäulnis erscheinen. Männliche Menschlichkeit wird die Auferstehung feiern, mit dem Willen des Bestehens und des Bestandes; der Abendländer wird kommen mit seines Wesens Bestimmung: dem planetarischen Weltgefühl, dem Greifen nach Sternen; und der Deutsche wird sieghaft erscheinen: mit der Staatsauffassung seines Großen Friedrich und dem Kantschen Imperativ in heißglühendem Herzen.

Und so die Vorbereitung zu dem einzig endgültigen Menschen, von dem uns noch kein Dichter sprach: dem Menschen in der Einheit von Gesetz und Freiheit. Er wird den Meißel an das neue Gesicht der Erde legen. Morgen und Uebermorgen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 26. August 1922

Nummer 31/32

Dänische Poincarés.

Von Gryphius.

1. Michel schläft.

Von Sorgen ringsum und daheim bedrängt, glaubt mancher Deutscher die Nordmark vergessen zu dürfen. Das rasse- und kulturverwandte dänische Volk kann von ihm aus ewigen Grenzfrieden genießen. Nirgendwo scheint es leichter möglich, sich mit dem Gegebenen abzufinden.

Diese Deutschen mögen einmal zu uns in die Nordmark kommen. Nicht etwa in die abgetretene, sondern in die deutschgebliebenen Teile. Da werden sie sich erstaunt die Augen ausreiben!

In Flensburg, der Seele der Nordmark, sind seit Kriegsende schon drei dänische Schulen gegründet worden, und binnen kurzem wird sich auf dem Platz der alten dänischen Zwingburg über dem Hafen von Flensburg die vierte Dänenschule erheben, als ein überragendes Wahrzeichen dänischer Zukunftshoffnungen, Eroberungslust und valutagestützten Seelenfangs. Wo kommen die Schüler dieser Propagandaschulen her? Kinder dänischer Eltern würden ja kaum eine kleine Privatschule bevölkern können. Es sind Kinder deutscher Eltern, die nicht wohlhabend genug, um aus eigener Kraft eine höhere Schulbildung zu erwerben, diese Proselytenschulen aufsuchen, in denen ihnen der ganze Unterricht einschließlich Straßenbahnfahrgeldes, dänischer Ferienaufenthalte und werbender Umschmeichelung gratis zu teil wird. Daß diese Kinder im deutschen Flensburg dadurch perfekte Dänen der Sprache usw. nach werden, ist freilich ausgeschlossen. Aber darauf kommt es auch nicht an. Ueberläufergesinnung, nicht endgültiges Dänentum soll gezüchtet werden. Im deutschgebliebenen Schleswig erscheint seit Kriegsende eine dänische Zeitung in deutscher Sprache, welche ebenfalls keine perfekten Dänen, wohl aber Verleugner ihres deutschen Volkstums erziehen will. Weit unter dem Preis den Abonnenten zugestellt und von Kopenhagener Boulevardjournalisten geschickt aufgemacht, hat es diese Renegatenzeitung in ihren drei Ausgaben in Flensburg, Schleswig und Friesland schon auf sechstausend Abonnenten gebracht. Sie lebt von einem künstlich aufgestachelten Preußenhaß und gibt sich als leidenschaftliche Separatistin. Sie will das

Heimatgefühl einfangen und umfälschen. „Schleswiger Verein" heißt die Schar ihrer Anhänger, welche von den echten Schleswig-Holsteinern verachtet wird. Ueberall auf dem Lande sucht sie einzelne Bauern zu ködern. Hat sich irgendein Querkopf oder gewinnsüchtiger Eigenbrödler da und dort im Dorfe verfangen, so wird er häufig von den eleganten Touristen aus Kopenhagen mit Auto und Kodak besucht, aufgemuntert, in Größenwahn versetzt, eingeladen; kurz, er ist eine Keimzelle der „unerlösten Brüder". Die Eiderdänen sind wieder aufgewacht. Ihre Kronen sind tätig bis hinab nach Tönning und „Rendsborg", wie unsere Kanalmetropole auf dem amtlichen Eisenbahnplan der dänischen Staatsbahn heißt. Erst kürzlich hat die dänische Regierung wieder fünfzig Millionen Mark für die Wühlarbeit südlich der Grenze gespendet. Das Land soll reif gemacht werden, damit es dereinst nach dem § 18 unserer Reichsverfassung, ähnlich wie man dies vom Rheinland und von Hannover hofft, sich von Preußen löse und einen eigenen Bundesstaat als vorläufigen Uebergang zur Einverleibung in Dänemark bilde.

Wer im inneren Deutschland ahnt diese Tatsache? Wer nimmt sich die Mühe, unser Flensburg mit seinem blühenden deutschen Leben zu besuchen? Zeitungen und Schulen sind die nationalistischen Werkzeuge der Gegenwart. Wo einst Burgen, da bekränzen jetzt Schulen beherrschend die Höhen. Das schlechte Gewissen, welches die Dänen nicht ohne Grund beherrscht, seit sie ohne Schwertstreich als Kriegsgewinnler ihren Fuß bis vor die Tore Flensburgs gesetzt haben, treibt sie weiter und weiter. Polnische Militärmissionen sitzen in Kopenhagen, französische Eroberungsmethoden werden in intimster Zusammenarbeit mit den französischen Chauvinisten studiert und angewandt; man spricht nicht ohne Grund von einem dänischen Geheimvertrag mit Frankreich, der den Dänen den Besitz ganz Schleswigs in Aussicht stellt. Wie das Rheinland, so soll Schleswig erst einmal autonom werden, um sich dann zum Erbfeind hinüber zu entwickeln. Deutschland muß schwach und zerrüttet bleiben, damit der gemeinsame Plan gelinge. Der Tag wird kommen, so hofft man, an welchem die dänische Armee ohne Gefahr in einem neuen „Krieg" gegen das entwaffnete und gefesselte Deutschland den Danebrog am Kaiser-Wilhelm-Kanal aufpflanzen wird.

Michel schläft. Er glaubte durch Selbstentäußerung dauernden Frieden zu gewinnen. Er ahnte nicht, daß vor der Schwäche niemand Halt macht und daß gefahrlos erobernder Chauvinismus weiter und weiter frißt.

2. Schleswig-Holstein wacht.

Schwer in Bewegung zu setzen, aber zäh im Beharren hält der Schleswig-Holsteiner, der sich in seinem Grenzkampf vom großen Vaterland nicht genügend gestützt fühlt, auf dem gefährdeten Posten die Wache. Er behandelt die Dänen nicht als Sieger. Er denkt sich über die „Speckdänen", d. h. die Deutschen, die sich durch dänischen Speck ködern lassen, das Seine und glaubt, daß Deutschland nicht ewig in Schwäche verharren wird und daß sich die französischen Vasallenstaaten auf die Länge verrechnen. Gewiß zürnt er, daß das Deutsche Reich alle die dänischen Grenzchikanen ohne Gegenmaßregel erduldet. Aber er weiß, daß auf die Länge doch Dänemark mit Deutschland wieder vernünftig wird reden müssen. Denn wir können Dänemark entbehren, aber nicht Dänemark

das Deutsche Reich. Drei Monate, nachdem einmal England seinen eigenen Kolonien Vorzugszölle eingeräumt haben wird, ist ganz Dänemark mit Ausnahme einiger getreidebauender Großgrundbesitzer bankerott. Ein künftiges Deutschland wird den Dänen seine Bedingungen stellen, bevor es dann die für Dänemark einsetzende Lebensnotwendigkeit der Ausfuhr dänischer Butter usw. nach Deutschland befriedigt. Und wie sollen sich die Abkömmlinge der Idstedtkämpfer jemals darüber täuschen lassen, daß ihr so starkes schleswigholsteinisches Stammesgefühl nur im Rahmen des deutschen Mutterlandes, aber niemals in Dänemark befriedigt werden kann!

Nachdem Dänemark die nördliche Hälfte Schleswigs verschluckt hat, muß es auch Südschleswig begehren; das ist der Fluch der bösen Tat. Bubenhände hatten vor einiger Zeit das Schleswig-Holsteiner Denkmal in Hadersleben geschändet. Die deutsche und sozialdemokratische Mehrheit im Hadersleber Stadtparlament hat kürzlich die Wiederaufstellung des Denkmals beschlossen. Aber die dänische Regierung hat verboten, daß Schleswig-Holstein auf diesem Denkmal stehe. Es muß „Schleswig und Holstein" heißen. Der Bindestrich tut den dänischen Poincarés so weh, wie die deutsche Sprache im Elsaß ihren Pariser Vorbildern. Aber der Schleswig-Holsteiner, up ewig ungedeelt, läßt sich sein Stammesgefühl nicht umfälschen.

3. Nordschleswig trauert.

Auf weißem Roß hat der Dänenkönig seinen Einzug gehalten und die Gedenksteine bezeichnen den Ort an welchem er die alte Grenze überschritt, aber nicht den Ort, an welchem er vom Schimmel fiel. Moralische Eroberungen hat die dänische Verwaltung in den drei Jahren ihres Bestehens nicht zu machen vermocht. Sie hat eines erreicht: eine geradezu rührende Ehrenrettung der einst so viel geschmähten Preußen. Bismarck hat vom Preußentum gesagt, es gleiche einer Wolljacke, die zuerst kratze, dann aber warm halte. Nordschleswig hat wie das Elsaß bis 1918 über die Wolljacke oft geklagt, jetzt fröstelt es nach hier zurück; man kann es aus dem Mund der dänisch sprechenden Nordschleswiger täglich dutzendmal hören, daß eine Abstimmung heute andere Ergebnisse zeitigen würde, als damals, da man ein spartakistisches, zerfallendes Deutschland mit einem blühenden Kleinstaat zu vertauschen hoffte. Die saumselige, unordentliche, kostspielige dänische Verwaltung, die vielfach sehr zweifelhaften Charaktereigenschaften des neuen ins Land geströmten Beamtenheeres, die wirtschaftliche Depression des agrarischen Nordschleswigs im rein agrarischen Dänemark, alles dies hat eine Mißstimmung erzeugt, wiederum vergleichbar dem Elsaß, welche den Deutschen mit wehmütigem Stolz erfüllen darf, weil der unausgesetzte Vergleich mit der Vergangenheit deutsches Wesen und deutsche Staatlichkeit im hellsten Licht erstrahlen läßt. Das sind Keime der Zukunft.

Man lasse sich, kommt man heute durch Tondern, Apenrade, Sonderburg oder Hadersleben, nicht durch die äußerliche Danisierung des Stadtbildes täuschen. Unter der Oberfläche ist die deutsche Gesinnung lebendiger als je. Und zwar macht die Sprache hier keinen Unterschied. So wie immer dort oben plattdänisch, plattdeutsch und hochdeutsch durcheinander gingen, so ist es auch heute, und die Träger aller drei Sprachen sind durch gemeinsame Abneigung gegen das landfremde Reichsdänentum geeint. Auf der Straße hört man freilich viel Schriftdänisch. Denn die

sinnlos vielen Beamten und die lustigen Touristen bevölkern die Straße, während der Nordschleswiger in den Häusern arbeitet. Drei deutsche Zeitungen und eine wackere Zeitschrift, deutsche Schulen, die der Not der Zeit zum Trotz erhalten werden, gesunde Jugendbünde, in denen deutsche Kultur ohne jede aggressive Spitze gegen die verwandte skandinavische Kultur gepflegt wird, vermitteln den Zusammenhalt unter den Heimdeutschen. Freilich ist leider viel deutsche Intelligenz abgewandert, hinausgedrängt und weggeekelt durch die dänische Verwaltung. Und die politische Polizei überwacht die Grenze eifersüchtig, damit keine unabhängigen Männer aus Deutschland zuziehen, um die Nordschleswiger in ihrem stillen Abwehrkampf zu stärken. Trotz alledem erlebt Nordschleswig ein Zeitalter der Germanisation — — — durch die dänischen Beamten selbst! Auch das dänische Militär in seiner schlappen Haltung macht nur Propaganda für die paar Schupoleute in Flensburg und das Restchen deutscher Marine in Mürwick. Und wenn Dänemark schönen Wiesengrund in Apenrade zerstört, um eine völlig überflüssige Hafenerweiterung vorzunehmen, so fragt sich der Nordschleswiger angesichts solch leeren Größenwahnes, ob er dafür seine übermäßig harten Steuern zahle, oder für die tagediebenden Beamten, oder für das Heer der Arbeitslosen, die im kleinen Dänemark doppelt so zahlreich sind, wie im ganzen großen Deutschland. [1])

Die Führer des Dänentums in Nordschleswig kennen dies Unbehagen der Bevölkerung; es ist ihnen darum auch nicht recht wohl bei dem offensiven Vorgehen der dänischen Annexionisten in Südschleswig, und wenn auch die Alliance française selbst in der guten alten Stadt Schleswig eine Filiale gründet, so werden alle solche Mätzchen die stille Wirkung nicht aufheben, welche das Gedeihen des ganzen Landes Schleswig in deutscher Hand noch nachhaltig ausübt.

Auch die dänische Kirche ist ein Werkzeug der Danisierung. Sie hat in Flensburg schon zwei dänische Pastoren und einen Missionar. Umgekehrt werden die Heimdeutschen in Nordschleswig zur Gründung deutscher Freigemeinden schreiten müssen, wo ihnen das Vertrauen zu den eingewanderten reichsländischen Pfarrern fehlt.

Allverbreitet ist nördlich der heutigen Grenze der Glaube, daß eine Revision der unnatürlichen und betrügerischen Grenzziehung kommen müsse und daß Deutschland und Dänemark zusammen einmal vernünftig reden würden, sobald Deutschland wieder Kraft hat. Es ist nicht nötig, daß jeder Bauernhof wieder deutsch werde, der einmal deutsch gewesen ist; aber eine neue Abstimmung tut not, die Verwirklichung der Selbstbestimmung des nordschleswigschen Volkes ist nötig. Der rührende Glaube vieler dänisch sprechender Nordschleswiger muß in Erfüllung gehen, daß sie dem Staat dereinst wieder angehören dürfen, zu welchem ihr Gefühl sie zieht.

Sollte aber Dänemark die Zeit deutscher Schwäche benützen, um seine offensiven Pläne durchzuführen, denen das Deutschtum in unaggressiver Abwehr gegenübersteht, dann wird sich Dänemark selbst sein Grab graben. Es möge aus der Geschichte lernen und sich nicht an der Gegenwart berauschen!

---

[1]) Anmerkung: Wir werden im nächsten Heft die launige Satire eines friesischen Landmannes auf die dänische Verwaltung bringen, die wir der obenerwähnten Zeitschrift Nordschleswigs entnehmen dürfen.

Ihr Deutsche aber, vergeßt die Nordmark nicht! Die Ruhe, den Frieden, den der Verzicht euch bringen sollte, hat er nicht gebracht. Die heutige Grenze ist kein Deich gegen die dänische Begehrlichkeit; sie überflutet das Vorland südlich der Grenze, und so liegt auch unsere Abwehr nicht in Flensburg selbst, sondern nördlich in den Herzen der Nordschleswiger. Es ist den Franzosen gelungen, den Zankapfel zwischen Deutsche und Dänen zu werfen, indem es den Dänen zuviel gab, durch die Zuteilung deutschgesinnter Gebiete, und doch auch wieder zu wenig, weil die Grenze bei Flensburg unhaltbar ist. Es wird deutscher Kraft und Mäßigung, verbunden mit nordschleswiger Treue und Zähigkeit vorbehalten sein, dereinst den Dänen einen wahren Frieden anzubieten. Wahren Frieden erzielt man nicht durch Verzichte.

Die Deutschen Nordschleswigs versammeln sich auch heute noch auf dem Knivsberg. Den Bismarck haben sie von dort weggeführt und in Deutschland geborgen, weil sie ihn nicht mit dem Danebrog in der Hand sehen wollten. Jetzt lassen sich täglich dänische Automobilisten auf dem Knivsberg photographieren, indem sie sich stolz in die leere Bismarckische stellen. Aber an manchen Tagen versammeln sich die Nordschleswiger an der leeren Nische zu einem ergreifenden Fest. Das deutsche Volk wird hart und fest, indem es durch die Zeiten der Bedrückung geht.

Der drohende Zusammenbruch unserer Wirtschaft.

Von Prof. Dr. H. G. Holle (Bremen-Vegesack).

Ueber die wahren Ursachen der Geldentwertung und die aus deren Erkenntnis von selber sich ergebenden Möglichkeiten, sie aufzuhalten, haben wir in früheren Aufsätzen gesprochen[1]). Inzwischen ist im Hochsommer dieses Jahres eine wesentliche Beschleunigung der Geldentwertung oder, was dasselbe ist, der Verteuerung unserer Lebenshaltung eingetreten, die in den äußeren Verhältnissen des Reiches, auf die der Blick immer gern abgelenkt wird, keine zutreffende Begründung findet.

Es ist ja keine Frage, daß die Welt-Geldmächte es in der Hand haben, die Welt-Geltung der Mark durch Börsenmanöver in Wellenbewegungen nach aufwärts oder abwärts zu beeinflussen, an denen die Kundigen so oder so verdienen. Aber von diesen Wellenbewegungen ist völlig unabhängig die allgemein abwärts gerichtete Bewegung dieser Geltung, die in den früher dargelegten Ursachen ihren sozusagen naturgesetzlichen Grund hat und durch keine finanzpolitischen Maßnahmen rückläufig gemacht oder auch nur dauernd aufgehalten werden kann.

Bei der Wertbemessung der Mark ist deren Weltgeltung und die innerdeutsche Bewertung wohl zu unterscheiden. Da der Wert, das heißt die Kaufkraft des Geldes, wie wir erkannt haben, wesentlich bedingt ist durch

[1]) „Geldentwertung" in Nr. 11 und „Das Verhängnis des Geldwahns" in Nr. 22

die Menge der zur Verfügung stehenden Werte einerseits und die gegenüberstehende Menge des Ware heischenden Geldes anderseits, wenn wir unter „Geld" immer nur die anerkannten Ansprüche an Wert, nicht die umlaufenden Geldzeichen verstehen, so liegt es in der Natur der Sache, daß der äußere Wert unserer Mark im allgemeinen geringer sein muß als der innere, aus dem einfachen Grunde, weil die Verwirklichung der vom Ausland geltend gemachten Ansprüche an Wert, trotz aller dem Ausland gewährten Gleichberechtigung und trotz aller Bemühungen einen allgemeinen Weltmarkt zu erzielen, immer noch mit größeren Schwierigkeiten verknüpft ist als bei dem vom Inlande ausgehenden.

Diese Schwierigkeiten liegen vor allem in dem Mißtrauen des Auslandes in die Haltbarkeit unserer politischen Zustände, die die Verwirklichung der auf dem Markt geltend gemachten Ansprüche an Wert gewährleisten müssen. Wenn im Innern dies Vertrauen auch oft ebenso gering ist, so sind wir dafür im Reiche auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen und können die Wirtschaft nur aufrecht halten, wenn wir handeln, als hätten wir dies Vertrauen.

Das wird uns schwer gemacht, wenn auf der einen Seite von radikalen Arbeiterkreisen immer höhere Lohnforderungen aufgestellt und mittels Streiks durchgesetzt werden, die gleichzeitig durch Zerstörung und durch Mindererzeugung eine Verringerung der dem vermehrten Gelde gegenüber stehenden Warenmenge herbeiführen, oder gar die Alleinherrschaft über die Wirtschaft angstrebt wird, und wenn auf der anderen Seite das in der Industrie wie auch in der Landwirtschaft schon seit lange hervorgetretene Bestreben verfolgt wird, den „Weltmarktpreis" auch im Innern zu erreichen und inne zu halten. Dies Bestreben ist um so verhängnisvoller für die Allgemeinheit, als es sein Ziel nie erreichen kann, das es selber immer höher schiebt. Denn je mehr einzelne Erzeugnisse der Industrie oder der Landwirtschaft verteuert werden, desto mehr steigen auch die anderen im Preise, deren Erzeuger Abnehmer der ersteren sind. Desto mehr will auch der Zwischenhandel an aller Ware verdienen, und um so höher steigen auch notgedrungen die Löhne und Gehälter, allgemein also die Menge des Geldes.

Das eben ist das „Verhängnis des Geldwahns", daß man meint, einseitig durch Vermehrung des Geldes die erstrebte Lebenshaltung verwirklichen zu können, ohne daß eine entsprechende Vermehrung der Ware eingetreten ist.

Damit sinkt selbstverständlich auch die Kaufkraft der Mark im Auslande, und in noch höherem Maße, weil wir gezwungen sind, den nominellen Betrag der Ansprüche an Wert zu erhöhen, die der von den Siegerstaaten uns auferlegte „Friedensvertrag" ihnen zuerkannt hat.

Es ist also eine Verkehrung der Tatsachen, wenn uns vorgeredet wird, daß die Entwertung der Mark im Auslande sie auch im Inlande wertloser macht Die primäre Ursache liegt bei uns, wenn auch selbstverständlich die unerfüllbare Höhe der feindlichen Forderungen die Möglichkeit herabsetzt oder aufhebt, die wirksamen Mittel dagegen anzuwenden oder zur vollen Geltung zu bringen.

Ein Haupthindernis ist der von außen uns auferlegte, allzu willig erfüllte Zwang, gerade die für die Gesamtwirtschaft grundlegende Erzeugung Kohle- oder überhaupt Kraftzeugung und Verkehr zu verteuern,

deren „unwirtschaftlicher" Mindererlös durch Erleichterung und damit Verbilligung der Gesamterzeugung sich mehr als ausgleichen würde.

Diese schon länger wirksamen Umstände könnten die neuerdings eingetretene sprunghafte Erhöhung der Teuerung nicht erklären; es kommt ein erst jetzt zur Geltung gekommener Umstand hinzu, der umso wirksamer ist, als er den Zwischenhandel betrifft, der ja überhaupt noch mehr als die unmittelbare Erzeugung auf die Verteuerung hinwirkt. Die herrschend gewordene Auffassung nämlich, die sogar von Gerichten schon als berechtigt anerkannt ist, daß der Kaufmann berechtigt sein soll, in den Preisen der jetzt verkauften Waren die Möglichkeit einzukalkulieren, für den Erlös die gleiche Warenmenge neu zu beschaffen. Damit wird der selbstverständliche Grundsatz alles soliden Handels aufgehoben, daß der Erlös einer Ware die Anschaffungskosten nur um einen den berechtigten Lebensunterhalt ermöglichenden Betrag übersteigen darf, wenn er nicht als Wucher betrachtet werden soll. Danach bedeuten heute die auf den Wiederanschaffungspreis hin erhöhten Warenpreise ohne Frage allergrößten Wucher.

Von den in Frage kommenden Kaufleuten wird geltend gemacht, daß sie mit ihrem Betriebskapital ohne dies Verfahren überhaupt nicht imstande wären, ihr Lager zu „ergänzen". — Hier kommt eben der gerügte „Geldwahn" wieder zur Wirksamkeit, der die Meinung vertritt, durch allgemeine Vermehrung des Geldes könnten alle Ansprüche an Wert wie bisher befriedigt werden, auch wenn gleichzeitig die gegenüber stehende neu erzeugte Menge der Ware nicht nur gleich bleibt sondern sogar abnimmt. Das Warenlager läßt sich bei der heutigen Mindererzeugung eben nicht allgemein auf der gleichen Höhe halten. Der Versuch läßt die Notwendigkeit äußerster Einschränkung den Kunden nicht zum Bewußtsein kommen und muß notwendig zu einer ungeheuerlichen Anschwellung der Teuerung führen, die deren bisherige „lawinenartige" Erhöhung soweit hinter sich läßt, daß keine bildliche Anschauung mehr zur Verfügung steht und der Zusammenbruch unserer Wirtschaft unvermeidlich ist. — Es ist möglich, daß, wenn der gedachte falsche Geschäftsgrundsatz nicht anerkannt wird, manches kleinere Geschäft sich nicht mehr halten läßt und der Untergang des Inhabers unvermeidlich wird; aber die Berechtigung des Verfahrens daraus abzuleiten wäre geradeso „unbiologisch" gedacht, wie wenn man den Untergang des Kleinrentners dadurch aufhalten wollte, daß man alle früher ausgeliehenen Kapitalien, einschließlich der Staatsschulden, zum „Goldwert", also heute schon etwa verhundertfacht rechnet.

Die Einheitlichkeit der Gedankenwelt Nietzsches

Zum Erscheinen der neuen Nietzsche-Ausgabe.

Von Max Oehler, Archivar des Nietzsche-Archivs.

Die neue, große, auf 22 Bände berechnete Musarion-Ausgabe von Nietzsches Werken (Musarion-Verlag, München), von der bereits 6 Bände fertig vorliegen, hat mancherlei Vorzüge: Sie erscheint in einer Ausstattung, die auch den verwöhntesten Geschmack befriedigen wird und erfüllt damit einen seit langem gehegten Wunsch der Nietzschefreunde. Sie

wird die vollständigste aller bisheriger Ausgaben sein, da sie eine große Zahl der bisher noch nicht veröffentlichten Jugendschriften und der autobiographischen Aufzeichnungen Nietzsches enthalten wird. Sie bringt endlich die vom Verfasser selbst veröffentlichten Schriften und den gesamten Nachlaß in zeitlicher Reihenfolge; alles, auch Bruchstücke, Entwürfe, erste Aufzeichnungen, Pläne, ist da eingeordnet, wohin es der Zeit nach gehört, auch der weitaus größte Teil der in der früheren Gesamtausgabe am Schluß für sich stehenden philologischen Schriften. Natürlich ließ sich dieser Grundsatz nicht mit voller Strenge durchführen; Werke, Vorarbeiten, Vorlesungen greifen vielfach ineinander über; die Entstehung einer Schrift zieht sich mitunter über Jahre hin, während deren andere Arbeiten in Angriff genommen wurden. Auch mußte aus Gründen der Förderung des Verständnisses und aus Geschmacksrücksichten jeder Band zu einer möglichst geschlossenen Einheit gestaltet werden.

Die Musarion-Ausgabe wird es also ermöglichen, den Entwicklungsgang Nietzsches vom Schüler der Landesschule Pforta zum klassischen Philologen, zum Kämpfer gegen die Kultur seiner Zeit, zum moralistischen Kritiker, zum neuschaffenden Denker, zum Umwerter aller Werte, zum Dichterphilosophen und glänzenden Stilisten Schritt für Schritt in allen Einzelheiten zu verfolgen. Wir haben zunächst in Abhandlungen, Studien, Entwürfen, Vorträgen, Schulaufsätzen und Gedichten den jugendlichen Nietzsche vor uns mit der ganzen Fülle seiner Versuche nach den verschiedensten Richtungen hin, mit dem schon damals ihn kennzeichnenden Zusammenklang von Wissenschaft, Musik und Dichtkunst in seiner Seele. Denn die Jugendschriften haben keineswegs nur biographischen Wert. Man wird erstaunt sein, zu erfahren, wie früh spätere Hauptgedanken schon keimartig zu Tage treten und sich der Nietzscheworte erinnern: „Die originalen Ansichten, die unser ganzes späteres Leben ausführen, mit Beispielen und Erfahrungen belegen und bekräftigen soll, werden in den zwanziger Jahren geboren." — „Die Erfahrung aller großen Genien zeigt, daß die Jahre von 20—30 alle Keime ihrer eigensten Größe bereits tragen, meistens in strotzendem Daseinsdrange, roh, unvollkommen, aber unendlich reich." — Auf die so bezeichnende Vorliebe schon des Schülers Nietzsche für Hölderlin mit seinem Haß gegen den deutschen Philister und seiner glühenden Begeisterung für das alte Griechenland, für Theognis von Megara, den ausgesprochenen Aristokraten unter den griechischen Dichtern, für den Byron'schen Manfred und „die furchtbare Erhabenheit dieses geisterbeherrschenden Uebermenschen" habe ich bereits früher hingewiesen (vergl. Nr. 15 der Zeitstimmen); desgleichen auf wichtige, schon in Schülerarbeiten auftauchende Gedanken, die später in den Werken weiter ausgebaut worden sind.

Die zeitliche Einordnung der philologischen Schriften wird diesen endlich die Würdigung verschaffen, die sie verdienen. Nietzsche, der Philologe, hat bisher zweifellos zu wenig Beachtung gefunden: er wurde durch den späteren Nietzsche, der noch dazu gelegentlich recht verächtlich von seiner Philologen-Existenz sprach, in den Schatten gestellt. Und doch ist Nietzsche als Gesamterscheinung ohne Vertiefung in seine fachwissenschaftliche Betätigung nicht zu erfassen: sein viel- und weiträumiges Gedankengebäude ruht mit den Fundamenten in den wissenschaftlichen Fachstudien. Wer sich nicht nur an den Fassaden des Gebäudes erfreuen, sondern in die

Geheimnisse seiner gesetzmäßigen Konstruktion und seiner Baugeschichte eindringen will, muß sich mit den philologischen Schriften eingehend beschäftigen; er wird sich sehr rasch von der Einheitlichkeit der Struktur des ganzen Baues überzeugen. Philologie war für Nietzsche niemals Selbstzweck. Immer stand die Frage im Vordergrund: was kann das klassische Altertum unserer Zeit sein, wie kann man aus der Beschäftigung mit ihm Werte für uns gewinnen? Aufs heftigste beunruhigt über die Zukunft unserer Kultur, aber nicht gewillt, zu resignieren, immer auf der Suche nach frischen, kräftigen Nährstoffen, die man unserem kranken Kulturkörper zuleiten könne, führt ihn beispielsweise die eingehende Beschäftigung mit den großen Philosophenpersönlichkeiten der vorplatonischen Zeit zu beglückenden Entdeckungen und mitten „in ein höchst praktisches Kulturproblem". Wie in der „Geburt der Tragödie" aus der griechischen Kunst, so will er alsbald in einem großen Griechenwerk aus der Philosophie der Hellenen kulturfördernde Bildungs- und Erziehungselemente für unsere Zeit gewinnen. Das Werk ist nie zustande gekommen, über Pläne, Gedankensammlungen, Ausführung einzelner Teile nicht hinausgekommen; aber für Nietzsches eigene innere Entfaltung war es nicht mehr von Belang, ob das geplante Buch fertig wurde oder nicht: bis in die letzte Schaffenszeit sind die nachhaltigen Eindrücke, die er aus diesen Studien empfangen hat, bemerkbar; unmittelbar fruchtbar geworden sind die in den Unzeitgemäßen Betrachtungen, in die ganze Gedankengänge aus den Universitäts-Vorlesungen und den damit eng zusammenhängenden Entwurfnotizen übernommen worden sind.

Dies eine Beispiel für viele für die Art Nietzsches, aus den philologischen Fachstudien für sich und sein Werk Werte zu gewinnen — jene besondere Art, die die Beschäftigung mit den philologischen Schriften auch für den Nichtphilologen so reizvoll und so fruchtbar macht. Kurz sei nur noch daran erinnert, daß ihn auch die Grundprobleme seiner ersten, aus den philologischen Fachstudien erwachsenen, über deren Grenzen aber weit hinausstrebende Schrift, der „Geburt der Tragödie", bis zuletzt nicht losgelassen haben: immer wieder kommt er in eingehenden Ausführungen auf das Dionysische, den Pessimismus der Griechen, Sokrates, die griechische Tragödie, die „Moral unter der Optik des Lebens", kurz auf das „ganze Bündel schwerer Fragen, mit denen sich dieses Buch belastet hat", zurück.

Seine Grundrichtung ins Allgemeine, die in den philologischen Schriften überall zu Tage tritt, trieb Nietzsche bald ganz über den Bannkreis seiner Wissenschaft hinaus. In 13, zeitweise 24, „Unzeitgemäßen Betrachtungen" will er den Kampf gegen seine Zeit aufnehmen. „Vorwärts mit strengem Fechten" ist damals sein Wahlspruch. „Hier gehts mutig zu, wir hauen um uns herum", schreibt er an einen Freund. Die von den verschiedensten Ausgangspunkten zuströmenden Gedanken zeitigen eine Fülle von Plänen; so verschieden sie sind, so werden sie doch alle aus einer Quelle genährt, der Sorge um die Zukunft der deutschen Kultur. Deutlicher bereits, wenn auch immer noch in einer Art Verpuppung, treten in den Unzeitgemäßen Betrachtungen — den 4 ausgeführten wie den nicht über Vorarbeiten hinausgekommenen — Anschauungen hervor, deren Keime sich bereits in den philologischen Schriften allenthalben beobachten lassen: Grundanschauungen des reifen Nietzsche. Was in dieser ersten großen Schaffensperiode noch scheinbar — besonders wenn man

nur die von Nietzsche veröffentlichten Schriften in Betracht zieht — zurücktritt, ist das später so stark in den Vordergrund rückende Problem der Moral. Scheinbar! denn tatsächlich hat sich Nietzsche auch mit diesem Problem schon in jener Zeit ernsthaft beschäftigt: zwischen der 1. und 2. Unzeitgemäßen verfaßte er ein „geheim gehaltenes Schriftstück", ein nur für ihn selbst niedergeschriebenes „Promemoria": „Ueber Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne" und noch früher eine Art Vorläufer davon, die in dieser Ausgabe zum ersten Mal veröffentlichte kurze Abhandlung „Ueber den Pathos der Wahrheit". Ein Beispiel dafür, wie notwendig es ist, den gesamten Nachlaß zu berücksichtigen, will man bei der psychologischen Analyse des Autors nicht zu so falschen Schlüssen kommen, wie den von der „sprunghaften Entwicklung" und der Einteilung seines Schaffens in drei scharf abgegrenzte Abschnitte, von denen der 2. und 3. eine starke Wandlung der Gesamtanschauungen gegenüber dem jedesmal vorherrschenden darstellen soll. Es ist zu hoffen, daß die in der Musarion-Ausgabe eingehaltene zeitliche Einordnung des gesamten Nachlasses diesen Legenden, die in der Nietzscheliteratur noch immer ihr Unwesen treiben, ein Ende machen wird, nicht zuletzt auch betr. Schopenhauers und Wagners — die scheinbar so plötzliche Abkehr von Wagner hat den Nietzsche-Ausdeutern besonders viel zu schaffen gemacht und zu den abenteuerlichsten Vermutungen geführt. Der Nachlaß belehrt darüber, daß im stillen die kritische Prüfung der angebeteten Ideale neben der Verehrung herging, daß die Kritik des Erziehungs- und Wissenschaftsbetriebs, Schopenhauers und Wagners weit zurückliegt, also viel früher als man ehemals annahm, d. h. noch in der heißesten Verehrungszeit, einsetzte. Schopenhauer und Wagner, ebenso wie Griechentum und Philologie waren in Nietzsches Entwicklung lediglich in führenden Händen, die der Suchende mit dem stürmischen Verehrungsbedürfnis der Jugend ergriff. Aber der Tag konnte nicht ausbleiben, an dem er sie wieder losließ, ja von sich stieß — und das um so heftiger, je zärtlicher er diese Hände geliebt hatte. Auf dem harten Wege zu sich selbst wurden sie gerade um seiner Liebe willen zu einer Gefahr.

Als einen besonders scharfen Einschnitt, ja einen Bruch in Nietzsches Entwicklung hat man vielfach „Menschliches, Allzumenschliches" empfunden trotz der späteren Kennzeichnung dieses Buches durch Nietzsche selbst als „einer geistigen Kur, nämlich der antiromantischen Selbstbehandlung" oder — in der schärferen Sprache des Ecce homo — als eines „Denkmals einer rigorosen Selbstzucht, mit der ich bei mir allem eingeschleppten „höheren Schwindel", „Idealismus", „schönen Gefühl" und anderen Weiblichkeiten ein jähes Ende bereitete." Es ist eine bestimmte, sehr starke Seite in Nietzsches Natur, die kritische, skeptische, das immer wache Mißtrauen gegen alle herkömmlichen, öffentlich als maßgebend abgestempelten Meinungen, die er hier vor allem zum Zwecke der eigenen Selbstbefreiung zur vollen Auswirkung kommen läßt. „Ein Buch für freie Geister" war der Untertitel des Buches. „In keinem anderen Sinne will das Wort „freier Geist" hier verstanden werden: ein freigewordener Geist, der von sich selber wieder Besitz ergriffen hat." (Ecce homo.) Vorbereitet durch die philologischen Schriften — auch aus diesen sind wesentliche Gedankengänge in leichter Umgestaltung in „Menschliches, Allzumenschliches" und die späteren Schriften übernommen worden — und die zahlreichen Aufzeich-

nungen und Gedankensammlungen des Nachlasses, wird man den Uebergang von der sogenannten ersten zur zweiten Periode Nietzsches viel weniger jäh finden, als wenn man sich etwa sogleich nach dem Lesen der „Geburt der Tragödie“ und der vierten von Nietzsche veröffentlichten Unzeitgemäßen Betrachtungen in die Eisregion nüchterner Prüfung unserer herkömmlichen Wertschätzungen führen läßt. Ist doch selbst äußerlich betrachtet „Menschliches, Allzumenschliches“ die unmittelbare Fortsetzung der in den Unzeitgemäßen Betrachtungen geplanten öffentlichen Kundgebungen Nietzsches: die beiden letzten Pläne zu den Unzeitgemäßen weisen mit einigen Buchtiteln, wie Religion, Der Künstler, Befreiung, Freigeist, Geselligkeit, Staat. Weib und Kind, schon deutlich auf die „Hauptstücke“ von „Menschliches, Allzumenschliches“ hin; und die ersten Niederschriften zu der im Herbst 1876 von Nietzsche als fertig bezeichneten f ü n f t e n Unzeitgemäßen Betrachtung mit dem Titel „Der Freigeist“ sind in „Menschliches, Allzumenschliches“ aufgegangen. —

Nachdem er sich mit diesem Buch und seinen Fortsetzungen „vom Unzugehörigen in seiner Natur frei gemacht“ und bald darauf auch die Fessel seines Amtes abgestreift hatte, stürmt Nietzsche rasch und unaufhaltsam zu s e i n e r Höhe empor. Mit der „Unerschrockenheit, ja Zuneigung zu harten und bösen Konsequenzen“, die bereits der Student an sich beobachtet hatte, wird die gesamte Menschheitsgeschichte kritisch durchforscht nach lebenssteigernden und lebensfeindlichen Elementen, unerbittlich wird den letzteren der Krieg erklärt, schonungslos werden die bisherigen moralischen Wertschätzungen der Kulturmenschheit, die platonische, die buddhistische, die christliche samt allen ihren Ausläufern im Bereich der Gesellschafts- und Staaten-Entwicklung, der Kunst und der Wissenschaft ihrer lebensschwächenden Tendenzen wegen zur Rechenschaft gezogen, woraus das gründlichste aller Mißverständnisse der Lehren Nietzsches — und es gibt deren viele — die Gleichsetzung seines von ihm selbst so genannten „Immoralismus“ mit Unmoral (im landläufigen Sinne) entstanden ist. Nur wenige schöpferische Geister der Vergangenheit waren von einer gleich starken Glut ethischer Leidenschaft beseelt; Einreißen und Forträumen alter, morsch gewordener Kulturbauten ist nur die Vorbereitung zum Aufführen eines neuen gewaltigen Zentralbaues zukünftiger Menschheitskultur. Große Kulturbewegungen werden vorausgesehen und kühn geschildert, neue Ideale werden als leuchtende Ziele gewiesen, neue Lebensanschauungen, die eine Steigerung tatkräftiger Bejahung des Daseins bedeuten, werden — als Wege zu den hohen Zielen der Zukunft — mit glühender Begeisterung dargestellt.

Diesen Gedankenschöpfungen eine geschlossene, von der zerstörenden Kritik der bisherigen Wertschätzungen zum Aufbau des Neuen folgerichtig fortschreitende Darstellung zu geben, war Nietzsche nicht mehr vergönnt: mitten in der Arbeit an dieser Darstellung, die den Titel tragen sollte: „Der Wille zur Macht. Ein Versuch der Umwertung aller Werte“, brach seine Gesundheit zusammen. An der Hand der noch von i h m vorgenommenen eingehenden Gliederung des Stoffes und s e i n e r Einordnung des größten Teils des überreichen Gedankenmaterials in diese Gliederung, ließ sich dieses Fragment gebliebene Hauptwerk jedenfalls in seinen Hauptlinien im Sinne des Verfassers herausgeben. Was hier als scharf umrissene Lehre in klar gegliedertem Aufbau dasteht, hat seine Vorbildung

in den früheren Schriften — der Zarathustra steht seiner dichterischen Einkleidung wegen ganz für sich — und nicht zuletzt in den zunächst nur für den Verfasser selbst bestimmten kurzen Aufzeichnungen und größeren Ausarbeitungen. Die Entwicklungslinien der einzelnen Schaffenstendenzen und Problemstellungen von ihrem ersten Auftauchen an, über ihre prüfende Betrachtung von den verschiedensten Seiten her, bis zu der ganz bestimmten und klar formulierten Stellungnahme des seiner selbst sicher gewordenen Genies zu verfolgen, wird durch die in der neuen Ausgabe eingehaltene zeitliche Einordnung und ihre Reichhaltigkeit außerordentlich erleichtert. Die jedem Band beigegebenen ausführlichen Nachberichte, die alles biographisch Wichtige über die Entstehung der Werke, sowie das Wesentliche über ihre Bedeutung im Gesamtschaffen Nietzsches und ihre zeitgenössische Wirkung enthalten, ziehen das so wichtige und aufschlußreiche, noch viel zu wenig beachtete Briefmaterial im weitesten Umfang heran.

„Alles war Eins und wollte Eins" in Nietzsches Werk (wie er es selbst einmal in einem Brief an Peter Gast aus der letzten Schaffenszeit ausspricht), von der Stunde, da der Genius die Schwingen zu regen begann, bis zu dem unvermittelten Sturz aus kaum vorstellbarer Höhe und Vereinsamung. Zeitweise treten bestimmte Seiten seiner vielfältigen Natur in besonders scharfer Prägung hervor; es hat „Gesamt-Abirrungen des Instinktes" gegeben auf seinem Wege, mit einzelnen „Fehlgriffen", wie er es in „Ecce homo" mit Bezug auf seine Philologen-Existenz und Wagner beschreibt, aber niemals eine Umkehr. Die Entwicklungslinie seines Schaffens zeigt Schwankungen und Ausbuchtungen, aber nirgends einen Bruch. —

Ueber das Gesamtwerk verteilt und oft eingestreut in das Allgemeine stehen zahlreiche Zeugnisse Nietzsches über sich selbst. Von frühester Jugend an hatte er sich daran gewöhnt, von Zeit zu Zeit halt zu machen in um- und rückschauenden Selbstbetrachtungen und Selbstbeschreibungen. Sie werden — vermehrt durch bisher nicht veröffentlichte Zeugnisse und eine Reihe Briefstellen — in einem besonderen Bande der neuen Ausgabe vereinigt werden. Besonders in späterer Zeit sich über den Zufallscharakter persönlicher Besonderheiten weit erhebend, lassen diese typischen Erlebnisse des schaffenden Menschen, diese Zeugnisse des sich seiner selbst bewußt werdenden Schöpfergeistes Blicke von einer bis dahin beispiellosen Tiefe in die Werkstatt des Genius tun. Mit den Beschreibungen „Wie man wird, was man ist" rundet Nietzsche sein Werk zur völlig geschlossenen Einheit.

Die seelischen Untergründe modernster Kunst.

Betrachtungen zu Abwehr und Verständigung.

Von Hans Schliepmann.

2.

In der bereits geschilderten Stimmung der Zeit, der sich ja noch kein neues großes Ideal entrungen hat, die auf jedem Gebiete nur herumtastet oder fortwurstelt, steigert sich nun Weltabgewandtheit bei den

Erregten zwar nicht zur Daseinsverneinung — dazu ist die Neigung zur Selbstvergottung bei ihnen zu groß! —, aber doch bis zur Kulturverneinung: „Zerbrecht die Museen, auf den Schutt alle alte „überwundene" Kunst! Wir müssen ganz von vorn anfangen, ganz neu werden, harmlos, naiv, primitiv!"

In diesem Feldgeschrei liegt unendlich viel mehr Symptom der Verworrenheit als nutzbare Wahrheit. Schon die gewollte Einstellung auf Primitivität zeugt davon. Man möchte es für einen ganz schlechten Witz halten; mir hat es aber ein moderner Architekt höchst überzeugt versichert, er habe sich eben bei dem und dem Hause, besonders bei dessen Ornament (halb Maorischnitzwerk, halb kindliche Bäckereikneterei) primitiv einzustellen gesucht. K ü n s t l i c h e Naivität des dummpfiffigen, blasierten Eindrucksjägers, so widerwärtig wie die im Wesen von gefallsüchtigen ältlichen Mädchen! Echtes „Stadtdenken", denn nur der von der Kultur — sagen wir ruhig einmal: von der leidigen Kultur — noch nie Beleckte kann wirklich vielleicht einmal ein Genie sein, dem aus völlig jungfräulichen Boden ganz Neues entsprießt. Wir anderen werden die erworbenen assoziativen Vorstellungen nicht über Bord werfen können, werden alle Entlohnungen aus dem Anschauungskreise der ostasiatischen Halbkultur wiedererkennen und — in der neuen Anleihekunst nur Epigonentum auf Umwegen, willkürlichstes Herausgreifen aus dem Orbis pictus, „Große Medizin" der Ratlosen erblicken können.

Und wir dürfen noch weiter schließen: ein Teil des Hasses gegen die alte Kunst beruht darauf, daß sie s c h w e r ist! Ihr gleichzukommen, nur im Technischen (das Seelische kann hier beiseite bleiben), erforderte Arbeit, Studium und nochmal Arbeit! Zu der aber verstehen sich die neuen Erregten nicht; ihr gottähnliches Dasein ist ja bereits Kunst, also auch jede „Emanation" dieses Daseins! Und das Unvermögen gerade ergibt ja die ersehnte Primitivität. Wir hatten nicht umsonst das „Jahrhundert des Kindes"! Es hat uns fast zur Proskynese vor der Schiefertafel des Sechsjährigen geführt: Nur keine geraden Linien, keine Senkrechten, aber dicke Striche! Kindlichkeit und Kindischkeit sind nicht mehr zu trennen. Die Propheten der neuen „Einstellung" aber verkünden, daß jetzt der Maler mit seinen ungezügelten Strichen eben „die B e w e g u n g zu malen vermag". Als ob jemals die festen Linien und Farben eines Bildes etwas anderes als e i n e n M o m e n t der Bewegung zu fassen vermöchten! Und wiederum: als ob wir nicht aus früheren Darstellungen des Wildbewegten, etwa einer Brandung, den b e z e i c h n e n d s t e n Augenblick herausgelesen und das fernere Ablaufen dieser Bewegung ohne weiteres gern aus G e d ä c h t n i s u n d P h a n t a s i e e r g ä n z t hätten.

Es zeigt den Geisteszustand der Erregten, daß sie den Besitz von Vorstellungen aus der alten Kunst für nichts erachten, aber auf das neue Schlagwort von der Darstellung der Bewegung durch die bildende Kunst hineinfallen wie die Leute im weisesten von Andersens Märchen auf „des Königs neue Kleider". Sie hatten gar keinen i n n e r e n Besitz an Kunstvorstellungen, sie beschwätzten sie mit den jeweils zeitgemäßen Schlagworten, hatten nirgend Zeit zur Vertiefung und jagten nach Neuem. Und da schien nun wieder eine Grenze durchbrochen; das ist heuer für sie an sich schon eine Wonne. Höchstes Glück der Erdenkinder ist — die Ungebundenheit; sie ist die Freiheit von heute!

Es ist nun aber freilich nicht zu vergessen, daß Erweiterung der Darstellungsmöglichkeiten in jeder Kunst gerade von den bedeutendsten Künstlern angestrebt worden ist. Schon das Flachrelief ist ein Hinübergreifen der Plastik in die Malerei, und die Fortsetzung von Architekturen in Malerei (Sixtinische Kapelle, das ganze Barock) ist als solche Grenzerweiterung zu betrachten. Die Programmusik sucht bestimmte Bilder und Vorgänge durch Tonfolgen darzustellen; mit der szenischen Bewältigung des Götz und Faust quälen sich immer wieder die Theater ab; die Naturbeschreibung durch Worte hat sich seit Adalbert Stifter literarisches Bürgerrecht errungen, obwohl Goethes „Zueignung" das Höchste gegeben hat, was eigentlich in solcher Darstellung zu leisten ist, nämlich die Auflösung in Vorgänge statt einer Nebeneinanderstellung von Bildlichkeiten, die denn doch immer die Phantasie aus ihrem Vorrat von Vorstellungen ergänzen muß. Fehlt dieser, so kann der Lehrer nicht nachschöpfen; er bleibt in einem gewissen „Wuseln" von Gefühlen und unklaren Vorstellungen. Es wäre ergötzlich, wenn jeder nach solchen — Angaben sehr talentvoll nachzeichnen könnte, etwa die Indienbeschreibungen von Bonsels; dieser würde staunen, wie ihn die Leute verstanden haben!

Die paar Beispiele zeigen, daß in der Tat die Grenzen der Darstellungsmöglichkeit für die einzelnen Künste nicht ganz unverrückbar sind; selbst Lessing ist an solchen Grenzfestsetzungen im Laokoon gescheitert. Man darf sogar sagen, daß fast jedes Wollen des Unmöglichen zwar an seinem eigenen Gegenstande verunglückte, immerhin aber doch neue Möglichkeiten eröffnete. „Wen Liebe nie zu weit getrieben, den trieb sie auch nie weit genug" läßt sich auch hier anwenden. Der konsequente Naturalismus in der Literatur, der „Jugendstil", der Pointillismus und Impressionismus, in sich nichts Vollkommenes, zum Teil sogar Vertracktes, haben doch wichtigste Bausteine für kommende Kunst geliefert. Die Tatsache aber, daß diese und ähnliche Ismen schließlich doch einige dauerhaltende Kunstwerke hervorgebracht haben, so arg sie seiner Zeit auch von den Geregelten mit Schimpf und Hohn beworfen wurden, hat die vielen im Gewässer von Kunstbetrachtungen Mitschwimmenden scheu gemacht, irgend eine eigene feste Meinung zu haben, zu neuesten Kunstversuchen „Stellung zu nehmen", wie man heut so wundervoll anschauungslos ballettbildlich sagt. — „Man kann nicht wissen, was daraus wird!" — Gut. Es wird immer solche Fälle geben, wo der Offensinnige und von Regeln nicht Beschwerte nur sagen wird: „Das geht *mir* nicht ein, das verstehe *ich* nicht." Das ist jedenfalls tausendmal besser und — weiser, als ein schnelles Absprechen aus fertigem Papstbewußtsein. Aber das wirklich *gut* künstlerisch Konstruierte (*nicht* der Künstler in der unvermeidlichen Einseitigkeit seiner Anschauungen!) wird das non liquet doch nur dann für Pflicht halten, wenn er eine wirkliche *Kraft* hinter dem Unverstandenen dunkel und doch deutlich fühlt; das nur äußerlich Gemachte, das um jeden Preis der geistigen Verrenkung Neue wird er ohne Zögern herausfühlen und ablehnen. Was in aller Welt können für Zukunftswerte aus Gestammel entstehen, ob Geschriebenem oder Gemaltem? Jeder ausländische Deutschradebrecher wird unsere Sprache lustiger „erneuern" als die neuesten artikellosen Ausrufdichter; jedes Kaleidoskop oder geschickt mit Brokatstoffkaskaden geschmückte Schaufenster gibt uns harmonischere, reifere, „gekonntere" Formen- und Farbenspiele wie die Spielzeugschachtel-Sammel-

furien der Kubisten und ihrer Verwandten. Trostlos ist das Delirieren dieser armen Schächer; trostloser aber, daß weite Kreise dabei die Brauen heben und in der Gottverlassenheit ihrer hinter Phrasen verborgenen Kunstblindheit eine Erleuchtung der Zukunft aus dem Irrenhause erhoffen, daß keiner das Kind beim rechten Namen zu nennen wagt, weil er fürchtet, sich bloßzustellen. Denn man kann nicht wissen . . . die Entwickelung . . . die Zukunft . . .

Ach, man kann zuweilen doch wohl wissen, wenn man nämlich mancherlei überhaupt nur sicher weiß. Dazu aber hats niemals ausgelangt, weder an Persönlichkeit noch an Zeit. Den Millionen Abgehetzten oder mit Phrasen Gemodelten war die Kultur nur „angewischt"; so unbekümmerter wurde sie schleunigst wieder abgewischt, als der Rückschlag auf alle äußerliche Ueberfeinerung erfolgte und der so bequeme Nihilismus einsetzte, die Nährmutter der idealloseſten aller Revolutionen. Was ich einmal von einem Zielbewußten hörte: „Es muß nur mal erst alles kaputtgeschlagen werden; das Neue kommt dann notwendigerweise ganz von selbst", das ist doch auch im Grunde der Glauben der meisten Modernsten unter den Künstlern. Auch die besseren fühlen gelegentlich mit Geibels Bildhauer des Hadrian:

„Der Kreis der Formen ist beschlossen,
Die einst der Griechen Geist beseelt;
Umsonst durchtasten wir verdrossen
Ein Leben, dem der Inhalt fehlt."—

Wir sind ja nicht nur äußerlich arm geworden; schon vor dem Kriege hätte der größte Teil der sogenannten Gebildeten Konkurs an schöpferischen Ideen und Empfindungen anmelden können; jetzt, da die Wertobjekte der Vergangenheit beim Umsturz der Hohlkultur mit in den Schutt gerissen sind, da die Fäulnis auf die Entfesselung aller Trieblichkeiten gefolgt ist, „wie die Trän' auf den herben Zwiebel" und die Bedeutenden mit Recht mehr Sorge auf Wiederherstellung von sittlichen als von künstlerischen Grundlagen zu sinnen haben, leben die meisten, je nach der Naturanlage „wurstig", trunken, verärgert oder abgestumpft im Chaos.

Aus der Leere aber schreit der Hunger nach Inhalt. Die alten Nährwerte werden abgelehnt, sie sind den Gehetzten, Aufgeregten, Oberflächlichen unverdaulich; neue, diesen schmackhafte wirkliche Nährwerte für Geist und Genuß sind nicht vorhanden; bleibt nur „Ersatz". Man zehrt von den minderen seelischen Trieben: von der Bewunderung und Verzärtelung des eigenen Ichs, von der schrankenlosen Betätigung des Willkürwollens, namentlich aber von der Erotik. Das untere Stockwerk der Menschen ist hell lebendig; Schlemmerhäuser und Theater bereiten ihm die Kost von einem Hautgout, der zu keiner Zeit mehr zum Himmel stank. Ich bin der letzte, der — gar erst im Zusammenhange mit Kunst, die stets in größtem Umfange das Triebliche behandelt und in eine höhere Sphäre gehoben hat! — nun etwa nach Art eines Geschorenen oder Glattgescheitelten gegen den „Teufel der Sinnlichkeit" predigen möchte. Nur der Verschrobene kann ihre Macht und ihre Lust leugnen, nur der sie ausrotten wollen, der ihr einmal krankhaft unterlegen ist. Aber schon physisch spüren wir, wenn auch im Ausmaß individuell sehr verschieden, daß der Trieb nicht das ganze Leben beherrschen kann. Ermattung folgt der Entspannung. Der Gesunde

kehrt dann zu anderer Ichbetätigung zurück; auch da Freude und Bestätigung der eigenen wirkenden Kräfte! Erst wo diese fehlen, greift man zur künstlichen Aufpeitschung der Sinnlichkeit; ach, wir haben ja gelernt, noch das Rein-Triebliche vom Geist abhängig zu machen, zum Edelsten in der Gattenliebe, zum Niedrigsten in den Verwirrungen der Ueberreiztheit!

Und leicht ist der Zug in die Tiefe bei den Erregten! Auch wenn sie sich nicht völlig in Lüsten verlieren, so suchen sie doch die ständige Reizung der Nerven in Moden, Sitten und hauptsächlich in der „Kunst", die längst Freudenmädchen der Goldenen Internationale geworden, in der üppig florierenden Bühne! Sichere letzte Folge? — Verblödung! Vor ihr aber steht bis jetzt noch die Ueberreiztheit, die fast allgemeingewordene Neurasthenie, die durch das Fieber unserer schweren Zeit noch gesteigert wird und mit der Haßstimmung — beide zugleich Ursache und Wirkung — einen schädlichen Zirkel bildet, in dem wir jetzt fast alle umgetrieben werden. So sehr ist Ueberreiztheit die Krankheit unserer Tage, daß sie bereits zu einem Vorzug umgelogen wird: sie gilt als das „neue Tempo", die „höhere Intensität des Lebens", der Sieg des Nervenmenschen über den plumpen Grundsatz- und Pflichtmenschen, als die „Einstellung" auf die Forderungen einer noch fieberndern, zermahlenderen Zukunft. Schon solche Umdeutung ist bezeichnend für die Krankheit. In Kropfdorf halten sie den Kropflosen für eine Mißgeburt! Die unbewußte Angst vor Berührung der offenliegenden Nerven sucht diese in den Schutzpanzer der Selbstbewunderung zu hüllen. Das nervöse kranke Ich ist sich von je wichtiger gewesen als es das gesunde sich ist. So bläht es denn auch alle seine Belange phantastisch auf. Macht dieses Ueberreizte in Kunst, so sieht er in jedem Einfall — denn ihm fällt nur etwas ein, er sinnt nicht! — eine einzigartige Offenbarung und redet das jedem Begegnenden so lange eifrig vor, bis er's nicht nur mit schlechtem Gewissen glauben zu dürfen meint. Die verhüllte Furcht vor Verletzung des Selbstgenügens aber bleibt: darum ein stetes unruhevolles Haschen nach neuen, immer neuen, nur neuen Einfällen als Befähigungsnachweis; groß können sie nicht sein, da die Ruhe des Sinnierens, das Ausreifenlassen, das kritische Werten, ja, fast alle reifen Kenntnisse fehlen; und so treibt Unrast in seichten Niederungen umher.

Für diese Ueberreiztheit, die zusammenhanglosen Nervenzuckungen ist nichts bezeichnender als das gegenwärtige Ornament in seiner Auflösung jeder Linienführung, jedes klaren Flächenrhythmus. Ein Salat von Erinnerungsschnitzeln, bald groß, bald klein, bald unförmig, bald zappelig dünn, aber kein neues Gericht. Und nicht umsonst ist der Zickzack allerorten das Lieblingsmotiv; er ist geradezu symbolische Verkörperung des überreizten Kunstwollens. Er spukt auf den Ladenschildern und -umrahmungen, besonders der Luxuscafés, Bars usw., auf den Anschlagsäulen, ja, noch in den Grundrissen der fortgeschrittensten Architekten, deren Entwürfe — es bleibt Gott Lob vor der Hand alles nur Plan, denn das Bauen zu lernen ist spätere Sorge, und Sorgen macht sich der zuversichtliche Phantast überhaupt nicht! — immer wieder an kindliche Modellierbogenarbeit erinnern, wenn nicht die andere, völlig irrsinnige „Richtung" blindlings einen Klumpen Ton hier eindrückt, dort herauswölbt, mit Anhängseln versieht, bald Ohren, bald Hörner, bald Pilze, bald Henkel, und das blasige Zufallsgeknete durch das einzig verständliche, die

Unterschrift, einen wirklichen Zweck zu „weihen" vorgiebt. Die große Gebärde ist eben eine Hauptsache; sie soll aber nicht nur das Publikum, sondern auch ihr eigenes Selbstgefühl bluffen.

(Schluß folgt.)

Elsaß-Lothringische Fragen.

Von einem Elsässer.

(Vgl. Nr. 20, 21, 22, 28, 30.)

6. Nationalisten.

Was bedeutet das oft gebrauchte Wort „elsässischer Nationalismus?" Der Begriff wird uns am klarsten, wenn wir parteigeschichtlich analysieren und dabei vom elsaß-lothringischen Zentrum ausgehen.

Das elsaß-lothringische Zentrum ist hervorgegangen aus der alten Protestpartei, die nach 1870 mit der polnischen Spitze gegen das Deutsche Reich entstand und aus der gewisse Führer (z. B. der Abbé Winterer) entnommen wurden. Die elsässischen Katholiken, die sich in der neuen Partei zusammenfanden, besaßen, als Nachkommen ihrer durch die Revolution von 1789 in ihren Vorrechten stark betroffenen Väter, zum Teil große Abneigungen gegen den Staat und das Staatsleben als solches. Als dann der Kulturkampf einsetzte, bewirkte diese in ihren norddeutschen und protestantischen Formen sich äußernde Bewegung bei den an und für sich schon antideutsch gerichteten Parteigängern des Zentrums hohes Mißtrauen gegenüber der Landesregierung. Dazu kam, daß in den ersten Jahrzehnten nach 1870 der Einfluß der Altdeutschen Beamten im Vergleich zum protestantischen Bevölkerungsteil sehr gering war, da die einwandernden Deutschen größtenteils evangelisch waren. Weiter ist zu beachten, daß, — wieder im Unterschied zu den Protestanten — der katholische Klerus fast durchweg elsässischer Abstammung war und daß mit aus diesem Grunde der Anschluß an das deutsche Zentrum Jahrzehnte auf sich warten ließ. Berücksichtigt man vollends, daß der katholischen Kirche im Elsaß durch Ludwig XIV. eine Reihe der wichtigsten Privilegien beschert worden waren, so daß im Volke die Vorstellung vom „katholischen Frankreich" als der geistigen und geistlichen zusammenhaben, die einem schnellen und gedeihlichen Anschluß der Katholiken an Mutter gang und gäbe war, so wird man wohl die wichtigsten Momente zu die deutsche Kultur und Politik im Wege standen.

Unter dem nationalen Gesichtspunkt betrachtet, vollzog sich die Entwicklung so, daß aus dem Protestlertum eine Mehrheit national indifferenter, rein elsässisch gerichteter Politiker innerhalb der Zentrumsfraktion sich ablöste, die ihren deutschen Flügel hatte (in Straßburg: Dr. Burguburu, M. Spahn, Eug. Müller, in Metz: Dr. Ernst und Remont); daß die organisierte christliche Arbeiterschaft in Mülhausen Anschluß an verwandte Bestrebungen in Köln suchte und fand; daß die Mehrheit der politisch tätigen Katholiken durch den Volksverein und die Katholikentage zur Vereinigung mit dem deutschen Zentrum hingeleitet wurde.

Französisch gesinnt war der Flügel um Preiß*) und Wetterle. Um das Jahr 1906 war der Einfluß beider Politiker bei dem damaligen Staatssekretär v. Köller derart, daß Preiß in Berücksichtigung seiner der Regierung geleisteten Dienste sich bereits mit einer Ministertoga bekleidet sah und daß Wetterle allen Ernstes Wilhelm II. als Souverän in dem zu begründenden Bundesstaat Elsaß-Lothringen begrüßen zu dürfen hoffte (Wilhelm, nicht Wetterle als Souverän!). Indessen, Preiß versah sich in seinen Aspekten, und da auch Wetterles Wunsch nicht der Erfüllung entgegenreifte, so war es um die Regierungsfreundlichkeit beider Herren getan, und sie sahen sich nach neuen Helfern um. Bei den Gemeinderatswahlen in Colmar (Blumenthal gegen Diefenbach) verbanden sich Wetterle und Blumenthal gegen die altdeutsche Gruppe um Justizrat Ruland und verhalfen Blumenthals Kandidatur zum Sieg. Es war die Geburtsstunde des elsässischen Nationalismus, der zwar 1911 bei den Landtagswahlen erlag, freilich lange genug unter der Marke oder Maske eines rein elsässischen Partikularismus gewirkt hatte, um dem Anschluß an Frankreich vorarbeiten zu können. Während so die Gruppe Wetterle-Blumenthal das Ministerium Bulach-Mandel bekämpfte, vollzog ein Teil des Zentrums, so die Herren Vonderscheer, Will, Hauß, Höhn, den Anschluß an das deutsche Zentrum, dem ein anderer Teil nur „zugeschrieben" war.

Wir sehen: es sind persönliche, nicht sachliche Motive gewesen, die den Priester und den Levit (Blumenthal ist polnischer Jude) einander zugetrieben; dem Nationalismus im Elsaß eine Heimstätte bereitet haben. Mit der Eroberung des Landes durch Frankreich war die Mission dieser Geheimpartei erfüllt, der Nationalismus schien fürs erste berufen, auf seinen Lorbeern auszuschlafen und sein Amt an die französische Regierungspolitik abzugeben. Doch dies schien nur so. Denn sogleich nach dem Waffenstillstand setzte die Hetzkampagne der „Commission de Triage"-bewegung ein, mit der Tendenz, alle irgendwie unzuverlässigen Elemente des Landes zu verweisen. Denunziationen und Gewaltkuren gegenüber Unbeliebten waren an der Tagesordnung. Verletzte Eitelkeit, Rachsucht, nationalistischer Servilismus (wir brauchen mit Absicht Fremdworte) forderten ungezählte Opfer. Der Geist Blumenthals und Wetterles hatte sich vertausendfältigt und steckte weite Kreise suggestiv an. Körperliche Züchtigungen auf der Straße waren in der ersten Franzosenzeit nichts Ungewöhnliches — alles unter dem Deckmantel einer nationalen Politik. Daß auch einmal umgekehrt Hiebe — nicht nur moralisch, sondern „materiell" empfangen statt ausgeteilt wurden, bekam eines Tages der Senator Abbé Delsor zu spüren, ein alter Kleriker und Renommierfranzose.

In der Hochsaison des Commission de Triage-Regimes war es der Abgeordnete Dr. Pfleger und — wir brauchen einen Ausdruck der Straßburger „République" — sein „politischer Milchbruder" Charles Frey, bekannt als Chefredakteur der nationalistischen „Neuen Zeitung" und „Neutralistentöter", die sich als Richter, Ankläger und Gesetzgeber in der elsässischen Politik gleichzeitig aufspielten. Wie wir einem Artikel der „République" (20. Mai 1922) entnehmen, beabsichtigte Pfleger nichts weniger, als Leute, die ihm rein politisch unbequem waren, durch ein „geregeltes Gerichtsverfahren" unschädlich zu machen, gleichviel, ob es sich um Eingewanderte (Deutsche) oder Einheimische handeln würde. Frey hatte gar schon einen Gesetzentwurf ausgearbeitet und veröffentlicht, dessen Artikel 2 lautete:

*) Preiß war Protestant!

„Falls der in den französischen Staatsverband aufzunehmende Elsaß-Lothringer sich unwürdig zeigt, wird es dem Präfekten oder Regierungskommissar seines Wohnsitzes anheimgestellt, einen Rechtsspruch zu verlangen, durch welchen dem Betreffenden auf Grund eines Erlasses die Vorteile des Artikels 1 (Réintégration de plein droit) abgesprochen werden kann."

„L'Etat c'est moi!" Es ist Verstiegenheitspolitik, die diese Herren treiben. Nun berichten die elsässischen Blätter, daß auf dem Delegiertentag der „Republikanisch-nationalen Volkspartei" vom 11. Juni Herr-Pfleger seine Demission als Parteivorsitzender eingereicht habe. Die radikale „République" vermutet, daß die innere Spaltung der Partei und der Umstand, daß zuviele Interna der Oeffentlichkeit bekannt geworden seien, den Schritt des Parteipräsidenten bestimmt hätten. Richtig mag daran soviel sein, daß Herr Pfleger allerdings den gegenwärtigen Parteiapparat nicht mehr für das geeignete Werkzeug zur Durchsetzung und Befriedigung seiner persönlichen Wünsche und Ambitionen hält. Die Nationalistenseele in ihm fühlt sich, auch jetzt noch, vereinsamt. Es ist anzunehmen, daß man sich bei ihm, wie bei allen Nationalisten, auf Extratouren gefaßt machen kann.

Es ist ein Unterschied zwischen den Nationalisten vor und nach dem Krieg insofern vorhanden, als jene ein realpolitisches Ziel von erheblicher Bedeutung vor Augen hatten, das des Schweißes jener Edlen wert sein mochte. Die heutigen Nationalisten à la Pfleger und Frey haben nur persönliche Interessen. Dort winkte die Ministertoga, bevor man Nationalist wurde. Hier mag sie winken, nachdem man eine Zeitlang die Fahne der Unentwegten hinausgehängt hat.

Weltspiegel.

23. August.

Bis zum letzten Augenblick bestand auf der Londoner Konferenz, die am 14. d. M. mit dem Abbruch der Besprechungen endete, noch die Hoffnung, daß sich ein Weg zur Einigung finden werde. Aber diesmal gab es keine Brücke zwischen den klaffenden Gegensätzen, — ein Zeichen, wie ernst die Lage geworden war. Die Gegensätze selbst bestanden ja schon längst, aber sie hatten einen intimeren Charakter und waren Sache der leitenden Staatsmänner selbst. Ihre Zusammenkünfte hatten, wie ein witziger Kopf bemerkt hat, etwas von dem Charakter einer Pokerpartie an sich, wobei bekanntlich derjenige am weitesten kommt, der am besten zu „bluffen" versteht. Nun aber waren die Streitfragen, über die die Staatsmänner und Diplomaten gern hinter verschlossenen Türen verhandelt hätten, in einen weiteren Kreis gedrungen. Die öffentliche Meinung hatte sich dieser Fragen bemächtigt; sie war ein Richter, den sowohl Poincaré als Lloyd George zu fürchten hatten und vor dem sie sich in Willfährigkeit beugten. Deshalb durfte keiner von ihnen die Schwelle überschreiten, die zur Verständigung führte, und man gab das Spiel auf, obgleich der belgische und der italienische Vertreter, Theunis und Schanzer, sich angestrengt bemühten, eine Vermittlung herzustellen. Hierbei war Schanzer, der der englischen Auffassung zuneigte, bestrebt, vor allem Poincaré von seiner überschroffen Haltung abzubringen,

während Theunis immer wieder versuchte, eine Formel zu finden, in der der Kern der französischen Vorschläge den Engländern so weit schmackhaft gemacht werden konnte, daß Lloyd George nachgeben konnte. In voller Uebereinstimmung mit Poincaré befand sich auch Theunis nicht, obwohl Belgien sich in den Fragen der Durchführung des Versailler Vertrages in der Regel als getreuer Sekundant Frankreichs fühlte. Aber Poincaré hatte bei der starren, rücksichtslos auf das Ziel marschierenden Wahrnehmung seiner Forderungen auch vor den anerkannten Rechten des belgischen Freundes nicht Halt gemacht, und so war doch eine gewisse Isolierung Frankreichs zu bemerken gewesen.

Wie schon erwähnt wurde, hatte in der Hauptfrage, der Behandlung Deutschlands, die öffentliche Meinung Frankreichs und Englands entschiedener als früher Stellung genommen. Für Frankreich bedeutete das in der Sache keine Aenderung gegen früher. Lloyd George aber durfte nicht mehr wagen, Zugeständnisse an die französische Politik in dem Umfange zu machen, wie man sie ihm bis dahin aus mancherlei Gründen verziehen hatte. Diese bestimmtere Orientierung der englischen Politik gegen Frankreich hatte freilich nicht das geringste mit irgendeinem Wohlwollen für Deutschland zu tun. Im Gegenteil, es stand auch bei den Engländern fest, daß Deutschland, da es den Krieg, dessen Folgeerscheinungen man schwer empfand, verloren hatte, nun auch zahlen müsse, und zwar so ausgiebig, daß es sich nicht so bald wieder zu der Höhe und Blüte erheben könne wie vor dem Kriege. Aber gerade weil England diese Zahlungen wollte, erkannte es die Notwendigkeit, die wirtschaftliche Gesundheit Deutschland so weit wiederherzustellen, daß es wieder zahlungsfähig wurde. Von diesem Standpunkt aus lag natürlich auch kein Grund vor, die Augen zu verschließen gegen die Tatsache, daß Deutschland jetzt seine Zahlungsverpflichtungen nicht erfüllen kann, wenn es seine Volkswirtschaft lebensfähig erhalten und nicht einen großen Teil seiner Bevölkerung dem Hunger und Elend preisgeben will.

Eben diese Tatsache aber will Frankreich unter keinen Umständen gelten lassen, da seine ganze Politik sich auf die unbedingte Geltung der Voraussetzung stützt, daß es nur schlechter Wille Deutschland ist, wenn es nicht zahlt. Nur so kann Frankreich es begründen, daß es sich selbst die Freiheit beilegt, jederzeit zu Gewalttaten, die es unter dem Namen der Sanktionen, Retorsionen usw. verbirgt, zu schreiten.

Das ist natürlich auch den Engländern klar, die darin eine Durchkreuzung ihrer eigenen Interessen in Deutschland sehen. Und so gesellt sich in England zu dem Aerger über Frankreichs Auftreten auch noch das Mißtrauen und die Furcht, weil sie voraussehen, was ein bis an die Zähne gerüstetes Frankreich, das seinen östlichen Nachbar nicht mehr zu fürchten hat, sondern ihn an der Sklavenkette hält, für England bedeutet. Darum mußte diesmal bei der schroffen Unnachgiebigkeit Frankreichs in London jeder Einigungsversuch scheitern.

Es blieb nun nichts anderes übrig, als die Sache an die Reparationskommission zurückzuverweisen, die selbstverständlich noch größere Schwierigkeiten zu überwinden hat, wenn sie eine Entscheidung treffen soll, die den Regierungen selbst soeben mißglückt war. Auf Einstimmigkeit in der Kommission war keinesfalls zu rechnen; das wahrscheinlichste war, daß die Stimmen Englands und Italiens gegen die

Frankreichs und Belgiens ſtanden. Selbſt wenn Frankreich ſeine Anſicht durchſetzte, daß im Fall der Stimmengleichheit die Stimme des Vorſitzenden, d. h. Frankreichs, den Ausſchlag geben müſſe, blieb die Lage peinlich und mußte Verſtimmungen hinterlaſſen. Eine ſolche Entſcheidung konnte nicht die nötige Autorität haben. Es war aber nicht einmal ausgeſchloſſen, daß auch Belgien ſich von Frankreich trennte. Dann war Frankreich überſtimmt und iſoliert, und auch das fürchtete man in England. Denn Frankreich leitete aus dem Verſailler Vertrag auf Grund einer ſeiner willkürlichen Auslegungen das Recht her, in ſolchem Falle allein ohne ſeine Verbündeten vorzugehen und durch beſondere Maßnahmen ſein Recht zu erzwingen. Gleich nach dem Auseinandergehen der Londoner Konferenz hatte die franzöſiſche Preſſe frohlockend hervorgehoben, daß Frankreich nun ſeine Handlungsfreiheit wiedergewonnen habe, und war dabei dem ſtärkſten Mißvergnügen der engliſchen Kollegen begegnet.

Unter dem Druck der Verantwortung, die ſich aus der verwickelten und verfahrenen Lage ergibt, hat die Reparationskommiſſion zwei ihrer Mitglieder, den erſten engliſchen Delegierten, Sir John Bradbury, und einen franzöſiſchen Vertreter, Herrn Mauclère, nach Berlin geſendet, um ſich über die Lage in Deutſchland zu informieren und die Möglichkeit der von Frankreich geforderten „produktiven Pfänder" zu erörtern, d. h. der nationalen Werte und Hilfsquellen, durch deren Auslieferung an Frankreich Abſchlagszahlungen an die franzöſiſche Raubgier geleiſtet werden ſollen. Poincaré nennt ſie „Pfänder", weil er ſicher weiß, daß ſie nie eingelöſt werden können; denn die Forderungen, die dadurch garantiert werden ſollen, ſind ſo hoch, daß ihre Erfüllung unmöglich iſt. Auch wenn es anders wäre, würde Frankreich die Pfänder nicht zurückgeben; es würde einen Vorwand finden, ſein Wort zu brechen. Das geht ſchon daraus hervor, daß es die ruchloſe Maßregel der Austreibung von 500 harmloſen Deutſchen aus dem Elſaß — worüber ſich ſogar Franzoſen entrüſten — nicht zurückgenommen hat, obwohl die Alliierten gemeinſchaftlich Deutſchland inzwiſchen mitgeteilt haben, daß ſie die eigentlich am 15. Auguſt fällig geweſenen Ausgleichszahlungen erſt am 15. September erwarten. Damit fiel für Frankreich jeder Grund für die „Retorſionen" weg; dennoch wurden ſie nicht zurückgenommen. Poincaré ſelbſt aber hielt es für angemeſſen, daß er die Zeit des Suchens nach einer Verſtändigung damit ausfüllte, daß er in Thiaucourt und in Bar-le-Duc neue Hetz- und Brandreden gegen Deutſchland hielt.

Wie ſich die Verhältniſſe mehr und mehr dadurch verwickeln, daß auch Oeſterreich in ſeiner verzweifelten Lage ſich zu außergewöhnlichen Schritten genötigt ſieht, werden wir ſpäter im Zuſammenhange zu erörtern haben, wenn ſich die Ergebniſſe der Reiſe nach Prag, Berlin und Rom, auf der der Bundeskanzler Seipel gegenwärtig begriffen iſt — er weilt in dem Augenblick, wo dieſe Zeilen geſchrieben werden, in Berlin —, einigermaßen überſehen laſſen. W. v. Maſſow.

Literarischer Wegweiser.*)

Urgeschichte und Völkerkunde.

Die völkerkundlichen Studien hatten vor dem Krieg in Deutschland einen großen Aufschwung genommen und auch das weiteste Interesse gefunden, seit Deutschland selbst eine große Kolonialmacht geworden war. Heute hat die deutsche Wissenschaft, fast gänzlich abgeschnitten von dem überseeischen Verkehr und angewiesen auf die in Zeiten des Reichtums und der Freiheit angesammelten Schätze unsrer vorbildlichen Museen, wieder gegen einen gewaltigen Vorsprung der englischen, amerikanischen und französischen Forscher anzukämpfen. Es ist erfreulich festzustellen, daß deutsche Wissenschaft auch hier trotz der Ungunst der Verhältnisse ihren Rang behauptet. Insbesondere sind es die Fragen, welche die Ur- und Entwicklungsgeschichte der Menschheit in Verbindung setzen mit dem Studium der heute noch lebenden frühzeitlichen Völker, welche die Forschung und zugleich das allgemeine Interesse beschäftigen. Denn die Jahre vor dem Krieg wie die Kriegsjahre selbst haben eine ungewöhnlich reiche, in mancher Hinsicht sogar entscheidende Fülle von Entdeckungen gebracht, die über die Urgeschichte der europäischen Rassen und Kulturen Licht verbreiten, freilich auch noch vieles zu fragen übrig lassen.

Nachdem der geniale, zu früh verstorbene Hermann Klaatsch, dessen nachgelassener „Werdegang der Menschheit", Berlin, Bong und Co., für diese gegenseitige Befruchtung von Völkerkunde und Prähistorie immer vorbildlich bleiben wird, die entscheidenden Erkenntnisse über die älteste bekannte europäische Steinzeitrasse, die sogenannten Neandertaler, gewonnen hatte, meldet sich jetzt in einem für weiteste Kreise berechneten Schriftchen O. Hauser zu diesem Thema: Urmensch und Wilder. Eine Parallele aus Urwelttagen und Gegenwart. Berlin 1921, Ullstein und Co. O. Hauser ist der erfolgreichste Ausgraber unsrer Tage, an Wagemut und Glück mit Schliemann vergleichbar; mit ihm zusammen, dessen unvergänglicher Ruhm auf dem Gebiet der Praxis, nicht der Theorie liegt, hat Klaatsch seinerzeit die wichtigsten Funde gehoben. Wer sich noch kürzer und anschaulicher über das so farbenreich gewordene Bild der Vorgeschichte des europäischen Menschen unterrichten will, dem kann man unbedenklich die beiden Schriftchen W. Bölsches „Der Mensch der Vorzeit, Tertiärzeit und Diluvium" und „Der Mensch der Pfahlbauzeit", beide Stuttgart, Kosmos, Francksche Verlagsbuchhandlung, in die Hand geben, denn Bölsche hat sich in den neusten Auflagen dieser Darstellungen nicht nur der bekannten Vorzüge seines flüssigen Stils bedient, sondern auch gewissenhaft die neuesten Funde und deren Auswertung durch die Forschung verarbeitet. Von geradezu klassischem Wert sind daneben die (ebenfalls bei Kosmos, Franckshe Verlagsbuchhandlung, Stuttgart erschienenen) Schriften Karl Weules, der als Leiter des Leipziger Museums für Völkerkunde an der Spitze aller Bestrebungen zur Popularisierung dieser Wissenschaft steht und in der Anordnung und Erläuterung seiner Museumsschätze wie in seinen Schriften, von denen hier nur die

---

*) In der Bücherschau der „Grenzboten" ist stets Wert auf möglichst genaue Angabe des Ladenpreises der besprochenen Bücher gelegt worden. Die sich überschlagende Währungskatastrophe macht zurzeit aber zuverlässige Angaben unmöglich. Es muß dieserhalb an den Buchhändler verwiesen werden. Wie bisher schon, so scheinen die Preise der Bücher auch diesmal hinter der Teuerung der meisten sonstigen Gegenstände zurückzubleiben.

beiden letzten („Die Anfänge der Naturbeherrschung, 1. Frühformen der Mechanik" und „Chemische Technologie der Naturvölker") genannt seien, die Kunst versteht, jedermann das Interesse zum Bewußtsein zu bringen, das die Entwicklungsgeschichte der Menschheit für jeden einzelnen besitzt. Welche Fortschritte die Völkerkunde im letzten Jahrzehnt gemacht hat, kann man auch aus dem zusammenfassenden Handbuch erkennen, dessen erster Band von Fachgelehrten unter der Leitung von Georg Buschan soeben in 2. Auflage neu erschienen ist. (Illustrierte Völkerkunde in zwei Bänden, 1922, Stuttgart, Strecker und Schröder.) Dies Werk eignet sich bei seiner preiswerten Darbietung für jede Bücherei, in der auf eine übersichtliche Sammlung des gesamten Tatsachenstoffes der Ethnologie Wert gelegt wird. Einzelne Gegenstände behandeln Jaap Kool, „Tänze der Naturvölker, ein Deutungsversuch", Berlin W., Ad. Fürstner, und das durch prachtvolles Bildmaterial ausgezeichnete Werk des durch seine in zahlreichen Auflagen verbreiteten anthropologischen Bücher, die soeben neu erschienen, „Die Körperpflege der Frau", „Physiologische und ästhetische Diätetik für das weibliche Geschlecht" und „Die Schönheit des weiblichen Körpers" bekannten Professor Dr. C. H. Stratz „Die Rassenschönheit des Weibes", Stuttgart, Ferdinand Enke, welches Werk besonders deutlich erkennen läßt, daß die Rassenmerkmale am reinsten beim weiblichen Geschlecht zu studieren sind.

Das Tübinger urgeschichtliche Forschungsinstitut, das 1919 bis 1921 einzigartige Ausgrabungen von Steinzeitdörfern veranstaltet hat, eröffnet eine Reihe volkstümlicher Schriften mit Reinerth, „Pfahlbauten am Bodensee", Verlag von Dr. Benno Filser, Augsburg-Stuttgart, und verbindet heimatkundlichen Sinn mit dem Interesse an frühzeitlicher Kultur. Während alle vorgenannten Bücher Tatsachen und Anschauungsmaterial als solche bieten, führt die soeben in 2. Auflage erschienene kritische Abhandlung des deutsch-amerikanischen Ethnologen Franz Boas, „Kultur und Rasse", Berlin 1922, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter und Co., in den Methodenstreit der Ethnologie ein. Es ist ja zurzeit Mode, die „Gesetze" oder „Abläufe" der Kulturgeschichte dogmatisch festzulegen. Dieser Strömung gegenüber warnt Boas vor zuviel Schema und Verallgemeinerung und zeigt, daß aus materiellen Erscheinungen geistige Entwicklungsgesetze nur mit größter Vorsicht gefolgert werden dürfen.

Eine geradezu entgegengesetzte Natur ist der bekannte Afrikaforscher Leo Frobenius. Seine phantasievolle, mutige und zu den höchsten Zielen strebende Ergründung der afrikanischen Psyche hat in Eugen Diederichs den kongenialen Verleger gefunden, und so ist die mit den „Volksmärchen der Kabylen" eröffnete, auf eine große Anzahl berechnete Sammlung (Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas, Jena, Eugen Diederichs) ein buchhändlerisches Ereignis großen Ranges. Die Forschung verhält sich den Frobeniusschen Aufstellungen gegenüber freilich zurückhaltend, solange Frobenius nicht sein Material in einer der Kritik zugänglichen Form vorlegt. Aber wenn auch gerade die Kabylenmärchen inhaltlich dem, der vielleicht ästhetisch besonders anziehende afrikanische Geistesdenkmäler erwartet, eine leise Enttäuschung bereiten, so darf man nicht vergessen, daß die Geistesgeschichte des dunklen Erdteils noch ungefähr auf dem Stand beharrt, den die Kenntnis Asiens zur Zeit Goethes und Schlegels einnahm, und wird bei aller kritischen Vorsicht dem mutigen Pionier Dank wissen. Mit Ritter v. Wilm zusammen gibt Frobenius auch einen Atlas Africanus heraus (Belege zur Morphologie der afrikanischen Kulturen. München, Oskar Beck), der die Wissenschaft beschäftigen wird.

Die erste Lieferung dieses Kulturatlasses behandelt die Geographie der Tracht, des Hauses, der Religionen und Kultureigenheiten. Ein Forscherwerk ersten Ranges und trotz der Beschränkung auf einen einzelnen kolumbischen Indianerstamm von großer allgemeiner Tragweite sind die „Textaufnahmen und Beobachtungen", die der bekannte Religionsforscher K. Th. Preuß veröffentlicht (Religion und Mythologie der Uitoto, erster Band, Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht). Zum erstenmal erhalten wir damit die vollständigen Religionsurkunden eines amerikanischen Stammes von sehr primitiver Art; auch in die Sprachlogik der Primitiven gibt die Art der Uebersetzung dem Laien wertvolle Einblicke. Weniger primitiv und weniger kritisch in der Art der Darbietung, dafür aber durch inhaltliche Reize fesselnd tritt die Märchenausbeute des Eskmoforschers Knud Rasmussen vor ein größeres Publikum (Grönlandsagen, Gyldendalscher Verlag, Berlin 1922), illustriert durch Eskimozeichnungen, welche die Fabelgestalten Ostgrönlands so festhalten, wie sie heute in der noch heidnischen Phantasie des Völkchens leben.

Wir beschließen diese Uebersicht, die aus dem reichen Weben der Primitivenforschung nur einen besonders wertvollen Ausschnitt zeigen konnte, mit dem Hinweis auf ein wissenschaftliches Werk ersten Ranges. Der Professor an der Sorbonne, Levy-Brühl, aus der elsässisch-französischen Soziologenschule entstammend, hat vor dem Krieg ein grundlegendes Werk über die gesamte geistige Struktur der Primitiven veröffentlicht, das jetzt durch den inzwischen eines tragischen Todes gestorbenen Wiener W. Jerusalem ins Deutsche übersetzt wurde (Das Denken der Naturvölker, Wien und Leipzig, W. Braumüller 1921). Levy-Brühl hat die Kultur der Frühzeit, die in Sprache, Denken, Religion und allen sozialen Beziehungen beherrscht wird durch die Magie und nicht durch die Logik, so scharf und plastisch erfaßt, wie niemand vor ihm. Er hat den animistischen Theorien der englischen Völkerkundler (Tylor, Frazer) ein Ende gemacht und ein geschlossenes Bild jener fremdartigen und doch in so vielen Resten auch in den Unterschichten unserer eigenen Kultur nachwirkenden Zauberkultur entworfen. Seine Ansichten sind nicht unbestritten, aber ihr Eindruck ist unauslöschlich und sie sind ernsthaft nicht widerlegt.

Der Merker.

Neue Bücher.

Jacob Burckhardts Briefe an seinen Freund Friedrich Preen 1864—1893. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 80 M.

Aus Natur- und Geisteswelt. Band 734. **H. Preller,** Weltgeschichtliche Entwicklungslinien in Kultur und Politik. Band 346. **Th. Bitterauf,** Geschichte der französischen Revolution. Beide im Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. 18 M.

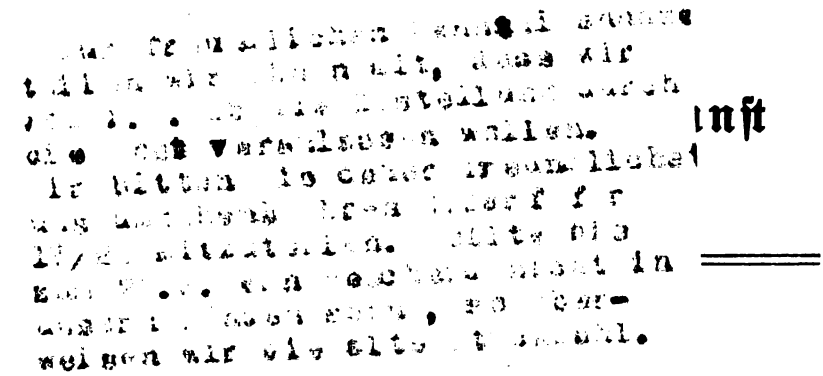
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9 Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Zur freundlichen Kenntnisnahme teilen wir Ihnen mit, dass wir vom 1. . ab die Zustellung durch die Post veranlassen wollen. Wir bitten Sie daher freundlichst uns umgehend Ihren Bedarf für IV/22 mitzuteilen. Sollte bis zum 25.9. ein Bescheid nicht in unsern Händen sein, so überweisen wir die alte Stückzahl.



Parteilose Besinnungen über den Staat.

Von Emil Engelhardt (Elgersburg).

Die vom Schicksal uns heute gestellte Aufgabe heißt: das deutsche Volk muß sich selbst das Volkstum als Lebensquelle wieder entdecken und den Staat als eine Form seiner Aeußerung bejahen. Bei den Erschütterungen von außen und innen brauchen wir vor allem Staatsgesinnung, die deutsch ist. Das hat zunächst garnichts damit zu tun, ob dieser Staat in der Form einer Monarchie oder Republik sein soll. Es gibt immer noch Deutsche, die das nicht einsehen können.

Unsere Front richtet sich also gegen den Wahnwitz der Gegner des letzten Krieges, vor allem die Franzosen, die unseren Staat zerschlagen und die Kräfte unseres Volkstums verschütten wollen. Abwehr dagegen hat mit Chauvinismus und Haß gar nichts zu tun. Es ist einfach der Drang nach Selbsterhaltung. Versailles, das Saargebiet, Rheinland, Oberschlesien, die Politik der Mainlinie, die farbige Besatzung, die Kulturpropaganda, die Revue-Rhenane, der Versuch, durch ein rheinisches Späherkorps die Jugend zu fangen, sind Angriffe auf den Bestand des deutschen Staates. Wie E. M. Arndt wehren wir jede Einmischung des Auslandes in die deutschen Angelegenheiten unter dem Vorwand der Befreiung und Beglückung ab, wie sie einst die Vertreter der Ideen von 1789 versuchten.

Weiter wehren wir uns gegen den Wahnwitz von Osten, im Linksbolschewismus. Diktatur des Proletariats, Putsch, Aufhetzung der Masse und Beunruhigung der Oeffentlichkeit bei jeder Gelegenheit sind ebenso Angriffe auf den Bestand des Staates überhaupt wie die Untergrabung seiner Autorität durch Bekämpfung der Regierung ohne Wahl der Mittel, Verhöhnung des Parlamentarismus, den man doch benützt, um ihn zu vernichten, durch Radauszenen im Reichstag und Landtag, durch Korruption wie in Braunschweig.

Und wir wehren uns gegen den Rechtsbolschewismus, der zwar Bildung beansprucht, aber das augenblickliche Oberhaupt des deutschen Reiches bei seiner Ankunft in München mit roten Badehosen begrüßt und anpöbelt; der in Verkennung aller Sittlichkeitsbegriffe den Mord für erlaubt ansieht, in der Presse manchmal Tonarten anschlägt, die dem Wohl

des Ganzen keinesfalls nützen und tut, als ob die jetzt Regierenden alles aus Dummheit und Böswilligkeit verdorben hätten. Die Entweihung der schwarz-weiß-roten Fahne und des Deutschland-Liedes, die uns als Erinnerungen einer großen Vergangenheit viel zu heilig sind, zu Partei- und Radauzwecken, die Anpöbelung der schwarz-rot-goldenen Fahne, die doch eigentlich das Symbol des großdeutschen Gedankens ist, ohne den ein denkender Deutscher nicht mehr sollte leben können und dergl. mehr sind Angriffe auf den Bestand des Staates.

Das ist alles noch aus dem Nein. Was ist unser Ja?

Staat muß sein. Es gibt freilich Träumer und Schwätzer, die auch heute noch glauben, Staat sei Nebensache. Wenn man nur Kultur habe. Fichte hat doch unwiderlegbar gezeigt, daß auf die Dauer Volkskultur ohne selbständigen Staat nicht lebendig bleiben kann. — Andere wollen keinen Staat, weil er ihnen unbequem ist. Sie sehen nicht, daß jeder Abschluß in der geschichtlichen Entwicklung unseres Volkes der Anfang neuer Aufgaben ist. Wir kommen nur aus der Verbitterung und Verhetzung heraus, wenn wir 1918 so ansehen. Wir Deutsche müssen scheinbar immer erst unter Fremdherrschaft erfahren, was Staat bedeutet. Leichtfertiger Optimismus spricht: so schlimm wird es nicht werden; und dumme Faulheit klagt: wir sind unterlegen, haben also kein Recht mehr auf Staat. Kann auch der Einzelne seinem Leben ein Ende setzen, ein Volk stirbt nicht von heute auf morgen. Es hat uns Deutschen immer an der sittlichen Einstellung zum Staat gefehlt. Die englischen Arbeiter bewiesen von jeher mehr Staatsgesinnung als der durchschnittliche deutsche Bürger. Wir Deutsche waren immer das Volk, das zugleich Heimat und Welt suchte. Aber Heimat finden und behalten wir nur, wenn wir Staat um uns haben. Und die Welt ertragen wir nur, ohne uns zu verlieren, wenn wir Staat im Rücken haben. Es hat keinen Zweck, praktisch den Staat zu verneinen, und theoretisch einen Zukunftsstaat zu träumen. So lange man ein Vaterland hat, das man nicht willkürlich ablegen kann, muß man Staat wollen, damit Kinderland sein kann. Unsere Großväter wußten das aus der Not. 1848 wurde geboren aus der Sehnsucht nach einem starken deutschen Reich. Als wir es hatten, ging uns die Staatsgesinnung verloren. Aber man muß heute doch fragen, ob es wirklich ein so großes Glück war, daß Bismarck dem deutschen Volk das Geschenk des einigen Kaiserreiches von oben her gab. Ist es nicht auch daran zerbrochen? Die große Masse lehnte den Bismarck-Staat ab oder war gleichgültig gegen ihn. Darum zerbrach er, als die Lasten des Krieges auf ihn fielen. Nur Verfassungen, die man sich errungen hat, nicht geschenkte, haben Lebenskräfte in sich. Nehmen wir uns die Verfassung, welche unserem Volk am besten paßt. Das ist nicht einfach die alte. Auch die Zeit ist endgültig vorbei, wo die Untertanen der Regierung und den Beamten das Denken und Regieren überließen und sich aufs Gehorchen und Zahlen beschränkten.

Unsere Aufgabe, von unten auf ein Reich aus den Trümmern wachsen zu lassen, verlangt von uns Zucht, Bescheidenheit, opfern, dienen, gehorchen, sich einordnen und schweigen können, und von den Regierenden Gerechtigkeit, Sachlichkeit, Mäßigung, Selbständigkeit. Der neue deutsche Staat wird ein bitter erkämpftes Gut sein, um das wir leiden, lieben und leben müssen. Arndts Wort „Tut die große Notwendigkeit" heißt heute ein starker, deutscher Staat. Ihn wollen ist nicht Selbstsucht oder eigenwillige

Absonderlichkeit. Es besteht eine enge Wechselwirkung zwischen Deutschlands Neugestaltung und den Schicksalen der europäischen Kulturwelt im Ganzen. Schon Arndt erkannte das als ein politisches Gesetz allererster Ordnung. Es wurde viel vom Ausland, aber auch von uns selbst dagegen gesündigt. Wir brauchen einen starken deutschen Staat, damit Europa genese.

Staat kann man nicht künstlich machen. Volkstum ist gleich dem Körper eines Krebses, der nur in einem festen Panzer leben und sich bewegen kann. Seine Art wird bestimmt von der Art des Körpers. So wächst die Gestaltung der Staatsform aus dem Wesen des Volkstums. Weil Staat nicht wie im Westen aus Berechnung der Vernunft entsteht, sondern aus der schöpferischen Kraft lebendigen Volkstums, der stärksten formenden Kraft im Volksleben, kann unser Staat nicht eine formale, rationalistische bestimmte „Demokratie" sein. Das wäre eine Vergewaltigung unserer Volksart und Geschichte, ein Unglaube gegenüber unserem Volkstum als bestimmender Wesensart und uns gestellter Aufgabe. Wir sehen heute die Gefahr, daß man uns zwar formal eine politische „Freiheit" schenkte, aber sachlich die schöpferische Freiheit uns zu nehmen im Begriff ist. Wir müssen unserem Staatsleben die Selbständigkeit eigengesetzlicher Formung und Entfaltung lassen. Wir dürfen ja nicht eine „Normal-Demokratie" auf dem Papier entwerfen (wenn auch die Weimarer Verfassung nicht so schlimm ist, wie so oft hingestellt wird), und dann mit der Macht der Parteien, der Straße, der Regierungsmehrheiten und der Druckerschwärze den lebendigen Volkskörper zwingen wollen. Wir brauchen vor allem Raum und Stetigkeit der staatlichen Formentwicklung. Darum müssen zunächst einmal die augenblicklich bestehenden Zustände getragen, gewollt, gepflegt, unterstützt, geschont und entwickelt werden. Das hat mit irgend einem feigen, faulen oder stumpfsinnigen Kompromiß nichts zu tun, es ist Achtung vor der Formkraft in der Staatswerdung, Ehrfurcht vor der Neuschöpfung, die auch da geschehen will. Wir wissen doch, daß entscheidend immer die Befehle sind, welche eine stolze Seele sich selbst gab, nicht der Zwang irgend einer äußeren Macht. Hier scheint unser Beitrag zur Staatswerdung zu liegen. Freiwillige Bereitschaft, den Staat zu wollen und ihn so werden zu lassen, wie er aus den Lebensmächten unseres Volkstums werden muß. Diese Erwägungen gelten besonders in diesen erregten Zeiten. Das Wort Staat fordert von uns eine *Erkenntnis*, was Volk und Staat ist, und ein *Wollen*: dem Volk seinen Staat zu bauen, in dem und durch den es leben kann. Manche Parteien sehen noch nicht, daß man durch Maßregeln und Maßnahmen Beschlüsse und Aenderungen keinen Staat machen kann. *Man kann nur so leben und handeln, daß Staat werden kann.* Man muß aus Volkstum leben, dann ist man innerlich der Staatwerdung aus den ihm einwohenden Formgesetzen verbunden. Es gibt keinen Normalstaat für alle Länder, Völker und Zeiten. Denn Staat ist ein Organismus, der erkrankt, wenn die wertvollen und reifen Staatsbürger ihn nicht bejahen, und ihm aus ihrem wechselseitigen Leben keine Kräfte zuströmen. Wir Deutsche waren immer gewaltige Krieger, große Staatsmänner fast nie. Aber nüchtern sollten wir sein und die Bedingungen sich formenden Lebens erkennen. Also trägt auch die Weimarer Verfassung noch Entwicklungsmöglichkeiten in sich. Mangelnde Einsicht in diese

Wachstumsgesetze macht es vielen „Bürgerlichen und nicht Linkspartei-Leuten" schwer, den neuwerdenden deutschen Volksstaat zu bejahen. Sachliche Treue gegen die Staatswerdung aus seinem Volkstum überzeugt allein.

Staat lebt nur aus freiem Willen seiner Bürger. Dieser freie Wille wird durch Drohungen, Ausnahmebehandlung, unnötige Verbote, Eingriffe in das persönliche und gemeinschaftliche Leben, Herunterreißen und Beschimpfen dessen, was anderen teuer und heilig ist, von keiner Seite her beflügelt. Wir aber wollen Staat, der so gut wie möglich ist ohne Parteiklüngel, ohne Klasseninteressen, ohne persönlichen Futterkrippenehrgeiz und dergl. Wir Deutsche haben besondere Schwierigkeiten der Staatsgesinnung daher, daß wir nicht, wie man so leicht schwatzt, „das Volk der Organisation" sind, sondern „der Regeln Zwang spotten".

Wir können keinen radikalen Unitarismus, d. h. Aufhebung der Eigentümlichkeit des Stammesbewußtsein begrüßen, weil er gegen das Wachstumsgesetz des Volkstums und seiner reichen, wertvollen Spielarten wirkt. Wir glauben, daß die Kraft eines deutschen Staates in der sorgsamen Pflege aller Eigenart von Stamm und Land in Kultur, Sitte und Verwaltung besteht. Weil der Staat nur die Form ist, in der sich das Leben des Volkstums entfaltet, darf man seine Macht nach dieser Seite nicht übersteigern; da er nicht selbst Leben wecken kann, sondern nur Vorhandenes pflegen und schützen, gilt das für Wirtschaftliches und Soziales, vor allem aber für geistiges Leben. Man kann sich des Eindrucks nicht immer erwehren, daß unser alter Staat *zerschlagen* wurde, nicht aus Klarheit über einen neuen Zustand, der an Stelle des alten kommen müsse, sondern aus einem dunklen Instinkt, triebhaft aus Massengesinnung und Massenspekulation, nicht aber aus schöpferischer Freiheit einer höheren Lebensgestaltung, die reifere Form und tieferen Sinn geben wollte. So dürfen wir aber auch nicht Staat *bauen* wollen aus einem dunklen Instinkt (wieviel Monarchismus und Republikanismus ist nicht mehr als das!), sondern aus Klarheit über die Bedingungen und Aufgaben. Man lasse doch ab von der ewigen Berufung auf die Schweiz oder Amerika. Das hat schon der Kreis um Arndt gewußt, daß die geschichtlichen Voraussetzungen dort ganz anders geartet sind als bei uns.

Was müssen wir heute wollen? Wille zum Staat heißt uns unablässiges Ringen um die innere und äußere Freiheit und die höchsten Güter eines nationalen Volksstaates, bis sie im Herzen eines jeden einzelnen Bürgers ganz verwurzelt sind. Das ist uns das politische Leben im eigentlichen Sinn. So erst wird Verfassung etwas Lebendiges in der Brust des Einzelnen, etwas aus seinem Blut und Willen Gewachsenes, aus innerer Notwendigkeit Formgewordenes. Es war immer Eigentümlichkeit des deutschen Geistes, daß die politische Freiheit erst aus der menschlich-sittlichen Freihet erwachsen ist. Das bedeutet keine Geringschätzung des Politischen, sondern überhaupt erst seine rechte Wertschätzung. Verfassung muß immer aus dem Heimischen und Vaterländischen gewachsen sein (Arndt). Nötig ist heute wieder besonders, wie zu Fichtes und Arndts Zeiten die Erziehung des Volkes zu sich selbst und durch den Staat für den Staat zu Bürgern. Gerade weil der Regierungs- und Volkswille immer wieder auseinander zu streben droht, muß daran gearbeitet werden, die sittlich vorwärts treibende Einheit eines starken Staatslebens immer

wieder neu herzustellen. Staat aber kann nur werden, wenn wir Deutsche ein Gemeingefühl und ein Selbstgefühl wieder finden.

Deutschland ist „Europas heilige Mitte" (Arndt). Darum heißt es nicht Süddeutschland gegen Norddeutschland, sondern beide gemeinsam, aber auch nicht Hetze gegen Bayern. Mehr Verantwortungsbewußtsein brauchen wir. Nicht parteitaktisches Ausnützen scheinbarer Möglichkeiten. Mehr große, verbindende Ideen. Napoleon unterschätzte durchaus die Macht der Ideen, darum unterlag er. Sollte das nicht heute wieder für die Gegner des deutschen Staates von außen und innen gelten? Aber freilich — haben wir starke, lebenschaffende Ideen, haben uns starke, lebendige Ideale? Das ist die entscheidende Schicksalsfrage des deutschen Staates. Wir sind noch ein junges Volk, weil wir noch Aufgaben zu lösen haben. Jedes Volk hat Zukunft, soweit es seine Rätsel zu lösen vermag. Staat wird nur, wo Selbstachtung stark ist, des Einzelnen und des Volkes. Seine Kraft hängt von ihrer Stärke ab. Es ist Staatsnot, daß wir so wenig Achtung vor uns selbst und vor dem Nächsten haben. Wollen wir den inneren Kampf so lange fortsetzen bis „der Andere" vernichtet ist oder wollen wir eine Vereinigung in ein höheres Drittes? Das ist das Organische. Alles andere ist Links- oder Rechtsbolschewismus. Wir dürfen doch unsere Stellung zum Staat nicht nach der falschen Behauptung richten, bisher habe das Bürgertum geherrscht, jetzt werde es geduldet. Also — ziehe es sich von diesem miserablen Staat zurück. Einmal hat jedes Bürgertum den Staat, den es verdient. Außerdem hat es nie geherrscht. Aber es hatte einst eine große Zeit unter der schwarz-rot-goldenen Fahne. Heute hat das Bürgertum erst recht die Gelegenheit, zu beweisen, was für Kräfte es hat. Es gehört scheinbar Mut dazu, in der Republik sich die Freiheit zu erobern, die man verdient und erträgt. Wir sind eben nun einmal nicht mehr Untertanen einer Obrigkeit, sondern Träger und verantwortliche Mitschöpfer eines lebendigen Staates, der genau so viel taugt wie wir selbst. Zweifellos ist der Staat in Gefahr. Also müssen wir ihn an sich stützen, d. h. besonnene Ruhe, Gerechtigkeit und Sachlichkeit, gerade von „bürgerlicher Seite" und gesteigerte Leistungsfähigkeit. Damit überhaupt Staat bestehen kann, braucht man nicht in erster Linie streiten um die Staatsform. Da durch die Ereignisse und Kraftlosigkeit der Nichtrepublikaner die Republik kam, heißt es für einen logisch denkenden Menschen, die Republik stützen, daß sie einem deutschen Volksstaat das Leben ermöglicht. Darum müssen wir den Flaggenstreit zunächst beseitigen. Die schwarz-rot-goldene Flagge als großdeutsche Fahne ist etwas Heiliges und Großes für den, der nicht nur Parteimensch ist. Man sollte nicht so geschmacklos sein, den großen Gedanken der Verantwortlichkeit des Staatsbürgers und der Vereinigung aller deutschen Grenzländer mit dem Reich durch das Schimpfwort „Judenfahne" zu besudeln. Wer geschichtlich denkt, wendet sich von dieser üblen Hetzrede angewidert ab. Auch wenn ihm die schwarz-weiß-rote Fahne, unter der das Auslanddeutschtum heute noch lebt, als Fahne des kleineren Deutschlands aus seiner großen Zeit und tiefen Not teuer ist.

(Schluß folgt.)

Kolonisation und Romantik.

Von Dr. E. Schultz-Ewerth,
Gouverneur von Samoa z. D.

Die neueste literaturgeschichtliche Forschung hat einen Zusammenhang zwischen Kolonisation und Romantik festgestellt. Josef Nadler beansprucht in einem geistvoll geschriebenen Buche die deutsche Romantik des neunzehnten Jahrhunderts als eine späte Frucht der mittelalterlichen Kolonisationsbewegung, durch die der Osten Deutschlands regermanisiert wurde.*) Er sieht innerhalb des deutsch-mitteleuropäischen Kulturkreises noch heute die römisch-germanische und die deutsch-slawische Lebenseinheit, aus denen beiden das deutsche Volk gewachsen ist. Die „ungeheure Tatsache dieser Doppeltheit" macht sich, so vernehmen wir, trotz vielfach gemeinsamer Schicksale, trotz aller sozialen, politischen und kulturellen Bindungen bis in die Gegenwart hinein fühlbar. Nur im „Ostraum", im Kolonialande Ostelbien, habe die deutsche Romantik zur Reife gelangen können, weil dort die klassische Ueberlieferung fehle.

Wie sich aus jenem großen Siedelungswerk eine Kultur zu entwickeln vermochte, die der mutterländischen parallel, aber eben doch auf eigenen Wegen ging, m. a. W. wie aus dem räumlichen Abstand ein geistiger werden konnte, das nachzuweisen ist wohl in der Tat eine Aufgabe, an die sich nur eine umfassende tiefgründige Kenntnis der gesamten nationalen Gedankenwelt heranwagen darf. Die besonderen Merkmale des kolonialen Charakterbildes habe ich in einem Aufsatz „Kolonialpsychologie" („Grenzboten", 21/4, 29/4 und 6/5 1922) zu skizzieren versucht. Im allgemeinen lehrt die Kolonialgeschichte, daß eine Kolonie mit steigender Eigenkultur sich den geistigen Bahnen des Mutterlandes nähert. Ob ein bestimmtes Kulturphänomen seiner Entstehung nach mehr hierhin oder dorthin gehört, wird oft zweifelhaft und zum großen Teil Sache individuell motivierter Auffassung sein. Die Musen und Grazien sind auch in der Mark vielseitig. Die Aufklärung, die doch das Gegenstück der Romantik war, hatte Berlin keineswegs verschont, und das Gesetz der Entwicklung in Gegensätzen gilt in der ganzen Welt. Karl Scheffler findet in Chodowieckis Schöpfungen sowohl eine „ziemlich subalterne Abhängigkeit von den Stilkonventionen der Zeit", als einen kraftvollen „profanen Wirklichkeitssinn" und urteilt, daß beides echt „märkisch" sei. Seiner Meinung nach ist in dem traditionsarmen preußischen Kolonialmilieu der bürgerliche Naturalismus gediehen.**)

Rein rezeptiv bieten solche Streitfragen wenig Interesse. Hoffen wir, daß unsere west- und süddeutschen Brüder sich nach wie vor an den Werken der romantischen Kunst erfreuen, ohne in ihr ein nord- oder ostdeutsches Reservatrecht zu erblicken und ohne darauf zu pochen, daß die Besiedelung des Ostens (am Rande bemerkt: eine der größten Taten des deutschen Volkes) mitsamt ihren Folgen ihren Ursprung westlich der Elbe-Saale-Linie gehabt hat. Ist es heute, wo wir mehr denn je auf einander an-

*) Die Berliner Romantik 1800—1814, Berlin, Erich Reiß Verlag.

**) Deutsche Maler und Zeichner im 19. Jahrhundert, Inselverlag 1911, S. 156.

gewiesen sind, von sonderlichem Nutzen, noch mehr Linien und Anschauungen aufzusuchen, die uns trennen?

Vom *kolonialen* Standpunkt aus ist es gegeben, den ursächlichen Zusammenhang zwischen Kolonisation und Romantik *umgekehrt* zu nehmen und festzustellen, daß die Denkart, die man die romantische nennt, jedem kolonialen Unternehmen große Dienste geleistet hat. Sie lebt mit allen Regungen der Volksseele gewissermaßen in Vielehe. Sie hat aber unleugbare Vorlieben verraten, und unter diesen sollten neben der *Geschichtswissenschaft* auch einmal die *Kolonisation* genannt werden. Die Keimzellen der Romantik ruhen im menschlichen Gemüt und treiben Schößlinge, wo und wann die Umstände wachstumfördernd wirken. Ihr erstes bewußtes Hervortreten vor hundert Jahren, ihr erster kursgebender Einfluß auf Kunst und Wissenschaft hat ihr den Namen eingebracht, den sie nun trägt. Doch gab es schon lange Romantiker, ehe es Romanen, Romane und Romanzen gab. Seitdem der Mensch in der Welt steht, war er mit ihr unzufrieden. Man darf vermuten, daß das diluviale Bewußtsein von der Ahnung eines verlorenen Paradieses beruhigt und beunruhigt wurde. Denn alles Geschehen, was aus dem Konflikt zwischen Individuum und Welt entspringt, beginnt mit der Ausmalung einer idealen Forderung von wechselnder Art und Stärke. *Zeit* und *Raum* öffnen sich der bedrängten Seele zur Flucht. Die Vorstellung einer bessern Vergangenheit, mit dem Nebengedanken der Wiederkehr, kam der Geschichtsforschung zu gute, und der Drang ins Weite, in fremde unbekannte Länder, der Zug gen Osten, Süden oder Westen, mit dem Reize des Neuen, Geheimnisvollen, Abenteuerlichen, förderte die Auswanderung, die extensive Kultur. Es kann nicht Wunder nehmen, daß die erstere Richtung bei uns einen großen Vorsprung erhielt. Sie hatte keine Hindernisse zu überwinden. Vom Raum waren wir seit dem Dreißigjährigen Kriege durch eine sich fast stets selbsttätig zusammenschließende Koalition der Seemächte politisch abgesperrt. Gleichwohl ist bereits in den Farben der Eichendorffschen Wanderpoesie eine koloniale Schattierung zu erkennen. Allerdings vertieft sich Eichendorff ausgesprochen nur in das spanische Milieu des Entdeckungszeitalters; er war Katholik und Spanien schon als Schauplatz der Kämpfe mit den maurischen Kolonisten das „alte romantische Land".

Dem Schicksal, vom Materialismus in Beschlag genommen zu werden, entgeht auch die koloniale Romantik nicht. Wenn das unvermeidlich ist, darf man sogar sagen, daß ihr Vorzug darin besteht, eine gangbare Brücke zu den wirtschaftlichen Interessen des Einzelnen und der Gesamtheit zu bilden. Zugleich muß sie dann aber gegen die Schlagwortseuche in Schutz genommen werden. In dem Magazin der Phrasen ist die Marke „Romantiker" im Sinne eines weltfremden verstiegenen Toren und Träumers zu haben. Zur Zeit Napoleons hatten noch keine Ueberspanntheiten diese Begriffsstreckung eingeleitet; er pflegte daher seinen Bedarf noch mit dem Worte „Ideologe" zu decken. Aber knapp ein halbes Jahrhundert später wankte ein Thron, weil ein Romantiker darauf saß. Dagegen wird Bismarck als „Realpolitiker" gefeiert. Solche Bedeutungsabwandelungen liegen teils in dem Verlauf der normalen Begriffsentwickelung, teils erfolgen sie gewerbsmäßig zu Zwecken persönlicher Polemik. Verdunkelt wird in diesem Falle die längst gewonnene Erkenntnis, daß große Leistungen auf allen Gebieten nicht aus kalter logischer Reflexion,

sondern aus empfindungsstarken intuitivem Schauen hervorgehen, wie sehr auch häufig der äußere Anschein dagegen sprechen mag. Daß eine phantastische Beleuchtung auf Irr- und Abwege führen kann, ist Altweiberweisheit. An schaffender Gewalt ist die Phantasie eine Riesin, der bloße Verstand ein Zwerg. Nicht die Realisten sind es, die für das Gemeinwohl etwas errungen haben, sondern die Realisatoren, und zu ihnen gehört denn auch der so oft „mißverstandene" Staatsmann, dessen einziger Fehler darin bestand, daß er niemals hätte gehen oder niemals kommen sollen.

Aus der Zeit, als die deutsche Kolonialpolitik noch mit grundsätzlicher Opposition zu kämpfen hatte, entsinne ich mich, wie im Reichstage einst Bebel sich über die koloniale Begeisterung lustig machte und sie quintanerhaft nannte. Gegen ihn verteidigte der Abgeordnete Georg v. Siemens mit Wärme den koloniale Quintaner. In der Sache hatte er Recht, dialiktisch aber einen schweren Stand, und in der Hitze des Gefechts vergaß man allerseits, sich selbst und einander darüber klar zu werden, daß die Kolonialpolitik nicht minder mit dem heterogenen Vorwurf der merkantilistischen Ausbeutung wilder Völker belastet war. Phantasie und Begeisterung sind die Schwestern der Romantik und die Gefährtinnen der Jugend. Ein junger Mensch, der in die Kolonien zog, um die brühmte blaue Blume dort zu suchen, ist nicht zu tadeln, wenn er statt ihrer ein Rittergut fand. Er kann doch nichts dafür, daß es von der Entente konfisziert wurde.

Das Friedensdokument von Versailles hat die Grundlagen zu einer neuen Romantik gelegt. Was daraus werden wird, hängt freilich noch von dem nur bis zu einem gewissen Grade berechenbaren menschlichen Faktor ab. Wenn der Geist sich erst von den Ausdünstungen der neuesten Zynik, von den Schöpfungen des entriegelten höheren Blödsinns gründlich angewidert fühlen wird, dürfte die Abkehr von der Wirklichkeit vollzogen, der kritische Punkt erreicht sein. Mit schonender Hand wäre die neue Bewegung so zu führen, daß sie nicht in dem breiten sandigen Delta unfruchtbarer Entsagung zerrinnt. Die „malaise" ist allgemein. Gern trösten wir uns zuweilen damit, daß die Siegervölker ebenfalls leiden, und unbestreitbar lassen sich die Gefühlstöne von hüben und drüben in ein gemeinsames ästhetisches System bringen. Aber sie sind qualitativ verschieden. Der Wirklichkeitsüberdruß ist ein anderer bei dem Reichen, der an Verdauungsbeschwerden leidet, als bei dem Bettler, in dessen Eingeweiden der Hunger wühlt, und dazu kommen noch die festen Unterschiede der Nationalcharaktere. Will der deutsche Gegenwartsdichter nicht ausschließlich seiner Kunst, sondern auch seiner Nation dienen, so möge er das Seinige dazu beitragen, daß wir unser unvergängliches Anrecht auf die Erde nicht vergessen. Die Aussicht ins Freie durch vergitterte Fenster ist schmerzlich, aber erzieherisch, insofern als sie die Menschen, die in dem vom Block des Abendlandes gebauten Zwinger leben, davon abhält, wie die wilden Tiere über einander herzufallen oder in stumpfer Gleichgültigkeit dahinzudämmern. Dann dürfte die von Kolonialkennern so oft verkündete lapidare Tatsache, daß z. B. schon der Besitz *einer* afrikanischen Kolonie der Unterernährung und dem Rohstoffmangel wesentlich abhelfen würde, ein anschaulicheres Verständnis finden, und die deutsche Intelligenz würde sich vielleicht bequemen, den kolonialen Gedanken nicht mehr als Luxus oder Spielerei, bestenfalls als eine jener sogenannten Ideen zu betrachten, die ihre Zeit haben und dann auf den Müllhaufen geworfen werden, sondern als den

konkreten Ausdruck einer bleibenden, stets dringlicher werdenden Lebensnotwendigkeit. Wir halten die Hoffnung auf Wiederherstellung dessen, was da draußen einst unser war, nicht für ein Luftschloß. An Ermutigung hat es in der öffentlichen Meinung Englands und selbst Frankreichs nicht gefehlt. Die Herren der Welt sind mit überseeischen Wirtschaftsgebieten förmlich überlastet. Uns lächelt die Sonne der englischen Gunst; Lord Northcliffe ist nicht mehr. Die Anteilnahme an einer Besserung unserer Valuta ist laut und großenteils aufrichtig. Unschwer wäre es, unsere Wünsche so zu formulieren, daß sie sich den durch die Lage der Dinge gebotenen Rücksichten anpassen. Wer aus diesen Elementen etwas zu schaffen oder auch nur vorzubereiten verstünde, wäre wahrlich ein Realisator. Eine Kolonie ist mehr wert als ein Moratorium.

Die seelischen Untergründe modernster Kunst.

Betrachtungen zu Abwehr und Verständigung.

Von Hans Schliepmann.

3. (Schluß.)

Man könnte alle hier geschilderten Unzulänglichkeiten und Verbohrtheiten schweigend übergehen, wenn sie sich nicht so überheblich und aufdringlich in Szene zu setzen und unter den Man-weiß-doch-noch-nicht-Erregten Gläubige zu fangen unternähmen. Ein wundervoll ausgestattetes Organ: „Frühlicht, eine Folge (!) für die Verwirklichung des (!) neuen Baugedankens", herausgegeben von einem wirklich nicht vielversprechenden, jetzt zum geistig bolschewistischen Stadtbaurat vorgeschrittenen jüngeren Architekten, muß man zu lesen versucht haben, um das kauderwelsche bombastische Phrasengewand zu ermessen, in dem diese von allem Zweckdenken Losgelösten, alle Vergangenheit Verachtenden priesterlich einherschreiten. So ein Organ ist freilich auch heute noch für den Wissenden schließlich nur — Spekulation und Geldsache. Aber in zahlreichen Kunstzeitschriften wird auch sonst von verstiegenen oder honorarbedürftigen Evangelisten neuer herumtastender Kunst vor einem überzeugungslosen und darum glaubenshungrigen Publikum jede modische Mücke mit schnitzelkräuselnder Geistreichigkeit zum Elefanten emporgelobt. Geht man auch darüber noch mit einem Achselzucken: „Papier, Papier!" hinweg, so bleibt doch ganz bedenklich, daß auch in der staatlichen Kunstpflege aus berechtigter Kampfstellung gegen wilhelminische Hohlkultur und aus doch ebenso unkritischem Mitschwimmen mit der Zeitstimmung schon unterschiedliche kuriosische Sessel den noch ganz in der Gärung Begriffenen zufielen. Gewiß: Pflege jedes blütenversprechenden Keimes, selbst einmal ein Experiment, obwohl wir dafür jetzt eigentlich nicht die Mittel haben! Und gewiß kein Alexandrinertum — obwohl es versteckt noch genug unter den Neugläubigen spukt, solange das intellektuelle Deuteln über Kunst noch einen viel breiteren Raum einnimmt als Kunstschaffen und Kunstgenießen! Aber eine Erziehung zum Schaffen durch eckigste, wenn auch meinethalben begabte, jedenfalls aber selbst noch in der Entwicklung begriffene Köpfe ist ein Unding; und noch bedenklicher mutet es an, wenn der Herr Reichskunstwart aus-

gesprochenermaßen an eine Erziehung zur Geschmacksempfindung durch das Geschäft denkt, indem er ganz besonders auf künstlerische Gestaltung der Reklame hinwirken möchte. Wenn er dabei in einem offiziellen, nur zufällig in die Hände gekommenen Gutachten von dem Chaos des Geschäftsstraßenbildes als von einem „Rhythmus" spricht, so drängen meine assoziativen Vorstellungen mehr nach der Seite des Streumuster- und Zickzackempfindens als nach einer Erziehung zum „Zusammensehen", der Verarbeitung und Einordnung vieler Einzelheiten zu einem Gesamteindruck, und ich kann mich der Furcht nicht entschlagen, daß einst ein noch Fortgeschrittener die Kunsterziehung bei einer Rhythmisierung der Rummelplatzmusik anheben wird.

Nun scheint der Herr Reichskunstwart allerdings von der Ansicht auszugehen, daß die Allgemeinheit so kunstblind geworden ist, daß sie zunächst erst einer Art Elementarunterrichtes bedarf; sie muß erst die einfachsten ästhetischen Eindrücke wieder *fühlen* lernen. Und darin hat er recht! Von Erörterung der hiernach nötigen Erziehungsmethode muß ich hier jedoch absehen, weil das zu weit führen würde, und mich mit der Feststellung begnügen, daß im Grunde auch unsere neueste Kunst eigentlich nur ein Versuch zur Wiedergewinnung der ästhetischen Gefühlswerte ist, die in der veräußerlichten und nur verstandesmäßigen vorletzten Kunst verloren gegangen und von den Umstürzlern auch in der zu schweren Vorzeitkunst nicht mehr „zusammengesehen" werden konnten, was dann in der Zeitstimmung des schnellen Hassens zu einem „Ecrasez l'infame" führte. Revolution statt Evolution war aber unter den eingangs dargelegten Seelenspannungen doch das naturnotwendige. So muß man denn schließlich doch anerkennen, daß es keinen anderen Weg gab, zu einer Kunst zu kommen, die nicht länger nur im leeren Raum, ohne mitlebendes Volk, strebt und schafft, als von vorn anzufangen, zu *lernen*. Man hätte es schmerzloser, billiger durch Evolution haben können, durch andachtvolles und doch unbefangenes, der Zeitunterschiede bewußtbleibendes Sichversenken in beste Vorzeitkunst. Dazu fehlten aber in zu weiten Kreisen die Voraussetzungen: Zeit, Willigkeit, Bescheidenheit, Begeisterungsfähigkeit und innere Kultur. Wir waren geistig längst so verarmt, wie wir es heut auch äußerlich sind, und haben nun auch nur eine ärmliche neue Kunst. Aber es ist doch „Schwellenkunst", wie es Manfred Kyber in einem guten Aufsatz der „Grenzboten" nannte. Wir müssen mit dem Elementaren wieder anfangen, nun wir einmal die Brücken aus der Vrgangenheit abbrachen. So ergibt sich also doch eine „primitive Kunst", aber nicht in dem weiter oben abgefertigten Sinne einer neu erhaschten Mode, sondern aus neuem *Fühlenwollen*.

Hier nämlich liegt die Hoffnung; und es war nötig, zunächst reine Luft zu schaffen, die Scharlatane vom Markte zu jagen, die hohlen Töpfe zu zerschmeißen, bis wir den unfruchtbaren Asphalt sehen, auf dem wir lärmend uns zerstreuen, um das Ausmaß dieser Hoffnung richtig werten zu können. Ueberwuchert noch vielfach von Betrieb, Mache, Sensation und Bluff, lebt doch, sichtbarlich dem suchenden und willigen Auge, eine neue starke Sehnsucht, ein wahres Hingenommensein von der Idee, eine Inbrunst des Gefühls in vielen modernsten Künstlern. Mag man in kindlich naiver Ueberschätzung schon vor Jahren die Ausdrucksmöglichkeiten der Linie im „Jugendstil" entdeckt haben, mag man sich mit vereinfachten Farbenproblemen herumschlagen, die freilich die Tizian Grünewald,

Turner, sogar Makart schon viel mannigfacher und geistvoller behandelt haben, mag man den Ausdruck in Gebärden und Abwandlungen der Körperverhältnisse in der mittelalterlichen Bildhauerei minder gewaltsam und mindestens ebenso ausdrucksvoll finden können als bei unseren Neutönern: es ist doch wieder tiefer Ernst, gläubiges Ringen um seelische Werte und ehrliche „Arbeit" in vielen ihrer Werke. Die Virtuosität der Macher weicht langsam dem Streben, neben, ja, vor den spezifisch ästhetischen Werten, auch das auszugestalten, was in der Kunst das oben erwähnte P l u s gibt: die Idee, die mehr noch ethischen als ästhetischen Werte. Sie sind gerade heut nötiger als rein formale, bedeuten sie doch ein Freiwerdenwollen aus der Atmosphäre des Hasses. Und darum ist — sobald wir erst einmal sehend geworden gegen Blender und Feze — Geduld, Anteil, Pflege und Ermunterung dieser „Schwellenkünstler" durchaus Pflicht der wahrhaft fühlenden und enschlossenen, vorurteilfürchtenden Mitlebenden. Sie bauen an der Zukunft!

Unsere Hast will überall sogleich Ergebnisse sehen, während wir doch an einer Weltwende stehen, die lange Jahrzehnte bis zur völligen Klärung brauchen wird. Wir müssen uns darein finden, unselig zu früh oder zu spät geboren zu sein, mitten in die Gährung hinein, aus der erst Enkel den Wein schlürfen werden. Von unserer Zeit — —: was ist von ihr zu erwarten? Aus zerstampftem Boden, in der Luft von Haß und Not und Gier wachsen keine Blumen. Darum die Flucht aus ihr in die Phantastik!

Auch hier aber ist doch wieder ein günstiges Moment festzustellen: In der vorkrieglichen plattrealistischen Ausmünzerei war die Phantasie überheblich in die Kinderstube verwiesen worden. Die Kunst durfte die duftigsten Gärten nicht mehr betreten. Jetzt führt man sie mit fast bacchischem Ueberschwang aus der Verbannung zurück; Goethes Göttin, „die immer neue seltsame Tochter Jovis" ist auch die unsere geworden, so weit wir nicht zum Mammon beten. Oft ist es noch seltsamer Götzendienst, Taumeln mehr als Fliegen, und es fehlt an der Einsicht, daß Phantastik nur e i n Gesetz, aber doch auch noch ein G e s e t z hat: nur keine Illusion zerstören, keine Schranken erkennen lassen, an denen der flatternde Schmetterling sich den Staub von den Flügeln streifen müßte! Darum ist Können, vollendetstes Darstellenkönnen des Innerlichgeschauten, die Vorbedingung für phantastische Kunst, soll sie nicht zur Stümperei oder zum Irrsinn werden. Sonst aber — das sollten sich die Geregelten sagen lassen; — ist der Phantastik alles erlaubt — — theoretisch. Die Menschen aber werden sie stets verschiedenartig aufnehmen, je nach dem Vorwiegen dieser oder jener Grundanschauungen und assoziativen Vorstellungen. Wem das Naturgemäße über alles geht, wird im ganzen Rokoko nur die letzte giftige Blüte einer in Ueberfeinerung verkommenden Kultur sehen; wem gekonnte, graziöse Willkür die Macht zur spielenden Erschaffung einer Märchenwelt zeigt, mag an das Gift so wenig denken wie bei der Herbstzeitlose, sondern des Anblicks heiter genießen.

Es gehört also Willfährigkeit zum Mitgehen in des Künstlers Phantasusgärten dazu, ihn zu genießen. Und das ist nun überhaupt die erste Forderung, die an die Zeitgenossen zu stellen wäre, um die Kunst wieder in das allgemeine Seelenleben des Volkes einzuordnen. Suchen sollen wir die Seele des Künstlers und nicht verlangen, daß sie der unseren gleiche, denn wie könnte sie uns dann bereichern? Das klingt nun sehr

merkwürdig, nachdem ich eingehend nachzuweisen suchte, daß unsere Kunstübung so ziemlich alles andere als vollkommen und ehrfurchtgebietend ist. Aber es erklärt sich doch, gerade weil wir nur eine Anfängerkunst in ärmlichem Garten haben, wo Gutes nur gedeihen kann, wenn Unkraut, ja, alles Ueberflüssige, sorgfältig gerodet wird, alles Blüteversprechende aber treue Pflege findet. So müssen wir denn zuerst unterscheiden können, zumal der Marktschreier übergenug sind, die mit geilen Unkrautstecklingen ihre Geschäftchen bei den Torenscharen machen möchten. Zur Förderung der Willfährigkeit muß also ergänzend die des Lernens kommen. Geübte, verfeinerte Sinne, ein Schatz von Vorstellungen, gewonnen aus eindringlich liebevoller Betrachtung der Natur, des Seelenlebens und der Vorzeitkunst, die ja mit nichten nur noch Herbariumkunst ist, muß uns urteilsfähig gemacht haben. Dann aber — die dritte Forderung! — müssen wir auch zu einer Ueberzeugung herangereift sein, die nicht mehr durch die Schaumschläger modischen Machertums zu blenden ist und — die den Mut hat, sich auszusprechen, nicht überheblich, nicht überpäpstlich, aber aus dem ruhigen Gefühl eines Lebensgewinstes unerschrocken und klar, dabei aber doch der Fehlsamkeit alles menschlichen Urteilens bewußt und darum allzeit bereit, neue Gesichtspunkte aus anderer Urteil innerlich zu verarbeiten.

Mögen auch den Tag Schlagworte und Modenmeinungen bestimmen; der Zeit geben nur gesichtete Urteile das Gepräge — obschon die Urteile sich mit der Zeit zugleich ändern. Es wird immer ein Kampf der Urteile bestehen bleiben; aber nur die ehrlichen, mannhaften haben Waffen.

So ist es denn auch kein Unglück, wenn, selbst bei gewachsener Willfährigkeit und Urteilsfähigkeit, die Ansichten über ein einzelnes neues Kunstwerk, einen neuen Künstler noch auseinandergehen. Vielstrahlig kann und soll eine lebendige Kunst sein; sie hält selbst Konventikel aus. Liegt auch bei denen, denen „ihre" Kunst allumfassende Herzenssache ist, das fanatische „Hie Welf, hie Waiblingen" immer viel näher als das ruhige „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen": der Lebende kann seinen Kreis finden, die Zeit aber schafft den Ausgleich, wie sie ihn z. B. zwischen den Wagner- und Brahms-Einseitigen gefunden hat. —

Zweifellos: wir sind noch recht weit davon, aus der Erfüllung jener drei Forderungen eine Atmosphäre hervorgerufen zu sehen, in der sich eine gesunde, vom Volksempfinden getragene Kunst entwickeln kann. Noch haben unter Schmerzen und Verkennung die wirklichen Künstler daran zu schaffen, die bestehende Atmosphäre des Hasses aufzuhellen. Aber gerade die Erwähnung jener beiden Meister — Wagner und Brahms — gibt uns eine Hoffnung: Ein Leipziger und ein Hamburger, in Zeiten verkümmernder Kunst und in nüchternen Städten geboren, bewiesen erneut das ewige Wunder des Genies. Es steht außerhalb aller Entwicklung bei seinem Erscheinen; dann aber wächst es aus geheimnisvollen Untergründen und wird bestimmend für weitere Entwicklung. So gilt denn alles Gesagte nur für die Kunst, die Ausdruck der Zeit ist; die wir nicht entbehren können, ohne in Barbarei zu verfallen; die jedes Jahr ihren Frühling aus Naturdrang heraus hat und auch aus dürrem Boden wachsen muß, bis zur Kunst der starken Talente, die aber dann auch damit den Boden schafft, aus dem das Genie Kräfte zu schnellerem Wachstum saugen kann; die seinem überzeitlichen Wirken die Wege bereitet. — Nur die ahnend Erwartenden sehen solchen Stern über der armen Krippe aufgehen und

pilgern ihm glaubend entgegen. Doch nach mehr als drei Jahrzehnten noch schreit die Menge, die von keinem Sterne weiß, noch wissen will, ihr „Kreuzige, Kreuzige!“ Uns aber lasset hoffen, „bis die Zeit erfüllet ward,“ und inzwischen — arbeiten, die Seelen bereitzumachen, den Unechten den Rücken kehren, um desto unbefangener, liebegewillter den Lauteren und bahnbrechend Strebenden das Herz zu öffnen.

Bis dahin aber gilt es, Geduld und Ruhe bewahren, auf daß wir nicht auf jeden neu ausposaunten Messias hineinfallen. Wir haben schließlich kein Recht, ihn zu erwarten, ehe nicht die Gemüter sich auf Edleres eingestellt haben. Für den Tagesbedarf aber an Kunst scheint es mir immer noch erfreulicher und — erziehlicher, sich eindringlich den Sachwerten hinzugeben, statt übereilten Personenkultus zu treiben und sich mangels neuer „Ewigkeitswerke“ lieber mit guten Epigonenwerken zu begnügen, statt sich gewaltsam und hastig „nurmodern“ betrüglich wie betrüblich zu ersättigen. Ich wenigstens bin dankbarer dem, der mir Gedichte vorlegen sollte, die man für goethische halten könnte, als dem, der mich zwingen will, sinnarmes, aufwändiges Gestammel für zukunftsträchtig zu halten.

Preußische und dänische Beamte.

Der neuen in Tondern, Carstensstraße 7, erscheinenden Zeitschrift „Nordschleswig, Beiträge zum volklichen Aufbau“, dürfen wir folgende Beleuchtung der Stimmung in der Nordmark entnehmen. Sie diene als Ergänzung des in der letzten Nummer veröffentlichten Artikels „Dänische Poincarés“.

Die Schriftleitung.

Hat man auf dem Amtsgericht in Tondern zu tun, so kommt es aus verschiedenen Gründen leicht, daß man dort vergleiche anstellt zwischen dem Einst und Jetzt.

Sie waren oft etwas barsch in ihrem Ton und Auftreten, unsre alten preußischen Beamten, sowohl die akademisch gebildeten wie auch die, welche von der Pike auf im Heer oder auf der Schreibstube gedient hatten. Nicht immer lag „Knigges Umgang mit Menschen“ zur Hand. Der vielgeschmähte Militarismus war nicht allein der Grund zu dem etwas schroffen Wesen der Beamten; es war das Selbstbewußtsein des Einzelnen: „Ich beherrsche das Amt, welches ich verwalte, und kenne mich darin aus.“

Bekam man dann und wann beim Eintritt in das Bureau einen gelinden „Anhaucher“, ohne Umschweife wurde dann aber auf die Sache losgegangen. Man bekam kurzen, bündigen Bescheid und verließ darauf das Gerichtsgebäude mit dem Bewußtsein: „Deine Sache wird prompt erledigt!“

Einfach und sparsam war der ganze Geschäftsgang bei den Preußen. Ein Amtsrichter mit 3500 Mark Besoldung konnte sich keine großen Extravaganzen erlauben, ebensowenig der Gerichtsschreiber mit 1500 bis 2000 Mark Gehalt.

Die Sorge für Ruhe und Ordnung im Dienst lag allein dem allbekannten Gerichtsdiener ob. Vielseitig in seiner Tätigkeit, sorgte der Allein-Uniformierte

noch mit Umsicht, daß ein vor Gericht Geladener, der sich schwer von Fräulein Kranzens Portwein trennen konnte, doch pünktlich zum Termin erschien.

So war es einst.

*

Kommst Du jetzt mit einem Anliegen auf das Gericht, meistens empfängt Dich der diensttuende Beamte zuvorkommend und freundlich. Alles, was recht ist.!

Freundlich und wohlwollend läßt er sich Deine Angelegenheit vortragen. Er verspricht in nächster Zeit Deine Sache zu ordnen und Dir Nachricht zukommen zu lassen.

Befriedigt verläßt Du das Bureau und denkst draußen: „Einerlei, die dänischen Beamten sind entschieden freundliche, zuvorkommende Menschen, nicht dieser Unteroffizierston wie früher zuweilen!“ —

Es vergehen einige Wochen; der Bescheid, den der freundliche Beamte Dir senden wollte, ist ausgeblieben. Du kommst gelegentlich zur Stadt und erkundigst Dich gleichzeitig nach dem Stand Deiner Sache.

Der Beamte drückt Dir die Hand, weist auf einen großen Haufen Akten hin, welche alle der Abfertigung harren, und entläßt Dich mit der Zusicherung baldiger Erledigung Deiner Angelegenheit.

Ein klein wenig enttäuscht verläßt Du das Gerichtsgebäude. —

Die Zeit schreitet weiter; es geschieht nichts in Deiner Sache. Du wirst etwas ungeduldig.

Bei Deiner nächsten Anfrage auf dem Gericht erhältst Du den Bescheid, daß der Erledigung Deiner Angelegenheit Schwierigkeiten aller Art entgegenstehn. Der Beamte hat Bedenken, von denen Du nichts geahnt, gerade weil Du in deutscher Zeit ähnliche Sachen durchgeführt hast. In gemütlicher Weise vertröstet Dich nochmals der Beamte auf die Zukunft.

Mehr oder weniger verstimmt gelangst Du auf die Straße und denkst so unwillkürlich: Der dänische Beamte mag vielleicht im Umgang mit dem Publikum freundlicher als der preußische sein; der Geschäftsgang der Gerichtsbarkeit bei den Preußen hatte aber entschieden mehr Schwung. Da gab es kein unselbständiges Tasten und Bedenken.

In Deinem Gedankengang fragst Du weiter: „Sind die dänischen Beamten mit Arbeit überhäuft, ist die Zahl der angestellten Beamten zu gering, oder werden diese von der allseitig in Anspruch genommenen Milchkuh ‚Staten“ so schlecht besoldet, daß es verzeihlich ist, wenn der Geschäftsgang ein so langsamer ist?

Ich kann die Fragen nicht beantworten; die Steuerzahler behaupten entschieden das Gegenteil.

Eins ist selbst dem Laienauge ersichtlich, nämlich die Zunahme der Uniformierten gegen früher. Ein Uneingeweihter könnte glauben, im Gerichtsgebäude befände sich die Wachtstube einer starken Polizeitruppe.

*

Ich habe absolut nichts gegen den einzelnen Beamten und gönne jedem sein Brot. Wir leben jedoch in einer Zeit der rasch absteigenden Konjunktur. Wohl jeder Stand, ob Landmann, Handwerker, Arbeiter oder Kaufmann, seufzt unter der so schwer aufzubringenden Steuer. Wir Steuerzahler, die wir zusammen die Staatskasse bilden, fordern daher, daß der Staat überall in der Verwaltung und Polizei, im Eisenbahn- und Postwesen nur so viele Beamte

anstellt, wie dies unbedingt notwendig ist für einen geregelten Betrieb. Wir verlangen, daß die Besoldung der hohen wie auch der unteren Beamten den Preisen für den Lebensunterhalt in der jetzigen Zeit angemessen wird.

D. Dethleffen, Landmann, Goth.

* * *

Die ernsten Schlußfolgerungen aus der launig-anschaulichen Eingangsplauderei obiger Zuschrift kommen noch mißverständlicher zum Ausdruck in folgender weiteren Einsendung:

Wie viele haben nicht geglaubt, sich mit dem Stimmzettel von einem zusammengebrochenen, in den Händen der Entente und der Spartakisten befindlichen Staate loslösen zu können, um Untertanen eines geordneten Staates zu werden, dessen Finanzen sich, wie man annahm und auch annehmen durfte, während des Krieges bedeutend verbessert hatten durch Lieferung an den in Not befindlichen Nachbarn. Aber dieser Traum ist zu Ende, der Steuerzettel und die ganze Verwaltung des Staates hat auch denen die Augen geöffnet, die nicht früher sehen wollten.

Einen auskömmlichen Verdienst hat in Dänemark nur der Beamte, für die Erwerbsstände, mögen sie nun Landwirte, Kaufleute, Handwerker oder Arbeiter sein, sieht es traurig aus, und die Zukunft scheint mir auch nicht rosiger. Wie kann ein so kleines, armes Land ein solches Beamtenheer mit solchen Löhnen unterhalten, und wie kann es auf die Dauer 90 000 Arbeitslose unterhalten? Nur durch unerhört hohe Steuern und Aufnahme von Anleihen oder Verkauf von Inseln (wir könnten ja noch Grönland, Färöer und Seeland abgeben und vielleicht auch Nordschleswig?)

Wenn Dänemark nicht ganz verelenden soll, dann ist es Zeit, an „Sparen und Arbeiten" zu denken, und zwar soll von oben, von den Ministerien angefangen werden. Die Gehälter müssen revidiert werden und jeder überflüssige Mann muß raus, die übrigen müssen in der Arbeitszeit auch wirklich arbeiten und nicht rauchen; das Rauchen kann nach Feierabend geschehen. Alle nicht notwendigen Ausgaben müssen zurückgestellt werden. Nur so können die Finanzverhältnisse wieder gesunden.

Es scheint ja, daß Dänemark sich an Nordschleswig den Magen verdorben hat. Wie wäre der Zustand erst geworden, wenn es noch die 2. und 3. Zone mitgeschluckt hätte?! Da wären die Magenbeschwerden wohl unerträglich geworden.

Wäre es vielleicht nicht besser für Dänemark, den alten Zustand mit der Grenze an der Königsau wiederherzustellen? Ein Leser.

* * *

Die bittere Ironie, die an mehreren Stellen dieser Zuschrift durchbricht, beleuchtet wohl grell genug den grausamen Fehlschlag der Berechnungen Dänemarks — desselben Dänemarks, das früher mit Vorliebe gerade in bezug auf Nordschleswig das Wort von „Preußens Unfähigkeit zu moralischen Eroberungen "wiederholte („preußisch" war und ist den Dänen ja alles Deutsche in Schleswig-Holstein, und ob es noch so bodenständig gewachsen ist). Wo sind Dänemarks „moralische Eroberungen" in „Südjütland"?

Kleinbilder am Niederrhein.

Von Nikolaus Schwarzkopf.

1. Der Glücksbauer.

Früher dachte ich mir die Sache so: Ein Bäuerlein pflügt seinen Acker an der Ruhr. Immer an derselben Stelle bleibt die Pflugschar hängen, und der Ochs muß die Peitsche spüren. Einmal aber reißt die Pflugschar einen Brocken los, der fliegt schwarz herüber auf die Schollen. Aha! denkt der Bauer, läßt den Ochsen halten, holt die Hacke und . . . soweit er hackt, ist das Feld steinig und schwarz, also voller Kohlen! Schlau, wie er ist, gräbt er an verschiedenen Stellen seines Feldes und findet ein riesiges Lager. In der Nacht forscht er auf den Feldern seines Nachbars und kauft am nächsten Tag alle Aecker heimlich zusammen. Nun beginnt er, den Schatz zu heben, schafft Gäule an und einen Wagenpark, und die ganze Provinz bezieht von ihm den Winterbrand! Er kann nicht Gäule genug kaufen, nicht Fuhrknechte genug halten! Er baut sich schon ein Schlößchen, er kann sich das leisten! Am Ende des einen Feldes schlängelt sich faul und verträumt zwischen Blumen und unter Weidenkätzchen die Ruhr, und ihre Forellen schwingen sich aus Uebermut zappelnd in der Luft und schlagen richtiggehende Purzelbäume! Der Schloßherr läßt Schleppkähne anfahren, beladen, abfahren! Bis nach Mainz hinauf müssen sie! Ueberall im deutschen Vaterland rauchen Schornsteine, Eisenbahnen qualmen Rauch von der Ruhr: warum sollen nicht Schiffe von demselben Rauch qualmen? Sie qualmen schon! Die klaren Wellen mit den Forellen werden toll gepeitscht, und allen Fischen wachsen die Augen. „Eisen herbei!“ ruft der Schloßherr, „ich baue mir Bahn und Schiff selber.“ Das Eisen fließt, ergießt sich, erstarrt und stampft am Fluß hin und im Fluß hin.

Das Feld senkt sich von dem Abbau. Messungen, von den ersten Ingenieuren ausgeführt, ergeben, daß der Abbau „über Tag“ sich erschöpft: da wird der erste Schacht geschlagen, und auf dem „Arschleder“, das jetzt nur noch an der Galauniform der Bergleute zu sehen ist, rutschen hunderte von schwarzen Männern „unter Tag“. Aus meiner Heimat fließt Grubenholz nach der Ruhr; ich weiß erst jetzt richtig, was das ist. Bergknappen blasen in den Gassen und verkaufen Heftchen vom großen Grubenunglück des letzten Jahres. Ha, wie ich das jetzt alles so genau weiß! Die große Zeit kam rasch; sie ist dort unten, wahrlich, nicht kleiner geworden. Ich bin der festen Hoffnung, daß von dort aus die Not zerstampft werden wird, denn unsere Väter und Großväter waren noch Bauern!

2. Hochöfen.

Fünf Hochöfen nebeneinander gebaut, das sieht man selten! Die gleichmäßige Wiederholung all der gigantischen Linien und Formen löst gleich gotischen Fialen eine entzückende künstlerische Wirkung aus, die, ins Riesenhafte gestaltet, urweltlich klingt. Aus dem schwarzen Gestänge rattert sich eine Förderkatze empor und steigt rasch und doch von ungeheurer Last gewaltsam verzögert, den steilen Schienenweg hinan, und der Lastkorb senkt sich. Im gleich verhaltenen Tempo kommt eine zweite von oben herunter und schleppt den belasteten Korb, der an fünfhundert Zentner wiegt, aus dem schwarzen Gestänge hinan und senkt sich gemächlich wieder ins schwarze Gestänge. Am dritten Ofen gleitet, von unten gesehen, kaum sieben Meter entfernt, eine gleiche Katze nieder und hinten hebt sich der Korb an seinem wuchtig gekrümmten

Haken. Wie das so sachte rattert! Wie das so voller Pferdekräfte steigt und sinkt! Da weiß ich irgendwo einen Mann sitzen, der drückt auf ein Hebelchen, und drückt bald auf das erste, bald aufs zweite, bald aufs dritte, dann aufs vierte und aufs fünfte Hebelchen, und die fünf Förderkatzen folgen geduldig und exakt. Hei, wie hinter und über dem Gestäng und weit über dem Gestäng und über den Seilen und Rädern und massigen Kettenzügen die ungeheuren Leiber der Oefen sich dehnen! Der erste ist schon an zwanzig Jahre alt, ist dick und plump wie ein schwangeres Elefantenweib, und er qualmt nicht, und die Förderkatze hat sich irgendwohin verkrochen, und die Auspuffrohre der Winderhitzer sind ohne Dampf. Diese Winderhitzer stoßen heiße Luft in den Ofen, daß die Masse besser brodelt, und sie umstehen die Oefen wie Hofkamarillen, die ihre Wünsche durchsetzen wollen! Wie das pufft und schottert; fünf an jedem Ofen, von fünf Seiten her peitschen sie die überhitzte Luft in die Feuerspeise des Rachens. Da unten im Gestänge schiebt sich die Eisenbahn Wagen um Wagen vor, und die Katze erwischt Wagen um Wagen! Ich sehe dann, daß Ofen „eins" leergebrannt, ausgebrannt ist, daß er abgebaut wird. Er ist noch ganz in Backstein aufgeführt: eine mittelalterliche Burg, ein Raubritternest, ein Rachen, wie ihn Dante nicht erschaut hat. Ganz leer steht er da neben den jüngeren Brüdern und kann nicht mehr schaffen und bricht in sich zusammen. Eisenschienen ragen zerbogen in seinen klaffenden Bauch. Ueber ihn hinweg konstruiert sich schon wieder eine neue Anlage, wie Eltern, die ins Altenteil des Hauses sich zurückgezogen haben, von wachsenden Wänden umbaut werden. Alter, ausgedienter Veteran: könnte man dich aufs Alleeplätzchen stellen, gäbst du ein stattliches Hochhaus ab, und draußen vor der Stadt könnte die halbe Vorstadt dich sich zu Wohnungen umbauen! Fast keine Menschen sieht man; eben springen etliche hin und her, treiben eine Stange von vier Metern in das Pförtchen des zweiten Ofens ein. Ich entferne mich, die flüssige Glut wird angebohrt wie daheim ein Weinfaß, und die Hammerschläge dröhnen zwischen den eisernen Trägern. Wasserstrahlen umzischen die kleine Pforte, die Männer setzen farbige Gläser vor die Augen. Mit heftigem Schlag bricht die Pforte auf, weißglühend schießt das Eisen hervor, spritzt, ergießt sich in die Sandrinne und fließt zahm einher wie ein Wiesenbächlein. Kleine Schlacken tanzen auf dem durch die Unebenheiten des Sandes bedingten Faltenspiel, das pfeilschnell voraneilt. Die Luft zittert etwas heftiger als die des Sommers über den Straßen, unzählige Funken, Schlackenteilchen und versprühte Eisenmoleküle tanzen überm Fluß entlang wie muntere Marienkäferchen im Mai. Weislich wird der Strom verteilt wie das Frühlingswasser auf einem Rieselfeld, und über der nun rot und dunkel und schwarz gewordenen Plantage schwirren die verirrten Funken wie Schmetterlinge über den Blumen. Ich halte die Hände vor die Augen, Hitze und Leuchten abzuwehren. Ein Krahn liest im anderen Feld die Eisenklumpen zusammen, ein riesiger Magnet hilft ihm, und ein Eisenbahnzug füllt sich gemächlich und rollt ab. Ofen „drei" und „fünf" werden angestochen, drüben, jenseits des Bauches fließt in dünnem Faden flüssige Schlacke in einen Transportwagen. Ich muß heute Nacht noch einmal kommen!

3. Walzwerk.

Am Eingang zum Walzwerk brodelt dasselbe Eisen in den sieben Bessemer Birnen. Ich werfe eine Pelerine aus Wachstuch über Hut und Mantel und schiebe eine dunkle Brille vor die Augen und trete hinzu. Wenn heiße Luft einspeit, ist der Hexentanz genialisch: so wirbelte mein heimisches Ackerfeld, auf

dem ich nunmehr meinen Kohl baue, so wirbelte ich selber, denn ich bin leider aus Erde gemacht, in dem Geström der Urwelt, und meine Atome schossen zur Sonne auf, von der ich genommen bin. Daß doch erst in diesem unserem Erstarrungsprozeß die Seele sich zeigen wollte! Nun bändigen wir die Knochen der alten Mutter Erde und machen Eisen und Stahl. Schmeißt eine Sklavenschaft hinein in diese Birnen und macht einen Menschen daraus; schmeißt eine Menschheit hinein und macht einen Gott aus ihr! Wirf dich selber hinein, Sklave, Mensch, und komme als Mensch, als Gott wieder hervor aus diesem Höllenbad! Was muß sie so zärtlich mit den Verdammten umgehen, die Hölle, wenn wir den Alten glauben dürfen! Und wem sollten wir glauben, da wir glauben wollen! Ist dies nicht Vernichtung, ist dies nicht Hölle? Ist dies das Leben der Sonne, unserer Sonne? Das Ewig-Zeugende? Kalk fliegt schippenweise hinein und versprüht in die vulkanischen Wände, prall gefüllt mit einem Teil des Geheimnisses. Leichthin dreht sich die ungetüme Birne in ihren Achsen, die weiße Flut schwabbelt hin und her, Funken stoßen über ihr glühend grüne Dämpfe empor, garbenweise bis an den Himmel, eine einzige Garbe schießt empor bis an den Himmel. Wir alle flüchten aus dem Feuerregen und nahen nur zaghaft wieder. Hinter mir rattert der Krahn mit neuer Ladung: ein Ruck mit etlichen Stangen, die Birne kippt um wie ein Schneppkarren, die flutige Glut ergießt sich in die Tiefe wie die Mama Milch eingießt, füllen sich die schweren Tröge, und Krahne führen sie in ihre Betten hinter Schloß und Riegel. Dämpfe quirlen gebändigt an Schloß und Riegel. Der Krahn kommt geknarrt: Köpfe weg! Ich werfe mich platt auf die Erde, hahaha!! Er stößt eine Tür ein, sieht, daß das Weißglühende rotglüht, greift hinein, zieht den Trog herfür, stülpt ihn um, so daß der feste Block aufrecht dasteht: zwei Meter hoch, einen halben Meter im Geviert. Ein Zängelchen packt ihn wie mit zwei Fingern, zuckt, als probiere es erst einmal, und weiß doch genau, wies bestellt ist, und rast mit diesem roten Block durch den Raum. Wohin nur? Da hinten schwebt noch einer, ein dritter hebt sich, ich möchte fliehen! Legt ihn unter den Dampfhammer! Der setzt sich drauf und stößt dran herum, und der Block gibt nach wie wenn er aus frischem Ton wäre. Da er so leicht sich hämmern ließ, schmeißt ihn eine Zange von oben herab aufrecht und schleudert ihn auf die Walzen. Die fangen voller Wollust an zu rollen und stoßen ihn durch das Gatter, da wird er schlank und lang gewalzt, hin und her, hin und her. Ein T-Träger beginnt, sich anzudeuten. Immer enger wird das Gatter, immer dünner wird der Koloß, immer länger. Vom Gatter senkt er sich, wie wenn er aus Teig wäre, gemütlich auf seine Walzen, die aber haben kein Erbarmen. Der Feuerwurm wird hin und her geschleudert, und da der T-Träger fertig ist, läuft er mir davon, noch ehe ichs bedacht! Da drüben wirbelt eine ganz lange Schlange auf und ab, die Männer packen sie und stecken sie in immer dünnere Gatter, und dann, da sie schier unübersehbar lang ist (sie stammt auch aus einem Trog) springt sie an eine Spule und rollt sich auf und fliegt seitab in die an Ketten herabhängenden Zangen der Lehrbuben.

4. Fünf Drähte.

Einmal schlief ich im Hinterstübchen. Das Fenster über meinem Haupt war nicht verhängt, und die Deichsel des Großen Bären pendelte in die Scheibe. Als ich morgens erwachte, schossen gelbgrüne Wolken über mir einher und trugen Gott weiß welche Giftstoffe in sich, Gott weiß welche Heilstoffe. Fern

pufften die Ausstoßroße der Winderhitzer, und ich sah im Geist ihre Dampfballen, die oft wie die Ringel eines verträumten Rauchers aus dem Klubsessel aufwirbelten, und gedachte der Riesenkraft, die mit ihnen verloren ging. Da sah ich hinter der Scheibe vor den grüngelben Wolken fünf Drähte gleichgezeilt einhergehen; sie schnitten diagonal durch mein helles Gesichtsfeld. Und da meine arme Seele so müde war all der ungeheuerlichen Wucht und diesseitigen Größe, all der Reflektionen — wie der Menschengeist die versteckteste Materie birgt und bändigt wie ein wildes Tierchen, — so sprang sie auf einmal mit beiden Füßen (wenn man so sagen darf) zwischen diese fünf schwarzen Drähte, die ihre fünf Notenlinien waren, und summte und sang und jubelte in ihren ältesten Weisen und erging sich gleich den großen Hirtenknaben der Weltgeschichte, gleich David, gleich Johanna, gleich Hans Thoma, gleich den großen rheinischen Hirtenknaben Beethoven und Rembrandt und Grünewald, und sie ward gar nicht müde, gar nicht müde, aus den bewährten Tagen der Jugend immer neue Lieder zu singen, und sie ließ mich Lerchen hören und Schmetterlinge sehen und ein barfüßiges Mädchen küssen!

Sollte ich an diesem Tag „einfahren"? Ich fuhr ein.

(Fortsetzung folgt.)

Weltspiegel.

6. September.

In den Tagen, als die Abgesandten der Reparationskommission, Sir John Bradbury und Mauclère, in Berlin verhandelten, lastete über ganz Europa das Gefühl einer herannahenden Katastrophe. Der die schlimmsten Befürchtungen noch hinter sich lassende Sturz der deutschen Mark, der nahezu ihrer völligen Entwertung gleichkam, in Verbindung mit der Haltung Poincarés, die — gleichsam eine Verhöhnung der ganzen Welt — nicht im geringsten erkennen ließ, daß von den unsinnigen Forderungen Frankreichs auch nur eine einzige gestrichen werden sollte, ließ kaum noch eine Hoffnung aufkommen, daß der wirtschaftliche Zusammenbruch Europas sich werde vermeiden lassen. In allen wirtschaftlich bedrohten Ländern hielt ernste, bange Sorge ihren Einzug. Der Gegensatz zwischen England und Frankreich erreichte eine Schärfe wie nie zuvor. Während aber England angesichts dieser Lage aufrichtigen Aerger und unverhüllte Besorgnisse verriet, machte Frankreich gar keinen Hehl daraus, daß es den Konflikt mit England gar nicht fürchte, im Gegenteil dann um so lieber allein vorgehen werde, um sein Recht zu erzwingen.

Aber die in Berlin erhaltenen Eindrücke und Informationen Bradburys und Mauclères waren doch nicht ohne Wirkung geblieben. Es ergab sich daraus die Unmöglichkeit, daß die Reparationskommission als ein Ganzes diesmal den Willen Frankreichs tat. Die englische Delegation in der Kommission war entschlossen, für die bedingungslose Gewährung eines Moratoriums an Deutschland zu stimmen; Frankreich blieb dabei, daß höchstens ein ganz kurzfristiges Moratorium bewilligt werden könne, und auch dieses

nur dann, wenn von Deutschland eine Sicherheit durch „produktive Pfänder" gegeben würde. So hing denn alles von der Haltung Italiens und Belgiens ab. Es versteht sich von selbst, daß Belgien, so gerne es um seiner eigenen Ansprüche und seiner politischen Lage willen mit Frankreich Hand in Hand ging, ein dringendes Interesse daran hatte, ein offenes Auseinanderfallen der Entente und Gewaltmaßnahmen Frankreichs im Rheinlande und im Ruhrgebiet zu verhüten. Daher mußte es alles aufbieten, einen Vermittlungsvorschlag zu finden, auf den Frankreich eingehen konnte und der zugleich Europa noch im letzten Augenblick vor dem Sturz in den Abgrund einer Wirtschaftskatastrophe zurückriß, während er Englands politische Besorgnisse beseitigte. Italien endlich stand zwar, was seine Meinung in der Reparationsfrage betraf, auf der Seite Englands, aber es mußte auch daran denken, daß eine Uebereinstimmung Frankreichs in der Reparationskommission zu einem offenen Konflikt zwischen Frankreich und England führen konnte, der nicht in Italiens Interesse lag. Denn um der Orientfrage willen durfte Italien es mit Frankreich nicht ganz verderben. Daher hielt es sich zurück und überließ in der Reparationskommission Belgien die Mühe, einen Ausweg zu finden.

Und wirklich wurde ein Ausweg aus der unmittelbaren Gefahr gefunden — ein Ausweg, wenn auch freilich keine Lösung der eigentlich gestellten Aufgabe. Aber es war eine Entspannung und Entlastung für den Augenblick und insofern eine Wohltat für die wieder aufatmende Welt. Frankreich, das die Lage durch seinen Starrsinn so gründlich verfahren hatte, hatte die Genugtuung, daß seiner Forderung gemäß das Moratorium formell abgelehnt wurde. Auf Grund dieses äußerlichen Triumphes konnte nun sogar Poincaré nachgeben, indem er dem belgischen Vorschlag beitrat. Er konnte nun nicht anders, denn seine einseitig militärisch-politische Starrheit in der Verfolgung seiner imperialistischen Ziele setzte ihn nachgerade einem starken Druck der weltwirtschaftlichen Großfinanz aus, der ihm gefährlich werden konnte.

Der belgische Vorschlag, der nach Ablehnung des Moratoriums — wobei Frankreich und Belgien gegen England stimmten unter Stimmenthaltung Italiens — einstimmig angenommen wurde, ging von der Tatsache aus, daß die in der nächsten Zeit von Deutschland verlangten Reparationszahlungen nach dem Verteilungsplan der Entente nur Belgien zugute kommen sollten. Wenn Belgien nun erklärte, daß es sich statt der verlangten Zahlungen mit deutschen Schatzbonds, deren Frist auf sechs Monate laufen sollte, zufrieden geben wolle, so konnte sogar Frankreich nichts dagegen haben, und Deutschland erhielt tatsächlich ein Moratorium von sechs Monaten, nur daß es nicht so genannt werden durfte. Aber einen Haken hatte die Sache. Belgien wollte die deutschen Schatzwechsel diskontieren können und sollte zu diesem Zweck nach dem Beschluß der Reparationskommission mit Deutschland über die nötigen Sicherheiten verhandeln. Das sind die Verhandlungen, die heute in Berlin stattfinden. Aber welche Garantien kann Deutschland, dessen Zahlungs- und Kreditunfähigkeit jetzt offiziell von der Reparationskommission bescheinigt worden ist, Belgien geben? Verfügte es über geeignete Werte dieser Art, so würde es auch zahlen können. Die Reichsregierung verfügt über keine Goldreserve mehr. Das Gold der Reichsbank ist, seit auf Verlangen der Reparationskommission die Autonomie dieser Bank erklärt worden ist, Privateigentum und staatlichen Eingriffen entzogen. Hier liegen also noch Schwierigkeiten im Wege, für deren Ueberwindung in diesem Augenblick noch kein Mittel bekannt ist. Unsere Lage ist nach wie vor kritisch.

Noch schlimmer als uns geht es jedoch der deutschösterreichischen Republik, die durch die Bestimmungen des Friedensvertrages von St. Germain in eine Lage gebracht worden ist, in der sie nicht leben und nicht sterben kann. Wir haben vor einem Vierteljahr an dieser Stelle diese Lage gekennzeichnet. Durch Errichtung einer Nationalbank hat Oesterreich neben einer Zwangsanleihe eine Linderung seiner Nöte zu schaffen und die Wiederherstellung seiner Kreditfähigkeit sowie die Grundlegung eines wirtschaftlichen Aufbaues vorzubereiten gesucht. Aber die von der Entente versprochene finanzielle Hilfe ist ausgeblieben. Der Bundeskanzler Seipel entschloß sich darauf kurz, eine rückhaltlose Darlegung der dem Zusammenbruch nahen Lage Oesterreichs an die Ententemächte zu richten, zugleich aber persönlich Besprechungen mit den leitenden Staatsmännern der Nachbarstaaten einzuleiten, um kein Mittel zur Rettung des sinkenden Staatsschiffs unversucht und unbeachtet zu lassen. So reiste er denn nach Prag, von dort nach Berlin und zuletzt nach Italien, wo ihm der Beauftragte der italienischen Regierung entgegenreiste, so daß die Besprechung in Verona stattfinden konnte. Ein unmittelbare Hilfe konnte sich der Bundeskanzler freilich als Ergebnis dieser Aussprachen nicht versprechen; dennoch sind sie als ein Moment der Klärung nicht ohne Nutzen geblieben und haben bei den Oesterreich übelwollenden Mächten einen heilsamen Schrecken und die Besorgnis erregt, daß Oesterreich nicht in geduldigem Gehorsam widerstandslos hinsterben, sondern gegebenenfalls handeln könnte. Die Ententemächte haben nun Oesterreichs Sache der Entscheidung des Völkerbundsrats übergeben, d. h. sie haben die Sache vor ein Tribunal gebracht, von dem sie wissen, daß es ihren Willen tut, ohne daß die Verantwortung auf die Entente fällt. Vor diesem Genfer Tribunal führt Bundeskanzler Seipel seine Sache selbst; die Entscheidung ist noch nicht ergangen.

Die alles ruinierende Pfuscherarbeit der sogenannten Friedensschlüsse tritt auch darin hervor, daß im nahen Orient der Krieg zwischen Griechenland und den durch die Regierung von Angora vertretenen Türken aufs neue entbrannt ist. Die Türken haben die Offensive ergriffen und sind — besonders nach einer entscheidenden Schlacht bei Afiun-Karahissar — Sieger. Die griechische Front ist auseinandergerissen, Smyrna in Gefahr, Bussa ist gefallen. Nun wollen die Griechen Kleinasien räumen und haben um einen Waffenstillstand gebeten. Eine innere Krisis in Griechenland scheint sich vorzubereiten. Das wird wohl das Zustandekommen der von den Ententemächten geplanten Orientkonferenz in Venedig beschleunigen. Die englische Politik, die Griechenland stützte, hat eine Einbuße erlitten. Daher auch die vorsichtige Haltung Italiens, das ja in der Levante stark interessiert ist, gegenüber Frankreich. Die Lösung des Konfliktes steht auch hier noch aus.

W. v. Massow.

Literarischer Wegweiser.

Karl Henckells „Gesammelte Werke"*).

Anfangs der neunziger Jahre erschien eine Sammlung von Gedichten Henckells „Aus meinem Liederbuch" (München, Verlag von Dr. Albert u. Co.), die ich noch heute für die eigenartigste des Dichters halte. Sie zeigt ihn in selbständiger Frische und Unmittelbarkeit des Empfindens und Gestaltens. Ich erinnere mich oft gern der erhebenden Freude, mit der ich damals diese zumeist echt lyrischen Gedichte gelesen habe, und ich stehe noch heute unter diesen Eindrücken. Vorher hatte Henckell schon eine Reihe von Gedichtbüchern herausgegeben, die seinen Ruf als sozialen Lyriker begründeten. Diese Gedichte entsprechen ganz dem Geiste der Zeit und der damaligen Kampflyrik, auch in ihrem formalen Wesen. Aus dieser Zeit heraus muß man den Dichter verstehen, mag die Kunst jener Jahre heute auch im allgemeinen, der Form und ihrem Wesen nach, wenig künstlerisch anmuten. Ihr temperamentvollstes Zeugnis — auch dichterisch von eigenlebendigem, individuellstem Gehalt — bleibt Arno Holz „Buch der Zeit". Auch Henckell war einer der geborenen Repräsentanten seiner Zeit. Sein ganzes Dichten ist mehr dem Menschen und seiner Zeit zugewandt, dem Erleben in der Zeit als einem von aller Zeit abgelösten Empfinden und reinem künstlerischen Gestalten. Leben, Politik, soziale Verhältnisse, persönliche Stellungnahme zu den ethischen und sozialen Ideen der Zeit, zu den Programmen der Partei, zu den Taten der Regierung, zum gesellschaftlichen Treiben — alles dies spiegelt sich immer wieder in Henckells Lyrik.

Der Dichter hat sich, wie er in einem biographischen Ueberblick im ersten Bande der jetzt erschienenen vierbändigen Gesamtausgabe „Gesammelte Werke" erzählt, sein freiheitliches Empfinden und auch sein deutsches, im besten Sinne soziales und nationales Empfinden trotz Krieg und Revolution bewahrt. Er sagt hierüber selbst: „Die wesentlichen Elemente einer in Gefühl und Erkenntnis wurzelnden Sinnesart, wie sie längst vor Ausbruch des Krieges mir eigen war, hielten schließlich doch dem wahnsinnigen Wirrwarr des allgemeinen Zusammenbruchs stand und sammelten sich allmählich mit verdoppelter Kraft der Selbstbejahung. Das Ideal der Freiheit, wie es so manchen meiner Kampfgesänge leidenschaftlich durchdringt, hat nicht Schiffbruch gelitten, das Gestade von Neuland taucht wieder im Nebel auf. Wir wollen wie das Heimchen sein, das an Bord des Columbus auch der irregewordenen Bemannung in tiefster Verzagtheit die Nähe der gesuchten Erde verkündet . . ."

Das Lebenswerk des am 17. April 1864 zu Hannover geborenen und in späteren Jahren lange Zeit in der freien Schweiz verweilenden und jetzt nach München übergesiedelten Dichters liegt nun in der erwähnten „ersten kritischen

*) Verlag von J. Michael Müller, München, 1921. — Vier stattliche Bände, versehen mit vielen Bildern von modernen Meistern wie Max Klinger, Ludwig v. Hofmann, Albert Welti, Karl Stauffer-Bern, Arnold Böcklin, Adolf Menzel, Fidus, Hans Thoma, Heinrich Vogeler-Worpswede — alle in vortrefflichen Nachbildungen — und mit Notenbeilagen, Briefen und Bildern von Freunden des Dichters. Durch dieses Beiwerk erhält die schöngedruckte Ausgabe einen besonderen künstlerischen und intimen Wert. Doch die Wiedergabe von persönlichen, zum Teil recht nichtssagenden Briefen wird nicht jedem Geschmack entsprechen.

Ausgabe" vor. Vier gewichtige Bände, eingeteilt nach den großen Gesichtspunkten: „Buch des Lebens", „Buch des Kampfes", „Buch der Liebe und Natur" und „Buch der Kunst". Es kommen starke menschliche und künstlerische Energien in den Gedichten zum Ausdruck. Aber es geht auch viel Nebensächliches, Kleines, Gelegentliches, ja Triviales nebenher, so vieles, das weder menschlich noch künstlerisch interessiert, und das in seiner Nichtigkeit das Gute verdunkelt.

In dem aufrechten Menschentum, in der unbekümmerten Männlichkeit beruht jedoch die positive ethische Auswirkung dieses Lebenswerkes. Und daneben ergreift wohl auch das freiheitliche, soziale Pathos. Aus den langatmigen Bekenntnissen und wortreichen Hymnen des sozialen Dichters heben sich einige heraus, die eindrucksvoller des Dichters persönliches Empfinden ausdrücken und namentlich sein Unabhängigkeitsgefühl (als Dichter und Mensch) aller Parteipolitik gegenüber zum Ausdruck bringen, wie überhaupt die Freiheit des Dichters allen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen gegenüber oft besonders stark betont wird, so in dem prächtigen „Mein Ca ira" und in der für die Erkenntnis seiner Individualität wichtigen Sympthome in Stanzen „Neues Leben". Gern habe ich einige Gedichte Henckells als die seines eigentlichen Stiles bezeichnet. Sie sind abgefaßt in einem gedrungenen, stählernen, biegsamen Stil. In ihnen kündet der Dichter das Höchste, was Menschen zuteil werden kann, das Glück der Persönlichkeit, die Souveränität des Dichters. Solche Gedichte sind: „Mein Lied", „Torenlied" (ganz wundervoll!), „Hymnus", „Der heimliche Kaiser" und vor allem das herrliche:

Trutznachtigall

Mein Lied, das rollt wie Sonnengold,
dem Purpurstrom des Daseins hold.
Wenn violett erblüht die Nacht,
flöt ich zur weiten Sternenwacht.
Gedämpften Echos meld ich Streit
und Menschenleid.

Wo scharfes Elend Lust zerstört,
schmettr' ich und schluchz' ich qualempört.
Weh, wenn mein Auge Not erblickt!
Ich schlage, daß der Busch erschrickt.
Der Schönheit schwillt mein Klang zu Schutz,
zu Schutz und Trutz.

Wo einer wund von Kampf und Pein,
Trostnachtigall, da tröste fein!
Frisch wie der Tau gen Morgen quillt,
gib Kraft und Wohllaut stark und mild!
Wirf Wonnen in der Lauscher Schoß,
schlag schmelzend los!

Zu den wesentlichsten Gedichten Henckells — von bleibendem, stilistisch mustergültigem Wert — gehören auch einige wirklich soziale Gedichte, d. h. Gedichte, in denen sich Menschentum und seine Not unmittelbar anschaulich spiegeln. Wie „Lied der Armen", das prachtvolle „Lied des Steinklopfers" und das von Liliencron mit Recht so geschätzte markante erschütternde Lied von

der alten Hure. Diese Gedichte sind doch ganz große lyrische Gestaltungen sozialen Empfindens, wie sie fast einzigartig sind in solcher Prägnanz, Kraft und Wucht des Ausdrucks in der gesamten sozialen Lyrik.

Und zu diesen Gedichten von bleibendem Werte kommen auch noch einige frische, flotte herzliche Liebesgedichte hinzu, die man in dem „Notizbüchlein der Liebe" findet. Einige dieser Gedichte erinnern in dieser Naturempfindung, in der unmittelbaren Gestaltung des Gefühls, in Bild, Wort und Klang an Goethes herrliche Jugendlyrik. Es findet sich in ihnen auch Persönliches und Gelegentliches, aber gerade dies wirkt dann wie bei Goethe bezaubernd natürlich.

Selbstverständlich umschließt das Lebenswerk eines Dichters von dieser eigenwilligen Energie, so oft sich diese auch nicht gerade künstlerisch frei auswirken mag, noch vieles, was des Hervorhebens wert ist. Es kam mir jedoch darauf an, auf jene eigentümlichen Offenbarungen — auch dieser mag es noch mehr geben — hinzuweisen, die den Dichter unmittelbar als solchen künden, als geborenen Dichter.

Dr. Hans Benzmann.

Neue Bücher.

Giulio Alliata, Die Radioaktivität im Weltbild der Aethermechanik. Leipzig, Otto Hillmann. 6 M.

Dr. Stefan Haupt-Buchenrode, Die Zukunft Europas. Leipzig, Der neue Geist-Verlag, Dr. Peter Reinhold. 30 M.

Franz Herwig, Die Zukunft des katholischen Elements in der deutschen Literatur. 16 M. **Dr. Gustav Keckeis,** Die bewegenden Kräfte der schönen Literatur. 19 M. Beide im Verlag von Herder u. Co. in Freiburg i. Br.

Heinz Elm, Der Parteimensch. Aphorismen. Berlin, Werktat-Verlag.

Frommanns Philosophische Taschenbücher. Gruppe 1. Band 1. **Voltaire,** Aus dem Hauptquartier der Aufklärung. Herausgegeben von Prof. Dr. P. Sakmann. Band 2. **Ludwig Feuerbach,** Philosophie der Zukunft. Herausgegeben von Prof. Dr. Ehrenberg. Band 3. **Kierkegaard,** Im Kampfe mit sich selbst. Herausgegeben von Prof. Dr. Chr. Schrempf. Band 4. **Christoph Schrempf,** Zur Theorie des Geisteskampfes. Band 5. **Dostojewski,** Volk und Mensch. Herausgegeben von Prof. Dr. H. Ehrenberg. Sämtlich Stuttgart, Fr. Frommann (H. Kurtz). Jeder Band 15 M.

Friedrich von der Leyen, Deutsche Dichtung in neuer Zeit. 70 M. Geb. 120 M. Deutsch-Nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde für 1922. Herausgegeben von Walter Georgi. 50 M. Beide im Verlag von Eugen Diederichs in Jena.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9 Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 23. September 1922

Nummer 35/36

Parteilose Besinnungen über den Staat.

Von Emil Engelhardt (Elgersburg).

(Schluß.)

Wir müssen das Mögliche wollen. Es gilt heute wieder das Wort Fichte's: „Es hängt von euch ab, ob ihr das Ende sein wollt und die letzten eines nichtachtungswürdigen und bei der Nachwelt gewiß sogar über die Gebühr verachteten Geschlechtes . . . oder ob ihr der Anfang sein wollt und der Entwicklungspunkt einer neuen, über alle Vorstellungen herrlichen Zeit".

Sind wir nur die Erfüllung der Vergangenheit und ihrer Fehler? Oder sind wir die Anfänge einer Zukunft, weil wir Möglichkeiten schaffen? — Hier muß einmal unerschrocken die Frage der Monarchie angepackt werden. Sie ist heute nicht möglich. Es fehlt ein Monarch, den die überwiegende Mehrheit des Volkes als Führer bejahen würde. Gewaltversuche schaden nur unheilbar. Im Gründungsprogramm der süddeutschen Reichspartei vom 12. Juni 1867 heißt es: „Es genügt in einer Zeit großer staatlicher Umwälzungen nicht, lediglich an hergebrachten Gesetzen festzuhalten und zugunsten einer einfachen und bequemen Tradition die neuen und mannigfaltigen Verhältnisse der neuen Zeit unbeachtet zu lassen". Der bayerische Ministerpräsident Graf Lerchenfeld hat auch sehr vieler Monarchisten Zustimmung, wenn er feststellte, daß eine Monarchie unter heutigen Verhältnissen auf sehr absehbare Zeit nicht möglich ist. Es heißt unpolitisch handeln, wenn man deswegen auch die Republik verneint. Wem das Leben des Volkes und Staates höher steht als die Form, in der es sich abspielt und auswirkt, der wird sagen müssen: zuerst unter allen Umständen Staat. Also zunächst eine charaktervolle, starke, gesunde und vornehme Republik, damit Deutschland überhaupt am Leben bleibt. Also zunächst ehrliche Demokratie, die für uns mit Arndt eine Staatsform ist, in der alle herrschen können, „welchen Gaben der Herrschaft gegeben sind". Aber es ist heute Gefahr, daß man darüber den Zusammenhang mit dem geschichtlich Gewordenen verliert. Vielleicht ist die demokratische Monarchie im Sinne Arndt's die Form, welche der deutsche Staat einmal finden wird, ähnlich Schweden oder England, ohne es nachzuahmen. Doch

darüber ist gar nicht zu reden. Heute handelt es sich darum, daß Staat wird. Denn das Bild der Gegenwart ist nicht Staat. Demokratisch heißt uns „eine lebendige und bewußte Teilnahme aller Volksklassen in allen Fragen der Politik und Kultur, immer stärkere Mobilisierung aller Kräfte, die zur Mitarbeit fähig sind, zur Verwirklichung von Freiheit und Größe des nationalen Kultur- und Machtstaates". „Auch der kleinste Mann im Volk soll zu dem schönen, fröhlichen Gefühl gelangen, daß er ein Vaterland hat und in seinem Vaterland als Mensch und Bürger Höchsten gleichgeschätzt wird". Arndt klagte schon in seinen Briefen vom Oktober 1848 darüber, daß das Volk sich nicht durch sich selbst besinnen könne, weil die ungesunden und radikalen Pädagogen und Demagogen ihm dazu keine Zeit ließen, womit sie undemokratisch handeln, und er wies kurz darauf, am 1. August, die Ansicht zurück, als ob in einer Republik „weicher und sanfter" regiert werden könne, als in einem konstitutionellen Staate". Gewiß, so heißt es dann in einem Aufsatze vom 28. Juni 1849: „Es sind nicht alle, welche diesen roten Durchbruch (Untergang aller deutschen Herrschergeschlechter, Republik) für die einzige Möglichkeit erachten, zur deutschen Einheit und Macht zu gelangen, Abenteurer oder verlorene Narren oder Verbrecher".

Demokratie meint er so: „Es ist jedem genug, daß auch den Kleinsten und Aermsten die Zugänge zum Unterricht und zur fröhlichen Bewegung im Vaterlande geöffnet seien, — daß sie möglicherweise zu allem, wozu Gott ihnen Trieb und Kraft gegeben hat, gelangen können; aber die gleichmachende Dummheit und Frechheit verwerfen wir, welche unerzogenen Buben und verwilderten Abenteurern mit weisen und ehrenfesten Männern gleiche Macht im Staate geben wollen: der Untergang jeder Tugend, Sitte, Wissenschaft und Kunst, gleißender Schein und lustiges Geschrei von Freiheit und Gleichheit bei bettelhafter und zerrissener Wirklichkeit".

Wir dürfen aber heute nicht wieder eine Diktatur etwa der Massen oder Parteien wollen anstelle der von Bismarck getragenen. An dieser Gefahr würden wir uns innerlich und äußerlich verbluten. Ebenso wenig können wir die Idee des mittelalterlichen, weltbeherrschenden Kaisertums neu aufleben lassen, an der deutscher Staat immer wieder zugrunde gegangen ist.

Mit dieser mittelalterlichen Uebersteigung des neudeutschen Kaisergedankens von 1871, der keinen Universalismus bedeutet, hat das Ausland gegen unser Volk und unseren Staat gekämpft und geworben. Dabei ist der neudeutsche Kaisergedanke gar nicht Weltmachtswille oder Imperialismus im römischen oder englischen Sinn. Einigkeit und Recht und Freiheit sind auch heute noch des deutschen Glückes Unterpfand, ja gerade erst recht heute und um sie geht es in erster Linie. Andererseits gilt für die Republik, daß man nicht grundsätzlich alles Ueberlieferte, zerstören darf und kann, um das Neue zu schaffen. Man verdeckt und verschönert nicht eigene Unzulänglichkeit dadurch, daß man mit Schmähungen über das Vergangene herfällt.

Ein neuwerdender Staat darf sich nicht mit Pietätslosigkeit gegen rückwärts belasten. Bismarck und die Hohenzollern haben, wenn auch in verschiedenem Maße, uns überhaupt erst ermöglicht, einen neuen deutschen Staat aus dem Trümmerhaufen aufzubauen, indem sie die Voraussetzun-

gen und Grundlagen dieser Entwicklung schufen. Wenn die Parteihetzer und die verrannten und beschränkten Fanatiker das endlich erkennten, wären wir wesentlich weiter. Mit Massenschlagwörtern tötet man keine Vergangenheit und belebt man keine Zukunft. Staat ist Bildung und verlangt Bildung, die allein zur Freiheit führt. Dazu gehört auch die Bildung aller Deutschen in der gleichen Not und Schicksalsgemeinschaft. Das ist der groß-deutsche Gedanke. An dem Zusammenbruch des Bismarck-Staates ist auch schuld, weil er klein-deutsch blieb.

Die nationalen Aufgaben des Staates sind nach dem Freiherrn von Stein „die freie Entwicklung und Veredelung der eigentümlichen Natur jeden Völkerstammes" (Herder). Deutschland braucht den nationalen Einheitsstaat mit Selbständigkeit und Unabhängigkeit in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland". Der Staat ist mehr als der Nachtwächter, als den ihn Lasalle mit Recht verspottet hat. Er hat nicht nur die Aufgabe, die *wirtschaftliche* Betätigung seiner Bürger gegen Gewalt von innen und außen zu schützen. Weit hinaus über die rein individualistische Staatsauffassung des Liberalismus ist uns der Staat eine Lebensgemeinschaft, die für die Wohlfahrt des Ganzen verantwortlich ist. Deswegen lehnen wir jeden Klassenstaat von rechts oder links ab. Der Staat hat weder in polizeilicher noch in patriarchalischer Bevormundung seine Aufgabe zu sehen. Er ist nicht ein notwendiges Uebel, für das man Wehr- und Steuerpflicht auf sich nimmt. Er wird immer stark in das Leben des Einzelnen hineingreifen und darauf verzichten müssen, nur fernschwebende, übergeordnete Gewalt zu sein. Der Staat ist eine Erziehungs- und Bildungshilfe: Zweck des Staates ist Kultur (Fichte). Und der Staat ist das geschichtliche Band, welches uns lebendig mit Vergangenheit und Zukunft verknüpft. So wird der Staat eine erhabene sittliche Größe, die von der sittlichen und geistigen Reife seiner Glieder abhängt. Für uns heißt es: Trachtet am ersten nach ernster Staatsgesinnung und redlichem Staatswillen. Dann wird euch aus den einwohnenden Lebensgesetzen die Form des Staates von innen heraus, von selbst, mit wachstümlicher Notwendigkeit sich bilden. Also wieder die Rückverweisung: Der Mensch muß Kultur aus Volkstum haben, damit er Staat wollen kann. Das stellt uns die Erziehungsaufgabe: Wir brauchen politische Erziehung, die nichts mit Parteipolitischem an sich zu tun hat, geschichtliche Erziehung und Staatserziehung. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht wird heute allgemeine Dienstpflicht mit Wirtschaft und Geist. Bisher hieß es: Du mußt bereit sein für alle zu sterben, kannst aber für dich allein leben. Jetzt muß es heißen: du mußt auch bereit sein, für alle zu leben und zu wirken.

Der Staat muß selbständig sein nach außen. Staat ist immer Machtfrage nach außen, nicht nur nach innen. Das Eigenleben und seine Möglichkeiten sind ausschlaggebend für die Forderungen der auswärtigen Politik. Das ist ein sittliches, gerade uns Deutschen eigenes *Recht im Staatsgedanken*. Fast alle deutschen Politiker sind Vertreter der Innenpolitik, der Parteitaktik, während etwa Bismarck immer von der auswärtigen Politik, vom Staat und seinem Machtbedürfnis herkam. Heute wird man Staatsgesinnung nicht mehr von Innenpolitik her, sondern von der äußeren, d. h. von der Daseinsmöglichkeit und Lebensnotwendigkeit Deutschlands als Volk und Staat ableiten

und begründen müssen. Die öffentliche Meinung in Deutschland hat sich mehr als in irgendeinem anderen Volk durch innerpolitische Gesichtspunkte und unklare Stimmungen beeinflussen lassen, als durch Verständnis für die Aufgaben der äußeren Politik. Vor allem der deutsche Liberalismus war stets geneigt, Deutschlands Stellung in der Welt für günstiger anzusehen als sie wirklich war. Wir müssen überhaupt erst wieder achtenswert sein. Völker und Staaten stehen ja in ständiger Wechselbeziehung. Wir dürfen unsere Selbständigkeit und Eigentümlichkeit nicht so leichthin aufgeben. Jeder Staat ist volkstümlich bestimmt. Wohin wir staatlich kommen, sehen wir an den Folgen der Stimmung, die so spricht: In absehbarer Zeit haben wir doch die Vereinigten Staaten von Europa. Warum sollen wir Kommunisten wegen Oberschlesiens Raub „die nationalistischen Leidenschaften aufpeitschen"? Wenn alle Grenzen gelöscht sind, ist der Raub Oberschlesiens wieder gut gemacht." Die Achtung des Auslandes vor Deutschland wird zunehmen, je mehr wir einen so vollkommenen Staat schaffen, wie die Kraft unseres Volkes und die Verhältnisse erlauben. Die Reife des Einzelnen, seine Opferwilligkeit und treue Einsicht und Dienstbereitschaft entscheidet darüber. Wir können auch unseren neuen Staat nur aus den Baustoffen errichten, die in uns Deutschen da sind. Ein nachahmendes Aufpropfen von außen überkommenen Formen und Werten hat keinen Dauerzweck, weil man Früchte nicht an einen Baum anbinden kann, so daß sie daran wüchsen. Ein selbständiger Staat reift nur aus politischem Sinn für die Wirklichkeit. Keinen Schritt ihres Weges wandelt die Geschichte zurück. Wir können die Zeit vor 1918 nicht wieder holen und wollen es nicht. Wir dürfen es nicht wollen, so viel große Werte jene Zeit hatte und brachte, sondern wir müssen suchen in anderen Formen, eigenständig ebenso große, womöglich noch größere Werte zu schaffen. Das ist unsere nach vorwärts weisende Aufgabe. Freilich gibt das Spannungen, wenn aus dem geschichtlich gewordenen Staat ein neuer Staat werden soll. Aber darüber klagen, hat keinen Zweck. Ueberwinden wir die Spannungen und lassen wir sie fruchtbar und lebenzeugend werden.

Achtung vor den Rechten und der Eigenart der anderen Völker soll neben der Selbständigkeit nach außen stehen. Nur wenn er diese Achtung aufbringt, kann Staat bestehen, hat er Daseinsrecht. Damit lehnen wir Chauvinismus wie auch künstliche Verwischung der nationalen Unterschiede und Eigenwerte gleichermaßen ab. Wir verlangen für uns die innere geistige Freiheit. Wir wollen nicht fremdem Geist unterjocht werden. Ein Volk kann nur dann Staat haben, wenn es sein eigenes Nationalleben aus innerer Kraft führt. Wir wir Geist und Form anderer Staaten achten, verlangen wir, daß man nicht gewaltsam eingreift in den Organismus unseres Volks- und Staatslebens, das stets in Wandel und Entfaltung begriffen ist. Dazu braucht es freilich Volksgefühl, für die Seele des eigenen und der fremden Völker. Soviel wir davon haben, so echt ist unsere Staatsgesinnung.

Man jubelt in der Welt unserer Feinde über den tiefen Fall Deutschlands. Wenn es nur in unsere Herzen gefallen ist, dann ruht es sicher und gut. Dann ist es daheim, wo es zu neuem Auferstehen gehegt wird. Aus unserem Herzen soll deutsches Volk und deutscher Staat neu erstehen, — wenn wir wissen, daß wir Deutschlands Schicksal sind.

Die Brownsche Molekularbewegung.

Von Prof. Dr. Kirchberger (Berlin-Nikolassee).

1.

Ob der Spruch: Nichts in der Welt ist unbedeutend in dem Sinne gilt, wie ihn Seni im Wallenstein auffaßt, kann man wohl billig bezweifeln. Aber daß sehr vieles, was dem ungeübten Blick ganz unbedeutend und nichtssagend aussieht, in den Händen der Wissenschaft weitragende Bedeutung gewinnen kann, das ist auch sicher. Ein ungewöhnlich lehrreiches Beispiel dieser Art bildet eine Beobachtung, die ein englischer Arzt namens Brown im Jahre 1827 machte: Er bemerkte beim Mikroskopieren allerlei sonderbare, hin- und herzuckende Bewegungen, die irgendwelche, in der Mikroskopierflüssigkeit befindliche Teile ausführten. Man sieht dergleichen unter dem Mikroskop nicht selten, aber die wenigsten ahnen wohl, welche grundsätzliche Bedeutung diese gänzlich unscheinbaren, regellos durcheinandergehenden Bewegungen im Laufe der letzten Jahre gewonnen haben. Sie sind von entscheidender Wichtigkeit geworden für einen Grundpfeiler unserer ganzen heutigen Naturanschauung, nämlich den Atomismus und können auch als Schulbeispiel dafür gelten, wie ein zuerst völlig aussichtslos erscheinendes Problem geradezu restlos gelöst werden kann.

Die Bewegungen rühren nämlich her von den Stößen, die kleine lose umherschwimmende Teilchen von der Bewegung der Moleküle empfangen, die wir uns untrennbar mit der Wärme verbunden denken. Es ist ähnlich wie wenn man aus weiter Ferne einen Kahn betrachtet, der auf bewegtem Wasser schaukelt. Die Wasserwellen sind vielleicht viel zu unbedeutend um wahrgenommen zu werden. Aber an der von ihnen veranlaßten Bewegung des Nachens können sie erkannt werden. Nun nimmt die Physik recht schnelle Bewegungen der Moleküle an, beispielsweise erfordert die Theorie für Luftteilchen unter gewöhnlichen Umständen Geschwindigkeiten von etwa 400—500 Meter in der Sekunde, also erheblich mehr, als die Schallgeschwindigkeit beträgt. Eine noch weiter gesteigerte Geschwindigkeit ist das, was wir als erhöhte Temperatur empfinden. Wenn wir nun auch über die innere Natur der Flüssigkeiten nicht so gut unterrichtet sind wie über die der Gase, so ist doch sicher, daß auch innerhalb flüssiger ebenso übrigens wie innerhalb fester Stoffe ähnliche Molekularbewegungen stattfinden, und sie also sind es, die die unter dem Mikroskop sichtbare Bewegung veranlaßt haben.

Nun denkt vielleicht der Leser: Also schön, dann weiß ich ja Bescheid und kann nun meines Weges ziehen. Ich bedaure aber, ihn trotzdem vorläufig noch nicht entlassen zu können. Eine derartige Antwort, wie ich sie hier gegeben habe, würde nämlich keinen Physiker befriedigen. Er würde sagen: Ein ganz hübscher Einfall vielleicht, aber doch noch keine Theorie. Von einer Theorie verlange ich, daß sie die Anwendung der Mathematik und Ausrechnung von Zahlen gestattet, und diese will ich durch das Experiment nachprüfen. Im vorliegenden Fall also ist es Aufgabe der Theorie festzustellen, wie die Bewegung sich ändert, wenn die Temperatur höher oder niedriger wird, welchen Einfluß die Größe der bewegten Teilchen selbst auf ihre Geschwindigkeit hat und auch was die Natur der Flüssigkeit in der sich der ganze Vorgang abspielt, für eine Rolle dabei spielt. Denn wie sich der Kahn des obigen Beispiels in klarem

Wasser anders bewegen wird als etwa in schlammigem Moor, so wird auch hier die Zähigkeit der suspendierenden Flüssigkeit, wie man sagt, ein bald schnelleres, bald langsameres Hin- und Herzucken gestatten.

Die Schwierigkeit des ganzen Problems beruht nun darin, daß es ganz unmöglich ist, die Bewegung so aufzufassen, wie sie in Wirklichkeit verläuft. Die Teilchen tanzen in eigentümlicher, ganz regelloser Weise hin und her. Es kommt uns so vor, als ob dieser Tanz aus lauter gradlinigen Stücken zusammengesetzt sei. Würden wir nun aber ein einzelnes gradliniges Stück unter die Lupe nehmen und etwa kinematographische Aufnahmen von ihm machen, 10 oder 20 in der Sekunde, so würden wir sehen, daß es nichts weniger als gradlinig ist, vielmehr für die feinere Beobachtung ebenso aus einzelnen Stücken besteht, wie für uns die ganze Bewegung. Und für noch schärfer bewaffnete Sinne würde sich wiederum jedes einzelne Stück als ein höchst zusammengesetztes Hin- und Herzucken herausstellen u. s. f. ohne Ende. Man sieht also keine Möglichkeit, eine feste Handhabe für eine Messung zu gewinnen.

Es war nun Albert Einstein, der zunächst theoretisch den Weg aus dieser Schwierigkeit wies. Der Hauptstützpunkt seiner Theorie war die völlige Regellosigkeit der Bewegung. Werden wirklich die Bewegungen von Molekülstößen veranlaßt, so folgen in einer einzigen Sekunde viele Milliarden dieser Stöße, und diese werden dem sogen. Gesetz der großen Zahlen gehorchen. Man versteht darunter folgendes: Werfe ich 10 mal mit einem Würfel, so kann es sich natürlich sehr wohl einmal so treffen, daß ich doppelt so oft 6 als 1 oder vielleicht auch dreimal so oft 1 als 5 werfe. Tue ich aber 1000 Würfe, so ist das ausgeschlossen, und der Ausgleich wird relativ um so vollkommener, je größer die Wurfzahl. Hingegen absolut genommen ist die Sache gerade umgekehrt. Bei 1000 Würfen kann es schon vorkommen, daß etwa vier Augen etwa um 20 mal öfter vorkommen als drei; bei 10 Würfen ist dies selbstverständlich ausgeschlossen. Alle diese Gesetze der „großen Zahlen" sind nun mathematisch höchst sorgfältig erforscht und namentlich von dem englischen Physiker Maxwell in eine feste mathematische Form gebracht worden. — Indem nun Einstein solche Wahrscheinlichkeitsbetrachtungen auf die Brownsche Bewegung anwandte, gelang es ihm tatsächlich zu zeigen, daß es nicht nötig sei, den völlig aussichtslosen Versuch zu machen die wirkliche Geschwindigkeit der Teilchen zu messen. Er tat dar, daß es genüge, viele Teilchen zu beobachten und dabei festzustellen, wie weit in einer bestimmten Zeit jedes einzelne sich von seinem Ausgangspunkt entfernt habe. Alles Weitere folgt dann von selbst aus Wahrscheinlichkeitsbetrachtungen nach der Einsteinschen Theorie.

Mit Aufstellung dieser Theorie freilich war die Arbeit erst halb getan. Ihre experimentelle Erprobung erforderte in diesem Fall nicht etwa nur außerordentlich großes Geschick und Sorgfalt, sondern auch eine Geduld von einer Größe wie sie nur ein geschulter Naturforscher aufzubringen vermag. — Als der französische Physiker Perrin von der Einsteinschen Theorie hörte, machte er sich sogleich ans Werk. Er untersuchte zunächst, woher er die geeignetsten „Teilchen" bekommen könne, monatelange Arbeit erforderte alsdann das Sortieren, denn die benutzten Teilchen mußten alle möglichst genau gleich groß sein, dann wurde diese Größe selbst wieder nach den verschiedenartigsten Methoden festgestellt (sie betrug Bruchteile eines Tausendstel Millimeter) und endlich konnte die eigentliche Hauptarbeit beginnen, nämlich die Beobachtung und Auszählung der Bewegung dieser Teilchen unter dem Mikroskop und unter den verschiedenartigsten Bedingungen. Der leitende Gedanke war dabei, aus der

Größe der Teilchen und der Lebhaftigkeit ihrer Bewegung einen Rückschluß zu machen auf die Größe der Moleküle durch deren Stoß sie ja veranlaßt war. Auf diese Weise kam Perrin zu dem Resultat, daß beim Wasserstoff, der die leichtesten Moleküle hat, von denen ein jedes wieder in zwei Atome zerfällt, etwa 680 000 000 000 000 000 000 000 Atome auf ein Gramm gingen. Nun kann man diese Zahl, die sogen. „Loschmidtsche Zahl", auf den verschiedenartigsten anderen Wegen erhalten. Und es ist neuerdings einem österreichischen Physiker namens Erich Schmiel gelungen, durch weiter verbesserte Versuche eine Zahl zu erhalten, die mit anderen Messungen noch sehr viel genauer stimmt als die von Perrin.

So sind nicht wenige Naturforscher, die bisher an der Richtigkeit unserer Vorstellungen über den atomistischen und molekularen Bau unserer Materie noch zweifelten, gerade durch das Studium der Brownschen Bewegung von ihr überzeugt worden. Der so unscheinbar und unbedeutend aussehende Tanz hat uns, nachdem er Jahre lang ernste Forscher in Atem gehalten hat, den Weg in das Herz des rätselhaften Prinzips gewiesen, das wir Materie nennen.

2.

Nun hat die Sache aber noch eine zweite, sozusagen philosophische Seite! Es war einer der größten Fortschritte, die die Naturerkenntnis machte, als sie umkehrbare und nicht umkehrbare Vorgänge zu unterscheiden begann.

Das Gesetz von der Erhaltung der Energie ist uns allen in Fleisch und Blut übergegangen; wir wissen daß es in der Natur so wenig wie im wirtschaftlichen Leben etwas „umsonst" gibt, wissen daß wir Kohle oder auch Wasserkräfte opfern müssen, wenn wir eine Kraft z. B. eine Bewegung erzeugen wollen. Wir lachen jeden Erfinder aus, der uns ein perpetuum mobile konstruieren will. Aber so unendlich wertvoll diese Erkenntnis für die Naturwissenschaft und wenn man will auch für das Patentamt ist, man überzeugt sich leicht, daß sie durchaus noch einer Ergänzung bedarf. Dem Gesetz von der Erhaltung der Energie würde es z. B. nicht im Geringsten widersprechen, wenn ein Schiff die zu seiner Fortbewegung nötige Energie dem Wärmevorrat des Weltmeers entnähme. Denn auch Wärme stellt eine Energiequelle dar, und wie man sieht, steht sie an sich in jeder beliebigen Menge kostenlos zur Verfügung. Von Energiegesetzes wegen könnte also ruhig ein Erfinder kommen und behaupten, er habe eine Maschine konstruiert, die ein Schiff ohne Kohlenverbrauch von Hamburg nach New York brächte und da wir doch schon mal am Erfinden sind, so könnte die etwaige übermäßige Sommerhitze in den Kabinen auch gleich hübsch konzentriert und dazu verwandt werden, in der Schiffsküche die Braten gar zu machen. Auch dies kann das Energiegesetz nicht hindern, denn die Wärme stellt die gleiche Energiemenge dar ob sie nun in einem ganzen Wohnraum zerstreut oder in einem Kochtopf konzentriert ist. Wie man sieht hat die Wissenschaft also die Pflicht, das Patentamt auch vor solchen „Erfindern" zu schützen.

Das geschieht nun allerdings! Der sog. „zweite Hauptsatz der Wärmelehre" — der erste ist eben das Gesetz von der Erhaltung der Energie — behauptet, daß sich wohl Arbeit ohne Weiteres und restlos in Wärme dagegen nicht umgekehrt Wärme in Arbeit verwandeln lasse. Die Wärme eines Körpers der ebenso warm oder kühler als seine Umgebung ist läßt sich nicht in Arbeit umsetzen, bei einem warmen Körper ist dies zwar möglich aber keineswegs restlos. Bekanntlich kann es auch bei sorgfältigster Konstruktion nicht gelingen, die

Wärme eines Dampfkessels ohne Verluste in Arbeit überzuführen. Der größte Teil zerstreut sich vollkommen nutzlos in die Luft, nur ein ziemlich kleiner Teil — er dürfte höchstens etwa ein Fünftel der durch das Kohlenfeuer erzeugten Wärme betragen — wird wirklich in nutzbare Bewegung umgesetzt.

Die Natur hat sozusagen ein Ausgleichsbestreben. Wasser fließt freiwillig nur den Berg hinunter, nicht hinauf: Wasserkräfte würden, wenn ihnen keine andern entgegenständen, allmählich alle Berge abtragen und den Erdball nivellieren. So auch gleichen sich alle Wärmeunterschiede von selbst aus. In diesem Sinne hat man sogar vom „Wärmetod" des Universums gesprochen. Haben alle die unzähligen Sonnen ihre Wärme ausgestrahlt und haben sich allmählich alle Temperaturunterschiede ausgeglichen, dann ist nicht abzusehen, wie noch irgendeine Bewegung oder Energieäußerung möglich sein sollte. — Ob nun unser Satz in dieser extremen Form seiner Anwendung auf das All zutrifft, möchten wir dahingestellt sein lassen, nach neueren Forschungen ist es kaum wahrscheinlich. Der Schluß vom Endlichen aufs Unendliche erfordert überhaupt immer eine ganz besondere Vorsicht: Helmholtz, Boltzmann u. A. aber haben an diesen Wärmetod des Universums geglaubt.

Nun zur Brownschen Molekularbewegung! Diese ist deshalb so merkwürdig weil sie ja, allerdings im kleinsten Maßstab, eine Verwandlung von Wärme in Arbeit darstellt. Denn die Molekularbewegung, die die Triebfeder des Ganzen ist, gilt uns ja als Wärmebewegung, als Wärme. Was wir aber unter dem Mikroskop sehen können, läßt sich nicht mehr als solche auffassen, wir müssen es als wirkliche „Bewegung" anerkennen und wir hätten also in unserm sonderbaren mikroskopischen Tanz die doch von unserm „zweiten Hauptsatz" für unmöglich erklärte Verwandlung von Wärme in sichtbare Bewegung, wenn auch nur in kleinstem Maßstab.

Tatsächlich lag hier nun für die Physik eine sehr große Schwierigkeit vor. Den zweiten Hauptsatz, der sich als ein ungemein wichtiger, ja schlechthin unentbehrlicher Satz bewährt hatte, aufzugeben, ging nicht an. Aber ebenso wenig war es möglich zu leugnen, daß sich hier eine Ausnahme für seine Geltung ergeben hatte. Ein Naturgesetz mit Ausnahmen ist nun immer eine sehr unangenehme Sache; eigentlich ein Hinweis, daß hier etwas noch nicht in Ordnung ist und daß die Wissenschaft noch nicht die endgültige Formulierung ihrer Sätze gefunden hat.

Die Lösung unserer Frage ist vor allem das Verdienst des österreichischen Physikers Ludwig Boltzmann. Seinen Gedankengang können wir am besten verstehen wenn wir an obige Bemerkung anknüpfen, daß die Ausnahme von unserem Satz sich doch eben nur in allerkleinstem Ausmaß abspiele. Die ganze Bewegung kommt dadurch zustande, daß zufällig mal auf der einen Seite eines Teilchens eine größere Zahl von Molekülen aufprallt wie auf der entgegengesetzten. Stellen wir uns vor, daß das Teilchen größer wird, so werden sich die Molekülstöße infolge ihrer größeren Zahl schon viel besser ausgleichen, von einer Bewegung werden wir jetzt sehr viel weniger wahrnehmen, und sie wird ganz ausbleiben, wenn wir uns gewöhnlichen, mit bloßem Auge sichtbaren Größenverhältnissen nähern. Das alles folgt aus dem Gesetz der großen Zahlen, oder wie wir strenger sagen wollen, aus Wahrscheinlichkeitsbetrachtungen. Es wäre für unsere ganze Naturauffassung peinlich, ja unerträglich, wenn wir ohne tieferen Grund annehmen müßten, daß in kleinen Dimensionen andere Gesetze gelten könnten, als in großen; die Wahrscheinlichkeitsrechnung zeigt uns, daß es tatsächlich dieselben Gesetze

sind, daß sie sich aber infolge der verschiedenen Ausgleichsmöglichkeiten verschieden äußern. — Haben wir eine Anzahl kleiner Teilchen in einer Flüssigkeit, die an sich infolge ihrer Schwere niedersinken würden, so wird es infolge der Brownschen Bewegung immer mal vorkommen, daß das eine oder andere Teilchen entgegen der Schwere nach oben fliegt, weil es zufällig gerade auf seiner unteren Seite eine größere Zahl von Molekülstößen auffängt als auf der oberen. Auch wenn wir nur ein einziges Teilchen verfolgen, werden wir vermutlich nicht allzulange zu warten brauchen, bis dieser Zufall eintritt und es der Schwere entgegen nach oben wirbelt, wenn auch natürlich das Gegenteil häufiger vorkommt. — Nun aber denken wir uns einen Stein in freier Luft fallen. Jetzt ist es natürlich sehr viel unwahrscheinlicher, daß Ungleichheiten der Molekülstöße auf die so viel größere Schwerkraft irgendeinen Einfluß gewinnen sollten. Immerhin, wenn wir durch astronomische Zeiten hindurch, also sagen wir durch Billionen von Jahren den Stein fallen lassen, aufheben und aufs neue fallen lassen würden, dann ist es durchaus wahrscheinlich, daß unter der Trillion angestellter Versuche sich auch wohl einer finden würde, bei dem der Stein nach oben fliegt anstatt der Schwere folgend nach unten.

Durch solche Betrachtungen und nur durch sie kommt es zu einer Aussöhnung der „Brownschen Bewegung" mit unserer sonstigen Naturauffassung und insbesondere mit dem „zweiten Hauptsatz". Wahrscheinlichkeitsbetrachtungen, die schon früher in der Statistik, der Versicherungswissenschaft usw. eine große Rolle spielten, sind nunmehr auch, und zwar insbesondere durch Boltzmann, ganz unentbehrlich in der Naturwissenschaft.

Eine Art Lieblingsobjekt für physikalische Sonntags- oder Feierabendbetrachtungen war immer die Frage, ob eine technische Ausnutzung der Brownschen Bewegung möglich sei, und ob sie der Lehre vom Wärmetod widersprächen. So teilt uns Boltzmann ein ganz artiges Gespräch mit, das er mit zwei gleichfalls sehr bedeutenden Fachgenossen, Stefan und Loschmidt über diese Frage geführt habe. Loschmidt habe behauptet, wenn auch die ganze Welt dem Wärmetod verfallen sei, so könnten doch noch etwaige intelligente Mollusken sich die Brownsche Bewegung zunutze machen, indem sie sorgfältig die nach oben wirbelnden Teile auswählten und dann ihr Herunterfallen infolge der Schwere technisch verwerteten. Boltzmann widersprach dem aber, indem er meinte, das Funktionieren der Intelligenz setze selbst schon Temperaturunterschiede voraus; in einem gleichmäßig temperierten Keller könnten intelligente Wesen auf die Dauer nicht existieren. Es ist uns leider nicht überliefert, ob sich Loschmidt damit zufrieden gab. Aber als ich neulich Gelegenheit hatte, mit einem unserer ersten Physiker, Herrn v. L., über diese Frage zu sprechen, meinte dieser, unzweifelhaft habe Loschmidt recht und Boltzmann unrecht gehabt. Denn da man über das Zustandekommen der Intelligenz nichts wisse, so könne man auch nicht sagen, daß sie Temperaturunterschiede voraussetze. Zweitens aber, wenn man schon intelligente Mollusken annähme, so könne man ihnen auch schon zutrauen, daß sie die Brownsche Bewegung selber wieder zum Aufrechterhalten von Temperaturunterschieden ausnützten, ehe es dazu ein für allemal zu spät sei.

Schicksal und Arbeit der baltischen Deutschen.

Von Carl Meißner (Berlin).

Vom baltischen Deutschtum ist nie sehr viel in der Welt gesprochen worden. Das liegt zum Teil an der eigenen zurückhaltenden Art der Balten, denen das Klagen und Jammern nicht liegt und liegt ferner an seltsam schwer ausrottbaren falschen Begriffen und Fehlurteilen über sie. Da verband man zunächst mit dem Schlagwort vom „baltischen Baron" den Begriff des Ueberlebten, Reaktionären. Nun abgesehen davon, daß diese baltischen Barone, d. h. der baltische Adel, nur 10 v. H. des baltischen Deutschtums ausmachten, war, was sie im Laufe des vergangenen Jahrhunderts für die allmählige Heranbildung eines gesunden estnischen und lettischen Bauernstandes getan hatten, nicht nur der Entwicklung in Rußland selbst, sondern sogar zum Teil der Entwicklung in Preußen voraus. In Kurland gaben die deutschen Herren aus dem Gefühl ihrer sittlich-sozialen Pflicht ihren lettischen Bauern 1817 persönliche Freiheit bei Schollenpflicht, 1833 Freizugigkeit, 1845 statt Arbeitspacht: Geldpacht, 1863 — im Jahre, da im übrigen Rußland die verhängnisvoll plötzliche Bauernbefreiung geschah — auch das Eigentumsrecht. Die Zahlen für Livland und Estland sind ähnlich. Die Weiterbildung dieser liberalen Reformen wurde dann vom Zarismus gehindert.

Eine andere Zahl spricht noch besonders stark. 1881/82 hatte Rußland ungefähr 75 v. H. Analphabeten. In Livland aber, wo, als die Russen dann die Schule russifizierten, der Prozentsatz schnell auf 30 v. H. wieder anstieg, hatte das Schulwesen, das von den Deutschen, den Esten und Letten und in deren eigener Sprache entwickelte Schulwesen, die Analphabeten auf 2 v. H. heruntergearbeitet! — „In deren eigener Sprache": das enthält den zweiten Vorwurf der den baltischen Deutschen gemacht wird. Warum haben sie nicht rechtzeitig Esten und Letten germanisiert? Die zwiefache Antwort kann schlicht sein. Sie waren nie mehr wie 10 v. H. in den Baltenlanden, das hätte bedeutet sich selbst aufzugeben! Und ihr stark entwickeltes Rassegefühl achtete nicht nur bei sich selbst, sondern auch bei Esten und Letten die an die Sprache gebundene Stammesart. Deutschkultiviert haben sie bereitwilligst und manche kulturwillige estnische und lettische Familie ist in ihnen aufgegangen. Bis auf den Volksboden herab germanisiert haben sie aus guten Gründen nicht.

Diese Dinge, die heute nur noch in der Kritik anderer Deutscher den Balten schädlich sind, sind ja nun erledigte Vergangenheit. Der Weltkrieg hat neue minderbeachtete Tatsachen geschaffen. Ebenso wie Polen nur durch die deutsche Eroberung die Möglichkeit bekam sich von Rußland loszureißen, ebenso sind die Randstaaten Estland und Lirland das letzte Ergebnis unserer Besetzung Kurlands und dann Livlands und Estlands. Für die baltischen Deutschen aber wurde das nach Zeiten neu erwachter großer Hoffnungen zum tragischen Schicksal. Als das Deutsche Reich die besetzten und verwalteten Lande aufgab, schützte keine staatliche Macht mehr ihre Rechte. So wurde denn in dieser ungeheuren Leidenszeit deutscher Volksgenossen ihr Geschick das härteste von allen. Sie waren und sind der nackten Machtgier und Rachsucht der Majorität, der zwei untereinander feindlichen Lande, Latvija und Eesti ausgeliefert.

Das Oberhaupt der Volksvertretung, der estnische Parlamentspräsident Kukk, hat noch jüngst in einer fulminanten Rede festgestellt: „Die Grundlage der deutschen Macht — die Güter — ist durch die Agrarreform vernichtet

worden." Als Grund dieses von der Rechtform umsanktionierten Raubes nennt er selbst zynisch offenherzig genug: „Rache und Vergeltung".

In älteren Tagen ist außer der Tatsache jahrzehntelanger panslavistischer Aufhetzung der Esten und Letten gegen die Deutschen ein gültiger Grund dafür nicht zu finden. Wie steht es mit den letzten Jahren? Im drängenden Geschehen unserer Tage vergessen wir allzu schnell! Wie war es denn? Als die reichsdeutschen Truppen abzogen, war das Land dem russischen Bolschewismus offen. Wer hat seine Invasion eingedämmt und zurückgeworfen? Wer hat Riga zurückerobert, so daß die Landesregierung sich festigen konnte? Nicht zum kleinsten Teil neben deutschen Freikorps die aus baltischen Deutschen gebildete „Landeswehr". Vor und nach ihrem Kommandeur Hans von Manteuffel, der bei der Wiedergewinnung Rigas fiel, deckt neben den vielhundert Deutschen, die Opfer des Bolschewiken-Terrors wurden, viele von ihnen die baltische Erde. Sie dienten auch dem neuen Staate weiter, als sich das phantastische Abenteuer des sogenannten Fürsten Beermondt-Avalow abspielte. Freilich die Taten der baltischen Landeswehr wurden, z. B. als sie die nach Dünaburg wichtigste Stadt Lettgallens Rossitten genommen hatte, im lettischen Heeresbericht systematisch verschwiegen. Der Enteignung, die nur, da Lettland langsamer zu einer gewissen Ruhe kam als Estland, auch etwas langsamer ging, entgingen die baltischen Deutschen um dieser vaterländischen Taten willen ebensowenig wie in Estland, wo die nordbaltische Landeswehr das gleiche getan hatte.

Sehen wir uns einmal die Hauptbestimmungen des Agrar-„Reformgesetzes" in Estland, — ergänzt und verwirrt durch weitergreifende „Verordnungen" — an. Der gesamte Großgrundbesitz — auch Landstellen und Bauernhöfe in andern Landesteilen soweit sie Großgrundbesitzern gehören, ist der staatlichen Enteignung verfallen — samt Saatgut und Vieh und landwirtschaftlichem Inventar, zu dem man in der Praxis auch oft Möbel, Uhren, Wäsche usw. gerechnet hat — samt den „Pertinenzien", wozu Brennereien, Sägereien, Mühlen gerechnet werden, die dem Großgrundbesitz gehören. Der Wald bleibt Staatsbesitz. Das Land wird verpachtet. Die Entschädigungsfrage ist „zurückgeschoben". Das Spezialgesetz dafür fehlt noch. Entschädigt wird nur ein Teil der Dinge und der auch wieder nur zu einem Bruchteil nach dem Werte von 1914, wobei der alte Russenrubel 1 : 20 zur estnischen Mark gerechnet wird. Gegen das Gesetz, von dem mehr als die Hälfte des Bodens betroffen ist, sind Rechtsmittel kaum anwendbar. Die Klagefrist läuft 14 Tage vom Tage der Abschätzung, nicht vom Tage der Zustellung. Selbst wenn nach längerer Zeit günstiger Bescheid kommt, sind die Beschwerdeobjekte längst verteilt. Kurz, das Gesetz ist nichts als maskierter Raub im Großen und Kleinen. Und dieser Raub bekommt dem Lande selbst übel, denn der Boden wird weit schlechter bestellt als früher. Die Ernteerträge sind geringer.

Um einige Grade erträglicher, aber immer noch furchtbar genug ist das Schicksal der Deutschen in Latvija. Der Lette diplomatisiert etwas mehr. Er hat zur Erhaltung seiner westeuropäischen Beziehungen, namentlich zu England, stärker das Bedürfnis, die Gesetze des „Rechtsstaates" aufrecht zu erhalten. Die Deutschen waren in den südlichen baltischen Landen immer etwas zahlreicher. In der „Rigaischen Rundschau" unter Dr. Paul Schiemanns Leitung haben sie ein ausgezeichnetes Tageblatt. Die deutsche Partei im Parlament ist nicht bedeutungslos. In Riga konnte eine deutsche Bildungsstätte geschaffen werden, die mit einer Universität einige Aehnlichkeit hat. Aber einen wirk-

samen Minderheitsschutz im Sinne des Völkerbundes gibt es auch hier nicht. Die Landenteignung hatte hier zunächst noch „Restgüter" gelassen, die zum Teil bei intensiver Wirtschaft Lebensmöglichkeiten gaben. Aber die schon ergangene Bestätigung dieser Restgüter ist wieder aufgehoben. Und da auch kleine deutsche Besitzer und Pächter vertrieben werden, so ist nicht irgend ein „sozialer", sondern der Grund lediglich chauvinistisch-nationalistischer Haß. Das „Entschädigungsgesetz schwebt noch.

Latvija ist nun zwar seit länger als Jahresfrist im Völkerbunde und hat also Pflichten gegen die Minoritäten übernommen, aber der Präsident der lettischen Republik hat selbst sehr richtig in der Konstituante erklärt: „Die besten Gesetze und edelsten Grundsätze sind wenig wert, wenn sie nicht gehalten werden." In Lettland sind sie durchlöchert wie ein Sieb. „Latvis", ein maßvolles Lettenblatt, stellt selbst fest: „Die direkt gegen die Deutschen gerichtete Agrarreform hat sie vom flachen Lande vertrieben. Handel und Gewerbe, die den meisten Deutschen Beschäftigung und Erwerb gaben, sind vernichtet. Der Staatsdienst und die freien Berufe sind ihnen schwer zugänglich."

So gilt denn die Zahl, daß von den einst 200 000 baltischen Deutschen heut noch etwa 80 000 in den beiden Staaten existieren können, unwidersprochen. Die Mehrzahl der verdrängten sitzt in Deutschland — viele in harter Not, manche einstige Gutsherrin als Wirtschafterin. Anpassungsfähigkeit und Tüchtigkeit und stolzes Tragen des Geschicks hilft ihnen sich seelisch aufrecht zu erhalten. Die starke Geistigkeit ihrer Stammesart findet in der Wochenschrift „Baltische Blätter" ihren Sammelpunkt. Die baltische Heimatliebe bricht dort oft erschütternd durch. Ihr ganzes Herz hängt an der alten Heimat.

Den Baltenländern selbst wird diese Verdrängung ihrer kultiviertesten und intelligentesten Minderheit nicht gedeihen. Weder Latvija noch Eesti werden weder als Agrar- noch als Industrieländer zu irgend einer Blüte kommen, werden kümmerliche Transithandelsstaaten für Sowjet-Rußland bleiben, von denen sich auch die Entente, da sie zu wenig staatsbildende Kräfte am Werk sieht und nicht genug Rechtssicherheit findet, heute noch mehr und mehr zurückzieht.

Hätte man die baltischen Deutschen — bei manchem Landopfer — nur so eben anständig behandelt — die Staaten stünden heute fest und würden gut verwaltet.

Kleinbilder am Niederrhein.

Von Nikolaus Schwarzkopf.

(Fortsetzung.)

5. „Unter Tag".

Wer in den Schacht einfahren will, muß sich gänzlich umkleiden. Ein altes verhutzeltes, aber sehr freundlich lächelndes Weibchen (es war selber Bergmann, als es noch Mann war, verunglückte irgendwie und bedient nun die Gäste) guckt mir schon auf die Schuhe, und ich sehe in seinen goldigen Augen, daß es schon ein Paar geschmiert bereitstehen hat. Es bringt mir den Anzug, die Strümpfe das Taschentuch, die Stiefel, die lederne Mütze, die Lampe und einen funkelnagelneuen Stab.

„Glück auf, mein Herr!“ ruft es mir nach. „Glück auf, mein Herr!“ ruf ich ihm zurück. Es grinst vor Freude und schlurft in seinen zu weiten Pantoffeln in sein Kabinettchen.

Im Ankleideraum der Bergleute wimmelt es von nackten Männern. Tausend wollen mit mir befördert sein! Sie hängen ihre Tagkleider an einen Draht, drücken auf einen Knopf, und die Kleider fliegen in die Höhe, bis unter die Sparren des Daches, wo sie ausdünsten sollen und warten müssen, bis die sieben Stunden der Schicht vorüber sind.

Wir gehen unter dem Seil, an dem die Körbe hängen; es reicht ins große Haus, allwo auf einer Bank der Lenker sitzt. Ich kenne ihn: er hat mir, als ich etwas wissen wollte, keine Antwort gegeben. Starr stand sein Auge gegen den Zeiger neben dem ungeheuren Rad, das vom Seil umwickelt ist: hier ist größte Zuverlässigkeit! Wir steigen ein, und mit D-Zugsgeschwindigkeit sausen die Körbe hinauf, fünfhundertdreiundachtzig Meter hinab. Die Preßluft zischt in den Rohren. Es scheint manchmal, der Korb gehe nach oben! Ich lehne an der eisernen Wand und denke an den Mann, der mir keine Antwort gegeben, und freue mich dessen!

Sieben Körbe voller Menschen stehen noch über mir und surren mit in die Tiefe. Hin und wieder wie im Tunnel bricht eine Laterne aus dem Schacht; die unsrigen grellen durcheinander wie auf einem schlechten Expressionistenbild. Ringsum lehnen gleich mir die Bergleute an der eisernen Wand; zwei schreien sich abwechselnd wichtige Dinge in die Ohren.

Ein nächtlicher Güterbahnhof umfängt uns unten; über schmalspurige Gleise biege ich mit dem Steiger in den dritten Stollen ein. Es ist kalt, ein Hüsteken überfällt einen. Die Preßluft tobt, ein Schimmel steht seitab und hat nichts zu tun; ein Bergmann setzt sich ihm auf den Rücken, und er hebt stolz den Kopf. Im Nu bin ich mit meinem Führer allein und gehe hoch aufgerichtet einher. An den gemauerten Gewölben leuchten elektrische Birnen, doch gähnt ein dunkler Gang.

Wir schreiten hinein, zwischen dem Grubenholz zirpen Heimchen. Wie das heimelig zirpt! Die gepeitschte Luft strömt warm. Ein Zug mit vierundzwanzig Wagen voller Kohlen kommt, wir weichen aus. Ein leerer Zug brummt in der hellen Tiefe vom Schacht her. In der winzig niedrigen Lokomotive hockt ein Mensch. Die Maschine steht gebückt. Die gesprießte Decke des Ganges senkt sich; wenn ein Balken gebrochen ist, muß man sich ducken. Der leere Zug stößt sich ruckweise durch ein hölzernes Flügeltor, das immer wieder zuklappen möchte: es muß der Preßluft den Eingang hier seitab verwehren. Wir schlüpfen nach, gehen gebückt. Das Gebirge ruht hier vollauf; hinter dem Grubenholz zeigt sich graues Gestein in dicken Schichten, eine Kohlenader fließt durch, aber so dünn, daß man sie nicht abbaute.

Der Weg gabelt sich. Der Schießmeister steht da und meint, ich müsse ihm zusehen wenn auf „Neunzehn“ gesprengt wird, und so streben wir auf „Neunzehn“ zu. Steiger und Schießmeister verstehen vorzüglich, gebückt zu eilen und stoßen nirgends den Kopf an. Wir schlüpfen durch Sacktücher, lehnen uns ein Weilchen an die Rollwagen an und steigen nun über drei steile Leitern irgenwo hinauf. Da werden volle Wagen in einen Teilschacht verstaut, und der Adam Hetzmann steht seit siebzehn Jahren hier an diesem Teilschacht und schiebt die Wagen aus und ein und ist nur mit einem Kniehöschen bekleidet. Es soll vorkommen, daß der Adam sogar ein Liedchen pfeift: Male fährt gern Luftballon!

Wird viel angefahren, schiebt Adam viel ein, und dann verdient er mehr und kann pfeifen! Seit siebzehn Jahren immer dasselbe Lied!

Nach etwa zwanzig Minuten hören wir die ersten Schläge. Wir fallen über Kohlenschollen, krabbeln mühsam weiter, klettern, kriechen auf dem Bauch, winden uns durch Löcher, rutschen, und der Grieß rieselt hinter uns drein. Wie der Schießmeister nur seinen Patronenkasten durchzwängen kann! Schweiß trieft an meinen Wangen, und ich freue mich der dichten Augenbrauen und des ungepflegten Schnauzbartes. Das Grubenholz knistert einmal; an meiner linken Wange starrt mit hundert Spitzen ein Bruch, meine Tasche bleibt ein wenig hängen ich rufe den Steiger. „Nur voran!" sagt er, und ich sehe im Schein meiner Laterne, daß er über mich lächelt.

Da stehen zwei nackte Männer, auf die Pickel gestützt, und erwarten uns. „Neunzehn?" frage ich. „Eins!" erwidert der Schießmeister. Der Steiger stochert am Gestein. Bergmann Karowski hat den Krieg von A bis Z mitgemacht und heißt deshalb Vonabiszett. Er ist Kommunist, ließ sich vom Steiger anstochern und entwickelte sein Programm, so ausführlich er nur konnte. Er hat gestern mit seinem Schaffhelfer vierzehn Wagen geliefert: eine Höchstleistung!

Seitlich steigen wir über die Trümmer des Abgehackten, in dem wie Schiffspfähle die Grubenhölzer stehen, schlüpfen durch und gehen eine Weile beinahe aufrecht. Auf „Zwei" liegen die nackten Männer auf den Rücken und hacken über sich die Kohlen los. (Michelangelo lag etliche Monate auf dem Rücken und malte die Sixtinadecke, aber damit ist kein Vergleich zu wagen!) Sie richten sich schließlich auf; der Schweiß rinnt schwarz über die schwarzen Stirnen, über die Hälse, die Schultern, die Brüste und Bäuche, über die Lenden an den Beinen hinunter und versickert in den hölzernen Schuhen. Weiß leuchten die Flußbette dieser Rinnen auf der Haut. Bergmann Peter Edelmarder hat gestern mit seinem Schaffhelfer nur sieben Wagen geliefert! Daran ist das Gebirg schuld, nun ist's eingebrochen, und die Gesteine müssen fortgeschafft werden! Der Bergmann ist anscheinend ein lustiger Kumpan, wenn er das auch nicht merken lassen darf. Er hat sich die Brust tätowieren lassen: eine wunderschöne, üppige Dame prangt in Rot und Blau aus dem schwarzen Staub; über ihr schwingt wie das Spruchband einer Heiligen: Kein Glück auf dieser Erden! Das n von Erden steht schon auf dem Achselknochen, und unten her schwingt ein Lorbeerzweig, der über die Achseln zurückgeht und auf dem Rücken sich verschlingt. „Kein Glück?" frage ich, und er deutet enttäuscht auf den Steinschotter. Ich hebe meine Laterne und leuchte seinen Körper ab: kein Grieche ist schöner überliefert! Unter der schwarzen Patina regt sich auf jedem handbreiten Stück ein überaus starkes Leben. „Haben Sie Gymnastik getrieben?" „Bis Quarta bin ich gekommen!" erwidert er. „So, so!" mache ich und gebe ihm den Pickel, daß er dreinschlage! Ich muß überhaupt sagen, daß ich zumeist schön gebildete Körper sah, schöner als auf allen Sportplätzen, und es mag so sein, daß der menschliche Leib, auch ohne im Einzelnen hergenommen zu sein, sich unter schwerer körperlicher Arbeit von selbst seine Vollkommenheit erringt!

Wir kamen an verschiedenen Schlagstellen vorbei, und an „Neunzehn" stand der Schießmeister, und die Bohrmaschine ratterte auf der Schulter des einen der Nackten. Der Sprengstoff ward eingefügt, wir gingen weg um die nächste Ecke, der Schießmeister schloß mit dünnem Draht den Kontakt, und der Schuß erschütterte eingedumpft den Gang und dröhnte verhallend. Wir traten in die

Staubwolke, die Laternen verfinsterten sich, die Brocken lagen umher. Und nun aber rasch einen Zug leerer Wagen heran, denn die Beute ist groß!

Ich will fortan bei jedem Stück Kuchen, das ich esse, an Euch denken, bei jedem Buch, das ich lese, an Euch denken, bei jeglicher Behaglichkeit an Euch denken! Ihr seid ein besonderer Stand, und ich will helfen, Euch besser zur Beachtung zu bringen! Denn wir können nicht aufhören. Und wir sind umdroht von allen Fäusten der Welt! Wenn wir erst gelernt haben werden, unsere eigenen Fäuste, die wir gegeneinander erheben und uns zerfleischen, in brüderlicher Eintracht aufsparen, dann wollen wir uns einen großen Luxus leisten; unsere Kraft ist ungeheuer, unsere Arbeitsleistung ist ungeheuer: wir wollen den verruchten offiziellen Bösewicht der Welt haushalten und mästen, wohlan, wir wollen Frankreich überfüttern, daß es dick und schwammig werde, und wir wollen ihm auch noch die Suppe einlöffeln und wollen es in unsere Polsterstühle setzen, unsere besten Weine, unsere Kapaune reichen . . . dann wird die Knarre nicht mehr nötig sein! Und dann wollen wir uns Zeit nehmen, uns gegenseitig besser zu verstehen, als bisher: der Proletarier den Kapitalisten, der Kapitalist den Proletarier, denn 90 v. H. des Hasses beruht auf falscher Kenntnis und auf Verhetzung, die nur bei falscher Kenntnis möglich ist! Allen meinen Arbeitern will ich als geistige Kraft die Geheimnisse in meinem Betriebe darbieten: die Maschinen sezieren . . . die geistigen Funktionen meiner Ingenieure darlegen . . . die ungeheure Nuance geistiger Potenzen des technischen, chemischen, kaufmännischen Betriebes veranschaulichen . . . ich will von dieser Seite zu sozialisieren anfangen, wenns möglich ist. „Glück auf! Glück auf! Bergleute!"

Sieben geladene Wagen über mir hängen an dem starken Seil. Wir wollen empor, Bergleute, empor! Tausend treten in den großen Baderaum, entkleiden sich, drücken auf den ihnen bestimmten Knopf, und die Tagkleider surren vom Dachgebälk herunter; die Schaffkleider werden an den Haken gehängt und surren hinauf in die frische Luft, und tausend Mann treten unter die warmen Duschen, und die Sonne bricht durch die Fenster, und sie rennen umher und sorgen sich und lachen und springen in dem Sprühregen hinan wie Kinder.

Mir hat das Weibchen ein besonderes Bad gerichtet im Badhaus der Herren Betriebsleiter, und ich darf dem guten Männchen nicht vor den Kopf stoßen! Da steige ich denn nach dem Bad in meine feinen Kleider, und es ist mir zumut ich dürfe mich in diesem Land nicht mehr sehen lassen! Mein Weibchen hält mir die Weste hin, daß ich hineinschlüpfe, und ich frage: „Wer meinen Sie, wer ich bin?" Da guckt es mich von unten herauf an, läßt die kindlichen Augen sentab schweifen in alle Fernen, besinnt sich offenbar auf etwas recht Großes und kommt wieder mit den Augen und sagt: „Exzellenz Piffke?"

„Vorgestern," sag ich, „war ich im Düsseldorfer Schauspielhaus, und ich saß in der (ich beschreibe mit den Armen einen großen, doch nicht zu großen Bogen) Proszeniumloge, und es wurde ein Stück gespielt, das heißt „Vater und Sohn". Der Sohn, wissen Sie, der war dem Vater mißraten, und seltsamerweise ist er nun auch dem Dichter mißraten . . . ja, aber was ich sagen wollte (sag ich), da stand auf dem Theaterzettel „In Anwesenheit des Dichters" und nun, da die Leute nach einem recht mißratenen Akt ungeheuerlich klatschen, daß der Dichter sich zeige, da zeigt sich der Dichter nicht, und auf einmal schaut das ganze Theater herauf in meine Proszeniumsloge und streckt mir die Hände entgegen und klatscht!"

„Aha!"

„Nein. nicht aha!"

„Nein, nicht!"

Nicht Exzellenz Piffke bin ich, nicht der kleine große Dichter, der exzellente, nein, nein, aber in einem Vierteljahr werde ich hier auf der Zeche arbeiten, wie Sie gearbeitet haben! Und dann wissen Sie, wer ich bin: ein Proletarier!"

„Pro—le—ta—rier!" ruft mir das Männchen nach und zählt die Scheine...

6. Die Zigarette.

Im Nichtraucherabteil vierter Klasse hängen bunte Reklameschilder aller Zigarettenfabriken, die gestern aus der Erde emporgeschossen sind. Ein Eisenbahner kommt herein, raucht. „Als Eisenbahner," sag ich, „müssen Sie wissen" ... und deute auf das Nichtraucherschild. Er zertritt den Dreck. Vier junge Burschen kommen herein, qualmen alle vier. Ich deute aufs Schild, sie lachen, ziehen ruhig weiter, ich deute nochmals auf das Schild. Mit wüsten Augen starren sie mich an, lassen die Zigaretten ausgehen, d. h. sie ziehen nicht mehr, aber das Kraut glimmt wie jeder Dreck bis zum letzten Atom. Ich öffne die Fenster, die Burschen schließen sie. Ein alter Mann kommt mit Zigarre im Vollbart, stellt sich neben mich. Da ich nichts zu ihm sage, starren mich die acht jungen Augen an, die Hände spielen schon wieder mit frischen Zigaretten. Auch ich lasse die Augen rollen: unterstehe Euch, heißt das! Mein Nachbar weiß offenbar, wo er ist: er zieht einmal, behält den Rauch hinterm Bart, läßt die Zigarre in der großen Hand sinken, hinter sich, daß man sie nicht sehen soll, und der Rauch treibt sich im Vollbart umher und erhebt sich langsam und kaum sichtbar.

Der eine Bursche streicht Feuer, bläst Qualm gegen mich! Ein Mädchen, das bei den Burschen sitzt, spitzt nach mir, was ich tun werde! „Zum Donnerwetter!" schrei ich, „hier ist Nichtraucherabteil!" „Nur nicht so hitzig" murmelt es aus dem Vollbart. „Sie schmeißen die Zigarette auf der Stelle zum Fenster hinaus!" herrsche ich den Burschen an. „Der da raucht ja auch!" entgegnet der Bursche und deutet auf den Alten. Ich darf ihm nicht sagen, daß er noch nicht trocken hinter den Ohren sei, ich darf ihn auch nicht ohrfeigen! Die Zigarette schickt sich an, zu qualmen bis zum letzten Atom! Mich ärgert nicht der Qualm, mich ärgern diese Lausbuben, die gestern noch auf der Schulbank saßen und vielleicht noch darauf sitzen, und immer rauchen müssen, immer rauchen!

Ich trete auf den Burschen zu und sage: „So!" sage ich, „und wenn du mir jetzt nicht das Kraut zum Fenster hinauswirfst, melde ich dich dem Zugführer, Junge!"

„Dem da erlaubst dus doch auch!"

„Du?" erwiderte ich. „Du! Du sagst du zu mir?"

„Du sagst doch auch du zu mir!"

„Mein Kraut ist aus!" wirft der Alte ein und streckt es zum Beweis vor. Aha!

„Werfs fort!" flüstert ein anderer der Burschen, „ich geb dir eine andere!"

„Ja, wenn du mir eine andere gibst," sagt der Bursche lächelnd und steht auf, streckt die Hand aus, sie zu empfangen und wirft die glimmende aber fürchterlich qualmende Zigarette zum Fenster hinaus.

Der Kamerad speit ihm in die offene Hand, und alles lacht. Die Burschen verhauen sich im Scherz, und das Mädchen stößt den Folgsamen von sich und rückt zu den andern!

Die Zeche liegt nahe am Bahnhof; das Rad schwingt noch in der Luft. Die Vier eilen ins Zechenhaus.

Hätt ich gewußt, daß sie Bergleute sind. Ich hätte sie rauchen lassen!

7. Kokerei.

Die wenigsten Menschen sah ich in der Kokerei, wo noch immer so viele Gase nutzlos verpuffen müssen. Etliche hundert Oefen sind aneinandergebaut, eine langgestreckte Backsteinsäule. In den verqualmenden grüngelben, heimtückischen Gasen, die nutzlos entweichen, fährt ein Theologiekandidat mit einem Schubkarren. Wenn ihn die Not beten lehrt, begrüße ich die Not: will er die Nöten des Arbeiters kennen lernen, dem er einst predigen will, preise ich ihn! Ha, wir rüsten uns Brücken zu schlagen und wollen ein einig Volk von Brüdern werden! Ha, ich höre, daß im ganzen Werk viele geistige Arbeiter handwerklich tätig sind, und ich weiß: wir sind gesund und stark und werden die Krankheit überstehen und auch die von außen bedingte Not!

Die Maschine stößt einen Ofen auf und drückt den entgasten, zusammengebackenen Kohlstein hervor. Eine Wand aus Feuersglut stürzt vor mir nieder und zerschlägt in Brocken; Wasserstrahlen zischen in die Glut, die Glut stirbt, blauschwarz knistert das Gestein. Ich gehe den Röhren nach, die das Gas forttragen, sehe den Teer im Wasser brodeln, sehe die mächtigen Zylinder, in denen das Gute vom Schlimmen gerissen wird, und die gläsernen Wasserstandzeiger melden lebhaftes Treiben.

Von hier aus speist sich das ganze Werk selber; in den Gasmotoren verhundertfachen sich die Pferdekräfte, und die Turbine liefert dreitausend Umdrehungen in der Minute und mehr. Hier ist der Geburtstag so vieler Medikamente und Arzneien, und ich werde meine Chemiker veranlassen, ein Präparat zu finden, das in der Neujahrsnacht eingenommen, die menschliche Maschine für das ganze Jahr instand hält!

8. Streit.

In einer engen, schwarzen Gasse stand ein Mehlfuhrwerk, hoch beladen, und der weiße Mehlmann legte dem Träger den Sack auf die Schulter. Da kam fast im Galopp ein Kohlenhändler von der anderen Seite ins Gäßchen gefahren, und seine beiden Gäule bogen die Köpfe beiseit vor der verrückten Peitsche.

„Ho Ho! Mach Platz, Mehlmann, ich habs eilig!“

„Fahr zurück, wenn dus eilig hast,“ ruft der Weiße, „du kannst hier nicht vorbei!“

„Platz, ich muß vorbei!“

Die vier Pferde standen Kopf an Kopf und standen still. Der Kohlenmann aber fängt an zu toben, schimpft den Mehlmann, dieser bleibt kein Wort schuldig! Die Peitschen sausen über den Köpfen der Gäule gegeneinander, und schließlich springt der Kohlenmann vom Wagen und stürzt sich auf den Wagen des Mehlmannes und reißt den Weißen herunter, und so balgen sie sich im engen Gäßchen herum, bis — der Schwarze weiß und der Weiße schwarz war. Als sie schon fast gänzlich einheitlich gekleidet erscheinen und in der Gosse aneinanderhängen, kommt der blaue Schutzmann und reißt sie auseinander. Der Blaue wird zwar schwarz und weiß, aber er kann die Streithähne nicht trennen!

Blut spritzt auf und ergießt sich und betupft die drei Männer.

9. Die neuen Glocken.

Schier so viel Kirchtürme als Zechentürme! Doch sind die Schlote höher, und der Qualm streicht den Turmhähnen in die Augen bei schlechtem Wetter

und wirbelt steil auf, wenn der Himmel klar ist und verfinstert die Sonne ringsum. Ich sah Beter zu allen Zeiten in den neuen, verrußten Kirchen: der Vater ist „unter Tag", der Bruder ist „unter Tag", der Bräutigam ist „unter Tag"!

Ich sah ein Kirchspiel geflaggt und alle Häuser bewimpelt und bekränzt mit Fichten. Drei Wagen der Zeche K., mit je vier Pferden bespannt, bogen in die enge Gasse ein; auf jedem Wagen stand eine neue Glocke. Wagen, Glocke und Pferde waren bunt mit Fähnchen geschmückt, der Pfarrer schritt im weißen Chorhemd vorn her, und seine Schritte tanzten schier wie die des Königs David vor der Bundeslade! Und die Herren Kirchenvorstände mit den hohen Zylinderhüten folgten ihm, und die ganze Gemeinde strömte nach, bergmannsfeierlich gekleidet, feierlich durchtupft von den roten kleinen Meßdienern, die rote und blaue Standarten trugen und grüne, weiße und gelbe. Und alle sangen sie ihre schönsten Lieder.

Das Gebläse des nahen Hochofens puffte den Takt, bis die Bergknappen weit vor dem Pfarrherrn ihre Instrumente an die Lippen setzten, da verstummte der dampfende Takt.

Die Glocken verschwanden hinten im Turm, man hörte wie sie mühsam hinaufgeleiert wurden, man hörte sie in der erregten Seele schon läuten!

Und siehe man ging heim, und nach zwei Stunden hörte man sie wirklich. Sie bimmelten zwar nur, aber man verstand sie gut. Denn alles, was in den Herzen der Gläubigen gegenwärtig war an guten Stimmen und geheiligten Strömungen, alles, was, seit die alten Glocken abgeholt worden waren, um gegen den Feind zu ziehen, in Ehrfurcht vor der Gottesstimme, in Sehnsucht nach der Gottesstimme unsicher und zerstört inwendig läutete, das sprang wie ein hohes Tedeum empor und klang in dies Gebimmel.

Doch ach, als nach einem Tage schon die Menschenherzen im Kirchspiel ohne Kränze gingen, als das Walzwerk die letzten Rosen zerstampft hatte und der graue Alltag wieder anfing, da ließ die kleinste Glocke einen billigen Klang vernehmen, wie wenn eine Sense gedengelt würde. Die zweite dröhnte wie ein Amboß. „Ihr seid nichts Gutes mehr gewöhnt!" sagte der Pfarrer. Und die dritte schrillte wie ein eiserner T-Träger, der geputzt wird . .

Ich weiß, ihr lieben Leute: eure alten Glocken waren aus besserem Gut gegossen, stammten auch aus einer religiös besseren, vielleicht besten Zeit! Doch laßt mir eure Sehnsucht nach dem edleren Glockengut eurer Herzen stark werden, denn erst muß unser Herzschlag wieder echt werden! Dann erst wird die Herrlichkeit dieses zweiten Geläutes nicht zurückstehen hinter der des ersten! Wie die Schrift ungefähr sagt!

(Schluß folgt.)

Weltspiegel.

20. September.

Nach der großen Katastrophe des Weltkrieges bedurfte die Welt mehr als je der führenden Staatsmänner, Männer von weitem Blick, überlegenem Geist und starkem Willen, die mit starker Hand das Trümmerfeld aufzuräumen verstehen und den Boden für neues Wachstum und neuen Aufbau herrichten. Freilich kann eine solche Arbeit nicht allen Wünschen

gerecht werden. Die Rollen sind immer ungleich verteilt. Ganze Völker müssen darunter leiden, und es ist bitter und hart, wenn es gerade das eigene Volk ist, das diesen Leidensweg zu gehen hat. Aber wir wissen aus der Geschichte, daß solche harte Zeiten einem Volke zum Stahlbad werden können und daß die ewige Gerechtigkeit doch einmal eine Wende der Zeiten herbeiführt. Auch wer im Schatten steht, kann die Wirkungen des Lichts beobachten und daraus lernen, bis das Licht auch einmal wieder zu ihm kommt. Unsere Väter haben in Napoleon die Geißel der Menschheit gesehen, aber eben das hat ihnen ein großes Ziel gegeben, das ihnen zur Selbstbesinnung, zur Entwicklung ihrer Kräfte, zur inneren und dann auch zur äußeren Befreiung verholfen hat.

Betrachtungen solchen Inhalts könnten erhebend, tröstend wirken, und doch wird solcher Trost gegenwärtig bei der Mehrzahl unserer Volksgenossen versagen. Es liegt etwas in dieser Zeit, was uns das Unglück viel schwerer tragen läßt und eine besonders große Kraftanstrengung nötig macht, um uns vor Verzagtheit und Verzweiflung zu retten. Woran liegt das? Doch wohl daran, daß wir nirgends etwas sehen, woran wir uns aufrichten können, was unsere Selbstbesinnung fördert, unsern Wetteifer anregt, Ziel und Feld unserer Arbeit scharf umzirkelt und uns zwingt, über den Umfang unserer Kraft und die Art ihres Gebrauchs nachzudenken. Ein krankes, erschöpftes, vom Unglück gebrochenes Volk kann, soweit es sich noch einen Rest von Selbstgefühl bewahrt hat, verhältnismäßig schnell genesen, wenn es sieht, wie die andern, denen nach langem Ringen das Glück günstig gewesen ist, die Früchte dieses Glückes ernten und sie würdig ausnützen. Der Anblick wäre für uns schmerzlich, aber heilsam. Das Geschick jedoch hat uns auch das versagt. Es ist ja das Furchtbare dieser Zeit, daß wir nirgends auch nur einen großen Gegner haben, den wir auch in Bitterkeit und Haß als solchen anerkennen könnten, sondern überall Kleinheit, Unfähigkeit, Lüge, sinnlose Bosheit, verächtliche Heuchelei, die trotz ihres „Sieges" nichts von Bedeutung und Dauer zustande bringen, sondern die ganze Welt immer tiefer in Elend und Unordnung hinunterdrücken.

Wir sind gerade bei einer Gestaltung der Lage Europas angelangt, in der sich diese allgemeinen Betrachtungen besonders aufdrängen, sobald man versucht die wichtigsten Ereignisse der beiden letzten Wochen in ihrem Zusammenhange und nach ihrer Gesamtwirkung abzuschätzen. Als diese wichtigsten Ereignisse sehen wir vor allem drei an: den Stinnesvertrag, den Ausgang der deutsch-belgischen Verhandlungen und die Entwicklung der Krisis im nahen Orient.

Frankreichs politische Taktik ist ja an sich mit einer wirtschaftlichen Gesundung Europas unvereinbar, wie hier öfter auseinandergesetzt worden ist. Daraus folgt, daß jede politische und diplomatische Aktion, die das Unmögliche möglich machen und Frankreichs Forderungen genügen wollte, von vornherein zum Scheitern verurteilt ist. Aber die Sehnsucht nach einer vernünftigen wirtschaftlichen Regelung der auf dem französischen Volke lastenden Kriegsfolgen griff auch in Frankreich immer mehr um sich. Wenn es glückte, unabhängig von jeder Politik, diese Stimmung zu einem wirtschaftlichen Erfolg auszunutzen, so war sehr viel gewonnen. Es war dann den vernünftigen Franzosen der Beweis geliefert, daß auf dem Boden wirtschaftlicher Leistungen sehr wohl eine Verständigung mit Deutschland mög-

lich war und daß die künstlichen Manöver, durch die mit Hilfe unmöglicher Forderungen der üble Wille Deutschlands bewiesen und zur Unterlage politischer Vergewaltigungspläne gemacht werden sollte, sich auf unwahre Behauptungen stützten. Aber diese wirtschaftliche Aktion, die so sehr dem Bedürfnis der Lage entsprach, konnte nur gelingen, wenn sie den politischen Apparat gar nicht in Anspruch nahm, also Form und Charakter des kaufmännischen Privatgeschäfts bewahrte. Dazu gehörte sehr viel Großzügigkeit, Wagemut, Klugheit und Opferwilligkeit bei mehr als gewöhnlicher Kapitalkraft. Wo fand sich das alles zusammen? Es ist tatsächlich geleistet worden durch das Abkommen, das Hugo Stinnes mit dem Marquis de Lubersac über die Wiederherstellungsarbeiten in den zerstörten Gebieten Frankreichs abgeschlossen hat. Durch diese wirtschaftliche Großtat in so schwerer Zeit ist wirklich so etwas wie eine Entspannung in einem Teil der öffentlichen Meinung Frankreichs herbeigeführt worden. Es könnte der Anfang zu weiteren segensreichen, friedenstiftenden Aktionen werden, wenn in der politischen Atmosphäre Frankreichs etwas mehr leidenschaftslose Einsicht etwas mehr Wahrheit, etwas mehr staatsmännische Größe herrschte statt einer auf Lüge aufgebauten, durch unedle Instinkte gestützten Advokatenschlauheit! Man müßte über den Stinnesvertrag ehrliche Freude empfinden und auf ihn berechtigte Hoffnungen setzen, und doch kann man es nicht ganz ohne Befürchtungen, weil die Lage nach wie vor von einer Politik der Schlechtigkeit und Kleinheit getragen wird.

Die deutsch-belgischen Verhandlungen haben wir schon im letzten „Weltspiegel" nach ihrem Sinn und Wert gewürdigt. Nachdem sie inzwischen wegen des unerwarteten Bestehens der belgischen Regierung auf dem Buchstaben des Beschlusses der Reparationskommission beinahe gescheitert wären, ist jetzt doch endlich eine Lösung zustande gekommen, weil die Belgier ihren eigenen Interessen gemäß handelten, ihre Rücksicht auf Frankreich nicht allzu weit trieben und sich nicht zu gehorsamen Vollstreckern der Wünsche Poincarés und der Pariser Presse machten. Sie waren bereit, anstelle der Zahlungen von Deutschland Wechsel mit sechsmonatiger Laufzeit anzunehmen, falls ihnen die Sicherheit geboten würde, diese Wechsel alsbald diskontieren zu lassen. Das wird jetzt durch die Unterschrift des Reichsbankpräsidenten geschehen, und damit ist dieser gefährliche Streitfall aus der Welt geschafft; Deutschland hat wenigstens die Atempause, die Frankreich mit allen Mitteln zu verhindern suchte. Daß Reichsbankpräsident Havenstein die Möglichkeit, durch seine Unterschrift eine nach gewöhnlichen Geschäftsgrundsätzen bedenkliche Verantwortung zu übernehmen, durch Abmachungen mit der Bank von England schuf, beruht auf einem privaten Geldgeschäft, das auch Frankreich nicht anfechten kann. So ist die erzielte Lösung als sehr gescheit und sehr geschickt zu bezeichnen und könnte als ein zweiter Lichtblick an unserm umdüsterten Horizont gelten, wenn man nicht erkennen müßte, daß es nur der Schein einer Lösung ist, wodurch die wirkliche Schwierigkeit nicht gebannt wird. Darin, daß man zu solchen, im Grunde doch nicht unbedenklichen Mitteln zu greifen gezwungen ist, nur um sich absolut widersinniger und wahnsinniger Forderungen zu erwehren, kennzeichnet sich die erbärmliche, jeder wirklichen Beherrschung der Lage, jeder Sachlichkeit und jeder Voraussicht bare Art der Politik, die von unsern Gegnern uns gegenüber betrieben wird.

Ein offenkundiger Gegensatz zwischen dem Anspruch der Entente, die Rolle der Vorsehung in Europa zu spielen, und ihrem wirklichen Vermögen, die Ereignisse einigermaßen diesem Ziel entsprechend zu lenken, ist auch in der durch den türkisch-griechischen Krieg geschaffenen Lage im Orient zu erkennen. Frankreich begünstigte die Bestrebungen der Regierung von Angora, um sich seine alte historische Stellung im Orient zu bewahren; es wollte zugleich ein Druckmittel in der Hand haben, um seinen britischen Verbündeten sich in der Reparationsfrage und andern europäischen Angelegenheiten gefügig zu erhalten. England glaubte durch Ermutigung Griechenlands zur Festhaltung seiner Ziele Frankreich ein gewisses Gegengewicht entgegenstellen zu können. Es hat sich jedoch verrechnet, da Griechenland handelte, als ob es wirkliche Unterstützung erhalten werde, die Türkei aber sich nicht einschüchtern ließ. Die Entscheidung der Waffen hat England einen ungeheuren Prestigeverlust gebracht. Auch Frankreich hat politisch nicht glücklich operiert. Das schnelle, selbstbewußte und sichere Vorgehen der Türken veranlaßte ein Akutwerden der Orientkrisis, die in diesem Augenblicke sicherlich nicht den Plänen Frankreichs entsprach. Nun stehen wir im nahen Orient vor einer Lage, die für beide Großmächte im Hinblick auf die gesamte europäische Politik höchst peinlich ist. Die Lösung ist noch nicht zu übersehen; die hohe Politik wird eben heute von Leuten gemacht, denen selbst der sichere Blick und die unbeirrbare Voraussicht fehlen. W. v. Massow.

Literarischer Wegweiser.

Bildende Kunst.

Unverkennbar liegt in dem künstlerischen Empfinden unserer Tage ein Hang zum Ungleichgewicht, zum Ausdruck des Unbefriedigten, Strebenden, wobei das Unharmonische, selbst Häßliche nicht gemieden, vor allem aber seelisches Wühlen, Sehnen und Drängen aufgesucht wird. Eine solche Zeitströmung muß dem Gleichgewichtsempfinden aller klassischen Kunst ebenso fremd gegenüberstehen, wie der kühlen, klaren Naturwiedergabe des Realismus. Sie muß das Primitive, das Ekstatische, das seelisch Ringende und unvollendet Hoffende aufsuchen, in der eigenen Kunstübung und auch in dem kunstgeschichtlichen Einfühlen und Stöbern und Wieder-Entdecken. Es ist erstaunlich, wieviel in diesem Jahr wieder im Deuten und Reproduzieren älterer Kunst geleistet worden ist. Wir geben im Nachfolgenden eine kleine Auswahl des Empfehlenswertesten in erschwinglicher Preislage, wobei sich der eingangs betonte gemeinsame Grundzug des zeitgenössischen Kunstempfindens in einem starken Ueberwiegen primitiver, asiatischer und insbesondere gotischer Eindrücke widerspiegelt.[1])

---

[1]) In der Bücherschau der „Grenzboten" ist stets Wert auf möglichst genaue Angabe der Ladenpreise gelegt worden. Die sich überschlagende Währungskatastrophe macht aber zurzeit zuverlässige Angaben unmöglich. Es muß daher an den Buchhändler verwiesen werden. Wie bisher schon, so scheinen auch diesmal die Teuerungspreise der Bücher hinter denen der meisten sonstigen Gegenstände zurückzubleiben.

Wie billig, beginnt diese Uebersicht mit den wunderbaren Wiedergaben, die Dürers Apokalypse und Kupferstich-Passion gefunden haben, echt volkstümliche und den Kenner durch eine die bisherigen Ausgaben übertreffende Feinheit erstaunende Bildfolgen, denen sich im selben Verlag (Berlin, Amsler u. Ruthardt) eine entzückende Neuherausgabe von Holbeins Totentanz anreiht; sie ist die vollständigste aller bisherigen Ausgaben, da auch das kleine Holzschnittalphabet aufgenommen ist, gleich den größeren Totenbildern ein Quell geistreicher und dichterischer Unerschöpflichkeit. Erfüllen diese Neuauflagen deutscher Meisterwerke zugleich eine bibliophile Pflicht, so sind die „Domkunstgaben", die bisher Arthur Kampf, Wilhelm Trübner, Hans Thoma und Matthias Grünewald in einzelnen Heften, unter Führung von P. Kotzde, bieten, auf Belehrung eingestellt und bieten bei denkbar billigen Preisen Gediegenes (Dom-Verlag, Berlin). Die Interpretation einzelner Kunstwerke hat sich die Sammlung „Meisterwerke in Wien" (Wien, Julius Bard) zum Ziel gesetzt; man findet in den schmalen Bändchen die Darstellung namhafter Kunsthistoriker mit Glanzstücken der verschiedenen Museen verknüpft. Die Ludwig-Richter-Schätze seines Museums interpretiert nach Bruckmannschen Drucken der Leiter der Berliner Nationalgalerie (Ludwig Richter, Fünfundzwanzig bisher meist unveröffentlichte Handzeichnungen und Aquarelle, herausg. von Prof. J. Kern, Berlin, Furche-Verlag). An die Grenze des Bibliophilen zurück führt die Erneuerung des „Ritters von Tu-ra", des beliebtesten Illustrationswerkes der deutschen Spätgotik (München, Roland-Verlag), der die schwank- und legendenhafte Erzählungskunst, den Boccaccio und die Legenda aurea aus den Jugendtagen Dürers (aber nicht von ihm selbst) wiedergibt. Sein Herausgeber Kurt Pfister hat in einem eigenen, vornehm ausgestatteten Tafelwerk der Hinwendung unserer Zeit zur Volkskunst des Mittelalters gehuldigt (Die primitiven Holzschnitte, München, Holbein-Verlag). Der Erschließung versteckter Schätze primitiver Kunstübung dient auch die Sammlung, die Georg Weise in einem abgelegenen schwäbischen Landgebiet gesammelt hat (Die gotische Holzplastik um Rottenburg, Horb und Hechingen, 1. Teil, Bübingen, Alexander Fischer Verlag), während Karl Gröber (Schwäbische Skulptur der Spätgotik, München, Riehn u. Reusch) anerkannte Meisterwerke aus dem ganzen schwäbischen Stammesgebiet zusammenführt, wie E. Lüthgen Rheinische Kunst des Mittelalters aus Kölner Privatbesitz (Bonn, Kurt Schroeders Verlag); wissenschaftlich ist von diesen drei Werken das Weisesche am beachtenswertesten. Ein eindrucksvolles niederdeutsches Gegenstück bietet Hans Muchs Norddeutsche gotische Plastik im Rahmen der später noch einmal zu erwähnenden niederdeutschen Heimatbücher (Braunschweig, Verlag Georg Westermann), während Oswald Siréns großangelegtes Buch über die Toskanische Malerei im 13. Jahrhundert (Berlin, Paul Cassirers Verlag) die Welt Cimabues und seiner Zeitgenossen öffnet.

Die eingangs gekennzeichnete Hinwendung des zeitgenössischen Kunstempfindens zum seelischen Ausdruck, insbesondere bei primitiver Formgebung, spiegelt sich auch in größeren Darstellungen und kunstgeschichtsphilosophischen Versuchen wieder, von denen wir in unserem Zusammenhang die knapp, aber wirksam illustrierte „Tragödie der Architektur" von Paul Fechter (Jena, Erich Lichtenstein Verlag), die sehr subjektive Studie Oskar Hagens über „Deutsches Sehen" (München, R. Piper u. Co.) und die aus

einer gründlichen Schulung erwachsene Abhandlung von Anita Orienter über den „seelischen Ausdruck in der altdeutschen Malerei" (München, Delphinverlag) nennen.

Die grundlegende Sammlung P. Cohns „Die Kunst des Ostens" (Berlin, Bruno Cassirer Verlag) ist durch einige neue Bände vertreten. Unter Friedrich Sarres Meisterhand lebt „Die Kunst des alten Persiens", durch Ernst Kühnels besonnene Sammlung die Buchmalerei des mittelalterlichen Persiens mit ihren türkischen und indischen Ausstrahlungen (Miniaturmalerei im islamischen Orient") wieder auf, während Ernst Grosse dem schwer reproduzierbaren „Ostasiatischen Tuschbild" einen Wiedergabenband abzwingt, der als grundlegende deutsche Bilderveröffentlichung dem Verständnis dieses wohl sublimsten aller asiatischen Kunstzweige Pfade bahnt. Den großen Umriß eines noch zu wenig gewürdigten genialen Zeitgenossen Rembrandts zeichnet P. Fraenger in einer vornehm ausgestatteten Studie (Hercules Seghers, im Verlag von Eugen Rentsch in München). Adolf Feulner hat „Münchner Barockskulptur" in einem Bilderbuch von großem Stimmungsreiz gesammelt (München, Verlag Riehn u. Reusch). Das schon in früheren Uebersichten gewürdigte große Sammelwerk des Verlages Ed. Hölzel in Wien ist durch einige neue Bändchen vertreten, unter denen wir Anny Popps „Rembrandts Selbstporträts", Josef Garbers „Romanische Wandmalerei Tirols" und J. Weingartners „Bozens Bürgerhäuser" hervorheben. Diesen auch als Reisebegleiter dienlichen Bändchen in der Anlage verwandt ist R. Lüttichs Schwetzinger Studie „Schloßgarten und Barockbau" (Schwetzingen, Alb. Moch) und H. Löfflers „Kloster Chorin" (Berlin W. 8, Deutscher Kunstverlag), während mehr auf dem Heimatgedanken beruht die Anlage der glanzvollen (auch gut und lehrreich bevorworteten) Bilderbücher von Hans Much, „Norddeutsche Backsteingotik", und von H. v. Beckerath „Das niederdeutsche Dorf" (Verlag von Georg Westermann, Braunschweig). Im selben Verlag erscheint neu „Alt-Hildesheim", eine künstlerisch ausgestattete Heimatzeitschrift, der man das Durchhalten wünschen möchte. „Braunschweig, Hildesheim und der Harz" werden durch reiche Fülle von Aufnahmen vorgeführt vom Verlag für Kunstwissenschaft (Berlin W. 50), der in seinem „Potsdam mit den königlichen Schlössern und Gärten" und „Aus stillen Städten der Mark Brandenburg" dem heimatarmen Berliner unentbehrliche Heimatbücher geschaffen hat. Das wichtigste Ereignis des Jahres für den deutschen Kunstfreund ist das Erscheinen der langersehnten zweiten Auflage von Dehios „Norddeutschland" (Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, 2. Band, bearbeitet von J. Kohte, Berlin, Ernst Wasmuth Verlag), der räumlich ein großes Gebiet deckt, auch die abgetretenen Länder weiterhin mit berücksichtigt und durch den neuen Bearbeiter eine rühmliche Vertiefung erfahren hat.

Unter den theoretischen Werken steht für die Unternehmungsfreudigkeit und die kunstphilosophische Neigung unsrer Tage bezeichnend, die Neuauflage der Jahrzehntelang vergriffenen Vischerschen Aesthetik (München, Meyer u. Jessen Verlag) obenan. Die eigenartig grüblerische Aesthetik Wilhelm Ostwalds findet in der Ergründung der Gesetze der geometrischen Figuren Verbindung zum Kunstgewerbe (Ornamentik) hinüber (Die Welt der Formen. Entwicklung und Ordnung der gesetzlich-schönen Gebilde. Leipzig, Verlag Unesma, G. m. b. H.). Hans Cornelius, der an der Frankfurter Universität eine neue Form der künstlerischen Erziehung in die Tat umzu-

setzen sucht, entwickelt seine Leitsätze im Kampf gegen die künstlerische Unkultur unsrer Zeit in einer anregenden „Kunstpädagogik“ (München, Eugen Rentsch). Auf dem Grenzgebiet von Theorie und Praxis sind ebenfalls entstanden die sechs Vorträge Theodor Fischers über „Stadtbaukunst“ (München, Verlag von R. Oldenbourg).

Ins Gebiet der reinen Theorie übergehend nennen wir neben K. Gassen, Der absolute Wert in der Kunst (Greifswald, Verlag L. Bamberg), der in der Philosophie Rehmkes wurzelt, P. O. Döring, Philosophie der Kunst (Leipzig, Quelle u. Meyer, der die Begriffe W. Sterns zugrundelegt, und F. Kreis, Die Autonomie des Aesthetischen (Tübingen, Mohr), dem Lask und Rickert Paten gestanden haben, insbesondere die Neubearbeitung von R. Müller-Freienfels' Psychologie der Kunst, Band 1 (Leipzig, B. G. Teubner). Diese Aesthetik, die sich durch ihre selbständige, frische und klare Art rasch einen guten Namen gemacht hat, bietet in dem vorliegenden ersten Bande die Psychologie des künstlerischen Genießens, wobei auf das Wesen von Einfühlung und Kontemplation neues Licht fällt.

Wir beenden die Uebersicht mit dem Hinweis auf die Lebensbeschreibung Ferdinand Hodlers, die E. Bender (Zürich, Rascher u. Co.) schrieb, aus der das schwere Leben des Mannes in seiner typischen Tragik wuchtig heraustritt, auch ein Schlüssel, wenn auch nicht der einzige, zum Verständnis seiner Kunst. Und ferner mit einer Erinnerung daran, daß die weltanschaulichen Deutungen, die H. Preuß Dürer, Michelangelo und Rembrandt in einem knappen Bändchen gewidmet hat (Erlangen, Verlag Dr. Scholl), in neuer Auflage erschienen sind. Der Merker.

Druckfehlerberichtigung.

Mehrere im Schlußaufsatz über „Seelische Untergründe modernster Kunst“ verbliebene Druckfehler auf Seite 394 wird der aufmerksame Leser unschwer von selbst richtig gestellt haben; einen aber darf ich nicht durchgehen lassen, da er Anlaß geben könnte, mich der Voreingenommenheit zu zeihen. Zeile 6 des Aufsatzes (Seite 393) muß heißen: „von einem wirklich einst vielversprechenden . . .“ Ich habe die guten Leistungen des Herrn, namentlich auf der großen Leipziger Bauausstellung, immer durchaus anerkannt. H. S.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 14. Oktober 1922

Nummer Nr. 37 bis 40

An unsere Leser.

Auch an den „Grenzboten" macht sich die schwere Not der Zeit bemerkbar. Da wir es aber für unsere Pflicht ansehen, ein Unternehmen wie dieses, das bisher mehr als acht Jahrzehnte allen Stürmen Trotz bot, am Leben zu erhalten, solange es selbst sich lebenskräftig fühlt, so haben wir eben getan, was jedermann in ähnlicher Lage tut, — wir haben uns eingeschränkt. Leider läßt sich auch die zuletzt durchgeführte Erscheinungsweise (in vierzehntäglichen Doppelheften) mit Rücksicht auf die beispiellos gestiegenen Papier- und Druckkosten nicht weiter aufrecht erhalten. Darum bitten wir unsere Freunde, dem gemeinsamen Interesse an der Sache in nächster Zeit noch ein weiteres Opfer zu bringen, d. h. vorübergehend sich mit einer vierwöchentlichen Ausgabe der „Grenzboten" zu begnügen. Auf diese Weise hoffen wir, unser Schifflein glücklich weiterzulenken, um bei eintretender Besserung der Verhältnisse wieder zur ursprünglichen Erscheinungsform zurückzukehren. Auf frühere gute Erfahrungen gestützt, hoffen wir auch dieses Mal der verständnisvollen Treue unserer Leser sicher zu sein.

Verlag und Schriftleitung der „Grenzboten".

Biologie und Weltanschauung.

Von Prof. Dr. H. G. Holle.

Mit der völligen Umwälzung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse ist das seelische Gleichgewicht und damit die Bereitschaft zum Handeln auch in den Gemütern gestört, die dem Materialismus der Gesinnung und der Lebensführung noch nicht verfallen waren, der bei der Umwälzung als treibende Kraft diente und nun in einer hemmungslosen Genußsucht sich auslebt. Eine geistige Strömung hat ihr Ziel erreicht, damit aber auch

totgelaufen, die in dem Individuum das Maß aller Dinge suchte. Das Ideal der Persönlichkeit, das in der Renaissance die führenden Geister bewegte, war, in die Massen eindringend, zu diesem Zerrbild geworden. Damals führte dieses Ideal die unvermeidliche Gegenwirkung gegen die geistige Gebundenheit des Mittelalters herauf, die mittels des dem Germanentum aufgedrungenen Christentums dessen Freiheitsdrang und selbständige Unternehmungslust unterdrückte und die Geister der Massen zu einheitlichem Denken und Fühlen zusammenschweißte. Geistige Freiheit aber ist nur für wenige selbständige, führende Geister möglich, die sich selbst beherrschen und aus eingeborenem Drang ihr eigenes Fühlen und Denken bis zur Selbstaufopferung auf die Ganzheit einstellen. Die Massen unterliegen dem geistigen Zwang. Als auch die Massen sich freigemacht hatten vom Gemeinschaftsgefühl, verfielen sie der Selbstsucht, die nun unsere Kultur in Trümmer gelegt hat. Aber den Zwang des abgeworfenen Kirchenglaubens vertauschten sie dabei mit dem selbstgewählten härteren Zwang des sozialistischen Dogmas. Soll die Kultur sich wieder aus den Trümmern erheben, so kann das nur durch einen neuen Geist geschehen. Heinz Steinbrink („Das kommende Abendland und der Geist der neuen Jugend". Greifenverlag, Rudolstadt) sieht ihn in unserer Jugend sprossen. Es ist nach ihm der Geist der Persönlichkeit und Gemeinschaft, also die Synthese der Grundrichtungen der beiden vorangegangenen Zeitalter.

Ich glaube, daß er Recht hat und teile auch sein Vertrauen auf die Jugend, trotz aller Verfallserscheinungen bei deren Ueberzahl, die noch vom selbstsüchtigen Geist des Individualismus beherrscht wird. Eine Jugend, die sich an das sterbende Ideal der Alten hängt, hat keine Zukunft. Auch im Naturleben kommt es zum Aussterben einer Vererbungsreihe, wenn der Fortbildungsgang das Aeußerste seiner Möglichkeiten erreicht hat. Es ist freilich bei der Gründlichkeit der Umwälzung damit zu rechnen, daß der alte Geist die Träger des neuen in den Untergang mit hineinzieht, insbesondere diejenigen Alten, die den neuen Geist vorbereiteten und zur Führung der Jugend nicht entbehrt werden können.

Den Teil unseres Nachwuchses, auf den der neue Geist in der Jugendbewegung sich stützen könnte, möchte ich als „germanisch veranlagt" bezeichnen, ohne damit eine rassisch reine Herkunft ohne fremden Blutseinschlag vorauszusetzen. Es ist eben der wieder erwachende germanische Geist der Gemeinschaft in Freiheit, der jetzt im Begriff ist, den bisher herrschenden Geist des Individualismus abzulösen. „Gemeinschaft in Freiheit" heißt Einstellung der Persönlichkeit in den Dienst der Gemeinschaft. Aber der neue Gemeinschaftsgeist muß über die germanische Beschränkung auf die Sippe und den Stamm oder die selbständig gewählte oder gebildete Gemeinschaft hinausgeführt werden zur endlichen Ausbildung eines deutschen Volksgeistes, mit dem wir dem längst fertigen Eigenwesen anderer Völker gegenüber im Rückstand geblieben sind.

Das germanische Ideal der Gemeinschaft in Freiheit war im Grunde auch das Ideal des Sozialismus, aber es ist von der natürlichen Gemeinschaft des Volkes abgebogen auf die Interessengemeinschaft eines Standes und damit zum Hort des selbstsüchtigsten Individualismus geworden und zur letzten Stütze des Kapitalismus, dessen weltbeherrschender Bau zu einer wahnsinnigen Höhe

aufgetürmt ist, die notwendig zum Zusammenbruch führen muß. Dann erst ist der Boden frei für den Aufbau des neuen Geistes.

Einstweilen müssen wir uns stark machen im Glauben an den neuen Geist, der in der Jugend erwacht ist, und ihn zu fördern suchen zu der Stärke, die nur die Begeisterungsfähigkeit der Jugend aufbringt, um ihn zu verwirklichen. Aber wir können nicht von der Jugend erwarten, daß sie selbständig das Neue geistig auf- und ausbaut. Auch Steinbrink erkennt, daß „die Jugendbewegung versagen mußte, wo sie versuchte das Neue selbständig zu machen." Auf sich allein stehend kann sie nur Bestehendes zerstören. Es fehlt ihr eben noch der Einblick in die biologischen Zusammenhänge des Gesellschaftslebens, in das die Jugend hineingeboren ist.

Alle organische Fortbildung (das Wort „Entwicklung" würde eine vorhandene Anlage voraussetzen) ist Umbildung des Alten, nicht Neuschöpfung aus dem Nichts, und nur so auch beim Menschen festgefügt und von Dauer. Die Jugend muß hineinwachsen in ihre Aufgabe, das erneuerte Deutschtum zu verwirklichen. Dazu hat der Teil der Jugend, der aus eigenem inneren Drang die Bewegung ins Leben rief, von Anfang an den Zusammenhang mit der Natur gesucht, mit dem Tier- und Pflanzenleben der Heimat wie mit dem eigenen Volkstum, wo es auf dem Lande noch seine Ursprünglichkeit bewahrte.

Damit ist die Jugend herangetreten an die Quelle des neuen Geistes, an die lebende Natur. Wie das Denken und Empfinden unserer germanischen Vorfahren verwebt war mit der Natur, so sucht auch die Jugend diese Verbindung wieder zu gewinnen. Sie ist aber nicht mehr wie jene auf das Ahnen und Fühlen angewiesen, wenn die biologische Forschung ihr zu Hilfe kommt.

Diese war bisher selber verstrickt in die materialistische Auffassung des Lebens, die durch die Erfolge der mechanischen Naturwissenschaften begünstigt war; erst heute beginnt sie sich frei zu machen. Sobald sie aber erkannt hat, daß das Leben die Auswirkung des Geistes in der Natur darstellt, bringt sie ungeahnte Einblicke in die Zusammenhänge auch des menschlichen Lebens. Sie erkannte dieses in ihrer mechanistischen Vergangenheit zwar richtig als bloßen Teil des Gesamtlebens, zog aber nicht die Folgerung, daß der im menschlichen Leben wirksame Geist dann auch als das Bestimmende im Gesamtleben anerkannt werden muß. — Der Versuch der Wissenschaft, das Leben restlos aus mechanischen Kräften zu erklären, wenn auch vorgeblich nur zur Erprobung einer „Arbeitshypothese" angestellt, bedeutete einfach die Verneinung des Geistes, da eine Umwandlung mechanischer Kräfte in Geist niemals nachzuweisen ist, und wurde von den Massen als die wissenschaftliche Rechtfertigung der materialistischen Zeitrichtung aufgenommen.

Nun gibt uns das Selbstbewußtsein unmittelbar die Gewißheit, daß wir die mechanischen Kräfte unseres Körpers und durch deren Vermittlung auch äußere Kräfte nach in uns liegenden Zwecken leiten können. Wenn wir diese Leitung als „seelisch" bezeichnen, so müssen wir die seelische Natur auch bei entsprechenden Vorgängen anerkennen, die gelegentlich oder ständig in uns stattfinden, ohne daß wir uns selbst als Subjekt der Leitung empfinden. Der Körper antwortet auf äußere Reize nicht mit mechanischen Reaktionen, die wie im Laboratorium sich zwang-

läufig vollziehen, sondern setzt die Beantwortung der Reize in Beziehung zum Daseinszweck des Gesamtorganismus. Das ist *seelische* Tätigkeit, die wir ebenso in allen lebenden Wesen, Pflanzen wie Tieren, annehmen müssen.

Die vergeistigte Auffassung des Lebens setzt dessen *Einheitlichkeit* voraus. Diese ist nicht bloß eine unabweisbare Grundforderung, ein „Postulat" unseres Denkens, sondern wir finden sie überall bestätigt, wo wir uns dem Naturleben *einfühlen*, statt zu versuchen, sein Geheimnis „mit Hebeln und mit Schrauben ihm abzuzwingen„. Sie wird bestätigt durch die Wirksamkeit der *gegenseitigen Hilfe* neben dem *Kampf ums Dasein*. Das ausgleichende Zusammenwirken beider entgegengesetzten Prinzipien schafft erst das „biologische Gleichgewicht", das allein die Dauer des Lebens verbürgt. Auch das es immer nur einseitige Vervollkommnung der Lebensformen gibt, bestätigt die Einheitlichkeit des Lebens, denn eine allseitige würde zur Unterdrückung aller anderen und damit, da keine Lebensform für sich allein bestehen kann, zum Aussterben auch der übrigen führen. Auch der Mensch bezahlt seine geistige Ueberlegenheit mit körperlicher Minderveranlagung, die sich zur Verkümmerung steigert im Kulturleben, wo die gegenseitige Ergänzung die Wirksamkeit der Geisteskraft erhöht. — So erklärt es sich, daß einfachst organisierte Einzeller (Protozoon) neben höchst entwickelten Vielzellern (Metazoon) bestehen bleiben. Was diese an Anpassungsmöglichkeit jenen gegenüber voraushaben, wird ausgeglichen durch die Erschwerung der Fortpflanzung und die leichtere Störung der verwickelteren inneren Zusammenhänge.

Ist das Leben aber einheitlich, so muß es *allgemeine Gesetze* des Lebens geben, die auch für den Menschen maßgebend sind, von dem heute nicht mehr bezweifelt werden kann, daß er aus dem Tierreich hervorgegangen ist. Das Streben, solche allgemeinen Gesetze zu finden, war der Leitgedanke meiner „Allgemeinen Biologie als Grundlage für Weltanschauung, Lebensführung und Politik" (Lehmann, München, 1919). Ich habe das Buch wesentlich auch für die herangewachsene Jugend geschrieben, um die Gedanken, die bei den jungen Menschen, denen ich von Berufswegen persönlich näher treten konnte, so lebhaften Anklang fanden, auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen: Das gefühlsmäßig ahnende Schauen der Zusammenhänge des Lebens, das die Jugend im Verkehr mit der Natur gewinnen kann, muß durch wissenschaftliche Vertiefung zum „*biologischen Denken*" werden, das heißt zur bewußten Anwendung der biologischen Analogie auf das Leben des Menschen.

Die in allem Leben sich auswirkende seelische Urkraft blieb den Forschern verborgen, solange die Erfolge der Wissenschaften des Unlebens auch die Wissenschaft vom Leben zu einer „Laboratoriumswissenschaft" machten, in der versucht wurde, die Erscheinungen des Lebens ebenso wie die des Unlebens in gradlinige Kausalreihen aufzulösen. Aber es mehren sich die Stimmen derer, die erkannt haben, daß es gradlinige Kausalreihen im Leben nicht gibt, sondern nur Wechselwirkungen als seelisch geleitete Ursachenverkettungen, daß jede Lebenserscheinung mit jeder anderen in *vorbedachter* Beziehung steht. Die Antwort eines höheren, mit Nerven begabten Wesens auf einen Reiz ist kein einfaches Kausalgeschehen, das sich auf dem Wege der Nervenbahnen zum und vom Gehirn abspielt, sondern bringt zum Ausdruck, was das Geschehnis gerade jetzt dem *ganzen* Or-

ganismus bedeutet. (Ad. Koelsch, „Das Erleben". Fischer, Berlin, 1919.) Und die Gegenwirkungen einfacherer Naturwesen sind zwar nicht im Einzelfall seelisch geleitet, aber sie werden wie die inneren Vorgänge höherer Wesen herbeigeführt durch Automatien, deren Erfindung und Anpassung an den Durchschnitt der Lebenserfahrungen ein hohes seelisches Geschehen bedeutet.

Diese biologische Auffassung von „Seele" ist nicht die des Kirchenglaubens, noch die des Spiritismus, wonach „Seele" nicht ein unkörperliches Wesen sein soll, das nur zufällig und auf Zeit mit einem solchen in Verbindung steht. Dem biologisch Denkenden ist „Seele" eine das All durchdringende Urkraft, welche die mechanischen (chemisch-physikalischen) Kräfte sowohl zur Ausbildung wie zur Tätigkeit der Organismen nach Zwecken leitet. — Erst mit der seelischen Abgrenzung der Organisation zur Bildung einer Ganzheit, eines „Individuums" entsteht das „Ich" der höheren, ihr eigenes seelisches Geschehen beobachtenden Wesen, mit der Auflösung der Organisation verschwindet es. „Seele" ist gleichbedeutend mit Organisation, wobei wir diesen Begriff ebenso als Vorgang, wenn Wesen entstehen, wie als Zustand, wenn sie wirken, auffassen können. — Auch die Wirksamkeit des Menschen über den Machtbereich der Kräfte seines Körpers hinaus ist „Organisation", und seine Werke sind umso vollkommener, je mehr sie dem natürlichen Vorbild nahe kommen, je mehr sie „Seele" haben.

Die herkömmliche Auffassung von Seele verträgt sich nicht mit dem Uebergreifen der Organisation von niederen Individualitäten auf solche höherer Ordnung. Bei den Pflanzen kann die Zelle, der Sproß, der Baum oder zusammenhängende Staudenbestand als Wesenseinheit mit besonders geartete Seelenkräften betrachtet werden; bei diesen flüssigen Grenzen der Individualität wäre es unsinnig, eine scharfe Abgrenzung von Einzelseelen anzunehmen. Ebenso unmöglich erweist es sich bei den Tierstöcken der Polypen, wo bald die Individualität des Stockes, bald die der Einzeltiere überwiegt. Aber selbst bei den geschlosseneren Individualitäten der meisten sonstigen Tiere behalten die Einzelzellen immer noch eine gewisse Selbständigkeit ihres seelisch geleiteten Eigenlebens, ebenso wie nach der anderen Seite hin ihre Vereinigung zu Wesenseinheiten höherer Ordnung, etwa dem Tiervolk der Bienen, durch die Volksseele die Individualität des Einzeltieres zum großen Teile aufhebt. Ebenso bildet das Menschenvolk eine natürliche Wesenseinheit höherer Ordnung, wenn auch bei ganz anderer seelischer Grundlage von minderer Abgegrenztheit.

Von einer Unsterblichkeit der Menschenseele kann daher vom biologischen Standpunkte nur soweit die Rede sein, als sie in der Volksseele aufgeht und diese Bestand hat. Das ist auch der Sinn des Ahnenkultus bei den Chinesen, der keine religiöse Glaubenslehre darstellt und tiefer im Gemüt des Volkes wurzelt als die Lehren der verschiedenen Religionsbekenntnisse. Er ist ein Ausdruck der das ganze Leben des Chinesen leitenden, unserem individualistischen Denken fern liegenden biologischen Erkenntnis, daß das „Volk" nicht der Bestand der zur Zeit gerade lebenden Bewohner eines Staatsgebietes ist, sondern die in der lebenden Generation weiter lebende und nachwirkende Gesamtheit der früheren, mit der Verpflichtung die Volksseele auf kommende Gene-

rationen weiter zu vererben und zu übertragen. Auch jedes Naturwesen hält seine Vergangenheit in seinem Entwicklungsgange weiter lebendig. Mit Recht sagt Gustav Le Bon in dem neuerdings (Verlag von S. Hirzel, Leipzig) ins Deutsche übertragenen Buche „Psychologische Grundgesetze in der Völkerentwicklung": „Nicht die Lebenden, sondern die Toten spielen die übervagende Rolle im Dasein eines Volkes". Die Volksseele muß absterben, wenn das lebende Volk seine Vergangenheit verleugnet, und mit der Volksseele geht auch das Volk zugrunde. Auf dem in der Ahnenverehrung sich äußernden Wesenszuge des chinesischen Volkes beruht seine Einheitlichkeit und seine Dauerhaftigkeit. —

Das Christentum war nicht auf deutschem Boden entstanden, sondern dem Germanentum von außen aufgedrungen. Trotzdem hat es, weil es sich nach dem besonderen Volkscharakter modelte, umgekehrt auch eine wesentliche und nachhaltige Einwirkung auf diesen ausgeübt, die wir nicht missen wollen und — können. Aber es hat seine geschichtliche Aufgabe damit erfüllt; als alle Gemüter gleichmäßig weiter beherrschende Macht ist es abgestorben. Eigentlich schon mit der Renaissance. Seine Umformung durch Luther war nur eine Anpassung an den neuen Geist der erwachten Persönlichkeit: jeder sollte sein eigener Priester sein. Heute hat es im Weltkriege vollends versagt, mußte versagen, weil dessen Erlebnisse dem Glauben an eine persönliche, die Geschicke des Einzelnen leitende persönliche Gottheit doch zu offensichtlich widersprachen. Nachdem die Erforschung des Lebens die Augen für die in ihm wirksamen Kräfte geöffnet hat, ist die („anthropomorphi") Personifizierung der im Gesamtleben wirksamen Geistesmacht nicht mehr möglich. Biologischer Auffassung muß es als Herabwürdigung dieser Geistesmacht erscheinen, ihr die Schranken der Persönlichkeit mit den daraus sich ergebenden inneren Widersprüchen anzudichten, und als eine Anmaßung, für die Menschenseele (wo ist die Grenze zwischen Menschheit und Tierheit? —) das Vorrecht ewiger Dauer in Anspruch zu nehmen.

Der biologische Glaube an das Fortleben der eigenen Seele im künftigen Volkstum ist begründet auf die Ergebnisse der Vererbungslehre und auf die überall im Leben zu beobachtende Tatsache, daß die Eigenschaften und Tätigkeiten der Einzelwesen auf die Erhaltung der Gattung (naturwissenschaftlich gesprochen der „Art") gerichtet sind, während die Erhaltung des Einzelwesens nur soweit inbetracht kommt, als es diesem Zwecke dient.

Für den Menschen aber war erst die Sippe, dann der Stamm, schließlich das Volk die „Gattung". Denn zur Gattung gehört im gesamten Naturleben, was sich gattet. Die Gattung oder Art im Naturleben ist keine Abstraktion. Zu ihr gehören alle Einzelwesen eines bestimmten zusammenhaltenden Bestandes bestimmter „reinerbiger" Grundformen zu gemeinsamer Fortpflanzung. Dieser Zusammenhalt, begünstigt durch ein gemeinsames Wohngebiet und gleichartige Lebensweise gibt der Gattung und so auch dem Volke die gleichartige Erscheinungsform und den gleichartigen Charakter, das gleichartige Fühlen und Denken. Mit der „Volksseele", die durch gegenseitige seelische Einwirkung ihrer Träger noch mehr vereinheitlicht wird, steht und fällt das Volk. Mit dem Absterben der Volksseele ist der Staat nicht mehr „Lebensform" eines Volkes, sondern wird zu einer willkürlichen mechanischen Ordnung einer zufällig in demselben Lande geborenen Gruppe von Menschen, der „Nation". Bei dieser „natio-

nalen“ statt „völkischen“ Auffassung kann der Staat kein natürliches Pflichtgefühl erwecken oder anerziehen, den Individualismus nicht überwinden. Er dient nur dazu, den Kampf aller gegen alle, der durch diesen entfesselt ist, einigermaßen in Schranken zu halten. „Sozialismus“ bedeutet dann Verbandelung der Einzelnen zur Ausbeutung der Anderen.

Im Hultschiner Ländchen.

Von Dr. Oswald Muris (Charlottenburg).

Hultschiner Ländchen? — Wo liegt denn das? — Immer wieder muß ich mir diese stereotype Frage anhören, wenn ich von meiner verlorenen Heimat spreche. Das Hultschiner Ländchen kennen sehr wenige in Deutschland. Vielleicht liegt das daran, daß dieser Begriff erst im Artikel 83 des Versailler Friedens geprägt worden ist und da dieser Vertrag den Wenigsten genau bekannt ist, so ist es nicht zu verwundern, daß solche verhältnismäßig kleinen territorialen Verluste, wie ihn dieser besagte Artikel urkundlich festlegt, recht wenigen richtig ins Bewußtsein getreten ist. Ich habe erfahren müssen, daß selbst in Oberschlesien, dem nächstbeteiligten und angrenzenden Gebiet das Wissen um diesen Verlust auf recht schwachen Füßen steht und im Grunde genommen sind es nur die Bewohner des Kreises Ratibor, dessen südlichen Teil das Hultschiner Ländchen bildet, die sich dieses Verlustes voll bewußt geworden sind. Wurden sie doch am schwersten davon betroffen. Um es dem völligen Vergessen zu entreißen will ich diese Zeilen schreiben, vor allem aber auch deswegen, um zu zeigen, wie schwer die kerndeutsche Bevölkerung um ihr Selbstbestimmungsrecht kämpft. Bevor wir aber unsere Wanderung durch dieses Ländchen antreten, bedarf es einiger geographischer Feststellungen.

Bei einer durchschnittlichen Länge von 20 Km. (Luftlinie Oderberg—Troppau) und einer Breite von 15 Km. (Oppa—Kranowitz) umfaßt es einen Flächenraum von 340 Qkm. mit etwa 46 000 Einwohnern und bildet ein von NW. nach SO. sich erstreckendes Rechteck. Ausgefüllt ist dieses Rechteck mit den Ausläufern des Mährischen Gesenkes, das im SW. an der Oppa und im SO. an der Oder zu ansehnlichen Höhen sich erhebt und dann im fast ebenen Charakter als leicht welliges Hügelland sich gegen NO. und NW. herabsenkt. Auf diese Weise bildet es die Südspitze der Provinz Schlesien, die umfaßt wird von der von SW. nach NO. fließenden Oder und der im rechten Winkel von NW. nach SO. ihr zuströmenden Oppa. Im NW. bildet die alte Kreisgrenze des Ratiborer und Leobschützer Kreises den Trennungsstrich und dieser ist ausgesprochen künstlicher Natur. Hier liegt nämlich eine der übermütigen tschechischen Hoffnungen begraben. Denn nach NW. schließt sich der Südteil des Leobschützer Kreises bis zum Hotzenplotzer Ländchen an. Es ist dies jenes Stück, daß der Tschechoslowakei versprochen worden war, wenn die Abstimmung in Oberschlesien ein den Polen günstiges Ergebnis zeitigen sollte. In Prag war man des Erfolges so sicher, daß die amtlichen Karten (s. die Karten im tschechischen Konsulat in Berlin) dieses Land südwestlich von Leobschütz (tschech. Hlubcice) schon als tschechisches Gebiet eingezeichnet haben. Mit cynischer Offenheit wurde erklärt, daß man dieses Stück als militärische Flankendeckung brauche. Doch man sah sich stark enttäuscht. Die Abstimmung hatte nicht den erwarteten Erfolg. Die an-

grenzenden Teile blieben deutsch und damit auch jenes Stück des Leobschützer Kreises, das man schon im vollen Bewußtsein des erhofften Sieges von der Abstimmung ausgeschlossen hatte. Infolgedessen trägt die NW.-Grenze des Hultschiner Ländchens einen rein provisorischen Charakter und bedeutet heute eine geographische Unmöglichkeit. Es würde mich nicht wundern, wenn die Tschechen versuchen sollten, hier eine Grenzkorrektur vorzunehmen. Dieses so nach drei Seiten geographisch geschlossene mit Wald, Wiese und fruchtbarem Ackerboden bedeckte Ländchen hat von Deutschland aus zwei Haupteingänge; einen von Annaberg, die letzte preußische Eisenbahnstation vor Oderberg an der Strecke Berlin-Oderberg und von Ratibor aus bei Kranowitz an der Ratibor-Troppauer Linie. Das von der Vorkriegszeit her gut ausgebaute Straßennetz, wird an den Uebergangsstellen von den Tschechen sorgfältig bewacht und ist nur dem örtlichen Verkehr offengelassen.

Ich will es als glückliches Vorzeichen hinnehmen, daß meine Fahrt ins Hultschiner Ländchen, das ich seit seiner Abtretung nicht mehr gesehen hatte, an dem Tage geschah, da Oberschlesien von der fremden Besatzung befreit wurde. So kam es, daß wir in diesen himmelanwogenden Freudenrausch hineingerissen wurden und zu unserer Freude auch die ersten Hultschiner Gesichter schauten. Die Bewohner des Hultschiner Ländchen hatten es sich nicht nehmen lassen, trotz Verbot und Spitzelleien von seiten der Tschechen an den Einzugsfeierlichkeiten der deutschen Reichswehr in Ratibor im geschlossenen Zuge und mit schwarzumflorten Fahnen teilzunehmen. Noch wochenlang nachher haben sich die tschechischen Cetnici (Feldjäger) im ganzen Hultschiner Ländchen vergeblich bemüht, die Teilnehmer, vor allem Fahne und Fahnenträger zu ermitteln. Es ist ihnen nicht gelungen.

Den ersten Eindruck, den ich in meiner Heimat empfing, war, daß sich nach außen hin wenig geändert hatte. Nur die doppelsprachigen Bezeichnungen fallen fürs erste auf und zwischendurch einige fremde Gesichter, die man früher hier niemals zu sehen bekam. Das sind die fremden Beamten, zum größten Teil fanatische Tschechen, mitunter aber auch findet sich ein liebenswürdiger und freundlicher ehemaliger Oesterreicher darunter. An den Grenzübergangspunkten erfolgt die eingehende Gepäckrevision und damit wird mir klar, daß meine Heimat nicht mehr deutsches Land ist. Etwas gar zu häufig begegnet man den Cetnicis, zum großen Teil tschechische Legionäre, die die militärische Besatzung bilden unter der etwas unschuldig lautenden Bezeichnung: Gendarmeriekommando. Der preußische Adler ist verschwunden, dafür prangt überall der springende Löwe als Wappentier. Einsam und verlassen steht in manchem Dorf noch das alte schwarz-weiß gestrichene Schilderhäuschen, so arg vom Regen verwaschen, daß kaum noch die alten Farben zu erkennen sind. Wenn sonst überall an allen öffentlichen Gebäuden die doppelsprachige Bezeichnung steht, so tragen die Schulen nur eine und zwar die tschechische Bezeichnung „Skola" oder „Obecne skola". Damit wird klar und deutlich zum Ausdruck gebracht, daß die deutsche Schule verschwunden ist. Im übrigen ist alles andere so geblieben wie ich es als deutsches Land zu schauen gewohnt war, der tannengrüne Wald, die Fluren und die alten lieben Menschen, die mich sofort erkennen und mich mit dem deutschen Gruß begrüßen. Und immer wieder ist es die Frage, die sie mir entgegenwerfen: Wann dürfen wir abstimmen? In dieser Frage liegt die Sehnsucht und die Hoffnung der Hultschiner. Sie warten auf die Abstimmung um die man sie betrogen hat, wie auf etwas Naturnotwendiges. Sie können sich mit der endgültigen Tatsache nicht abfinden und werden es auch nicht. Die lebende Gene-

ration gewiß nicht. Und die Heranwachsende? — Doch davon später! So vergaß ich sehr bald, daß ich eigentlich im Ausland mich befand und fühlte mich wieder als Sohn der Heimat, die mich umfing wie die sorgende Mutter; das gleiche Gefühl der Zu- und Angehörigkeit, jetzt wie früher, mochte ich als Schüler oder Student in die Ferien fahren. Dieses Gefühl des Gebundenseins an die heimatliche Scholle, aus der man letzten Endes Lebenskraft und -mut schöpft, das fühlte ich in mir, als ich am Fenster meines Stübchens stand und den Stimmen der Nacht lauschte; eine schöne Mondnacht, die über meinem Heimatdorf lag. Hörte ich recht? Dort klang vom Bachgrund hinauf ein Sang aus frischen Mädchenkehlen und — ich war doch im tschechischen Land — klang vertraut in den deutschen Lauten „Wir winden dir den Jungfernkranz". Ich mußte lächeln und jubelte innerlich auf, daß deutsch das Völklein geblieben war. Junge Mädchen übten den Hochzeitsreigen zum Hochzeitsfeste ihrer Freudin. Ich konnte den Schlaf nicht finden; was lag auch daran. Der fröhliche Sang verscholl und auch die schwermütige Melodie einer fernen Weise, die ein einsamer Dorfmusikant auf seiner Ziehharmonika jenseits des Hanges spielte. Im Dorfe verlosch ein Licht nach dem andern. Schattenhaft reckte sich der Kirchturm zum Himmel empor und still ruhten die Toten zu seinen Füßen. Auch mein Mütterchen und mein ganzes Geschlecht ruht dort; sie, die trotz ihrer mährischen Mundart deutsch gefühlt hatten und deutsch waren. Das ist das Erbteil, daß ich und meine Volksgenossen von ihnen erhalten haben.

Wie stark dieses Deutschtum dort im Volke lebt, kann man auf Schritt und Tritt, in jedem und allem erkennen. Die Aeltesten, die noch den zweisprachigen Unterricht der fünfziger Jahre genossen hatten, fühlen ebenso wie die Jungen, daß sie Deutsche sind. Ueberall, wohin ich schaue und frage, da wird mir auch im stummen Blick die Antwort: „Wir waren deutsch und wollens wieder sein, lieber heut als morgen." — „Guten Tag" und „Grüß Gott", das ist der Willkommengruß, nicht etwa, weil ich der Studierte bin, der mir deutsch spricht. Nein, sie wissen alle, daß ich ihre mährische Umgangssprache verstehe und doch sprechen sie deutsch, jetzt mehr denn früher, bewußt und offen, dem Tschechen zum Trotz, und wenn einer in der Nähe ist, dann so laut, daß er es hört. Wir kommen ins Plaudern. Ich empfinde diese tiefe Tragik, die in dem stetigen Fragen und Forschen liegt, ob denn das Hultschiner Ländchen nicht wieder deutsch werden würde, in soviel Hoffnung auf eine Rückkehr zum Mutterlande, die vorläufig allzu wenig Aussicht auf Erfüllung hat. Da erhält sich hartnäckig das Gerücht von einer Abstimmung anfang September. Mir ist sofort klar, daß hier ein Irrtum vorliegt und eine Verwechslung mit der Abstimmung in Oberschlesien betreffend die Autonomie. Die Ueberzeugung ist aber so stark, daß jeder heilige Eide schwören will, es werde auch im Hultschiner Ländchen abgestimmt. Es tut innerlich weh, eine Hoffnung zerstören zu müssen. Dann taucht wieder ein neues Gerücht auf. Zwischen Haatsch und Annaberg soll die Grenze 6 Km. zurückverlegt werden. Ich forsche nach dem Ursprung dieses Gerüchtes. Kein Mensch weiß ihn zu nennen. Ein ganz Schlauer behauptet, es stände im Versailler Vertrage und dieses Wissen läßt er sich nicht rauben. Das gleiche Lied in den verschiedensten Variationen und dahinter die wache Hoffnung: wieder zurück zum alten Vaterlande. Und die Träger dieser Hoffnung — die Bewohner? Da sind die Aeltesten, auf ihrem Altenteil sitzend, alle im biblischen Alter von 70 und 80 Jahren, Männer und Frauen, wahre Originale und manch einer ein schöner Vorwurf für Maler. Mit Tränen in den Augen versichert mir ein altes Mütterchen, mit deren Söhnen ich die Schulbank gedrückt habe, sie fühl-

sich unter den veränderten Verhältnissen wie in der Fremde. Sie möchte auswandern wie manch einer, aber sie kann nicht und will nicht fort von den Gräbern der Kinder. Dann ist hier die Generation der schaffenden Männer und Frauen; Bergarbeiter und Kleinbauern im südöstlichen Teile, Maurer, Bauern und Handeltreibende im nordwestlichen. Viele von ihnen sind meine Jugendgenossen, ein großer Teil ruht draußen in fremden Erde, gefallen fürs deutsche Vaterland. Sie alle wollen je eher je lieber wieder deutsch werden. Und nun die Jugendlichen, die eben noch die deutsche Schule genossen haben. Sie sind für die Tschechen eine verlorene Generation wie jene Alten. Das sind diejenigen, die mit schwarz-weiß-roten Fahnen zur Gestellung ziehn und die auf jene Gewissensfrage, was sie im Kriegsfall tun werden, antworten: „Das was ihr getan habt; überlaufen, von euch haben wir es ja gelernt." In ihrer Mitte suchen die Tschechen nach dem Fahnenträger, der die trauerumflorte Fahne während der Einzugsfeierlichkeiten in Ratibor trug. In ihren Reihen wird in Sport- und Spielvereinen der deutsche Gruß und das deutsche Lied gepflegt. Hier auch wird im trauten Mädchenkreise jener Sang erhalten, den ich am ersten Abend durch stilles Nachtdunkel klingen hörte. Und zuletzt das heranwachsende Geschlecht, die schulpflichtige Jugend. Auch sie hat gestreikt als die Tschechen alle deutschen Schulen in tschechische umgewandelt haben, als alle deutschen Lehrer das Land verlassen mußten, um Fremdlingen Platz zu machen. Mit Drohung und Strafe wurden sie wieder zum Schulbesuch gezwungen, und nun hören sie fremde Laute und verstehn sie nicht. Denn das Mährische des Hultschiner Ländchens ist eine Mundart für sich. Ganz ebenso wie dem wasserpolnisch sprechenden Oberschlesier das Hochpolnische unverständlich ist, so dem mährisch sprechenden Hultschiner das Tschechische. Das Mährische wurde nur als Heimsprache von der Kirche gepflegt im Kirchengesang und in der Predigt. Rein äußerlich unterscheidet es sich schon in der Schrift durch die gotischen Buchstaben von dem in lateinischen Buchstaben geschriebenen Tschechischen. Sein Wortreichtum ist verhältnismäßig beschränkt und zu einem hohen Prozentsatz mit Germanismen durchsetzt. Ich werde nie vergessen, wie mir als Kind eine Frau einst nachrief: „Nie fallui mi tu Treppu!" Das ist echt Hultschiner Dialekt in einiger Uebertreibung. Im allgemeinen war das Hultschiner Mährische eine aussterbende Mundart. Sie wurde gebraucht als Unterhaltungssprache im Hause und in ihrer vollen Reinheit wird sie nur noch von den Alten gesprochen. Die Jungen legten Wert darauf, die deutsche Sprache fließend zu sprechen, wenn auch mit dem idiomatischen Akzent, der so wohlklingend das Ohr berührte. Und nun müssen die Kinder tschechisch lernen. Die Verständigung ist nicht leicht. Aber die Tschechen haben eine wichtige Tatsache sofort erkannt, nämlich, daß die aufwachsende Generation, die Kinder, ihre Hoffnung erfüllen können. Die entwachsene Generation ist nicht zu bekehren. Da behelfen sie sich mit Palliativmitteln und mit kleinlicher Schikane. Um die Seelen der Kinder aber werben sie mit allen Mitteln. Da suchen sie sich hineinzufühlen und wenden die freundschaftlichsten und besten Erziehungsmethoden an. Auf Kenntnisse wird wenig Wert gelegt. Um so mehr wird die Schule zum Tummelplatz kindlicher Spiele und Freuden gemacht. So wird versucht die Kinderherzen an sich zu fesseln. Da scheut man vor keinem Mittel. Ich habe das in den Schulen übliche Lesebuch — einen natürlich tschechisch gedruckten Volkskalender vom Jahre 1920 — eingesehen. Hinter dem eigentlichen Kalendarium folgen kleine Geschichten und Gedichte. Im allgemeinen handelt es sich um alltägliche Plattheiten, aber zwischen durch, da findet sich hier und da eine Injurie auf Deutschland und die Deutschen

im allgemeinen und auf den Tschechen so verhaßten Friedrich den Großen im besonderen. Dazwischen unter an sich recht fragwürdigen Bildern ein typisches allegorisches Bild, die Befreiung der Brüder jenseits der Oppa darstellend und dazu ein Hymnus auf die Tschechoslowakei. In einem andern allegorischen Bilde neigt sich eine Mütter (Tschechoslowakei) über ein schlafendes Kind (Hultschiner Ländchen) um es vor den bösen zudringlichen Fliegen (den Deutschen) zu schützen. Hier liegt unverkennbar die Gefahr. Die Tschechen haben in richtiger Erkenntnis die deutsche Schule gründlich beseitigt. Sie haben es getan, trotzdem von 2638 Kindern 977 nur deutsch, 860 deutsch und mährisch und 800 nur das mundartliche mährisch sprechen. Sie haben alle Schulen in tschechische umgewandelt, auch in ausschließlich deutsch sprechenden Dörfern wie Schillersdorf, Deutsch-Krowarn, Zauditz, Thröne und in der deutschen Stadt Hultschin. Sie fühlen und wissen es, daß nur durch Gewinnung der Kinderherzen für sie die Möglichkeit besteht, das Hultschiner Ländchen gründlich zu tschechisieren. Was hier von deutscher Seite not tut, daß ist die Errichtung von deutschen Schulen, natürlich aus Privatmitteln, wie es der Vertrag von Versailles ermöglicht. Und nach der deutschen Schule verlangen die Bewohner des Hultschiner Ländchens. An uns ist es, die deutsche Schule dort wieder Fuß fassen, vor allem aber in Hultschin einen Mittelpunkt mit einer höheren Schule erstehen zu lassen.

Der südöstliche Teil des Hultschiner Ländchens ist der landschaftlich schönste. Hier wechselt reicher Waldbestand mit ertragreicher Ackerflur. Das ist jenes Gebiet, das morphologisch den Charakter einer Fastebene trägt, in deren Antlitz die Bachtäler Runen gezogen haben und an deren Hängen sich weitgestreckte Reihendörfer hinziehen. Dörfer von 5—10 Km. Länge, z. B. Markersdorf, Ludgerstal, Petershofen mit 2—3000 Einwohnern trifft man hier an. Hier hinein reicht im ehemaligen Grenzgebiet der Ausläufer des Karwiner und Mährisch-Ostrauer Kohlenbeckens, der mit mehreren Kohlenbergwerken (im Besitz des Wiener Rothschild) eine Industriebevölkerung geschaffen hat, die zu einem Teil ihre Schicht verfährt und zum anderen ihr Hauswesen bäuerlicher Art besorgt. Die Gruben (Anselm-, Oskar- und Koblauerschacht) liegen dicht an der Oder. Die Kohlenflötze erheben sich hier unter dem Kulm- und Buntsandstein in abtäufbare Höhen. Der Buntsandstein, bedeckt mit reichem Nadelwald, wölbt sich zu Hängen, die steil zur Oder abfallen; an deren höchsten Punkt der landschaftlich schönste und viel besuchte Ausflugsort „Die Landecke" liegt, von wo man einen weitreichenden Blick über die Odersenke, die Industrieebene von Mährisch-Ostrau, Wittkowitz bis zu den fernen Höhen der Westbeskiden mit der Lissa-Hora hat. Nach Norden zu sinken die Kohlenflötze sehr bald in nicht erreichbare Tiefen ab. Darüber lagern mächtige Schichten tertiärer Sande, die vielfach abgebaut werden, so daß man häufig großen Sandgruben begegnet. Eine starke Lehmschicht bildet den ertragreichen Ackerboden. So ergibt sich neben der rein bergbaulichen Beschäftigung die weitere der Ziegeleiverarbeitung und endlich die rein bäuerliche. Die vielen Ziegeleien haben dem Maurerhandwerk in einer stark aufblühenden Bautätigkeit den Boden geschaffen. Der Landanbau ist hauptsächlich Großgrundwirtschaft. Rothschild im südöstlichen Teil (Beneschau und Schillersdorf mit dem schönen frühbarocken Schlosse) und Lichnowski (Küchelna) im nordwestlichen Teile umfassen den Hauptteil der anbaufähigen Flächen. Dazwischen erstreckt sich der beiden Magnaten zugehörige Wald und endlich die Dorfflur, die zum größten Teil in kleinbäuerlichen Händen liegt. Der Großbauernstand ist ausgestorben. Er wurde von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab vom Großgrundbesitz

langsam aber sicher erdrückt und vernichtet und ist ausgestorben an der eigentümlichen Form seines Erbrechtes, wonach durch stetige Teilung unter mehrere Kinder der Besitz dauernd verkleinert wurde. Noch vor fünfzig Jahren gab es Bauerngüter von 200—300 Morgen, wie sie sich im Leobschützer Kreise infolge des besseren Erbrechtes noch heute erhalten haben, während im Ratiborer Kreise die Besitzungen zu Kleinbauernstellen von durchschnittlich 50—60 Morgen herabgesunken sind. Dazu kommt, daß der Bergarbeiter mit aller Energie danach strebt — und das ist nur bei der relativ beschränkten Anzahl möglich — sich ein Eigenhaus mit einigen Morgen Garten und Ackerland zu erwerben, um neben seiner Tätigkeit im Bergwerk noch etwas Landwirtschaft treiben zu können. Diese Mischform von Kleinbauerntum und Industriearbeiter (der Maurer macht es ebenso) ist dem Hultschiner Ländchen eigentümlich. Der Industriearbeiter ist auf diese Weise selbst bei Arbeitslosigkeit vor dem Verhungern geschützt. Und Arbeitslosigkeit ist dort auf der Tagesordnung, da sich der Versailler Vertrag in der Tschechoslowakei insofern unangenehm bemerkbar macht, als durch die deutschen Kohlenlieferungen dort Ueberfluß an Kohle herrscht, die wieder infolge der hohen Valuta an die Grenzländer, die ausschließlich tiefvalutarisch sind, nicht abgesetzt werden kann. Auf diese Weise ruht die eigene Kohlenförderung in bedenklicher Weise und nur mit einiger Mühe gelingt es heute, drei Schichten zu fahren, nur um die Belegschaft einigermaßen zu beschäftigen. Hier in diesem Teil liegt am äußersten Rande des Kohlenbeckens das Städtchen, nach welchem das ganze Ländchen benannt wird, Hultschin (tschechisch Hlucin). Mit seinen etwa 3000 Einwohnern trägt es völlig den Charakter eines Landstädtchens und in seiner Abgeschlossenheit von den großen Verkehrswegen galt es schon in der Vorkriegszeit als etwas zurückgeblieben. Gottfried Kellers Charakteristik seiner Leute von Seldwyla hat mich jedesmal an Hultschin und seine Bewohner erinnert. Der Bauer der Umgebung pflegt dem Hultschiner immer etwas schildbürgermäßiges anzudichten. Bei mancherlei Uebertreibung steckt doch darin ein Körnchen Wahrheit. Tatsächlich war Hultschin bis in die letzten Jahre hinein nach außen hin stark abgeschlossen und ertrug diese Abgeschlossenheit mit einer selbstbewußten Resignation. Erst kurz vor dem Kriege wurde es durch eine Bahnlinie (Ratibor—Deutsch-Krawarn—Annaberg), gegen deren Bau es sich mit allen erdenklichen Mitteln gesträubt hat, aus seinem Dornröschenschlaf geweckt. Der Bahnbau war bis Hultschin fertiggestellt worden, als der Krieg ausbrach. An dem unvollendeten Rest der Linie baut heute der Tscheche mit einer geradezu erquickenden Langsamkeit, und zwar nur mit fremden Arbeitskräften, die im eigentlichen Tschechien als Arbeitslose aufgegriffen werden und naturgemäß nur widerwillig ihre Arbeit leisten. Die im Hultschiner Ländchen jetzt auf der Tagesordnung stehenden Raubüberfälle und Einbrüche sind auf dieses arbeitsscheue Gesindel zurückzuführen. Hultschin, jetzt der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, ist der Mittelpunkt und Träger des deutschen Gedankens. Dieses auf dem überhöhten Oppauer liegende, im Kranz der ehemaligen Weinberge zum Teil im dunklen Tannengrün eingebettete Städtchen hat aller üblen Nachrede zum Trotz einen hohen Prozentsatz zur deutschen Kultur beigetragen. Viele bekannte Namen, wie die Zdralek, die Richter, die Nathan haben ihren Teil an deutscher Kultur geschaffen. Was Hultschin heute dringend nottut, das ist eine deutsche Schule, und zwar eine höhere Schule, etwa eine sechsstufige Realanstalt. Wenn es gelingt, die zu schaffen, dann ist das Hultschiner Ländchen dem Deutschtum gerettet, denn kein Hultschiner wird von da an seine Kinder in die tschechische Schule schicken. Heute verhindert der Tscheche mit allen, selbst kleinlichen Mitteln die

Möglichkeit einer deutschen Erziehung. Selbst der Besuch der deutschen Schule in Troppau wird dadurch verhindert, daß der Frühzug, der die Kinder nach Troppau bringen könnte, so zeitig gelegt ist, daß die Schuljugend ihn unmöglich benutzen kann.

Hultschin liegt zugleich an der Grenze zwischen dem südöstlichen und nordwestlichen Teil. Dieser nordwestliche Teil ist landschaftlich weniger abwechslungsreich. Der Wald tritt stark zurück. Die Ackerflur mit stärker werdender Lößdecke herrscht vor. Der hüglige Charakter erfährt eine Abschwächung durch das stärkere Untersinken der alten Schichten. Die Erhebungen werden flacher, das Oppatal mit seinen saftigen Wiesen breiter. Vom Bergbau verspürt man hier nichts mehr. Der Bauer herrscht vor, aber auch hier in kleinbäuerlichen Anwesen, die vom Großgrundbesitz umschlossen sind. Dazwischen lebt der Tagelöhner. Holzbearbeiter (Beneschau) und das Maurerhandwerk (Bolatitz, Buslawitz) sind zwei stärker hervortretende wirtschaftliche Betätigungen. Dazu lebt hier ein unruhvolles Völkchen wandernder Händler, die in Deutsch-Krawarn ihren Hauptsitz haben. Das ist auch der Ort, wo beim Einzug des tschechischen Militärs das ganze Dorf in der Dorfstraße versammelt stand und das Deutschlandlied sang, jenes Dorf, in dem sich heute noch der Tscheche am wenigsten wohl fühlt.

Ich habe versucht, in einigen Umrissen Land und Bewohner eines verloren gegangenen Stückes deutscher Erde zu zeichnen. Ich habe es getan, damit auch dieses kleine Ländchen nicht in Vergessenheit gerät. Ich weiß, daß es Menschen gibt, die sich schwer darum sorgen und ihre ganze Arbeitskraft daran setzen, um das Deutschtum dort zu erhalten. Ich erinnere nur an den Leiter der Ratiborer Ortsgruppe des Oberschlesischen Hilfsbundes, Herrn Dr. Weigel. Soll aber die Arbeit Einzelner Wert und Erfolg haben, dann muß das deutsche Volk hinter ihnen stehen. Ich hoffe, daß diese Zeilen etwas dazu beitragen werden.

Kleinbilder vom Niederrhein.

Von Nikolaus Schwarzkopf.

(Schluß.)

10. Die Gottsucher.

In allen Kreisen, wohin man kommt, werden auch hier die schwersten Probleme gewälzt. Weißglühend wie aus der Bessemer Birne liegen sie über den bleichen surrenden Stirnen der Halb- und Ganzintellektuellen. Da Spiritismus und Okkultismus vorläufig noch nicht von der Besatzungsbehörde als gefährlich empfunden wurden, wird überall mächtig verhandelt und gehandelt. Wie ist das so seltsam: Pastoren aller Schattierungen haben die Flügel entfaltet und sind bereit, in den Schoß der Kirche zurückzukehren! Sie tun sich zusammen und warten auf einen bestimmten Augenblick, um loszufliegen! Treue Stammgäste der Kirche entwickeln mir ihre religiöse Meinung und verhüllen mir nicht, daß sie nicht mehr an die Ewigkeit der Hölle glauben! Viele, die draußen sind, sagt Paulus, sind drinnen, viele, die drinnen sind, sind draußen! Wie leidet ihr Himmelreich an ihnen Gewalt! Entrüstet wende ich mich von den einen und von den andern! Wenn Jesus jetzt plötzlich zu euch käme, sage ich. Ich sagte das in großer, erlauchter Gesellschaft, in Hörsälen,

in Schulstuben, im Mütterkränzchen, im Stollen unten bei den armen Bergleuten, die nicht minder verscheucht sind von religiösen Transaktionen . . . bei Retorten und Turbinen!

Was ist das alles doch ein seltsames Getue um Gott! Die ungeheuren Verquickungen des Außenlebens, die ungeheure Zusammengesetztheit der äußeren Entwickelung warf die Menschheit, die von spiritueller Seite schon seit Jahrhunderten auf Abwege gestoßen war, in ihre Strudel und verwirrte ihnen die primitiven Anschauungen des einfältigen Herzens. Da haben sie den großen Menschensohn zum Gott gemacht und scheuen sich nunmehr, gleich ihm, einfältigen Herzens durch ihre Tage zu gehen, scheuen sich, der bewahrten Stimme dieses Herzens und überschreien sie geflissentlich in tollen Akkorden. Und weil das Unrecht zum Rechte ward, weil der kalte Verstand kein Geheimnis mehr anerkennen will (obgleich doch: je mehr er enthüllt, um so mehr sich ihm verhüllt!) verschüttet man die Urstände seiner Seele und stimmt in den tollen Jubel ein! Ha, und nun steht man enttäuscht und frierend, und wer nicht wieder vorzubringen vermag in jene heilige Kammer, die Jesus offen einbertrug, der schreit nach anderen Geheimnissen, und wer einen kinematographischen Apparat besitzt, wirft seine Bilder an den Vorhang und löst alle Rätsel, und die Charlatane nehmen überhand. Wie sie das musikalische Erleben zu desillusionieren verstanden, so zerstören sie auch das religiöse Erleben! Ueber allen nächtlichen Straßenzügen möcht ich eine Lichtschrift aufblitzen lassen: Zurück!

Zurück in die Dunkelkammer des eigenen Herzens und gestöbert nach dem Kernchen Radium, das zu allen Zeiten der Menschheitsgeschichte das gleiche war!

Und mein Evangelium möcht ich anschreiben, das alte Evangelium der Liebe, der gegenseitigen werktätigen Hilfe. Zwei Worte sinds nur meine Lieben: Erlösen erlöst!

11. Am Flußhafen.

Angeklagt waren zwei Flößer. Sie saßen damals auf ihrem Floß, das im Hafen lag und tranken aus ihrer Flasche Schnaps. Da tauchte am Kornfeld ein Mann auf, besah sich die Gegend, lief hierhin und dahin und stürzte sich schließlich in den Hafen. Die Flößer, gewissenhaft wie sie sind, stellen die Flasche beiseit, springen unter eigener Lebensgefahr ins Wasser und retten den Lebensüberdrüssigen. Der arme Teufel schnappt nach Luft und scheint auf den Floßbalken sterben zu wollen. Was tun die Flößer? Sie schütten ihm von ihrem eigenen Schnaps ein, und er wird lebendig.

Sofort wird er wieder lebendig! Er geht. Und siehe, am Ende des Flosses stürzt er sich wieder in den Hafen. Die Flößer retten ihn wieder, und da er nah dran ist, auszuhauchen: gießen sie ihm wieder ihren eigenen Schnaps ein. Klunk, klunk! Wieder geht der Gerettete. Die beiden Flößer haben Angst, er könne zum drittenmal den Versuch machen, und sie trinken eilig ihren Schnaps. Doch der Patron springt ans Land und kommt wieder und bettelt um einen Schluck. Klunk, klunk! Und geht.

„Der kommt wieder!" sagt der eine Flößer. Doch er geht, springt über den Rain ins Kornfeld und — knüpft sich an einem Apfelbaum auf. „Sie hätten ihn rechtzeitig abschneiden müssen!" sagt der Richter.

„Wir haben gemeint, er wolle nur noch einmal mit uns trinken!"

„Ganz gleich: Ihr werdet bestraft!"

„Oho!" sagt nun der andere Flößer. „Wir haben gemeint, er wolle sich nur am Baum trockenen lassen, sonst hätten wir ihn abgeschnitten!"

„Das ändert die Sache," entgegnete der Richter und sprach beide frei.

12. Das einsame Dorf.

Einen zeitgemäß tausendpferdekräftigen Katzensprung hinter dem Geschwehl der Hochöfen, hinter den Schloten und Kammrädern liegt am Rande der Heide ein Dörfchen, und die weiße Birkenallee marschiert bis zum Rathaus auf dicken Beinen. Seitab liegt in einem weiten Hof, der von Kiefern beschattet ist, ein Schulhäuschen, und darin residiert ein verkappter Dichter, der ein Bändchen Musik fabuliert hat, Haydnsche Musik: Die Jahreszeiten! „Rauschender Felder grüne Flut und der großen Hänge, goldbrokatne Streifen an den Frühlingskleidern, kleiner Blumen weißes Läuten aus dem Duft der Marienglöckchen! Blütenbäume wie Gebenedeite . . . mit den Augen nach der blauen Höhe, da die Schar der weißen Tauben schwebend Licht herniederträgt!" So guckt ein Dichter in den Frühling, der (nämlich Dichter und Frühling) Erich Bockemühl heißt! Man soll diesen Burschen im Rucksack mit sich tragen! Wie man draußen in der Schöpfung nicht vor Pferdekräften zu staunen braucht, nicht vor prometheusisch herabgezerrten Sonnenfluten sich blenden muß, wie man in der Schöpfung schweigt und lauscht, oder, wenn man weniger begnadet ist: Wie man aus dem Urquell des Herzens singt und pfeift, oder, wenn man weniger begnadet ist: Wie man jubelt aus dem Schatz, den sich die Seele mühsam gesammelt! Wir Menschen der Städte und der Pferdekräfte wissen kaum noch, wie wir unsere zerquälten Seelen den drohenden Klauen entreißen können, und oft schon wissen wir mit den Schönheiten der Natur nichts mehr anzufangen. Dieser Schulmeister am Rande der Heide ist ein Unverbrauchter gleich dem Maler Hans aus Köln, und ehe wir uns versehen, hat er seinen blauen Himmel über unseren Werktag ausgespannt. Auch bei ihm platzt wie beim Maler Hans unverhofft das Licht aus den verrußten Schatten, und das Licht ist ringsum so selten geworden. Aufdringlich und tendenzbeladen wie politische Landagitatoren streifen unsere Künstler durch die deutschen Gaue und verlieren ihre Seelen in Pferdekräften und Ränken. Da schulmeistert einer, der noch singen kann! Sein Lied ist verträumt und stark, klangrein deutsch und seelisch vertieft! Beginnende Größe steckt in seinem Ueberfluß, und dies verpflichtet! Verpflichtet ihn zur gesammelten Arbeit, uns, aufzuhorchen und ihm das Ohr zu leihen!

Die Kunst sollte wieder gleich der Religion das große Verbindende sein, sie sollte weithin des Menschen Herz heilsam rühren, sie sollte uns zu Menschen vor dem Sündenfall machen, sie sollte gleich der Religion unseren armen Seelen eine feierliche Zelle sein!

13. Zwei Verirrte.

Auf dem Renaissancepalast der großen Stadt weht die französische Trikolore (sichier: schwarz-weiß-rot!). Ueber dem mächtigen Portal steht zwischen zwei unnötig grimmigen Löwen ein friedlicher weiß übertünchter Heiliger, ein Bischof. Seine starke Gestalt ruht auf einem Standbein, und seine linke Hüfte preßt sich unter dem Faltenbausch seiner heiligen Gewänder etwas vor, und neben dem breiten Schuh steht der Bischofsstab, der Hirtenstab des geruhigen Friedens. Unten vor dem Portal schießt hin und her, das aufgepflanzte Seitengewehr steil geschultert, ein Neger: die Spirale des Befehls, den er erfüllt, funktioniert tadellos. Sein löwengelber Mantel flabbt auf bei jeder Wendung, seine weinrote Stülpmütze zuckt durch die Luft. Ich höre vom Korporal, daß Bibbi beim großen Abtransport derer vom Niger hierbleiben wollte . . . Freundlich guckt er mich an, da er sieht, wie ich ein bischen meine Freude an ihm habe. Und dann in der Mitte bleibt er stehen mit festem Ruck, läßt das

Gewehr sinken, daß es neben dem breiten Schuh aufdotzt, und seine herkulische Gestalt sinkt etwas seitlich ein, so daß seine linke Hüfte sich ein klein wenig unter den steifen Mantelfalten hervorpreßt.

Da fällt mir ein, daß dieser Bischof seinerzeit den Altvordern dieses Schwarzen das Evangelium gepredigt hat! Aber sie kennen sich nicht mehr, diese Beiden. Obgleich der Bischof recht mild herablächelt in den Tag und auch auf den Schwarzen, muß er sich von dem Belächelten bewachen lassen!

Und wie ich noch so stehe und meine Gedanken umherschweifen lasse durch die Schweinsleder der Weltgeschichte, öffnet sich das bronzene Tor, und ein General tritt hervor. Der Schwarze reißt die Knarre vor sich und läßt die glutvollen Augen sprühen, der Weiße lächelt friedlich von seinem Sockel herunter.

Mich dünkt: der Kreislauf der Dinge und der Kreislauf der Philosophien läßt so keineswegs ausgeschlossen erscheinen, daß eines Tages der weiße Bischof samt all unseren Tempeln und Palästen, samt all unserer notgezüchteten Schönheit stürzen wird, und daß aus unseren Lustgärten die primitive Negerhütte wachsen wird, und daß wir selber, die Keule in der Hand, vor dem Standbild des Naturvolkes Wache stehen müssen, die linke Hüfte gemächlich nach außen gepreßt!

14. Wolken.

Wahrlich, es gab eine Zeit, da sah ich in den Wolkenbildern kleine Engelsknaben und von meiner Wiese aus beguckte ich ihr fröhliches Spiel und unterschied ihre Angesichter und rief ihnen zu und blieb nie ohne Antwort. Als diese Tage um waren und ich ein großer Knabe wurde, hatte ich für diese Engelscharen keine Zeit übrig und sah sie zudem auch nicht mehr, wenn ich ganz einmal eine Minute an sie vergeudete! Ein paar Jahre später gewöhnte sich meine Seele, Irrfahrten zu unternehmen und schweifte gierig ab vom wirklichen Alltag und erschaute in den Wolken ein zartes Mädchenantlitz, bald dieses, bald jenes, lose Zöpfe, Krausköpfe mit breiten Bändern und oft lag ich da und ruhte nicht eher, als bis eine Wolke mir endlich den Gefallen getan hatte, sich wie ein nackter Mädchenleib vor mir auszustrecken. Türme erhoben sich im Hintergrund, goldene Zinnen, silberne Städte, und die alle für jenes eine Mädchen, das mir so unerreichbar war wie diese verklärten Wolken. Dann hab ich jahrelang in die Wolkenmassen geträumt, hab ihre unbeschwerte Schönheit mir ins Herz getan, fern aller Verpersönlichung und Maskierung und habe sie der Sonne anheimgegeben, um mich ihrer durchleuchteten Schönheit zu ergötzen, und habe sie dem Sturm anheimgegeben um ihrer wilden Größe mich zu ergötzen und ihrer urweltlichen Dehnung und Wucht. Jahrlang und bis heute kann ich immer wieder über diese flüchtige strömende Schönheit das Leben vergessen, und wenn ich ein Dichter wäre, würde ich ein dickes Buch schreiben können über die Schönheit der Wolken. Doch seit ich zurückkam vom Niederrhein purzeln wieder Gestalten und Ansichten in die Wolken, und ich kann mich ihrer nicht erwehren! Ich sehe Schlote aufrecken und qualmen, ich sehe ganze Kompagnien von Hochöfen nebeneinander liegen, höre das Gezisch der gepreßten Heißluft und sehe nutzlos Gase entweichen, Förderkatzen strömen hinan und hinab, unten öffnet sich weißglühend die Pforte. Ich sehe ein Gebirge von grüngelb rauchenden Koksereien in den unermeßlichen Wolkenzügen meines Rheingaues, vom Niederwald bis zum Feldberg und fürchte die pentateuchisch vorsintflutlich gigantischen Maschinen, die diese Oefen aufstoßen! Da muß mein Rheingau verschüttet werden!! Eisenpflöcke sehe ich schweben in den abendlich besonnten Wolkenkerben, Dampfhämmer machen sich drüber her, und die Natur erschüttert. Ich hänge

des Nachts im Förderkorb und bleibe stecken. Ich halte die Bohrmaschine an die Brust und schlage mit dem Pickel drein, und die Schollen rieseln nur so! Und wenn ich des Morgens einen leichtfröhlichen Wolkenzug aus Frankreich kommen sehe, fröhlich wie eine Kleinkinderschule, so muß ich am Abend wahrnehmen, daß dieselbe Schar, prall aufgefüllt aus dem unbesetzten Vaterland zurückkehrt ins Abendleuchten der Sonne: eine unermeßliche Schar goldener Dukaten! — Glück auf! mein Vaterland, Glück auf! Wo geschafft wird, dorthin kehrt sich das Glück!

Weltspiegel.

11. Oktober.

Seit einigen Wochen ist die Orientkrise so sehr in den Vordergrund der Ereignisse getreten, daß sich die Betrachtung der Weltlage ihr vornehmlich zuwenden muß. Wir erleben das merkwürdige Schauspiel, daß die besiegte Türkei, die ja doch für ihren Eintritt in den Weltkrieg als Bundesgenosse der Mittelmächte nach der neuen Ententetheorie „bestraft" werden sollte, in Kleinasien als Herrin der Lage auftritt und dem mächtigen England in einer Weise die Zähne zeigt, wie es das britische Weltreich lange nicht erlebt hat. Und dabei sieht sie sich von Frankreich ganz offenkundig unterstützt.

Um diese merkwürdige Lage zu verstehen, wird man gut tun, sich der herkömmlichen Orientpolitik Frankreichs zu erinnern. Seit den Zeiten, da Frankreich, um seine Interessen und seine Machtgelüste zur Geltung zu bringen, die habsburgische Macht in Europa mit allen Mitteln bekämpfte, also seit den Zeiten Kaiser Karls V., hat Frankreich sich bemüht, gute Beziehungen mit der Türkei zu erhalten, ein Verhältnis, das nur unter ganz bestimmten politischen Konstellationen zeitweise unterbrochen war. Je mehr Frankreich von seinem Standpunkt aus die europäische Mitte fürchten zu müssen glaubt, desto mehr sorgt es dafür, daß es im Rücken der ihm unbequemen Mächte Freunde hat. Es war ihm sehr unangenehm, daß die Türkei ihm für längere Zeit entglitten war, indem sie sich der damals militärisch stärksten und — vom türkischen Standpunkt gesehen — uneigennützigsten Macht Mitteleuropas anschloß. Die Türkei beobachtete dabei eigentlich den gleichen Grundsatz, von dem sich Frankreich leiten läßt, wenn es die Freundschaft der Türkei, Polens und anderer östlichen Staaten sucht. Wir haben vielleicht in der Zeit der wirtschaftlichen, politischen und moralischen Erfolge Deutschlands im nahen Orient zu sehr vergessen, daß Frankreich im Orient ein seit Jahrhunderten gefestigtes Ansehen besaß, das wohl durch die harten Forderungen einer realen Interessenpolitik zeitweise zurückgedrängt, aber niemals ganz zerstört werden konnte. Hand in Hand damit ging der alte, durch das Oberhaupt der katholischen Christenheit förmlich anerkannte und vertragsmäßig festgelegte, auch trotz allen Widersprüchen nie aufgegebene Anspruch Frankreichs auf das Protektorat über alle katholischen Christen in den Ländern des Islam.

Das alles erklärt, warum Frankreich durchaus nicht gewillt war, seine Hand etwa deswegen von der Türkei abzuziehen, weil es durch die allgemeine Lage am Schluß des Weltkrieges gezwungen war, äußerlich die Türkei ebenso zu behandeln wie Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Bulgarien. Es

kam der französischen Politik dabei zu statten, daß sie die offizielle Ententepolitik nur gegen den Sultan und die offizielle Konstantinopeler Regierung geltend zu machen brauchte, während sich die von den „Siegern" schwer zu fassenden nationalen Kräfte der Türken in Kleinasien sammelten. So konnte Frankreich in Konstantinopel mithelfen, die Rolle der strafenden Vollstrecker eines harten Friedensdiktates zu spielen, und dabei mit den asiatischen Türken in Angora gemeinsame Sache machen, um für eine sehr wirksame und von den Ententegenossen nicht zu kontrollierende Unterstützung allerlei kleine Vorteile für Frankreichs Orientstellung einzuhandeln.

Wie stellte sich nun England dazu? Seine Politik wird beherrscht durch seine Interessen und seine Stellung in der asiatischen Welt. Dazu gehört, daß es machtpolitisch und militärisch Herr der Verbindungen nach Indien bleibt. Aber das Mittel dazu kann nicht in der militärischen Ueberlegenheit in strategischen Maßnahmen allein gesucht werden, sondern England muß auch alles tun, um mit der Welt des Islam, dessen Bekenner einen so großen Teil der asiatischen und afrikanischen Untertanen des britischen Weltreichs ausmachen, auf gutem Fuße zu bleiben. Bei einer so schwierigen und verwickelten Aufgabe einen mächtigen Aufpasser und Wettbewerber dicht an der Seite zu haben, ist nichts weniger als angenehm, und so begreift man, daß England für Frankreichs Orientstellung nicht allzu viel Liebe und Verständnis hegt. Englands Orientpolitik hat im einzelnen mancherlei Wandlungen durchgemacht: sie mußte eine andere sein, als es Aegypten noch nicht besaß und dafür in dem zaristischen Rußland den Hauptfeind seiner asiatischen Interessen sehen mußte, und dann später, als es seine Stellung in Aegypten, in Südarabien und am persischen Meerbusen, schließlich auch in Persien selbst befestigt und Rußlands Bestrebungen teils abgelenkt, teils ausgeschaltet hatte. Auch erschwerte die innere Entwicklung der Türkei allmählich die Vereinigung der machtpolitischen Seite der asiatischen Politik Englands mit der islamfreundlichen Seite derselben Politik. Solange die Türkei in Europa als der „kranke Mann" galt, war es für England leicht, eine unbedingt türkenfreundliche Politik zu treiben und dadurch, wie man zu sagen pflegt, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Eine national erstarkte, von Selbstbewußtsein erfüllte Türkei war schwer zu behandeln. Für sie einzutreten, wiederriet die Klugheit, wenn man doch seine politischen Machtziele in Asien nicht beeinträchtigen lassen wollte; gegen sie aufzutreten, verbot die Rücksicht auf die Gefühle der mohammedanischen Untertanen Englands, die man nicht ohne Not verletzen durfte. Unter solchen Umständen bedurfte England im nahen Orient mehr als je zuvor freier Bahn und unbedingter Autorität. Und nun fand es sich nach dem Kriege auf diesem Gebiet durch Frankreich wesentlich gehemmt.

Dennoch mußte England alles tun, um das gute Einvernehmen mit Frankreich zu erhalten. Einmal im Bewußtsein seiner militärischen Schwäche gegenüber dem noch immer bis an die Zähne gerüsteten Frankreich. Dann aber auch, um die durch den Zusammenbruch Deutschlands geschaffene Lage nach Möglichkeit auszunutzen und sich seinen Anteil am Siege zu sichern, der natürlich durch einen Konflikt mit Frankreich in Frage gestellt sein würde. Die Aufrechterhaltung dieser Politik des Einverständnisses mit Frankreich erfordert freilich manches Opfer. Auch manches,

gerade vom Standpunkt der englischen Interessen sonst unverständliche Zurückweichen Englands vor den herrischen Ansprüchen Frankreichs in der Reparationsfrage erklärt sich nur aus dem Wunsch, den schwierigen Ententegenossen im Orient bei guter Laune zu erhalten, — sowie man sich auch des Eindrucks nicht erwehren kann, daß gewisse Konflikte im Orient von Frankreich nur herbeigeführt wurden, um England in der deutschen Frage den französischen Wünschen gefügig zu machen.

Alles in allem aber waren sich wohl beide Westmächte darüber im klaren, daß ihr Zusamenhalten mit der Zeit immer schwieriger werden würde, und darauf ist auch wohl der letzte Wiederausbruch des türkisch-griechischen Konfliktes zurückzuführen. Ueber die Einzelheiten läßt sich zwar noch kein sicheres Urteil fällen, da jetzt außer wenigen Eingeweihten noch niemand das Spiel hinter den Kulissen übersehen kann. Aber wenn man nach einer möglichst wahrscheinlichen Erklärung für die Tatsache sucht, daß England das Vorgehen der Griechen offenbar ermutigt und in ihnen den Glauben an aktive englische Unterstützung erweckt hat, so kann man sie nur darin finden, daß Lloyd George glaubte, dadurch eine Lage schaffen zu können, die Frankreich zwang, im Ententeinteresse eine den englischen Ansprüchen besser Rechnung tragende Politik im Orient zu treiben. Leider aber durchschaute Frankreich allzu gut die schwache Seite dieser Berechnung, fand es vielleicht auch ganz zweckmäßig, dem englischen Verbündeten, der in der letzten Zeit auch in mitteleuropäischen Fragen immer weniger gefügig geworden war, ohne eigene Bemühung eine Lektion erteilen zu lassen, — kurz, es verhehlte gar nicht, daß es im Orient eigene Wege ging und gehen wollte.

Der völlige Zusammenbruch Griechenlands nach einem hoffnungsvollen Anfang kam jedenfalls für die englische Politik überraschend. Auch die griechische Politik hatte falsch gerechnet, als sie glaubte, die Sicherung der Zukunft ihres Landes am besten zu erreichen, wenn sie die offizielle Orientpolitik der Entente ernst zu nehmen suchte, sie sozusagen beim Worte nahm und deshalb die Bahnen weiter verfolgte, die einst von Venizelos in bewußtem Gegensatz zu König Konstantin vorgezeichnet worden waren. Aber es zeigte sich, daß es keine volkstümliche Politik war, die da getrieben wurde. Das kriegsmüde, vielgequälte Volk wollte keine Eroberungen auf asiatischem Boden, die ihm nur die Kriegsnöte zu verewigen schienen. Es wollte die Gewinne, die ihm der letzte nationale Krieg 1913 gebracht hatte, sichern, seinen Volksgenossen in den Balkanprovinzen mit gemischter Bevölkerung endlich eine würdige Existenz verschaffen, darum vor allem Thrazien retten. Mit bitterer Enttäuschung sahen die Griechen ihren einst glühend verehrten König den Lockungen falscher Freunde folgen, wofür das Volk sein Blut vergießen sollte. Als der militärische Erfolg ausblieb, folgte daher der Niederlage die Revolution. Konstantin wurde zur Abdankung gezwungen, sein Sohn Georgios II. ist heute König. Das Land ist aber durch alle diese traurigen Vorgänge tief erschüttert und zerrüttet worden.

Das Gegenstück dazu bietet die Lage der siegreichen Regierung von Angora unter ihrem Führer Mustapha Kemal Pascha. Gegenwärtig tagt in der kleinen Hafenstadt Mudania an der Südküste des Marmarameers die Konferenz, die mit den in Konstantinopel stationierten militärischen Vertretern Frankreichs, Englands und Italiens den Bevoll-

mächtigten Mustapha Kemals vereinigt, um über die Bedingungen schlüssig zu werden, die Kemal als Sieger gestellt hat. Sie bedeuten eine nicht geringe Demütigung für England, das vor der entschlossenen Forderung des kühnen türkischen Siegers weiter zurückgewichen ist, als dem Prestige Englands in Griechenland und im mohammedanischen Asien zuträglich ist. Dazu hat Kemal die Genugtuung erlebt, daß er von der Konstantinopeler Regierung, die ihn vordem — und zwar nicht etwa nur gezwungen — als Rebellen angesehen hat, als Inhaber der nationalen Regierung anerkannt worden ist, während der Sultan Mohammed VI. sich ausschließlich auf die Kalifenwürde zurückgezogen zu haben scheint und die Regierung tatsächlich nicht mehr ausübt. Noch immer ist die Gefahr eines kriegerischen Konfliktes zwischen England und der Türkei nicht ganz beseitigt, aber England hat in der Frage einer neutralen Zone im Gebiet der Meerengen — die Türkei will eine solche nicht anerkennen, obwohl sie die Freiheit der Meerengen an sich zugestanden hat, — soviel Entgegenkommen gezeigt, daß man wohl an eine friedliche Lösung glauben darf. Thrazien ist den Türken bereits zugesprochen und wird von den Griechen geräumt.

Noch ein Punkt von höchster Bedeutung muß erwähnt werden: das ist die Rückendeckung, die sich Kemal Pascha an Sowjetrußland verschafft hat. Ein festes Abkommen hat diese Beziehungen, die auf einer klaren Erkenntnis der beiderseitigen realen Interessen beruhen und mit den sonst stark auseinandergehenden politischen, moralischen und sozialen Grundsätzen der beiden Völker nichts zu tun haben, geregelt. Das bindet zwar die Türkei an die Aufrechterhaltung bestimmter Forderungen hinsichtlich der Meerengen, sichert sie aber auch in hohem Maße gegen ungünstige Einwirkungen aus den Gegenden, in denen England die Behauptung seines Einflusses als eine wichtige Voraussetzung für die Festigkeit seiner indischen Herrschaft betrachtet. Für Rußland ist besonders die Meerengenfrage eine Lebensfrage, und deshalb hat sich auch die Regierung von Angora verpflichten müssen, die Zulassung Rußlands zu jeder Konferenz, die diese Frage regeln soll, zu fordern. Ueber die geplante Konferenz, die bekanntlich ursprünglich in Venedig stattfinden sollte, nun aber den Wünschen der Türkei gemäß in einer Stadt des Orients abgehalten werden soll, schweben noch die Verhandlungen. Die sehr entschieden gehaltenen türkischen Forderungen bedeuten für beide Westmächte, die bisher die Anerkennung der russischen Sowjetregierung grundsätzlich verweigert haben, eine harte Nuß. Aber wenn man den starken und gewiß sehr verführerischen Druck, unter dem Kemal von Moskau aus und aus den Kreisen der panislamitischen Bewegung in Zentralasien gestanden hat, sich vergegenwärtigt, wird man erkennen müssen, daß er in den kritischen Tagen große Mäßigung und Besonnenheit bewiesen hat.

Noch ist nicht mit Bestimmtheit zu erkennen, wie das alles auf Englands innere Lage zurückwirken wird. Lloyd Georges Orientpolitik erleidet schwere Anfeindungen und scharfe Kritik aus allen Parteien, aber die aalglatte Natur des Premierministers denkt zunächst nicht daran, vor den Angriffen zurückzuweichen, ehe nicht in regelrechten Parlamentsneuwahlen die Stimme des Volkes gesprochen hat. Diese Wahlen scheinen allerdings nahe bevorzustehen. W. v. Massow.

Literarischer Wegweiser.

Weltanschauung.

Auf wenigen Seiten den Leser durch die Neuerscheinungen zu führen, die sich mit den religiösen und philosophischen Gütern der Vergangenheit und ihrer Aufschließung für den heutigen Menschen beschäftigen, scheint auf den ersten Blick unmöglich. Zu groß ist die Fülle und vor allem die Richtungsverschiedenheit der hier einströmenden Anregungen. Jedoch, wie wir in Anlehnung an H. Horneffer in seinem unten zu nennenden „Philosophiebüchlein" sagen möchten: es ist mehr Gemeinsames in diesem Suchen, als zuerst scheint. Dasjenige, was allen großen Denk- und Glaubenssystemen der Menschheit als Kern zugrunde liegt, was sich darin als ewiges Wahrheitsgut und Heilsgut bewährt hat, *dem* strebt die weltanschauliche Literatur unserer Tage auf ihren so mannigfaltigen Pfaden nach. Wir geben eine bezeichnende Auswahl und werden uns nicht scheuen, zuzustimmen oder abzulehnen.

Beginnen wir mit den ältesten Schätzen, so haben wir von der „Weisheit der Upanischaden" gleich zwei neue Uebersetzungen aus dem Indischen zu buchen, die von Alfred Hillebrandt (Jena, Eugen Diederichs) und die von F. Hertel (München, C. H. Becksche Verlagsbuchh. Oskar Beck). Hillebrandt verdient den Vorzug. Gegenüber den Uebersetzungen von Deussen, auf die der nichtsprachgelehrte Leser bisher fast allein angewiesen war, bringt er eine Vertiefung des geistigen und eine kritischere Aufhellung des literarischen Verständnisses, auch durch Sichtung von Urtext und Zusätzen: für Laien wie Forscher ein herrliches Dokument deutschen wissenschaftlichen Ernstes. Hertel gibt eine sehr elegante, flüssige, aber eben deshalb auch manches Harte und Altertümliche verwischende Verdeutschung, die dem Tieferdringenden schon durch das Verdeutschen von philosophisch unentbehrlichen Begriffen wie Atman nicht genügen kann. In die noch ältere Zeit der Veden führt J. W. Hauer zurück mit einer Studie über die Wurzel der indischen Musik (Die Anfänge der Yogapraxis, Stuttgart, W. Kohlhammer).

Es ist ein Zeichen der religiösen Besinnung unserer Zeit, daß ein Problem, das die Indologen vor ein paar Jahren noch kaum bemerkten, heute als zentral empfunden wird: wie nämlich aus der Naturreligion der Veden die Erlösungsmystik der Upanischadenzeit hervorwächst. Ekstase, Selbstüberwindung und Steigerung der Seelenkraft durch Weltflucht sind die verbindenden Mächte, und Hauer hat ein nötiges und gutes Stück Gelehrtenarbeit geleistet, indem er dies Problem angriff. In das indische Mittelalter führt eine verwandte Fragestellung, die schöne Studie des bekannten Religionshistorikers F. Heiler, „Die buddhistische Versenkung" (München, Verlag von Ernst Reinhardt, 2. Aufl.), und die altindische Spätzeit wird in ihrem edelsten und wärmsten Klang, in der Liebesreligion der Bhagavadgita, vermittelt durch die Prosaübersetzung Richard Garbes (Leipzig, Haessels Verlag, 2. Aufl.), welche neben den vorhandenen formell poetischen Uebersetzungen ihren vollen Wert nicht nur durch die selbständigen gelehrten Auffassungen Garbes, sondern auch durch die Zuverlässigkeit von Text und Erklärung behauptet. Das zeitgenössische Indien kann in A. Schurigs „Tagore" (Dresden, Carl Reißners Verlag), dem Modetaumel schon entrückt, als später Enkel jener großen Zeit indischen Schauens begriffen werden, deren Philosophie Paul Deussen, ihr ältester deutscher Interpret, mit der platonischen zusammen in das Licht der Kantischen Philosophie stellt (Berlin, Verlag von Alfred Unger). Von der Sendung Asiens für die religiöse Erneuerung der

Menschheit durchdrungen zeigt sich das Buch des Japaners Kakuzo Okakura „Die Ideale des Ostens" (Leipzig, im Inselverlag), das indes etwas weniger als man nach dem Titel annehmen sollte, das außerjapanische Asien berücksichtigt. Leopold Ziegler aber, der eigenwillig rhapsodische Denker, der mit Zeitaltern, Göttern und Heiligen frei schaltet, um neue religiöse Samen in unsere Zeiten gerade unter die geistig Anspruchsvollen auszustreuen, macht sich und seiner verwöhnten Gemeinde Indien zu eigen in „Der ewige Buddha" (Darmstadt, Otto Reichls Verlag).

Nach Vorderasien hinüberschreitend, haben wir zunächst in den beiden großen Kommentaren von Rudolf Kittel zu den Psalmen und von Paul Volz zum Propheten Jeremias (Leipzig, A. Deichert Verlag, und Erlangen, Dr. Werner Scholl) Wegführer zu begrüßen, die eine positive religiöse Grundstimmung mit höchsten wissenschaftlichen Forderungen in Uebersetzung und Erklärung vereinigen. Aehnliches gilt von dem soeben in neuer Auflage (ebenda) erschienenen ersten Band des Zahnschen Kommentars zum Neuen Testament. Daß der Führer unter den lebenden deutschen Profanhistorikern des Altertums, Eduard Meyer in Berlin, ein mehrbändiges Werk über „Ursprung und Anfänge des Christentums" (Stuttgart, J. G. Cotta Verlag) veröffentlicht, wurde in der Fachwelt wie bei den interessierten Laien als Ereignis empfunden; dergleichen gilt beim heutigen Stand der neutestamentlichen Forschung mit Recht als ein Wagnis, das nur ein so universal gerichteter, aber auch dornigste Kleinarbeit nicht scheuender Gelehrter unternehmen durfte und das trotz unausbleiblicher Angriffe seine Stellung behauptet.

Aus dem Gebiet der griechischen Philosophie nennen wir neben der neuen volkstümlichen Darstellung, die E. Hoffmann in „Aus Natur und Geisteswelt" erscheinen läßt (B. G. Teubner Verlag, Leipzig), und H. Diels' interessanter Studie über den „antiken Pessimismus (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn) vor allem die auch für den Laien wichtige Uebersetzung des Diogenes Laertius, welche sich die „Philosophische Bibliothek" (Leipzig, Felix Meiners Verlag) neben anderen wichtigen Neuübersetzungen antiker Schriften (z. B. Platons Briefe) aus der Feder von Otto Apelt geleistet hat. Dies einzigartige antike Volksbuch über „Leben und Meinungen berühmter Philosophen" verdient noch heute populär zu sein.

Zum Mittelalter übergehend, können wir nicht verschweigen, daß dieses zum Teil in einer üblen und oberflächlichen Weise heute wieder zum Modeideal gewisser Sekten geworden ist. Dies war schon einmal, in geistvollerer und fruchtbarerer Weise, vor hundert Jahren der Fall. Darum liest sich G. Salomons „Das Mittelalter als Ideal der Romantik" (Drei Masken-Verlag, München) anregend und nachdenklich. Großartig wirken, auch in ihrer veränderten Neuausgabe, die „Ekstatischen Konfessionen", wie sie Martin Buber (Leipzig, im Inselverlag) gesammelt hat, ein Buch ewiger Schmerzen und Wonnen. In heutiges Deutsch übersetzt hat W. Willige den Meister Eckhart (Greifswald, Verlag Dr. K. Moninger). Aehnlich verfährt mit Martin Luthers Tischreden G. Buchwald in der gelungenen Absicht, ein echtes Hausbuch der Lebensweisheit zu schaffen (R. Voigtländers Verlag, Leipzig). Die große Lutherbiographie A. E. Bergers kommt nach langen Jahren jetzt mit dem dritten Band zum Abschluß (Berlin W. 35, Ernst Hofmann u. Co.), in welchem ebenfalls der häusliche Luther fesselnd und erwärmend gezeichnet wird. „Das katholische Lutherbild der Gegenwart" beleuchtet vom evangelischen Standpunkt aus W. Köhler (Verlag Seldwyla, Bern), während der Erlanger Theologe H. Preuß in einem Bändchen die Lebensideale Luthers, Calvins und Loyolas leicht und

rasch umreißt, mit Gerechtigkeit für alle drei, aber mit unverhehlter Vorliebe für Luther. Von jesuitischer Seite sind dagegen die „Geistlichen Uebungen" Loyolas in einer trotz praktischer Nebenabsicht überaus gewissenhaften und instruktiven Uebersetzung herausgegeben worden (Regensburg, G. J. Manz Verlag). Seitab von den großen Kirchenmännern steht ihr eigenwilliger Zeitgenosse Sebastian Franck, den Arnold Reimann „einen modernen Denker im 16. Jahrhundert" nennt und der in der Tat, wie gerade aus Reimanns fesselnder Darstellung seiner Geschichtsphilosophie (Berlin, Verlag von Alfre Unger) einleuchtet, in seiner sektiererischen Unbefangenheit manche wissenschaftliche Einsicht einer viel späteren Zeit vorwegnimmt.

Mit unentwegter Zuversicht mischen sich die christlichen Kirchen der Gegenwart in den Kampf um die Seele, und im Leben wie auch literarisch gilt dies in noch höherem Grad von der katholischen als der protestantischen Seite. Während wir von der letzteren die „Christliche Apologetik" Ludwig Lemmes erwähnen (Berlin-Lichterfelde, Verlag Edwin Runge), unternimmt auf der anderen die „Metaphysik" Ludwig Baurs (Verlag Josef Kösel u. F. Pustet, München, Dienerstr. 9) den großangelegten Versuch, die modernsten philosophischen und naturwissenschaftlichen Probleme in den altehrwürdigen Bau der thomasischen Philosophia perennis hineinzuziehen. Daneben seien neue Ausgaben von zieverwandten katholischen Hauptwerken nicht übergangen: so die „Ontologie" C. Fricks, das zweibändige philosophische Elementarbuch J. Gredts (Freiburg i. B., Herder) und endlich Minges „Compendium der Dogmatik" (Kösel u. Pustet, wie oben), die früher wohl ausschließlich von Theologen, neuerdings aber auch von lateinkundigen Laien gelesen werden. An einen populären Leserkreis wendet sich V. Kolb, „Die Gottesbeweise mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Ergebnisse der Naturforschung" (Graz, Verlag Ulrich Moser) Noch elementarer berücksichtigt suchende Anfänger in weltanschaulicher Orientierung von katholischem Standpunkt aus J. P. Steffes „Repräsentanten religiöser und profaner Weltanschauung" (Mergentheim, Karl Ohlinger), vom protestantischen M. Schlunk, „Die Weltanschauung im Wandel der Zeit" (Hamburg 26, Agentur des Rauhen Hauses.) Diese beiden Bücher sind nichts für Anspruchsvollere. Eher schon Fabricius „Der Atheismus der Gegenwart, seine Ursachen und seine Ueberwindung" (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht), Paul Apel „Die Ueberwindung des Materialismus" (Berlin, Akademische Buchhandlung A. Haller u. G. Schmidt), sowie der bekannte Biologe Oskar Hertwig mit seiner bedeutungsvollen Kampfschrift „Zur Abwehr des ethischen, des sozialen, des politischen Darwinismus" (Jena, Gustav Fischer), welche drei den gemeinsamen Gegner, den Materialismus, mit den Waffen ihrer besonderen Wissenschaften bekämpfen. Sonderstellungen innerhalb dieser spiritualistischen Front nehmen ein der ungenannte, Eduard v. Hartmann nicht fernstehende Verfasser von „Der Tod des Materialismus und der Theosophie" (Engel u. Toche, Berlin SW. 11) und Christoph Schrempf „Diesseits und Jenseits von Gut und Böse" (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag H. Kurtz). Zusammenfassend orientiert, soweit im Strudel selbst ein Ueberblick möglich ist, K. Kesseler „Die religiöse Bewegung der Gegenwart" (Aus Natur und Geisteswelt, Leipzig, Teubner), und von freireligiösen Denkern, wie A. Horneffer geleitet, versucht das „Philosophie-Büchlein" (Franckische Verlagshandlung Stuttgart) nicht ohne Geschick auch dem völlig Ungelehrten das Organ des Philosophierens zu wecken.

Vor der trüben Woge der Theosophie unsere Leser besonders zu warnen, halten wir nicht für nötig und heben darum aus den Schriften pro und contra

nur ein paar Kuriosa heraus. Einen wissenschaftlichen Ausbau der Magie propagiert R. Pollak-Rubin (Leipzig, Franz Deuticke) und das ohne Verfassernamen erschienene „Yogha" (Berlin NW. 40, Universitas G. m. b. H.) gibt eine Anweisung zur praktischen Mystik der Weltentrückung. E. Lübers macht in ihrer sympathischen Studie über „Friedrich Rittelmeyer", den führenden Berliner Kanzelredner (München, Chr. Kaiser Verlag) kein Hehl über ihre Bedenken gegen Rittelmeyers Steinerverehrung, obwohl sie auch dieser Seite des von ihr so hochgestellten Predigers gerecht zu werden sucht. Eine höhere, vornehmere Form in der Behandlung theosophisch-mystischer Gedanken, als wir sie sonst meist finden, hat Hans Ehrinberg in der von ihm herausgegebenen Sammlung „Frommanns philosophische Taschenbücher" gewählt (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag H. Kurtz), wo vor allem auch alte klassische Schriften, wie Fechners Tages- und Nachtansichten, Schellings Clara usw. neu belebt werden. Eine höchst anziehende Erweiterung der „Taschenbücher" — auf die wir zurückkommen werden — auch nach ganz anderen Seiten des weltanschaulichen Universums hin, ist im Erscheinen, durchweg eine im eigentlichen Sinn „gewählte" Sammlung für feinhörige Leser. Es sollte möglich erscheinen, dem erfreulichen Unternehmen bei seiner Fortführung einen augenzuträglicheren Druck zu gewähren. Auch von anderer Seite wird dem wieder gesteigerten Interesse an Fechners Philosophie Rechnung getragen durch eine schöne Neuausgabe des „Zend-Avesta" (Leipzig, Verlag Leopold Voß, der gleichzeitig auch die „ethischen Grundfragen" von Th. Lipps erneuert).

Ein größerer Teil der aufgeführten Bücher gehören zu denen, deren geistiger Besitz Dauergewinn bedeutet. Wir schließen diesen Ueberblick mit dem Hinweis auf einige ebenfalls wertvolle Neuerscheinungen, „Goethes Philosophie aus seinen Werken" (in 2. Auflage soeben bei F. Meiner, Leipzig erschienen und zweckmäßig interpretiert durch H. Siebecks bei Fr. Frommann in 4. Auflage erschienenen „Goethe als Denker") ist das eine. „Bismarcks Religion", von Otto Baumgarten aus seinen Aussprüchen und Schriften gesammelt (Götingen, Vandenhoeck u. Ruprecht) das zweite. Und als drittes Buch, allgemeinsten Besitzes wert, nennen wir, ohne Zögern selbst in dieser Nachbarschaft, die verkürzte Essai-Ausgabe eines unserer feinsten deutschen Weltphilosophen, Otto Gildemeister, „Von Reichtum, Höflichkeit und anderem" (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung). Der Merker.

Berichtigung.

In Nummer 31/32 vom 26. August, S. 384 hatten wir versehentlich die beiläufige Mitteilung vom Tode des Uebersetzers des Levy-Bruhlschen Buches gebracht. Diese Nachricht beruht auf einer Namensverwechslung. Herr Prof. W. Jerusalem lebt und lehrt als Professor der Philosophie an der Wiener Universität.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 11. November 1922

Nummer Nr. 41 bis 44

Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten.

Von Senatspräsidenten a. D. Robert Schmölder, Cassel.

Die Bedeutung dieses Kampfes vermag nur der richtig einzuschätzen, der sich auch vor Augen hält einmal das weite Gebiet der „Syphilis insontium", d. h. der Erkrankungen auf einem anderen Wege, als dem des außerehelichen Geschlechtsverkehrs und dann die weitgehenden Folgen dieser Krankheiten.

Aus dem Gebiet der „Syphilis insontium" zunächst ein Fall, den der Pariser Arzt Barthélemy aus seiner Praxis berichtet: „Ein sechsjähriges Mädchen spielt in den Champs Elysées. Es fällt und verletzt sich auf dem scharfen Kieß ein Knieschen. Die Bonne eilt herbei, benetzt ihr Taschentuch mit ihrem Speichel und reinigt so die Wunde. Mit achtzehn Jahren war das spielende Kind eine Veteranin der Syphilis." Ein anderer Fall wird aus Köln berichtet. Dort hat im Bürgerhospital auf der Station für Geschlechtskranke eine unberührte Jungfrau gelegen, der ein Unbekannter im Gedränge des Karnevals einen Kuß auf die Lippen gedrückt hatte. Jahraus, jahrein erkranken Aerzte, Hebammen und Wärterinnen bei der Ausübung ihres Berufes, andere Personen bei dem gemeinsamen Gebrauch von Wasch-, Trink- und Arbeitsgeräten. In einer hessischen Kinderheilanstalt hat sich die Gonnorrhoe eines Kindes auf viele andere Kinder übertragen. Zahlreich sind die Krankheitsübertragungen zwischen Amme und Säugling, unendlich zahlreich die Uebertragungen in der Ehe von dem einen Ehegatten, der sich für geheilt hält, auf den anderen und von den Eltern auf die Kinder.

Was dann die Folgen dieser Krankheiten betrifft: Die Syphilis macht vor keinem Teil des menschlichen Körpers halt. Sie befällt auch die inneren Organe, die Blutgefäße und das Nervensystem. Augen- und Ohrenleiden sind oft, Rückenmarksdarre und Gehirnschwund sind beinahe immer Späterscheinungen der Syphilis. Auch die Gonorrhoe greift herüber auf andere Teile des Körpers. Sie ist die Ursache zahlreicher Erblindungen. Bei der Frau ist sie in vielen Fällen unheilbar oder sie erfordert doch eine schwere Operation. Die Kinderlosigkeit der Ehe ist meistens auf Gonorrhoe zurückzuführen.

Professor Blaschko bemerkt in den „Schriften der Zentralkommission der Krankenkassen Berlins": „Ein Fall für viele: ein Arbeiter ist durch den Verkehr mit einer Kellnerin syphilitisch geworden. Er infiziert nun seine Frau und

einen dreijährigen Knaben. Die Frau wird zweimal von einem toten Kinde entbunden. Ein drittes Kind stirbt ein halbes Jahr nach der Geburt an hereditärer Syphilis. Dann erliegt auch die Frau ihrem Leiden. Der Mann heiratet wieder. Während die zweite Frau im Wochenbett liegt, erwirbt er Gonorrhoe. Die darauf gonorrhoisch gewordene zweite Frau geht jetzt voraussichtlich einer schweren Operation entgegen."

Zum Kampf gegen diese Geisel der Menschheit haben sich im Jahre 1899 in Brüssel, auf eine Einladung der belgischen Regierung, eine Anzahl von Männern und Frauen aus allen Nationen und allen interessierten Berufen, Aerzte, Pädagogen, Theologen, Volkswirte und Juristen, zusammengefunden. Diese internationale Konferenz hat dann zur Gründung von Landesgesellschaften zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten geführt.

Die deutsche Gesellschaft ist im Jahre 1902 gegründet. Sie stellt, getreu den Anregungen, die von Brüssel gekommen sind, an die Spitze ihres Programms die Sexualpädagogik. Sie legt in Flugblättern und Vorträgen, auf dem Wege des Films und der Ausstellung dem gesamten Volk immer von neuem ans Herz: Jedes Vertuschen und Verheimlichen verleiht dem Geschlechtsleben nur den Reiz des Geheimnisvollen und macht die Jugend gierig auf Aufklärung, die ihr dann aus der ungeeignetsten und unsaubersten Quelle, nämlich von frühreifen und moralisch minderwertigen Kameraden, kommt. Damit greifen um sich Frivolität, Zynismus, geschlechtliche Ausschweifungen und auch Syphilis und Gonorrhoe. Unumstößlich fest steht der Satz: Einem gesunden jungen Menschen schadet niemals geschlechtliche Abstinenz, es drohen aber aus jedem vorehelichen Geschlechtsverkehr große Gefahren. Auch die Erwachsenen, insbesondere die Verheirateten, müssen sich zur Selbstbeherrschung erziehen, wenn sie von sich und den Ihrigen bitteres Leid fernhalten wollen.

Die deutsche Gesellschaft wendet sich an zweiter Stelle an alle, die nun doch, auf dem einen oder anderen Wege, von einer Geschlechtskrankheit befallen sind. Sie macht ihnen zur Pflicht, sich ohne Verzug in Behandlung, und zwar in die Behandlung eines approbierten Arztes, zu begeben. Sie stützt sich dabei auf einen neuerlichen Fortschritt der Wissenschaft und führt aus: Seitdem Spirochäten und Gonokokken als die Erreger der Syphilis und Gonorrhoe entdeckt sind, wissen wir, daß bei beiden Krankheiten auf eine rasche und durchgreifende Heilung gehofft werden kann, wenn eine Behandlung mit wirksamen Mitteln einsetzt, bevor die kleinen Lebewesen den ganzen Körper in Besitz genommen haben. Nun erfordert aber gerade bei diesen Krankheiten schon die Diagnose ein allgemeines und tiefgehendes Wissen, wie es nur der approbierte Arzt in seiner langwierigen Ausbildung erwerben kann. Jeder andere Heilbehandler steht diesen Krankheiten aber auch selbst dann, wenn er sie rechtzeitig erkannt hat, ohnmächtig gegenüber. Der Kampf gegen die Spirochäten und Gonokokken erfordert nämlich schärfer wirkende Mittel, aus denen, wenn sie nicht von durchaus kundiger und umsichtiger Hand angewandt werden, dem Kranken große Gefahren drohen. Sie dürfen deshalb nur auf die Verordnung eines approbierten Arztes verabreicht werden. Da fehlt es nun den anderen Heilbehandlern der Regel nach an der Ehrlichkeit jenes wackeren Landpfarrers, der, von einem Pfarrkind zur Segenssprechung auf sein Feld geführt, nach kurzem Ueberblick erklärte: „Bauer, hier hilft mein Segen nicht, hierin gehört etwas anderes, Mist", und sie verweisen die Kranken nicht an die Stelle, die allein die wirksamen Mittel verordnen kann, bezeichnen diese Mittel als schädliche Gifte und führen die Behandlung mit unwirksamen

Mitteln fort, bis der Fall verzweifelt geworden ist und nun auch der approbierte Arzt nur Linderung, keine Heilung mehr verschaffen kann.

Indessen zahlreiche Geschlechtskranke glauben ihre Krankheit verheimlichen zu müssen und wenden sich deshalb trotzalledem gern zunächst an einen anderen Heilbehandler, weil sie glauben, die Behandlung durch diesen sei die diskretere. Deshalb kann von einer Erinnerung und Belehrung der Kranken allein hier kein durchgreifender Erfolg kommen. Deshalb tritt die deutsche Gesellschaft hier auch für eine Beschränkung der Freiheit des Heilgewerbes, für eine Strafbestimmung gegen diejenigen ein, die die Behandlung von Geschlechtskranken übernehmen, oder sich zu ihrer Behandlung erbieten, ohne als Arzt approbiert zu sein.

Diese Strafbestimmung hat Aufnahme gefunden in dem „Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", der augenblicklich dem deutschen Reichstage vorliegt. Die Gegner versuchen die Konstruktion eines Gegensatzes zwischen einer Naturheilkunde und einer Schulmedizin der approbierten Aerzte und behaupten dann, mit Ausschluß der anderen Heilbehandler entziehe man den Geschlechtskranken die wohltätigen Einwirkungen von „Diät, Bewegung, Luft, Licht, Wasser". Der Gegensatz besteht nicht. Die Behauptung entbehrt jeder Berechtigung. Die Ausbildung der approbierten Aerzte beginnt mit einer Unterweisung in Botanik, Zoologie, Chemie, Physik und vergleichender Anatomie, also, um mit Goethe zu sprechen, mit einem „Wandeln auf bunter Flur unsterblicher Natur". Die Hochschulen besitzen auch besondere Lehrstühle für Hydrotherapie und physikalisch-diätetische Heilmethode. Alles, was die anderen bieten können, steht auch dem approbierten Arzt zur Verfügung. Der approbierte Arzt bedient sich an den richtigen Stellen auch mit Vorliebe jener fünf großen Naturheilmittel.

Der „Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" enthält auch Strafbestimmungen gegen diejenigen, die, obwohl sie wissen oder den Umständen nach annehmen müssen, daß sie an einer ansteckenden Geschlechtskrankheit leiden, eine Ehe eingehen, einen außerehelichen Geschlechtsverkehr ausüben, oder ein fremdes Kind stillen, sowie gegen diejenigen, die ein Kind, das ihnen als geschlechtskrank bekannt ist, einer anderen Frau als der Mutter zum stillen übergeben. Die deutsche Gesellschaft, die die Anregung auch zu dieser Strafbestimmung gegeben hat, führt aus: Alle diese Personen können heute nur wegen Körperverletzung und nur dann bestraft werden, wenn außer ihrer Handlung auch noch der Kausalzusammenhang zwischen dieser und einer Krankheitsübertragung nachgewiesen ist. Da dieser zweite Nachweis aber der Regel nach nicht zu führen ist, gehen heute fast alle straffrei aus, was zu einer bedenklichen Erweiterung des Gewissens geführt hat. Professor Tarnowsky berichtet aus seiner Praxis von geschlechtskranken Männern, die es offen aussprechen: „Prostituirte müssen ihre Gesundheit riskieren. Sie dürfen sich vor der Syphilis so wenig fürchten wie der Soldat vor der Kugel". Um nun einen weiteren Kreis von ihnen zur Bestrafung zu bringen und das Gewissen wieder zu stärken, bedarf es hier eines doppelten strafrechtlichen Schutzwalles durch die bereits bestehenden Verletzungs- und durch neue Gefährdungsparagraphen.

Der Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten mußte sich auch beschäftigen mit der Prostitution, die, mag das Gebiet der Syphilis insontium noch so groß sein, für die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten doch immer den Knotenpunkt bildet und bilden wird. Ihr gegen-

über ist die Stellung des deutschen und des französischen Rechts eine grundverschiedene.

Das deutsche Recht fußt auf dem Umstand, daß sich im Geschlechtsleben beide, der Mann und die Frau, vergehen, aber beide in verschiedener Weise, der Mann durch Anwendung von Gewalt und Drohung, durch Verführung und Mißbrauch des Autoritätsverhältnisses, die Frau durch einen gemeinen Gewerbetrieb. Das deutsche Recht ist damit zu verschiedenen Sonderstrafbestimmungen gegen den Mann, und zu der Sonderstrafbestimmung wegen gewerbsmäßiger Unzucht gegen die Frau gekommen. Im französischen Recht hat sich der heidnische Standpunkt erhalten: Die Prostituierten dienen der Ablenkung der Begierde zügelloser Männer von den ehrbaren Frauen und Jungfrauen. Parent-Duchatelet schreibt in seinem hochbedeutenden Werk: Sie sind notwendig „comme les égouts, les voiries et les dépots d'immondices". Daraus ergibt sich das Fehlen einer Strafbestimmung. In Geltung haben sich erhalten 2 Ordonanzen aus den Jahren 1684 und 1713, deren Wesen der Chef der Pariser Sittenpolizei, Lecour, dahin zusammenfaßt: „La prostitution est un état, qui soumet les créatures, qui l'exercent, au pouvoir discrétionnaire délégué à la police". Also in Frankreich hat die Polizei eine Allgewalt über alle der Prostitution verdächtigen Frauen, und die Polizei sucht nun aus diesen die heraus, die ihr als der Prostitution bereits verfallen erscheinen, schreibt sie in eine Dirnenliste ein und reglementiert sie dann, d. h. sie belegt sie mit allerhand Verpflichtungen, die sie zu ihrem Gewerbe geeignet machen sollen, an erster Stelle mit der Verpflichtung, sich regelmäßig wiederkehrenden körperlichen Untersuchungen zu unterziehen. Das bedenkliche eines solchen Vorgehens erkennt man auch in Frankreich. Jeanelle, der Chefarzt des Dispensaire zu Bordeaux, schreibt: L'inscription a pour conséquence, de rétrancher la femme de la société des honnêtes gens". Aber man findet sich ab mit dem Hinweis auf den großen Nutzen, den die Reglementierung in gesundheitlicher Beziehung haben soll. Eine andere Autorität, der Pariser Arzt Dr. Reuß, schreibt: „Les filles inscriptes ne peuvent se livrer à la Prostitution, que si elles sont saines". Diesen Worten hat man dann auch in anderen Ländern Glauben geschenkt. In Deutschland hat man die französisch-rechtliche Reglementierung, nachdem sie schon eine zeitlang ohne gesetzliche Unterlage in Uebung genommen war, in der Strafgesetzbuchnovelle vom 26. Februar 1876 gesetzlich verankert. Seitdem herrscht in Deutschland das deutsche und das französische Recht nebeneinander. Die Polizei reglementiert nach ihrem Gutdünken, wie in Frankreich, und erteilt den Reglementierten einen Freibrief. Wer nicht reglementiert ist und doch gewerbsmäßige Unzucht treibt, wird bestraft.

Dann ist aber auf der internationalen Konferenz in Brüssel vom Jahre 1899 ein heftiger Streit über die Richtigkeit des Satzes: „Les filles inscriptes ne peuvent se livrer à la Prostitution, que si elles sont saines" entbrannt. Man hat gegen ihn geltend gemacht: An Gonorrhoe leiden beinahe alle Prostituierten, so daß bei dieser Krankheit eigentlich nur in Frage steht: Ist sie augenblicklich flagrant und ansteckend oder nur latent? Das zu entscheiden, hat aber keinen Wert, weil die latente Gonorrhoe unmittelbar nach der Untersuchung flagrant und ansteckend werden kann. Aber auch an Syphilis erkrankt die erdrückende Mehrzahl der Prostituierten nach kürzerer oder längerer Zeit. Bei ihr folgt dann auf dem Primäraffekt eine, viele Jahre andauernde, Krankheitsperiode, in der immer wieder von neuem, zur Krankheitsübertragung besonders geeignete, Rezidive auftreten. Während dieser Krankheitsperiode gilt

das Eingehen einer Ehe als ein Verbrechen, müßten auch alle Prostituierten aus ihrem Gewerbebetrieb herausgehoben und in einem Rekonvaleszentenheim untergebracht werden. Das ist aber einfach unmöglich. In der Praxis gelangen ganz im Gegenteil zahlreiche Frauen gerade in dieser Krankheitsperiode zur Einschreibung und damit zum Zwang, jetzt ausschließlich von der Prostitution zu leben. Weiter treten die Rezidive auch bei der Syphilis plötzlich und unerwartet auf, machen also auch hier eine, in der Praxis einfach unmögliche, wenigstens tagtägliche Untersuchung nötig. Die Reglementierten erlangen auch Uebung in allerlei Künsten zur Täuschung des sie untersuchenden Arztes. Versagen diese Künste, so haben sie in den großen Städten noch ein anderes Mittel. Sie erscheinen nicht mehr zu den Untersuchungen und treiben als „filles irrégulières", so lautet in Frankreich der polizeitechnische Ausdruck, ihr Gewerbe weiter, bis sie gelegentlich aufgegriffen werden.

Diese Ausführungen haben die Anhänger der Reglementierung unsicher gemacht und in Brüssel einen Beschluß gezeitigt, der bereits eine wesentliche Bresche in diese französisch-rechtliche Einrichtung schlägt: Die Regierungen der einzelnen Länder sind aufgefordert, die Reglementierung bei den Minderjährigen fallen zu lassen.

Dieser Aufforderung ist man in Deutschland nachgekommen. Die Folge war: In Berlin ist die Zahl der Reglementierten von 5000 im Jahre 1900 auf 3000—4000 in den nächsten zehn Jahren, trotz des zwischenzeitlichen Anwachsens der Stadt und des Fremdenverkehrs, zurückgegangen. In Deutschland sagt man aber auch heute in allen Kreisen: Die französische Allgewalt der Polizei paßt nicht in einen Rechtsstaat und hat eine Parallele nur in der „Ueberweisung nach Sibirien auf administrativen Wege". Dabei ist das „rétrancher de la société des honnêtes gens" ein noch viel schlimmerer Eingriff, als die Verpflanzung in unwirtliche Gegenden. Die Reglementierung bedeutet weiter eine Beleidigung des ganzen weiblichen Geschlechts und sie verstößt, da von ihr nur Frauen der niederen Stände betroffen werden, gegen die soziale Gerechtigkeit. Dementsprechend bricht der Entwurf jetzt vollständig mit ihr.

Aber auch gegen die deutschrechtliche Bestrafung der gewerbsmäßigen Unzucht haben sich Bedenken geltend gemacht. Heute teilt man scharf zwischen dem, was nur als Selbstverletzung anzusehen ist und dem, was rechtswidrig in die Sphäre der Allgemeinheit oder eines anderen eingreift. Damit gelangt man zu dem Satz: Die Prostitution an sich ist nichts anderes als eine Verletzung der eigenen Geschlechtsehre, also nicht strafbar. Diesem Satz folgend hält der Entwurf die Strafbestimmung aufrecht nur für den Fall, daß sich die Prostituierte „öffentlich in einer Sitte und Anstand verletzenden Weise zur Unzucht anbietet".

Der Entwurf ist nun aber ein Entwurf zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Als solcher darf er gar nicht vorbei gehen an dem anderen Fall, daß die Prostituierte geschlechtlich erkrankt ist und trotzdem ihr Gewerbe fortsetzt. Hier fällt ins Gewicht: Die Prostituierte ist in der Ausübung des Geschlechtsverkehrs weder durch physische noch psychische Hemmungen beschränkt, und sie neigt dazu, von dieser Unbeschränktheit den allerweitesten Gebrauch gerade dann zu machen, wenn sie sich krank fühlt und nun befürchten muß, über kurz oder lang für einige Zeit ihrem Gewerbe und dem Verdienst entzogen zu werden. Also von einer geschlechtskranken Prostituierten drohen der Allgemeinheit größere Gefahren als von jedem anderen Geschlechtskranken. Da will es im Interesse der Allgemeinheit geboten erscheinen, wenn man von dem

geschlechtskranken Prostituierten die Erfüllung der, allen Geschlechtskranken obliegenden Pflicht, sich alsbald in die Behandlung eines approbierten Arztes zu begeben und alle Anordnungen des Arztes zu beachten, durch eine Strafandrohung erzwingt. Die Geschlechtskrankheiten charakterisieren sich aber auch als die Berufskrankheiten der Prostituierten. Daraus folgt wieder die Verpflichtung für die Prostituierten, diesen Krankheiten eine besondere Beachtung zu schenken. Damit gelangt man zu einer weiteren Erhaltung der deutschrechtlichen Strafbestimmung, zu einer Strafbestimmung dahin:

> Bestraft werden Frauen, die gewerbsmäßige Unzucht treiben und mit einer ansteckenden Geschlechtskrankheit angetroffen werden, sofern sie nicht den Beweis erbringen, daß sie sich alsbald nach ihrer Erkrankung in die Behandlung eines approbierten Arztes begeben und alle Anordnungen des Arztes befolgt haben, oder daß ihnen ihre Erkrankung wegen der Umstände des Falles unbekannt bleiben konnte.

Diese Bestimmung würde auch auf die Prostituierten einen erzieherischen Einfluß haben, würde sie veranlassen, auf die Erhaltung ihrer eigenen Gesundheit in größerem Maße bedacht zu sein.

Der Entwurf beschäftigt sich auch mit der Bestrafung der Kuppelei. Hier besteht in Deutschland zur Zeit ein arger Mißstand. Bestraft wird „Wer aus Eigennutz durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit Vorschub leistet", und diese Vorschubleistung wird von der deutschen Rechtssprechung schon bei jedem Vermieten an eine Prostituierte angenommen. Die reglementierten und für straffrei erklärten Prostituierten müssen aber doch irgendwo wohnen. Auch ist es einfach unmöglich, überall alle anderen Prostituierten aus ihren Wohnungen zu vertreiben. Deshalb unterlassen hier die Polizeibeamten die Strafanzeigen. Zu diesen Anzeigen sind sie aber verpflichtet, und nun müssen sie dem Wohnen der Prostituierten gegenüber die unwürdige Rolle des Vogel Strauß spielen, und sie sind behindert, in die Beziehungen zwischen Vermietern und Prostituierten irgendwie regelnd und überwachend einzugreifen.

Die Lösung dieses Mißstandes ist gegeben in einem Zusatz zum Kuppeleiparagraphen, der das Vermieten an Prostituierte für straffrei erklärt, wenn gewisse, von der Polizei zu überwachende, Bedingungen erfüllt sind. Diesen Weg ist der Entwurf gegangen. Dabei hat er sich in erster Linie leiten lassen von dem Gedanken einer Abwehr des Bordells, das der Chef der Pariser Sittenpolizei, Lecour, als „la bas de toute réglmentation de la Prostitution" bezeichnet. Das Bordell ist nämlich einmal der Sitz der entsetzlichsten Sklaverei. Der beste Kenner der Verhältnisse, der Pariser Arzt Parent-Duchatelet, verleiht dem Ausdruck mit folgenden Worten: „Selbst der roheste Kutscher schont seine Pferde mehr, als die Bordellhalterin ihre Frauen, durch die sie zu Reichtum zu kommen hofft". Das Bordell ist aber auch in gesundheitlicher Hinsicht die bedenklichste Einrichtung. Der Petersburger Oberarzt Dr. Sperk und der deutsche Professor Blaschko geben die Erklärung. Sie führen aus: Eine Prostituierte, die nur mit drei Männern verkehrt, steht auf einer niedrigeren Gefahrenstufe. Sie kann selbst nur erkranken, wenn einer der drei Männer krank ist und sie überträgt dann die Krankheit nur auf zwei andere. Die Bordelldirne verkehrt dagegen mit dem denkbar größten Kreis von Männern. Sie erkrankt deshalb mit zwingender Notwendigkeit in allerkürzester Zeit und sie leitet dann die Krankheit weiter in unbeschränkte Kanäle. Das hat man auch in Frankreich erkannt. So hat der Polizeiarzt von Marseille Dr. Mireur

mitgeteilt, er habe bei 61 v. H. seiner an Syphilis erkrankten Patienten in der zuverlässigsten Weise die Ansteckung im Bordell festgestellt. Derselbe Dr. Mireur war mein Korreferent im Jahre 1899 bei der Brüsseler Konferenz. Damals hat er betont, das Bordell lasse sich reformieren. Man brauche nur den Bordellhalterinnen aufzugeben, auch ihrerseits ihre Frauen tagtäglich immer wieder von neuem zu untersuchen und alle krank Befundenen aus dem Hause zu verweisen, ihnen gleichzeitig hohe Strafen und die Konzessionsentziehung anzudrohen, wenn bei einer der unerwartet kommenden polizeiärztlichen Untersuchungen doch noch eine Kranke angetroffen werden sollte. Damit wäre allerdings den Bordellbesuchern gedient. Das erfordert aber ein starkes Roulement der Bordelldirnen. Anhaltend müssen Kranke ausgewiesen werden, die dann ihre Krankheit außerhalb des Bordells weitertragen. Anhaltend müssen neue gesunde Frauen herbeigeschafft werden, was nur mit Hülfe eines lebhaften Mädchenhandels möglich ist.

Reformiert nach dem Mireurschen Vorschlag werden nun die Bordelle sein, die Frankreich heute im Interesse seines Militarismus, zur Befriedigung seiner weißen und farbigen Soldateska, mit deutschem Gelde und deutschem Blut selbst an den kleinsten Orten des schönen Rheins eingerichtet hat. Diese Bordells müssen, gleichzeitig mit den fremden Peinigern, verschwinden, wenn die Fassung des Entwurfs:

> Straffrei ist das Zimmervermieten, wenn mit ihm „kein Ausbeuten, Anwerben oder Anhalten zur Unzucht verbunden ist",

zur Annahme gelangt.

Man erwäge aber weiter: Jede Prostituierte bedarf zur Ausübung ihres Gewerbes eines Zimmers, und die Polizei muß die Vermieter nun doch anhaltend darauf kontrollieren, daß sie keine Ausbeutung, kein Anwerben und Anhalten zur Unzucht betreiben. Weshalb stellt man da nicht auch positive Bedingungen, deren Erfüllung die Polizei spielend nebenher kontrollieren kann? Weshalb fordert man von den Zimmervermietern nicht auch Warnungs- und Belehrungstafeln an in die Augen fallenden Stellen, außerdem Wasserspülungen und Automaten mit prophylaktischen Mitteln? Gegen die prophylaktischen Mittel macht man geltend, daß sie einen Anreiz zum Aufsuchen von Prostituierten geben. Dies Bedenken fällt fort, wenn der Hinweis auf die Mittel erst im Zimmer der Prostituierten erfolgt. Diese Bedingungen würden auch wieder erzieherisch wirken auf die Prostituierten, und sie würden diesen auch die Gelegenheit geben, auf die Erhaltung ihrer eigenen Gesundheit bedacht zu sein. Der Erfolg im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten wäre ein durchgreifender.

Die „Begründung" des Entwurfs, nicht der Entwurf selber, gelangt noch zu einer weiteren Bedingung für die Straffreiheit der Vermieter, die, jedenfalls in ihrer Verallgemeinerung, verfehlt erscheint: Die vermieteten Zimmer sollen nicht nur dem Gewerbebetrieb dienen. Sie sollen gleichzeitig den ganzen Aufenthaltsraum der Prostituierten bilden. Will man es denn verhindern, daß auch eine Prostituierte einmal ein reines Lebenszentrum behält, von dem aus sie wieder aufwärts steigen kann, wenn sie der Ekel ergreift? Sollen denn die Betriebsstellen der Prostituierten überall auf die Häuser der ärmeren und kinderreichen Familien verteilt werden? Soll denn auch eine Konzentration der Betriebsstellen in jeder Form unmöglich gemacht werden?

Hier türmen sich Schwierigkeiten auf, wegen derer es sich empfiehlt, den Behörden einen weiten Spielraum zu lassen und dem Zusatz zum Kuppeleiparagraphen eine Fassung dahin zu geben:

Straffrei ist das Vermieten an Prostituierte, wenn damit kein Ausbeuten und kein Anwerben oder Anhalten zur Unzucht verbunden ist und wenn alle Anordnungen befolgt werden, die die Behörde aus ethischen und hygienischen Gründen getroffen hat.

Das elsaß-lothringische Problem.

Von Kurt Rheindorf.

Zum einundfünfzigsten Male jährte sich im Februar d. J. der Tag, an dem die Bevollmächtigten der dritten Republik den Präliminarfrieden zu Versailles unterschrieben, der Elsaß und Deutsch-Lothringen wieder mit Deutschland vereinigte. Ungefähr ein halbes Jahrhundert später wurde wiederum in Versailles die „Réintegration" der beiden Provinzen in Frankreich vollzogen. „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Anklage und Urteil zugleich liegen in diesen Worten. Zu spät bemüht sich heute die berufenste Vorkämpferin für die deutschen Ansprüche auf Elsaß-Lothringen, die deutsche Geschichtsschreibung, ihre Unterlassungssünde wieder gut zu machen. Um jeden Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, hatte sie es im allgemeinen abgelehnt, ihre Kräfte in den Dienst der Politik zu stellen. Und doch war es gerade bei Elsaß-Lothringen so leicht, die Brücke zu schlagen. Aber allzu sehr stützte man sich auf alte historisch begründete Rechtstitel, die der großen Masse des Volkes nicht bekannt waren. Jetzt, nachdem der „Frieden" von Versailles die „Macht" an die Stelle des „Rechts" gesetzt hat, wird dem deutschen Volke und der Welt das deutsche Recht auf Elsaß-Lothringen unterbreitet. Noch in der letzten Kriegszeit sprang A. Schulte in die immer größer werdende Bresche und suchte mit seinem vortrefflichen Buche: „Frankreich und das linke Rheinufer" den unheilvollen Fehler deutscher Wissenschaft wieder gutzumachen. Zu spät folgten Spahn und Stählin. Dann trat ein alter Kämpfer für Elsaß-Lothringen, der Düsseldorfer Archivdirektor Paul Wentzcke, wieder für die neue deutsche Irredenta am Oberrhein in die Schranken.

„Der deutschen Einheit Schicksalsland" (München 1921), eine kurze und doch treffliche Kennzeichnung Elsaß-Lothringens! Seine Geschichte und seine Rolle in der Geschichte seit den Freiheitskriegen läßt der Verfasser an dem Leser vorüberziehen. Mit Recht stellt Wentzke die Verbindung zwischen innerdeutschem und weltgeschichtlichem Geschehen her. Denn Elsaß-Lothringen war von dem Augenblick, wo das staatliche Sonderleben in ein neues Stadium trat, wo die Staatengeschichte die Territorialgeschichte bei Seite schob, ein internationales Problem. Es ist ein typisches Beispiel für die Wechselbeziehungen zwischen Innen- und Außenpolitik. Das hat man in Deutschland bisher leider allzu sehr übersehen. Auch Wentzcke verfällt wieder in diesen Fehler, obwohl er ihn erkannt hat. In seiner Darstellung kommt die außenpolitische Seite des elsaß-lothringischen Problems nur wenig zur Geltung, sie wird durch die innerpolitischen Fragen nahezu erdrückt. Stellt M. Spahn mehr die inneren Verhältnisse Elsaß-Lothringens in den Vordergrund, so zeigt Wentzcke, wie sich die beiden Provinzen im deutschen Parteileben von 1848 an widerspiegeln und

welche Stellung sie im neuen Deutschen Reiche einnahmen. Wie ein roter Faden zieht sich das liberale Dogma vom „Einheitsstaat" durch die ganze Darstellung. Zu seiner Rechtfertigung werden häufig sehr gewagte Konstruktionen gemacht. Durch die liberal-doktrinaristische Brille betrachtet, gewinnt nunmehr „der deutschen Einheit Schicksalsland" eine besondere Bedeutung, der nicht jedermann beipflichten wird. Elsaß-Lothringen als Keimzelle des deutschen Einheitsstaates zu betrachten, geht m. E. viel zu weit. Die Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit beweisen, daß eine tausendjährige geschichtliche Entwicklung sich nicht in den Schraubstock einer Parteidoktrin pressen läßt.

Heute steht die Zeit von der Reichsgründung bis zum Zusammenbruch im Mittelpunkte des Interesses. Es war ein Meisterstück Bismarckscher Diplomatie, inmitten eines neidvollen Europa das Deutsche Reich zu errichten. Trotz der günstigen Konstellation innerhalb der großen Mächte drohte doch mehr als einmal eine neutrale Einmischung. Alexander II. von Rußland drang schon Ende August in König Wilhelm, Frankreich zu schonen. Sein Kanzler Gortschakoff unterließ jedoch offiziell jede Beeinflussung der preußischen Regierung. Infolge des gemeinsamen Gegensatzes zu Oesterreich stand die wohlwollende Neutralität Rußlands von Anfang an fest. Die russische Regierung hat sich nie gegen den Erwerb Elsaß-Lothringens ausgesprochen, dem französischen Sondergesandten Thiers auch jede Intervention abgelehnt. Alexander hat im Gegenteil nichts unterlassen, die revanchelustige österreichische Regierung mehrfach vor einem bewaffneten Eingreifen zugunsten Frankreichs zu warnen, in dem der Zar den casus belli sehen und für Preußen eintreten werde. Zwar erweiterte das Gebiet am Oberrhein die deutsche Macht — die Politiker an der Newa machten keinen Unterschied zwischen preußischer oder deutscher Machtvergrößerung —, dadurch war aber auch eine Kluft zwischen Deutschland und Frankreich geschaffen, die den besiegten Staat unbedingt in die Arme Rußlands treiben mußte. Um des nationalrussischen Interesses willen durfte der Bismarckgegner Gortschakoff eine Niederwerfung Frankreichs nicht verhindern. Ihm war die neuaufsteigende Macht, deren Zusammenschluß nicht mehr unterbunden werden konnte, ein Dorn im Auge. Seit 1815 hatten die Diplomaten an der Newa alles daran gesetzt, um Preußen als russische Einflußzone zu erhalten. Der Tag von Olmütz, wo Preußen auf Druck der Petersburger Staatsmänner unter das von Oesterreich errichtete kaudinische Joch gehen mußte, bildete den letzten großen Markstein auf dem Wege russischer Bevormundung. Von einer Rettung Preußens durch Rußland in Olmütz kann doch keine Rede sein, oder nur insofern, als das Moskowiterreich es damals nicht zum Kriege kommen ließ. Auch die Panslawisten, deren Sympathien zwar völlig auf Seiten Frankreichs standen, erkannten 1870 an, daß die preußischen Heere ihre Geschäfte besorgten. Die Einverleibung Elsaß-Lothringens in Preußen — ob Preußen oder Deutschland, war für das Ausland gleichgültig — wurde von den einsichtigen Führern des Panslawismus durchaus nicht „als Peitschenhieb auf den Größenwahn des langsam heranreifenden panslawistischen Gedankens" empfunden. Danilevsky forderte im Januar 1871 in der Zeitschrift „Zarja" geradezu den „völligen Sieg Moltkes, damit die Franzosen, aber auch die vor dem preußischen Ausdehnungsdrang zitternden West- und Südslawen rettungslos in die Arme Rußlands getrieben wurden". In gleichem Sinne äußerten sich Leute wie der General Fadeje und der Nationalist Katkov. Aus diesen Gründen und weil Bismarck „den slawischen Ehrgeiz aufs neue (?) auf den Weg nach Konstantinopel ab-

lenkte", blieb der Einspruch Rußlands aus, das zwar nicht der „gefährlichste Verbündete Frankreichs" war, es aber werden konnte.

Neuerdings taucht immer wieder die Behauptung auf — auch Wentzcke bringt sie —, der englische Ministerpräsident Gladstone sei für einen neutralen Pufferstaat eingetreten. Aus Gladstones Biographie geht jedoch nur hervor, daß er in der Kabinettssitzung vom 30. September 1870 sich gegen eine „Annexion" Elsaß-Lothringens „ohne Volksabstimmung" aussprach und dafür das Kabinett zu gewinnen suchte. Dem Außenminister Granville gelang es, unter Betonung der strikten Neutralität Englands den Antrag zu Fall zu bringen. Denn er befürchtete von einem englischen Einspruch den noch engeren preußisch-russischen Zusammenschluß, was an der Themse wegen der latenten Orientkrise nicht erwünscht war. Den Neutralisierungsplan empfahl die „Times" ihren Lesern und der Welt als idealste Lösung. Das konservative Blatt war damals jedoch nicht „das Orakel der öffentlichen Meinung Europas", das waren die Neujahrsreden Napoleons III; seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stand Großbritannien mit einer kurzen Unterbrechung (1866/68 Kabinett Derby-Disraeli) im Zeichen des Liberalismus. Die liberale Presse trat nicht ohne Bismarcks Mitwirkung für ein deutsches Elsaß mit Metz ein. Es erweckt eine falsche Ansicht, wenn gesagt wird, „in glänzender Isolierung glaubte der britische Löwe dem Kampfe auf dem Kontinente zusehen zu können, so lange die „kleindeutschen" Ansprüche seine Seeherrschaft nicht berührten". Mit der Hypothek der russischen und amerikanischen Feindschaft belastet — Amerika bot damals in Petersburg ein Schutz- und Trutzbündnis gegen England an —, im Innern durch Reformkämpfe und die irische Frage gebunden, war die Isolierung alles andere als „glänzend".

In Oesterreich stand der Reichskanzler Beust völlig auf Seiten Frankreichs. Die Haltung Rußlands, die ungarische Opposition und die raschen deutschen Siege hielten ihn indessen von tätigen Beweisen seiner Sympathien für die Franzosen zurück. Der Vertreter der Donaumonarchie in Paris, Fürst Metternich, erklärte sogar Jules Favre, er halte einen Frieden ohne Abtretung des Elsaß für unmöglich. Der ungarische Ministerpräsident Andrássy meinte am 22. August im Ministerrat, eine Annexion Elsaß und Lothringens könne den Oesterreichern nur recht sein, denn die beiden Provinzen würden Preußen für lange Zeit zu tun geben, sowohl im Innern, als auch gegen die unausbleiblichen Wiedereroberungsgelüste Frankreichs. Dem deutschen Plan einer Restauration des alten lothringischen Herzogsgeschlechtes in Elsaß-Lothringen wird m. E. zu viel Ehre angetan, wenn gesagt wird, damit sei das Schlagwort vom autonomen Bundesstaat in den „internationalen Formelschatz" aufgenommen worden. Sang- und klanglos ist dieser groteske Plan 1870 verschwunden.

Der Frieden von Frankfurt brachte Elsaß-Lothringen zu Deutschland. Es war das Kriegsziel des gesamten Volkes. Für Bismarck stand es allerdings nicht „von Anfang an" fest. In den ersten Tagen des November, als durch die bayerische Obstruktion das Gründungswerk im Innern ins Stocken, durch das englische Waffenstillstandsangebot und die heraufziehende Pontuskrise nach Außen hin gefährdet schien, forderte der Kanzler von Thiers nur das Elsaß mit Straßburg. Thiers war bereit, aber die Unentwegten in der provisorischen Regierung lehnten ab. Auch später hat Bismarck Metz, das nach Moltke 100 000 Mann wert war, nur auf Drängen der Generale genommen. Daß „in den Verhandlungen in Brüssel im Vorfrühling 1871 Bismarck das erzreichste Land Mitteleuropas als kärgliche Gegengabe für den Verzicht von Belfort in

den Schoß fiel", ist nicht richtig. Das Rombacher Revier, das Bismarck in Frankfurt — nicht in Brüssel — errang, kann man nicht als das „erzreichste Land Mitteleuropas" bezeichnen. Das war das Gebiet von Briey, Longwy, Villrupt und Thil, und diese Gegend blieb dank der Hartnäckigkeit des persönlich interessierten französischen Finanzministers bei Frankreich, wie J. Haller in seiner Schrift: Bismarcks Friedensschlüsse (München 1917) einleuchtend klargestellt hat.

Neben diesen Fragen der Außenpolitik liefen die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten, besonders mit Bayern. Elsaß-Lothringen war hierbei das Bindeglied. Die Abmachungen sind jedoch nicht „derart in ein geschichtliches Geheimnis gehüllt" geblieben, „daß noch fast fünf Jahrzehnte später die Entsendung eines bayerischen Bevollmächtigten zur Friedenskonferenz nach Litauisch-Brest als staatsrechtliche Ueberraschung wirken mußte". Für den Historiker durfte das keine Ueberraschung sein. Die „Denkwürdigkeiten" des bayerischen Ministerpräsidenten Graf Bray, die 1901 erschienen sind, enthalten einen Bericht Brays an König Ludwig II. vom 22. November über die Bismarckschen Zugeständnisse an Bayern. Es heißt dort: „Was sich in dieser Richtung erzielen ließ, ist im wesentlichen folgendes: . . . Die vertragsmäßige Zusage, daß zu Friedensverhandlungen nach einem Bundeskriege stets auch ein bayerischer Bevollmächtigter hinzugezogen werden wird." Daß Bismarck den „Bundesstaat" nur in „zufälligem von W. gesperrt) zeitlichem Zusammenfluß der außen- und innerpolitischen Kräfte des Jahrhunderts der eigentlichen Reichsgründung zusammengeschweißt hatte", kann nur Kopfschütteln erregen. Weshalb der Verzicht einer Einverleibung Elsaß-Lothringens in Preußen bei den Kabinetten in London, Wien und sogar in Brüssel zur Entspannung beigetragen haben soll, ist nicht recht ersichtlich.

Die Sicherung des neuen Reichs war das Leitmotiv der Bismarckschen Außenpolitik nach 1870. Wenn die russische Ablehnung einer Garantie für ein deutsches Elsaß-Lothringen (1876) erwähnt wurde, so durfte auf keinen Fall vergessen werden, daß England im gleichen Jahre bereit war — wie aus der Disraeli-Biographie hervorgeht — Deutschland den Besitz Elsaß-Lothringens zu garantieren. In der deutsch-italienischen Militärkonvention vom 1. Februar 1888 (?) „stützte die weitsichtige Bündnispolitik des großen Kanzlers" nicht „zum ersten Male die deutsche Front im Westen". Das tat schon der erste Dreibundvertrag vom 20. Mai 1882, nach dem Italien bei einem unprovozierten Angriff Frankreichs zur Hilfeleistung „mit allen seinen Kräften" verpflichtet war. Das Allianzsystem Bismarcks, in dem die Hälfte der europäischen Staaten vertreten war, enthielt gewissermaßen die de jure-Anerkennung des elsaß-lothringischen Besitzes, den der Kanzler 1870 nicht erreicht hatte. Die planmäßige Erziehung des französischen Volkes im Geiste der Revanche, getreu Gambettas Wort: „niemals davon sprechen, aber immer daran denken," beweist, daß der „französische Charakter Elsaß-Lothringens, ebenso wie das „Unrecht von 1870" nicht „nur für die öffentliche Meinung des Auslandes vorgeschoben wurden". Daß „spätestens 1911 die Verhandlungen in den Kabinetten von Paris, Petersburg und London über eine „Desannexion" Elsaß-Lothringens" begannen, dafür bleibt Wentzcke den Beweis schuldig. Ein belgischer Gesandtschaftsbericht vom 4. März 1913 beweist das Gegenteil, und am 3. März 1913 schrieb die „Times": man spräche in Frankreich zu viel von Elsaß-Lothringen. England billige keinen Revanchekrieg. Der belgische Gesandte bezeichnet diese Presseäußerung als Ansicht des englischen Kabinetts.

Während des Weltkrieges regten zuerst die Oesterreicher eine Preisgabe Elsaß-Lothringens an, um zum Frieden zu kommen. Deutschland sollte die Zeche für seinen Bundesgenossen bezahlen, der im Zwei- und Dreibundvertrag keine Garantie für Elsaß-Lothringen übernommen hatte. Noch im Mai 1917 wies die O. H. L. diese Gedanken schroff zurück, und im Reichstage schleuderte Kühlmann diesem Verlangen sein „Niemals" entgegen (September 1917). Doch schon in den Verhandlungen mit dem Nuntius Pacelli hatte der damalige Reichskanzler Bethmann-Hollweg erklärt, an der elsaß-lothringischen Frage solle der Frieden nicht scheitern, — eine Tatsache, die nicht übersehen werden durfte. Daß die päpstlichen Diplomaten damals eine Neutralisierung Elsaß-Lothringens im Auge hatten, war bisher nicht bekannt. Die Friedensnote Benedikts XV. vom 2. August 1917 und ihr Kommentar im offiziösen Blatt des Vatikans, dem „Osservatore Romano", enthält davon nichts.

„Der deutschen Einheit Schicksalsland" — allerdings in anderm Sinne als Wentzcke es meint — ist Elsaß-Lothringen stets gewesen. Ein französisches Straßburg ist eine stete Bedrohung Süddeutschlands und damit eines geschlossenen deutschen Reiches. Der Oberrhein als Grenze Frankreichs bedeutet die Ausschaltung Deutschlands und die französische Vorherrschaft auf dem Festlande, die man jenseits der Vogesen als altes Hausgut zu betrachten pflegt. Das Wort des französischen Kriegsministers Barthou zum deutschen Botschafter von Schoen im Sommer 1914: „Geben Sie uns Elsaß-Lothringen wieder, und wir sind die besten Freunde der Welt" ist eine ebensolche Lockspeise für unpolitische Köpfe gewesen, wie „das europäische Gleichgewicht", die „Weltgerechtigkeit" und andere schöne Programmpunkte, für die die Entente in den Krieg gezogen ist. „Recht ohne Macht ist ohnmächtig, und die Macht ist die Königin der Welt", hat der Franzose Pascal vor nahezu 300 Jahren einmal gesagt, und dieser Satz gehört zum eisernen Bestand des politischen Katechismus der Franzosen, damals wie heute. Elsaß-Lothringen ist ein treffliches Beispiel dafür.

Juden in Deutschland.

Von Fritz Kern.

1.

Die Aechtung des Juden Dreyfuß durch die französische Gesellschaft hat 1894 den Begründer des Zionismus, Herzl, auf den Plan gerufen und die Bewegung des jüdisch-nationalen Chauvinismus entfesselt. Wenn Anerkennung im Völkerleben ebenso automatisch entstünde wie Abneigung, so müßte sich in der ganzen deutschen Judenschaft eine wirkliche Hingebung an den deutschen Staat entwickeln, seit als sichtbarste Krönung völliger Gleichstellung die Leiter des Staates und die Volksvertretung dem Juden Rathenau, der im Dienst des Staates verantwortungslosen Fanatikern zum Opfer fiel, Ehren erwiesen, die in der Geschichte nicht nur der zahlreichen Ministermorde, sondern auch soweit mir bekannt ist, im Zeremoniell der Staatsfeierlichkeiten fast ohne Beispiel dastehen.

Es ist kaum zu hoffen, daß restlose Hingabe an deutsche Belange sobald zum herrschenden Gefühl in den deutschen Juden werde. Wie die bekannten Vorgänge vor und namentlich nach dem Novemberumsturz eine anti-

semitische Bewegung von elementarer Wucht auslösten, so haben die nicht wegzuleugnenden Auswüchse dieser Bewegung ihrerseits wieder eine Versteifung weiter jüdischer Antipathien gegen unser Volk begünstigt, und leider nicht nur ihre Auswüchse, sondern auch ihren berechtigten Gehalt. Die Judenfrage, diese unausstehliche Frage, scheint unlösbarer als je; die alten Argumente aller Schattierungen werden mit mehr Papier- und Wortverschwendung, als zu irgend einer Zeit aufgefahren, der Ton hat sich verschärft, an den Tatsachen scheinbar nichts geändert. Mit unlösbaren Fragen gibt sich niemand gern auf die Länge ab. Wenn ich im Folgenden einige bemerkenswertere Aeußerungen der neusten Zeit anführe, so geschieht es weil sie zeigen, daß doch auch in dieser Frage Entwicklungsmomente hervortreten.

2.

Da sieht zunächst Felix Theilhaber, Der Untergang der deutschen Juden (Berlin, Jüdischer Verlag, 1922) eine biologische Lösung. Er operiert mit der Statistik, um das Verschwinden der deutschen Juden in wenigen Generationen vorherzusagen. Wenn nun die Statistik auch die „dritte Form der Täuschung neben Aussagesatz und Verneinung" ist, so muß man Theilhaber doch eine sehr wirksame Durchführung seines Beweises nachrühmen. Das Judentum der Landstadt wird von der Großstadt, insbesondere Berlin aufgesogen. In der Großstadt aber marschiert der jüdische Bevölkerungsteil an der Spitze der Geburteneinschränkung aus den bekannten Beweggründen, die sich statistisch schon zu einer tatsächlichen Abnahme der Volkszahl verdichten, wobei zwar die Uebertritte einige Lücken in die Statistik reißen, bei der geringen Fruchtbarkeit der Mischehen indes das Bild nicht grundsätzlich verschieben. Großstadtfamilien sterben ja meist in wenigen Generationen aus; ihr arischer Jungbrunnen, das flache Land, fehlt dem jüdischen Stamm; seine Zuflußquelle, das Ostjudentum, aus dem im 19. Jahrhundert hunderttausende von neuen jüdischen Mitbürgern in das innere deutsche Volksleben durchgeschleußt wurden, wird nach Theilhaber durch die auch im Ostjudentum — langsam aber sicher — überhandnehmende Geburtenbeschränkung versiegen. Letztere Annahme scheint recht optimistisch — oder, von Theilhabers Standpunkt gesehen, pessimistisch. Wenn die Zurückdämmung des unerwünschten ostjüdischen Einstroms lediglich dem dortigen Neumalthusianismus der Zersetzung der alttestamentlichen Familiensitte überlassen bliebe, so wäre ebenfalls — langsam aber sicher — die deutsche Judenfrage auf dem Weg zu einem wahren Volkskrieg. Glücklicherweise gibt es, wenn der deutsche Staat nur einigermaßen seine Schuldigkeit tut, noch andere Vorkehrungsmittel. Theilhaber selbst sagt: „Es ist nicht sicher, ob die deutschen Grenzen den Ostjuden noch lange geöffnet sind". Wir entnehmen diesem Satz mit Unbehagen, daß sie noch nicht ganz geschlossen zu sein scheinen. Wären sie es, so könnte das Theilhabersche Gesetz der Zurückführung des jüdischen Bevölkerungsteils auf ein bescheidenes Maß sich zu unserm und der Juden eigenem Segen auswirken.

Dem Ostjudentum möchte man Palästina statt Deutschland als Abflußgebiet wünschen; deshalb haben Beobachtungen und Schilderungen, wie die von A. Holitscher, Reise durch das jüdische Palästina (Berlin, S. Fischers Verlag), auch für uns Interesse. Holitscher bringt ein redliches Maß Begeisterung und Liebe auf, aber die Kritik drängt sich auch ihm

unter diesem erhitzten, überreizten Volk auf. Man gewinnt den Eindruck einer noch ganz problematischen Entwicklung, jedenfalls keiner eigentlichen Entlastung der europäischen Judenfrage durch den praktischen Zionismus, umgekehrt dagegen droht die Belebung unsres einheimischen theoretischen Zionismus durch den mehr geräuschvollen als lebensfähigen Judenstaat, der nach Holitschers überschwenglicher Prophetie dem Judentum der ganzen Welt Genesung bringen soll.

3.

Wenden wir uns von typischen Büchern, welche das schwere Schicksal des Judentums schildern, zu solchen, welche die Erschwerung des politischen Schicksals der Wirtsvölker durch die jüdischen Gäste zum Gegenstand haben, so ist im Gegensatz zu den nur schädlichen unkritischen Klatsch-Büchern, wie dem des Amerikaners Ford, die ernste, in ihrer Art nach Objektivität strebende, kenntnisreiche Schrift von O. Kernholt, Vom Ghetto zur Macht, Die Geschichte des Aufstiegs der Juden auf deutschem Boden (Leipzig, Theodor Weicher) zu nennen. Kernholt sieht die Lösung der Judenfrage in einer zunehmenden Selbstbesinnung des Deutschtums und stellt mit Befriedigung fest, daß die Jugend uns gehört. Dabei ist aber nicht zu übersehen, daß auch die jüdisch-nationale und zionistische Jugendbewegung wächst und daß bisher nur eine entschiedenere Kampfstellung und ein beiderseits verstärktes Selbstbewußtsein, aber keine Ueberwindung des unsere Politik und Kultur vergiftenden jüdisch-deutschen Gegensatzes zu verzeichnen ist. Wenn man die anregenden, wenn auch etwas kühnen Konstruktionen Johann Plenges' über den politischen Wert des Judentums (Essen, Baedecker) oder den ebenso geist- wie kenntnisreichen Essai Bernhard Friedrichs über „Die Sprache der Juden" liest (München. J. F. Lehmann), so verstärkt sich die Ueberzeugung, daß die „Lösung" nur in einer Verbindung von zwei Momenten liegen kann: Verhinderung weiteren ostjüdischen Zuzugs und Weckung des deutschen Nationalbewußtseins. Friedrich, von dem auch eine scharfe historische Beleuchtung der wirtschaftlichen Eigenart und früheren Schicksale der Juden in Deutschland herrührt (Die Judenverfolgungen des Mittelalters und ihre Ursachen) erklärt: „Wenn jeder Deutsche von dem Bewußtsein der Unterschieds gegenüber dem Judentum erfüllt ist, dann ist die Judenfrage gelöst".

4.

Was soll nun aber aus den sechshunderttausend Auch-Deutschen werden, den Juden, die weder ausgestorben sind, wie uns Theilhaber für die Zukunft prophezeit, noch ausgewandert, noch gewillt, ihre stark Position in fast allen Teilen unsres öffentlichen Lebens, geschweige denn ihre Rechte und Betätigungsmöglichkeiten als deutsche Staatbürger aufzugeben? Die scheinbar paradoxe Antwort auf diese Frage, eine Antwort, in der trotzdem eine hoffnungsvolle Note nicht zu verkennen ist, gibt eine im letzten Jahr hervorgetretene Gruppe: die Antwort (um die Worte Friedrichs zu verwenden), daß auch diese deutschen Juden „von dem Bewußtsein des Unterschieds gegenüber dem Judentum sich erfüllen". Die Gruppe, von der ich spreche, hat sich in dem Verband national-deutscher Juden zusammengeschlossen.

Da ich schon früher in den „Grenzboten" zu den Bestrebungen dieses Verbandes Stellung genommen habe, möchte ich diesmal vor allem hervorheben, daß die Entwicklung des Verbandes vorerst mehr in die Tiefe, als in die Breite zu wirken scheint, daß sich eine Auslese vornehmer, deutschfühlender jüdischer Männer fest um den Führer der Bewegung, Dr. Max Naumann in Berlin, geschart hat, daß sie in heftigem Kampf mit den Gegnern innerhalb wie außerhalb des Judentums ihre Ziele immer mehr klärt und kräftigt, daß sie neuerdings daran gegangen ist, der jüdischnationalen und zionistischen Jugendbewegung eine eigene entgegenzusetzen, um den jüdischen Kindern, die, wie alle Jugend dem Extremen zuneigt, zwischen der Skylla antisemitischer Verfehmung und Verbitterung und der Charybdis jüdischnationaler Ueberhebung die nicht leichte Mittelstraße zu echter, tapferer Deutschgesinnung zu weisen. Die Schar der Anhänger Dr. Max Naumanns kann keine sehr große sein, einerseits weil die Ehre dem Verband anzugehören, nur geprüften Charaktern zuteil wird, und weil andererseits eine Reihe vornehm denkender, wertvoller Juden zögert, in einer Zeit antisemitischer Hochspannung einem Verband beizutreten, der sich an die Seite des Deutschtums gegen ostjüdische Einwanderung, gegen Internationalismus und jüdischen Nationalismus wendet. Es liegt eine gewisse, mutige Paradoxie in dem Kampf des Verbandes, der sich weder vor Lächerlichmachen noch vor Verdächtigung der Beweggründe fürchtet und — nach dem Charakter der Führer — zu fürchten braucht. Ein Lichtblick bleibt es, daß gerade in unsern Tagen dieser Anfang einer inneren Ueberwindung des jüdisch-deutschen Gegensatzes von bester jüdischer Seite selbst gemacht wird, daß dem bloßen Verstandesdeutschen, der lauen Zwischenschicht vieler Assimilationsjuden und der betonten Undeutschheit vieler anderer jüdischer Staatsbürger hier durch ein Deutschtum des Herzens der Krieg erklärt und mit blanken Waffen durchgefochten wird. Wer den Geist des Verbandes kennen lernen will (und deutschbewußte Kreise haben Grund sich mit ihm zu beschäftigen), greife zu Naumanns Schriften: „Vom mosaischen und nicht mosaischen Juden" — ein Beitrag zur Begriffsklärung — und „Von Zionisten und Jüdischnationalen", „Ganz-Deutsche und Halb-Deutsche?" (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin W. 8). Auch A. Peyser „Der Begriff nationaldeutsch" (ebenda) und das gehaltreiche Werk des Ministerialrats Föhlinger über „Bismarck und die Juden" (Berlin, D. Reimer) sind aus dem Gedanken- und Arbeitskreise dieses Verbandes erwachsen.

Weltspiegel.

8. November.

Die letzten vier Wochen sind eine besonders ereignisreiche Zeit gewesen. Außer der neuen Phase, in die die Reparationsfragen getreten sind, müssen wir der Vorgänge gedenken, die in England, in Italien und im nahen Orient wichtige Veränderungen herbeigeführt haben.

In England handelt es sich um Ministerwechsel und Parlamentswahlen, also um das bedeutsamste, was es im politischen Leben des britischen Weltreichs überhaupt geben kann. Lloyd George hatte in der letzten

Zeit seiner Amtsführung mit seiner Politik nicht viel Glück gehabt. Außergewöhnliche Zeitverhältnisse, die ein starkes Abweichen von der altenglischen Tradition bedingten, hatten ihn emporgetragen. Nun fing der Strom an, in sein altes Bett zurückzuebben; man sehnte sich nach den alten politischen Gewohnheiten zurück. Aber der leitende Mann, den man in der Zeit der Not an die Spitze gestellt hatte, vermochte sich nicht so schnell umzustellen; dazu war vor allem seine persönliche Eigenart und sein Temperament nicht angetan. Auch blieb die Lage noch viel zu schwierig und verwickelt, als daß es ohne Enttäuschungen und Nackenschläge hätte abgehen können. Diese Erfahrung mußte Lloyd George im Orient machen. Seine Politik bedeutete für England eine empfindliche moralische Niederlage, und so verlor er auch in seiner innerpolitischen Stellung den Boden unter den Füßen, da man seine dem englischen Charakter so häufig wider den Strich gehenden Methoden als Ursachen der Mißerfolge zu erkennen glaubte. Die leitenden Staatsmänner Englands sind in solchen Lagen gewohnt, die Dinge nicht auf die Spitze zu treiben. Sie haben auch keine Ursache, am Amte zu kleben, da die kommenden Ereignisse sie jederzeit wieder an die alte Stelle bringen können. Lloyd George zögerte also nicht, zurückzutreten und das Feld dem Bruchteil der Konservativen zu überlassen, die der seit der Kriegszeit bestehenden Koalition überdrüssig waren und das alte Parteisystem wieder zur Geltung bringen wollten. Aber diese Koalition hatte die Parteiverhältnisse sehr merkwürdig gestaltet. Die bedeutenderen Führer der ehemaligen Unionisten (Konservativen) waren Mitglieder des Kabinetts Lloyd George geworden, aber eben deshalb schien es den strengeren Konservativen leicht, das Kabinett unter Ausscheidung Lloyd Georges und der Liberalen ohne allzu tief einschneidende Aenderungen umzugestalten. Austen Chamberlain sollte ihr Führer sein. Dieser machte jedoch einen Strich durch die Rechnung, indem er sich auf die Seite von Lloyd George stellte, und mit ihm ging eine Reihe der angesehensten Politiker seiner Partei: Lord Curzon, Lord Birkenhead u. a. So fügte es sich glücklich, daß der ehemalige Führer der Konservativen, der durch Krankheit lange Zeit der politischen Tätigkeit ferngehalten worden war, Bonar Law, eben jetzt wieder auf dem politischen Schauplatz erschien. Er wurde wieder offiziell zum Führer der Konservativen erwählt und konnte nun nach dem parlamentarischen Brauch Englands den Auftrag des Königs übernehmen, das neue Kabinett zu bilden. Unverzüglich wurde nun das Parlament aufgelöst, so daß England jetzt vor Neuwahlen steht, die erst die endgültige Entscheidung bringen werden. Es schien anfangs, als ob die bisherigen Anhänger der Koalition, die trotz mancher Abweichungen in ihren innerpolitischen Anschauungen auch weiter noch bereit waren, der Fahne Lloyd Georges zu folgen, eine eigene Partei der Mitte bilden wollten, deren Führerschaft Lloyd George übernehmen sollte und die sich national liberals nannte. Indessen deuten die Anzeichen in den gegenwärtigen Vorstadien des Wahlkampfes darauf hin, daß die Lage nicht so einfach ist. Der neuen Partei fehlt doch der erwartete Zuzug aus dem konservativen Lager, und es scheint sich eher eine Annäherung zwischen den Nationalliberalen und den alten, sogenannten unabhängigen Liberalen von der Farbe Asquith und Grey zu vollziehen, während die Konservativen stärker, konzentrierter und in schärferem Gegensatz zu Lloyd George erscheinen, als erst erwartet wurde.

Ein merkwürdiger Umschwung hat sich in Italien vollzogen. Die faszistische Organisation hat sich auf gewaltsamem Wege, der nur deshalb nicht allzu blutig verlief, weil die rasche und verwegene Energie der Faszisten durch das Verblüffende ihres Sieges jeden ernsteren Widerstand ihrer Gegner lähmte, zur Herrschaft im Staate emporgeschwungen. Man erwartete natürlich von einer militärisch-nationalistischen Organisation, die gegen die bestehende Autorität förmlich mobil machte, gegen die Hauptstadt marschierte, als Siegerin einzog, die Regierung einfach über den Haufen warf und das Parlament als Luft betrachtete, ungefähr das ärgste, was eine Revolution mit sich zu bringen pflegt. Aber Benito Mussolini, der Führer der Faszisten, so sehr er auch den Diktator in napoleonischem Stil hervorkehrte, erschien doch vor dem Könige, versicherte ihn seiner unbedingten Loyalität und Verfassungstreue und erhielt von ihm, nachdem beide Tränen der Rührung in ihren Augen zerdrückt hatten, nach allen Regeln der Verfassung das Portefeuille als Ministerpräsident. Und wirklich ist bisher in dem Verhalten Mussolinis das eifrige Bestreben erkennbar gewesen, strengste Ordnung und Gesetzlichkeit walten zu lassen. Er hat sein Kabinett beisammen; General Diaz, der einstige Oberbefehlshaber im Weltkriege, der Vertrauensmann der königstreuen Armee, ist sein Kriegsminister. Aber noch steht die neue Regierung in ihren Anfängen, und die vollen Auswirkungen des Geschehenen sind noch zu erwarten.

Unterdessen hat sich im nahen Orient die Lage immer mehr zugunsten der Regierung von Angora entwickelt. Während England und Frankreich mehr die internationale Seite des Problems im Auge haben, die Meerengenfrage und ihren eigenen Wettstreit in den Vordergrund stellen und deshalb vor allem um die richtige und geschickte Vorbereitung der geplanten Orientkonferenz, für die nun Lausanne als Verhandlungsort ausersehen ist, bemüht sind, gehen Kemal Pascha und die Nationalversammlung von Angora geradeaus ihren Weg, der kein anderes Ziel kennt als die innere Einigung und Kräftigung der Türkei und die Wiederherstellung ihrer Macht und Selbständigkeit. Dazu gehörte auch die Beseitigung der Doppelregierung, die Wiedergewinnung von Konstantinopel und Thrazien. Für die Türken, die durch ihren militärischen Sieg über die Griechen ihr nationales Selbstbewußtsein wiederhergestellt fühlten, mußte es die stärkste Demütigung bedeuten, daß Konstantinopel und damit ihr Sultan und Kalif vollständig in den Händen der Entente war. Solange die Angoraregierung am Hof und bei der Hohen Pforte noch als eine Rebellenregierung galt, deren Zukunft im Ungewissen lag, war wenig dagegen zu machen. Nach dem Erfolge Kemals mußte die Autorität der Hohen Pforte als einer von Fremden bevormundeten, in der ganzen Asiatischen Türkei nicht mehr anerkannten Schattenregierung schnell dahinschwinden. Der Versuch, auf gütlichem Wege einen Thronwechsel herbeizuführen, den schwachen Mohammed VI. zur Abdankung zu bewegen und durch den geeigneteren Thronfolger zu ersetzen, mißglückte infolge der Weigerung des Sultans. Jedoch die Nationalversammlung in Angora fühlte sich schon sicher und mächtig genug, die Lösung im Namen des türkischen Volkes in die Hand zu nehmen, ihrerseits den Sultan abzusetzen und nach dem Muster der Angoraregierung eine republikanische Staatsform einzuführen. Das Sultanat sollte jedoch nicht abgeschafft werden, sondern als geistliche Behörde fortbestehen, indem die Würde des Kalifen

dem Hause Osman verblieb, aber nicht mehr dem ältesten Mitgliede dieses Hauses kraft Erbrecht zufallen, sondern einem beliebigen Mitgliede durch Wahl übertragen werden sollte. Inzwischen hat die Hohe Pforte, d. h. das noch vom Sultan auf Grund der alten Verfassung ernannte, vom Großwesir geleitete Kabinett, die Regierung abgegeben und ist vom Schauplatz verschwunden, und ein kemalistischer Gouverneur, Rifaat Bey, hat die Zivilverwaltung in Konstantinopel und im Bereich der bisherigen Sultansregierung übernommen. Daraus ist nun ein merkwürdiges Verhältnis der neuen türkischen Behörden in Konstantinopel zu der Entente entstanden. Die kemalistische Regierung hat die Kühnheit gehabt, von der Entente nichts Geringeres als die Räumung von Konstantinopel zu verlangen, da sie den Vertrag, auf dem die Besetzung beruhe, nie anerkannt habe, überdies die Besetzung jetzt überflüssig sei. Natürlich ist diese Forderung abgelehnt worden, aber sie behält ihre Bedeutung im Zusammenhang der Vorbereitungen zur Lausanner Konferenz.

Wenn wir diesmal über die Reparationsfrage kurz hinweggehen und nur erwähnen, daß sich die Reparationskommission selbst vor kurzem auf den Weg nach Berlin begeben hat und noch heute hier weilt, so geschieht es nicht in Verkennung der Bedeutung der Sache, sondern deshalb, weil bei dem jetzigen Stande der Dinge nichts wirklich Klärendes, geschweige denn auch nur in einer Einzelheit Abschließendes über die Sache zu sagen ist. Dagegen mag nach dem, was hier über die Ereignisse in England, Italien und dem Orient gesagt worden ist, noch ein kurzes Wort über ihren Zusammenhang und ihre Wirkung auf die politische Weltlage gestattet sein.

Hier muß zuerst hervorgehoben werden, daß die englische Krisis Frankreich und England einander wieder nähergeführt hat. Der Rücktritt Lloyd Georges hat wie ein Erfolg Frankreichs über England gewirkt, wobei es übrigens ganz gleichgültig ist, wie weit französische Geschicklichkeit aktiv einen Anteil an dem Gang der Dinge in England gehabt hat. Daraus könnte wohl geschlossen werden, daß auch die feindselige Politik Frankreichs gegen Deutschland in der Reparationsfrage eine stärkere Stütze erhalten wird. Diese Schlußfolgerung ist möglich, aber nicht notwendig. Es kann auch sein, daß Frankreich eher geneigt sein wird, anstelle der fortwährenden Drohungen und der Aufrechterhaltung schlechthin unerfüllbarer Forderungen einigermaßen vernünftige Erwägungen zu setzen, wenn sein englischer Verbündeter nach außen hin das Bedürfnis engen Zusammengehens mit Frankreich stark betont, dabei aber mit größerer Ruhe und Stetigkeit das englische Interesse wahrt. Das schlimmste für uns war das beständige Spielen Lloyd Georges mit dem Bruch der Entente unter scheinbarem Verständnis für Deutschlands Lage und einem gewissen Eingehen auf unsere Interessen bei regelmäßiger Nachgiebigkeit gegen Frankreich im letzten Augenblick. Wie sich der Sieg des Fascismus in Italien in der internationalen Politik bemerkbar machen wird, liegt noch im Dunkel. Wir Deutschen haben schwerlich Erfreuliches davon zu erwarten. Denn die Fascisten führen einen beharrlichen und leidenschaftlichen Kampf gegen die deutschen Minderheiten in den neu gewonnenen Alpenländern, und Mussolini steht fest in den Anschauungen der Entente, aber sein scharfer italienischer Nationalismus erweckt auch bei seinen Verbündeten Befürchtungen, die noch keineswegs durch seine ersten friedfertigen Erklärungen beseitigt sind. Italien spricht aber auch in der Orientfrage ein

Wort mit, und es ist deutlich zu erkennen, daß die ganze Orientfrage in ein schwieriges Stadium getreten ist. Die neuesten Forderungen der Türkei haben in Paris und London sehr ernste Stimmungen hervorgerufen. Die Entente ist überdies dem Sultan persönlich verpflichtet; es ist nur folgerichtig, daß Mohammed VI. sich an Bord eines englischen Kriegsschiffes, das im Bosporus ankert, begeben hat, während sein Palast von englischen Truppen geschützt wird. Und noch eine Frage steht im Hintergrunde: der Sultan droht mit dem Versuch, angesichts der Vergewaltigung des Kalifats sich nach Indien zu retten. Die Verwicklungen, die dann in der Türkei und anderen Ländern des Islam bevorstehen, können unabsehbar werden. Die Zukunft birgt also immer noch eine Fülle von Schwierigkeiten in allen Teilen der Welt. W. v. Massow.

Literarischer Wegweiser.

Deutschland und Deutschtum.

Als vor dem Krieg derjenige deutsche Verlag, der am sichtbarsten „Welt"-firma war, Karl Baedeker, immer neue Bände als Meisterstücke deutscher geistiger Werkleistung herausbrachte, da hießen sie: Kleinasien, Babylonien, Kanada und ganz zuletzt (1914) Indien. China und Japan, Australien und Tibet hätten nicht mehr lange auf Bädeker warten brauchen. Das Hereinwachsen des Deutschtums in den Weltverkehr hat jetzt England vernichtet. Lakonisch meldet Bädeker heute: „Palästina und Syrien vergriffen, zurzeit nur noch in englischer und französischer Sprache." Aber ein deutscher Verlag ruht nicht! In aller Stille hat sich Bädeker schon während des Krieges umgestellt, und nun erscheinen in rascher Folge ein neuer Band nach dem andern, freilich schlanker als die alten, im weltbekannten strapazierfähigen Purpurleinenkleid: eine Serie deutscher Landschaftsgebiete. Und nicht nur die Not hat uns die Tugend gelehrt, unsere früher so extensiven Reiseneigungen zu liebevoller Intensität für die Heimat zu vertiefen. Die Not hat nur eine schon vorhandene Strömung befördert. Heimatschutz, Kunstgeschichte, kunstgewerbliche Wiedergeburt und Wandlungen im Landschaftsgefühl haben in den letzten 20 Jahren Deutschland dem Deutschen neu entdecken helfen, und da erschienen die früheren Bädeker-Bände, in denen das Vaterland kursorisch abgehandelt war, nicht nur zu oberflächlich, sondern auch in ihren Urteilen, namentlich kunstgeschichtlich recht veraltet. Die neuen Bädeker nun stehen nicht mehr in peinlichem Gegensatz zum „Dehio" sondern haben ihn gründlich genutzt, und so ist zu der alten, unübertrefflichen Güte in materiellen Angaben die entsprechende Bereicherung der städtegeschichtlichen Teile getreten. Auch der Freund deutscher Landschaft kommt besser auf seine Rechnung als früher. Ein anderes Zeichen der Zeit, der Anzeigenanhang, dem sich Bädeker nach dem Vorgang der andern Reisehüchverleger, wie auch der Reichspost und anderer Institute, nicht mehr entziehen konnte, ist zwar weniger erfreulich, insofern man ihn mit in der Tasche tragen muß; die vornehme Unbestechlichkeit des Textes aber hat er, nach Stichproben zu urteilen, nicht gemindert. Um einige Beispiele aus der neuen Bädeker-Reihe herauszugreifen, wählen wir „Hessen-Nassau", „Westfalen", „Hannover", „Ostseeküste". Gediegene Monographien, welche z. B. bei Westfalen geradezu der touristischen Erschließung Bahn brechen können. Früher tauften wir Linienschiffe auf den Namen der Provinzen . . . aber in gewissem Sinne stolz dürfen diese auch auf die neuen Bändchen mit den guten Karten

sein, die wir hoffentlich nicht nur in der Hand von Ausländern sehen werden. Jeder Band bietet auch die Anschlüsse an die Nachbargebiete, so Hessen-Nassau zum Rhein bis Koblenz, Hannover zur Nordseeküste usw.

Wehmut mischt sich mit Zuversicht bei allem, was unser Land und Volk berührt. Zuversicht zunächst kann sich stärken an der zuverlässigen und rüstigen Arbeit in den Neuerscheinungen, aus deren unübersehbarer Fülle ein paar Beispiele herausgehoben seien. Die Rhön, dies eigenartigste unserer Mittelgebirge, das jetzt für viele durch die Rhönflüge „entdeckt" worden ist, besucht man zweckmäßig mit Griebens neubearbeitetem Rhönführer (Berlin W., Lützowstraße 28). Zur Bereisung des Algäus und der anschließenden österreichischen Lande bewährt sich Waltenbergers Algäu (München, Bergverlag R. Rother), worin man die trotz Krieg und Zusammenbruch fortschreitende alpine „Urbarmachung" der Gebiete überblickt. Woerl (Leipzig, Woerls Reisebücherverlag) erschließt in seinem „Spessart" erstmalig die „Höhenwanderungen" dieses Waldgebirges, und bisher verborgene Schönheiten des Sauerlandes schildert stimmungsvoll das Skizzenwerkchen von F. Prebeel, Heimland (Arnsberg i. W., Verlag J. Stahl). Nach der Weser locken O. Dieckhoffs „Solling" (Cassel, Verlag Max Augustin) und „Die Weser, ein Landschaftspanorama von Hassel bis Hameln". Hervorragend schön und durch die Art der Entfernungsangaben originell sind die Touristenkarten der österreichischen „Alpen" des Verlags Artaria G. m. b. H. in Wien. Die vielen neuen Grenzen im nahen Osten, die noch längst nicht in unsere gewohnte Vorstellungswelt eingegangen sind, werden von der Kartographischen Anstalt G. Freytag u. Berndt, G. m. b. H., Wien 7, Schottenfeldgasse 62, praktisch und wirksam mit den physikalischen und verkehrsgeographischen Anforderungen verbunden, so in dem prächtigen Uebersichtsblatt „Mitteleuropa", das von Petersburg bis Tunis, von London bis Konstantinopel reichend, unsere einstige wie heutige Lage unter den Völkern mit schmerzlicher Deutlichkeit herausbebt und durch seine vielseitige Brauchbarkeit sich allgemein empfiehlt.

Gehen wir nun zur „Heimatlehre" über, wie sie systematischer Pflege „als Quelle neuer deutscher Zukunft" der Freiburger Universitätsprofessor Konrad Guenther (Freiburg i. B.), Theodor Fischers Verlag) fordert, so erscheint da ein neuer Plan bemerkenswert, mit welchem der bekannte Historiker, Geograph und Kunsthistoriker Albert von Hofmann hervortritt. Man konnte angesichts seiner Fruchtbarkeit Minderung des Niveaus befürchten, indeß der kürzlich erschienene zweite Band seiner „Deutschen Geschichte" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) zeigt nicht das mindeste Nachlassen der kritischen Kraft und der anschaulichen Darstellung, welche dieses monumentale Werk fest einzubürgern verspricht. Doch ist Hofmann, hingerissen von den Taten unserer mittelalterlichen Kaiser, etwas breiter geworden, als die Oekonomie des ganzen Werkes verträgt. Doch nun zu seinem zweiten großen Unternehmen. Er eröffnet (im gleichen Verlag) eine Serie „Historischer Stadtbilder", die er gleich mit zwei Bänden über „Konstanz" und „Regensburg" einführt. Weder Reiseführer noch Lokalgeschichte, sondern beides zugleich, aber in dem höheren Standpunkt universaler Geschichts- und Kunstgeschichtsbetrachtung gestellt, so will die Hofmannsche Sammlung neben Reisehandbuch und Dehio als drittes im Bunde dem ernsten Reisenden dienen, um ihm die Physiognomie alter Städte und damit jeweils ein charakteristisches Stück unser selbst zu enträtseln. Für die große Aufgabe ist gewiß niemand geeigneter als Hofmann. Dem Fortgang der Sammlung sieht man gern entgegen; vielleicht entschließt sich der

Verlag zu reichlicheren Bildbeigaben, denn dieses Unternehmen verspricht in seiner Verbindung von tiefer und origineller Sehweise mit allgemeiner Brauchbarkeit ein Stolz der deutschen Bücherrepublik zu werden und sollte auch dem Teil des Publikums nahegebracht werden, der nun einmal solche Bücher sich nur mit Bildern denken mag, wie sie z. B. das in neuer Auflage erschienene „kulturhistorische Städtebild Würzburg" des verstorbenen Archivrats S. Göbl (Würzburg, Universitätsdruckerei G. Stürtz, A.-G.) und der neue schön bebilderte und lokalgeschichtlich liebevoll unterbaute Führer durch Dinkelsbühl des Hauptlehrers J. Greiner (Dinkelsbühl, Paul Schön, Buchhandlung) darstellen. —

Wieviele Teile der Heimat haben heute einen Kampf um ihr Deutschtum zu führen, von dem vor ein paar Jahren im Deutschland der Weltpolitik niemand träumte. Mit Freude bucht man Helfer, die im Kampf um den Rhein auferstehen. Neben der großen zweibändigen „Geschichte der Rheinlande" (Leipzig, Verlag von K. Baedeker) deren erste Auflage in ein paar Tagen vergriffen war, schildert W. Spies, der Leiter des Coblenzer Rheinmuseums, in dem 1. Band einer „Rheinkunde", das erd- und kulturgeschichtliche „Werden des Rheins" (Köln, Verlag von Hoursch u. Bechstedt, deren zuverlässiger „Naheführer" in diesem Zusammenhang genannt sei). Die „Naturdenkmäler der Heimat am Rhein" sammelt H. Otto (München-Gladbach. Volksvereinsverlag) und v. Reiners führt gelehrt und doch lebensvoll durch die Herrlichkeit und Fülle der „Kölner Kirchen" (Köln, Verlag von J. P. Bachem). Für „Rheinische Volkskunde" ist jetzt A. Wrede (Leipzig, Quelle u. Meyer) maßgebend. Ein ebenso quellengetreues wie fesselndes Buch des Historikers A. Conrady führt in die Epoche rheinischer Geschichte, mit welcher wir uns heute wieder am gründlichsten auseinanderzusetzen gezwungen sind: „Die Rheinlande in der Franzosenzeit", 1750 bis 1815 (Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachfolger Verlag), und schließlich orientiert R. A. Kellers „Rheinlandkunde" (Düsseldorf, A. Bagel Verlag) kurz und übersichtlich über das gesamte Schrifttum, welches rheinische Dinge betrifft.

Ein Schritt weiter und wir stehen im „Saargebiet unter der Herrschaft des Waffenstillstandes-Abkommens und des Vertrags von Versailles" (Berlin, Verlag G. Stilke); welch grauer Titel, und gar welch schneidender Inhalt, an Tragik nur noch überboten durch das, was folgt. „Die Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg und ihre Tätigkeit", geschildert von dem ehemaligen Straßburger Hochschullehrer J. Ficker (Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer). Verlorene Heimat, abgetrennte Brüder lernen wir erneut uns nahe fühlen in den ergreifend schönen „Briefen eines elsässischen Bauernburschen aus dem Weltkrieg an einen Freund", die H. K. Abel (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) herausgegeben hat. Was wir über See verloren, weiß der Kolonialdeutsche Rudolf Kundt dichterisch bewegt uns einzuprägen (Gießen, von Münchow'sche Verlagsbuchhandlung). Ein prächtig ausgestattetes wissenschaftliches Grundbuch W. Geislers über „Die Weichsellandschaft von Thorn bis Danzig" (Braunschweig, Georg Westermann Verlag) ist in sich selbst wie durch seine Angaben ein sprechender Beleg für das Deutschtum der unteren Weichsel. In die wahrhaft furchtbare Front aber, als Deutscher deutschen Kindern polnische Geschichte vortragen zu müssen, führt uns der Bromberger Lyzeallehrer Kurz mit seiner „Polnischen Geschichte für deutsche Schulen" (Bydgoszcz, W. Johnes' Verlag . . . Bydgoszcz ist Bromberg, aber dies Wort darf nicht auf dem Titelblatt stehen!!)

eines der Bücher, die nie entstehen durften und gerade darum uns unsere Schmach entgegenhalten. Jedes deutsche Haus möge die schönen Bilder des Landkalenders für 1923 „Deutsches Land in Feindes Hand" (Leipzig-G., H. Eichblatt Verlag) als Schmuck tragen. „Bilder aus Oberschlesien" vereinigt mit heimatkundlichem Text R. Kurpion in „Entrissenes Land" (Heimatverlag Oberschlesien, Gleiwitz), und in der Serie der „Heimatbücher" (Verlag Friedrich Brandstetter, Leipzig) hat Müller-Rüdersdorf ein „Schlesien" erscheinen lassen, das der schönen und reichen, dabei als bedrohtes Grenzland doppelt teuren Heimat erheblich gerechter wird als (ebenda) Kellens weniger befriedigendes Heimatbuch dem „Schwabenland". Freunde edler Graphik möchten wir besonders auf zwei Neuerscheinungen hinweisen: Ulf Seidl hat mit der Feder Alt-Salzburg, das Salzkammergut und die Wachau in vier köstliche Bilderfolgen gebannt, die der Verlag Würthle u. Sohn Nachf. in Wien mit erklärendem Text in schönen Mappen ausgab. Und Dinkelsbühl hat in Ernst Liebermann den Deuter gefunden, dessen zwölf (bei Paul Schön in Dinkelsbühl erschienene) Zeichnungen durch Form wie Inhalt restlose Freude erwecken.

Trotz mancher fremdartigen Gedanken und Satzbildungen weiß der ungarische Philosoph D. Aszlanyi „Das Deutschtum. Eine Deutung" (Vilili Becskerek, Südslawien, Buchdruckerei Schneller u. Goschl) die Bedeutung unseres Volkstums und Geistes für den nahen Osten prophetisch zu verkündigen. Ihm zur Seite nenne ich den unverdrossenen Vorkämpfer deutsch-niederländischer Freundschaft, Prof. Dr. Sleeswijk mit seinem Vortrag „Deutschland und Holland als Nachbarn" (Haag, W. P. van Stockum u. Zoon).

Zum Schluß noch ein paar Neuerscheinungen allgemeineren Charakters. Alice Salomon versucht in einer gedrängten bürgerkundlichen Enzyclopädie „Die deutsche Volksgemeinschaft, Wirtschaft, Staat, soziales Leben" (Leipzig, B. G. Teubner) ein praktisches Unterrichtsbuch zu schaffen; nicht alle Angaben halten tieferer Kritik stand, aber die lichte, wohlgegliederte Darbietung des umfänglichen Stoffs ist zu loben. Ein fast völlig neues Werk ist Bruno Gebhardts „Handbuch der Deutschen Geschichte" (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) in der 6. Auflage geworden, von welcher der 1. Band vorliegt. Indem der Münsterer Professor Aloys Meister die Leitung des beliebten Handbuchs übernahm, ist dieses stärker als bisher in den lebendigen Strom der Forschung hineingestellt worden. Es bleiben immer noch Wünsche übrig, die in einer folgenden Auflage hoffentlich befriedigt werden. So fehlt es z. B. an einer zusammenfassenden Darstellung der ostdeutschen Kolonisation, und der Stauferzeit scheint noch nicht Genüge getan. Dem stehen aber ganz hervorragende Abschnitte gegenüber, die in der Mehrzahl sind, und so hat man in dem erneuerten Buch die zur Zeit zuverlässigste deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ende des Mittelalters zu begrüßen. Mit berechtigten Erwartungen sieht man dem 2. Band entgegen, der bis zur Gegenwart führen soll und eigentlich noch reformbedürftiger war als der erste.

Greifswalder Professoren sind es in der Hauptsache, welche die „Deutsche Sammlung" (Greifswald, Verlag Dr. K. Moninger) herausgeben; von ihrem Geist und ihren Absichten gibt das volkstümliche Heftchen Bernheims „Weshalb sind Deutschlands Friedensschlüsse meist unglücklich ausgefallen?"

Der Merker.

Neue Bücher.

Else Wentscher. Das Problem des Empirismus. Dargestellt von John Stuart Mill. Bonn, A. Marcus u. E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn). 100 Mark.

W. Kulemann. Die Genossenschaftsbewegung. Band. 1. Geschichtlicher Teil. Darstellung der Entwicklung in allen Kulturländern sowie der internationalen Beziehungen. Berlin W 57. Verlag von Otto Liebmann.

Gustav Mokrzycki. Relativisierung des Kausalitätsbegriffs. Leipzig, Otto Hillmann. 15 Mark.

Werner Lürmann. Das hirtenhafte Lied. Gedichte. Leipzig, Verlagsbuchhandlung Bruno Vogler.

Otto Boehn. Wege zur Freimaurerei. Gedanken über die geistige Entwicklung des Menschentums. 16 M. — **Dr. Arthur Buchenau.** Gegenwartsaufgaben und Zukunftsprobleme der Deutschen Freimaurerei. 4 M. — **Ludwig Keller.** Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben. 48 M. Geb. 70 M. — **Otto Philipp Neumann.** Freimaurertum. Geschichte, Wesen und Ziele mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Freimaurerei. 40 M. Sämtlich im Verlag von Alfred Unger in Berlin.

Theodor Birt. Römische Charakterköpfe. Ein Weltbild in Biographien. 600 M. — **Fritz Brather.** Schülerwanderungen. Eine Zielweisung zur geistigen, künstlerischen und sittlichen Bereicherung auf Wanderfahrten. 120 M. — **Johannes Walther.** Fortschritt und Rückschritt im Laufe der Erdgeschichte. 60 M. Wissenschaft und Bildung. Band 179. — **Renatus Hupfeld.** Grundfragen christlicher Lebensgestaltung. 100 M. Band 181. — **H. Naumann.** Grundzüge der deutschen Volkskunde. 100 M. — **J. Steinberg.** Die Praxis des Bank und Börsenwesens. 300 M. Sämtlich im Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.

German. Der Paulusjünger. Drama. Berlin, Johannes-Verlag.

Dr. Gottfried Wentz. Das Wirtschaftsleben des altmärkischen Klosters Diesdorf im ausgehenden Mittelalter. Salzwedel, Verlag H. Hoffmann. 45 M.

Dr. Ludwig Marx. Wie helfe ich meinem Kinde bei den Hausaufgaben? Ein gemeinverständlicher Ratgeber für alle Eltern. München-Gladbach, Volksvereins-Verlag. 40 M.

Arthur Dix. Politische Geographie. Weltpolitisches Handbuch. Band 2. Politische Geographie der Gegenwart. München, R. Oldenbourg. 300 M.

Ladislaus von Buday. Ungarn und der Friedensschluß. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 52 M.

Dr. Ferdinand Kuhl. Der Kunstfreund. Eine Anleitung zur Kunstbetrachtung. Stuttgart, Franckische Verlagsbuchhandlung.

Ernst Wachlers Till Eulenspiegel und der Burgemeister von Schilda. Schelmenspiel in einem Aufzuge. Ueckermünde in Pomm., Wolf Heyer. 65 M.

Paul Deußen, Mein Leben. Herausgegeben von Dr. Erika Rosenthal-Deußen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 105 M. Geb. 125 M.

Hans Blüher, Secessio judaica. Berlin, Verlag Der weiße Ritter.

Adolf Harpf, Waldandachten. Zeitz, Sis-Verlag. 35 M.

Emmy Hennings, Helle Nacht. Gedichte. Berlin, Erich Reiß.

A. von Brochem, Die Kolonisation der Rheinlande durch Frankreich. **Eugen Meyer,** Die zukünftigen deutschen Arbeitsgerichte. **Woldemar Schütze,** England als Zeuge für Deutschlands Unschuld am Weltkrieg. Sämtlich Berlin W. 15. Hans Robert Engelmann.

Hans Eggert, Ludendorff als Mensch und Politiker. Berlin SW. 68. E. S. Mittler u. Sohn. 30 M.

Dr. J. Reinke, Biologische Gesetze in ihren Beziehungen zur allgemeinen Gesetzlichkeit der Natur. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 8 M.

Dr. Géza von Maghary, Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit im Völkerbunde. Berlin, Otto Liebmann. 72 M.

Logos, Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur. Herausgegeben von Richard Kroner und Georg Mehlis. Tübingen, J. C. B. Mohr. 24 M.

Dr. Heinz Heimsoth, Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik und der Ausgang des Mittelalters. 100 M. **Otto Grautoof,** Zur Psychologie Frankreichs. 21 M. Beide im Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. 7.

Dr. P. Dirr, Bayerische Dokumente zum Kriegsausbruch und zum Versailler Schuldspruch. München, R. Oldenburg. 46 M.

Lorenzo Bianchi, Von der Droste bis Liliencron. Beiträge zur deutschen Novelle und Ballade. Leipzig, H. Haessel.

Hans Boehmer, Deutsches Sporthandbuch. Leitfaden für körperliche Ertüchtigung. Charlottenburg, Verlag Offene Worte. 25 M.

Prof. Dr. A. Nißle, Richtlinien und Vorschläge für einen Neuaufbau der Kräfte und Leistungen unseres Volkes. Freiburg i. Br., Universitätsbuchhandlung Emil Groß. 10 M.

Wilhelm Klemm, Verzauberte Ziele. Gedichtfolge. Berlin, Erich Reiß.

Otto Schwock, Im Atem der Erde. Berlin NW. 87. Wir-Verlag.

Studienrat Dr. Rannacher, Griechisches im täglichen Leben. Leipzig, Hirt u. Sohn. 9 M.

Friedrich Schütze. Jesus der Meister des Lebens. Breslau, Ferdinand Hirt. 80 M., geb. 100 M.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag G. m. b. H., Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 8–9. Fernruf: Nollendorf 4849

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, Dezember 1922

Nummer Nr. 45 bis 48

Ein Abschiedswort.

Noch im Oktober dieses Jahres hofften wir, unsere „Grenzboten" glücklich um alle Klippen herumsteuern zu können. Heute bereits sehen wir ein, daß dies nicht möglich ist. Trotz aller Opferwilligkeit des Verlages, trotz aller Treue unserer Leserschaft hat sich die Macht der Verhältnisse als stärker erwiesen. Wohl haben die „Grenzboten" in ihrem mehr als 80jährigen Bestehen niemals zu den Zeitschriften gezählt, die ihren Verlegern außer der ideellen Befriedigung, an einem guten vaterländischen Werke mitzuhelfen, irgendeinen nennenswerten materiellen Ertrag gebracht hätten. Angesichts der jetzt ins Vielhundertfache angestiegenen Herstellungskosten mußte aber auch weitgehende Opferwilligkeit ihre Grenze finden. Ein Organ der öffentlichen Meinung, seit Jahrzehnten ein Hort liberaler Gesinnung, jedoch frei von jeder Parteibindung, konnte nach ehrenvoll erfüllter Lebensaufgabe nichts anderes für sich beanspruchen, als ein ehrenvolles Ende. Langsames Verkümmern, wie es unausbleiblich gewesen wäre, ruhmloser Abstieg durfte nicht das Los einer Zeitschrift werden, die von den Tagen Gustav Freytags und Julian Schmidts bis in unsere Zeit hinein sicher und aufrecht ihren Weg gegangen war. Unter welchen Wandlungen, politischen und literarischen Einflüssen er sich vom Gründungsjahre 1841 an vollzog, wurde unseren Lesern im Frühjahr dieses Jahres (Doppelheft vom 31. März) ausführlich geschildert.

Wenn wir heute Abschied von einer Leserschaft nehmen, mit der wir uns nicht nur äußerlich verknüpft, sondern innerlich verbunden fühlten, so geschieht es mit dem aufrichtigen Schmerz darüber, als eines der vielen Opfer von Deutschlands geistiger und materieller Not fallen zu müssen, zugleich aber auch mit der festen Ueberzeugung, daß den „grünen Heften", die beinahe drei deutschen Generationen politische und kulturelle Berater sein durften, ein treues Andenken nachfolgt. So bleibt uns endlich als letztes Empfinden der Dank an alle, die uns durch Kampf und Sturm, durch Freud und Leid bis zum bittren Ende begleitet haben.

Verlag und Schriftleitung der „Grenzboten".

Rasse und Volkstum.

Von Prof. Dr. H. G. Holle.

Das Wort des Philosophen „Die Seele baut den Körper", bedarf biologischer Nachprüfung. Es steht in schroffstem Gegensatz zu der noch immer vorherrschenden mechanistischen Auffassung des Lebens, die Seelenvorgänge aus chemisch-physikalischen Kräften ableiten will, aber nicht imstande ist, die Umsetzung mechanischer Kräfte in seelische zu beobachten oder als Tatsache indirekt nachzuweisen. Tatsache bleibt nur, daß das Selbstbewußtsein sowohl eine Beeinflussung unseres Seelenlebens durch körperliche Zustände, wie auch eine Einwirkung seelischer Zustände auf den Gang der Körperverrichtungen, auch der nicht unmittelbar, wie die Muskeln, dem bewußten Willen unterworfenen Organe erkennen läßt. Diese Einwirkung ist es, die allerdings nicht „den Körper baut", aber doch dessen Bau, zumal während der Entwicklungszeit, erkennbar abwandelt. Der Einfluß des unbewußten Seelenlebens äußert sich namentlich durch die in Anpassung an die besonderen chemisch-physikalischen Verhältnisse der Umwelt abgewandelte Körperkonstitution; die mittels der Muskeln bewußt ausgeübte Körpertätigkeit bewirkt je nach ihrer Art Verstärkungen der vorzugsweise gebrauchten Muskeln und mittelbar auch der Knochen, an die sie sich ansetzen, und bei einseitigem Gebrauch auch Abweichungen von der normalen Körperhaltung, die in solchen Fällen oft den Beruf verraten. Auch geistige Berufe prägen den sie Ausübenden leicht bestimmte kennzeichnende Züge auf, die z. B. den Militär oder den Lehrer erkennen oder doch vermuten lassen. Insbesondere hinterläßt das seelisch beeinflußte Mienenspiel deutliche Spuren in den bleibenden Gesichtszügen.

Die allgemein gültige Form des eingangs angeführten Satzes behauptet aber weit mehr als eine solche Beeinflussung des körperlichen „Erscheinungsbildes" (Phaenotypus). Sie findet eine Stütze in der „vitalistischen" Anschauung der Naturforschung, daß „funktionell" erworbene Eigentümlichkeiten des Körpers das Keimplasma entsprechend abwandeln und damit auch das „Erbbild" (den Idiotypus) abändern und zur Entstehung völlig neuer Naturformen führen könnten. Nun wird aber von der heutigen Lebenskunde die „Erblichkeit erworbener Eigenschaften" meist, und wie mir scheint mit Recht, bestritten. Wenn man also nicht auf die heute so ziemlich überwundene Darwinsche „Zufallstheorie" von der „Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl" zurückgreifen und damit folgerichtig „Seele" überhaupt leugnen will, so muß man die in dem obigen Satz enthaltene Auffassung von „Seele" als einer für sich bestehenden unkörperlichen Wesenheit, die als Urheber einer bauenden Tätigkeit auftreten könnte, fallen lassen, wie wir es in einer früheren Erörterung („Biologie und Weltanschauung", Nr. 37/40) getan haben. Als bauende Kraft haben wir vielmehr das überindividuelle Seelenleben anzusehen, das in der Gattungsseele die Einzelwesen zu einer Lebenseinheit höherer Ordnung zusammenfaßt.

In diesem Sinne hat auch von der geisteswissenschaftlichen Seite her Dr. Wilhelm Stapel in einem Buch voll tiefgründender Geistesarbeit („Volksbürgerliche Erziehung", Verlag des Deutschen Volkstums, Hamburg) das Volk als Einzelwesen erkannt: „Ist es einmal da, so ist es als in sich gebundene, gesetzmäßig einheitliche, treibende und wachsende Lebenskraft da." Auch er erkennt das Bestehen einer „Volksseele" an. Wo aber ist das körperliche Organ

der Volksseele, an dem die seelische Tätigkeit der Gattung, wie die des Einzelnen im Gehirn, sich abspielt? — *Wir finden es in dem durch die Generationen zusammenhängenden Keimplasma.*

An das Keimplasma ist die Urkraft gebunden für die artgemäße (beim Menschen ziehen wir vor zu sagen: „rassemäßige") Ausgestaltung des Einzelnen in körperlicher und seelischer Beziehung. Wenn zu einem möglichst gleichrassigen Keimplasma einer menschlichen Fortpflanzungs-Gemeinschaft durch gleichartige Erziehung und Ueberlieferung noch gleiche Lebensweise hinzukommt, entsteht jene Uebereinstimmung des Erscheinungsbildes aller Glieder dieser Gemeinschaft, die den durch mannigfache Blutmischungen und durch ihre hohe kulturelle Differenziertheit so ungleichförmig gewordenen Römern an den *Germanen* so erstaunlich schien.

Die Gleichförmigkeit des Erbbildes einer Art oder Rasse ist keine unbedingte. Das Keimplasma, auch einer Rasse engster Begrenzung, enthält immer noch eine Mehrzahl nicht ganz übereinstimmender „reiner Linien", deren unveränderliche Erbeigenschaften sich in Mischung fortpflanzen. Durch ungeschlechtliche Fortpflanzung, die gewissermaßen nur eine Fortsetzung des Einzelwesens ist, können alle Naturformen „rein erbig" erhalten werden, bei geschlechtlicher, so also auch beim Menschen, treten erbgleiche Formen nur in den „identischen" Zwillingen zutage. Solche sind aus den beiden ersten Teilzellen *eines* befruchteten und damit in allen Anlagen bestimmten Ei hervorgegangen, während im allgemeinen Zwillinge durch gleichzeitige Befruchtung zweier, niemals erbgleicher Eier entstehen. Identische Zwillinge haben nicht nur dieselben körperlichen, sondern auch dieselben seelischen Anlagen und werden verschieden in Erscheinungsbild und Charakter nur durch Gegenwirkung auf *verschiedene* äußere Einflüsse. Als ursprünglich vollkommen gleiche Wesen können sie auch nicht verschiedenen Geschlechts sein; so ist es auch nicht möglich, reine Linien geschlechtlich fortzupflanzen; sie verschwinden wieder in den Nachkommen dieser Zwillinge.

Im Naturleben nimmt im allgemeinen keine Fortpflanzungsgemeinschaft Vererbungslinien einer anderen in sich auf („Kreuzung"). Wenn es aber geschieht, gehen deren Erbanlagen ebensowenig wie die schon vorhandenen eine *Verschmelzung* ein, die zur Entstehung bleibender mittlerer Eigenschaften führte; sie werden immer wieder gespalten und gesondert vererbt. Durch zufälliges Zusammentreffen gleicher Anlagen aus beiden Eltern können inbezug auf diese Eigenschaft reinerbige Nachkommen entstehen, oder es kann eine einzelne Erbanlage durch „Ueberdeckung" einer vom anderen Elter stammenden verschiedenen dasselbe Erscheinungsbild hervorrufen, ohne die überdeckte aus dem Keimplasma auszuschließen. — Die Rassen- oder Artkreuzung, die im Naturleben Ausnahme ist, kommt beim Menschen seit den ältesten Zeiten immer wieder vor. Sie hat auch unser heutiges deutsches Volk von den Germanen völlig verschieden und in sich ungleichförmiger gemacht. Jede Zumischung neuen Fremdblutes, wenn wir von dessen Wertung hier noch ganz absehen, ändert die Anlagemischung und wirkt zersetzend auf die Volksseele ein, vollends wenn diese wie bei uns erst schwach entwickelt ist.

Die Verschiedenheit der einzelnen Abstammungslinien muß irgendeinmal entstanden sein; ihre Unveränderlichkeit gilt also nicht unbedingt; aber Veränderungen („Mutationen") des Keimplasmas treten erst nach langen, erdgeschichtlichen Zeiträumen deutlich zutage und würden bei der mannigfachen Blutmischung des Menschen überhaupt nicht zu erkennen sein. Die Erscheinungen

des vorweltlichen Lebens deuten darauf hin, daß solche Mutationen gleichzeitig bei verschiedenen Einzelwesen einer Fortpflanzungsgemeinschaft eintraten. Das erscheint nur verständlich, wenn wir das Bestehen einer „Gattungsseele" annehmen, die die Erbanlagen allmählich nach den geänderten Verhältnissen ummodelt. Daß diese Neuanpassung bei verwandten Formen auf ganz verschiedene Weise geschehen kann, zeigt, daß sie nicht mechanisch durch die Umstände hervorgerufen wird.

So müssen auch die Rassen, deren Anlagen in den menschlichen Fortpflanzungsgemeinschaften, Sippen, Stämmen, Völkern, fortleben, irgendwo und irgendwann selbst einmal als Fortpflanzungsgemeinschaften entstanden sein und damit eine Lebenseinheit gebildet haben. Es gab also auch einmal eine „Rassenseele"; die aber ist verloren gegangen mit der Auflösung der Rasse durch fortgesetzte Zerkreuzung mit anderen. Erst recht nicht mehr kann man von einer Menschheitsseele reden, auch wenn die Menschheit, was bezweifelt werden kann, aus einer tierischen Wurzel entstanden ist.

Das ist der Fluch der Geistigkeit des Menschen, daß sie die natürlichen Instinkte zerstört hat, die neben anderer sicherer Leitung des Lebens auch die Gemeinschaftsfortpflanzung der Art sicherten. Die Annahme, daß organische Unmöglichkeit erfolgreicher, das heißt zu lebensfähigen Nachkommen führender Kreuzung die Abgrenzung der Art bedingt, hat man längst fallen gelassen. Deshalb ist bei der weiteren Fortbildung des Menschen ein rein geistiger Trieb als Ersatz jener Instinkte entstanden, den ich den „Gattungstrieb" genannt habe, weil er auf das Gedeihen nicht des Einzelwesens, sondern der Gattung gerichtet ist. Da die Gattung für den Menschen aber an sich unbestimmt ist, bekommt dieser Trieb seinen Gegenstand erst durch die Ueberlieferung. Er richtet sich im Sinne der Natur auf Sippe, Stamm und Volk, kann aber auch leicht auf, wenn nicht widernatürliche, so doch künstliche Allgemeinheiten, wie Religionsgemeinschaften oder auf einen willkürlich geschaffenen Staat abgelenkt werden, der nicht zugleich Lebensform eines bestimmten Volkes ist.

Durch den Gattungstrieb ist die in allem Leben bestehende Bezugnahme der körperlichen und seelischen Organisation der Einzelwesen auf die Allgemeinheit auch beim Menschen gewahrt, dessen immer stärker sich herausbildende individuelle Geistigkeit sonst auch innerhalb der Lebensgemeinschaften einen, höchstens durch den Urtrieb des Lebens, den Hülfstrieb, etwas gemilderten allgemeinen Kampf ums Dasein herbeiführen würde. Aber das Neue im Leben wächst nur langsam heran; noch werden viele Lebenseinheiten des Menschen, also auch Völker, zugrunde gehen, deren Einzelglieder ihr Leben als Selbstzweck betrachten und nicht den Gesetzen des Lebens folgen, die das Einzelleben in den Dienst der Gattung stellen. — Die Beständigkeit des chinesischen Volkes wird nun verständlich, deren Ursachen in dem für uns gerade heute sehr beachtenswerten Buche von Eugène Simon dargelegt werden, das unter dem Titel „Das Paradies der Arbeit" neuerdings bei Jos. C. Huber, Diessen vor München, in deutscher Uebersetzung erschienen ist.

Sollte eine so bedeutsame seelische Triebkraft bisher übersehen sein? — O nein! — Aber sie wird nicht biologisch, sondern mystisch aufgefaßt. Denn was ist die Ueberwindung der Selbstsucht durch die Richtung des Lebens auf die Allgemeinheit anderes als das, was wir, von der geistigen Seite des Menschen ausgehend, als Moral bezeichnen? — Und was ist der Gattungstrieb anderes als die Stimme des Gewissens? — Nun begreifen wir auch,

daß es keine allgemeingültige, sogenannte autonome Moral geben kann, daß sich die Gegenständlichkeiten ihrer Forderungen nach der Lebenseinheit richten, in deren Gliedern sie wirksam ist, und daß der häufige Zwiespalt unter ihnen davon kommt, daß wir gleichzeitig mehreren, sich in ihren Grenzen mannigfach überschneidenden Gesellschafts-Gliederungen angehören, die keine Lebenseinheiten zu sein brauchen. Also auch in seiner Geistigkeit fällt der Mensch unter die Gesetze des Gesamtlebens; auch die Moral ist eine biologische Angelegenheit.

Die Moral, wird eingewendet, gibt auch Pflichten gegen das eigene Selbst. — Gewiß; die ergeben sich eben aus der Verpflichtung für die Allgemeinheit. Nämlich, das eigene Selbst körperlich und seelisch so zu ertüchtigen, daß es zur möglichsten Förderung der Allgemeinheit dient. Das war der Sinn der „Kalokagathie" der alten Griechen oder der „Tugend", das heißt Tauchlichkeit unserer germanischen Vorfahren. Wenn das ganze Naturleben sich um die Erhaltung des Einzelwesens nur soweit bemüht, als es der Gattung nützlich ist, so wird durch die Erhaltung der Gemeinschaft der Einzelne besser gesichert, als wenn er für sich allein stände. Und wenn das für den einzelnen Fall nicht zutrifft, weil alle Gesetze des Lebens nur auf den großen Durchschnitt berechnet sind, so belohnt dafür die Natur die Erfüllung jedes unverfälschten Triebes mit dem Gefühl der Befriedigung und die Arbeit und das Opfer für die Allgemeinheit mit dem höchsten Glücksgefühl, das für den Einzelnen denkbar ist.

Die Pflicht gegen das Ganze verlangt nun aber auch, daß der Einzelne in strenger Selbstzucht den blinden Trieb mit überlegenem Geiste zügelt und bei der Gattenwahl die individuelle Neigung, die auf der persönlichen Ausbildung der Keimanlagen beruht, seiner gattungsmäßigen Bestimmtheit unterordnet und die in ihm enthaltenen Keimanlagen seiner Abstammungsreihe mit möglichst tüchtigen einer rassisch gleichartigen anderen zusammenzubringen sucht. Das ist keine leichte Aufgabe, einmal, weil es sich, Gesundheit selbstverständlich vorausgesetzt, wesentlich um geistige Anlagen handelt, deren Wert gewöhnlich erst auf der Höhe des Lebens aus der Leistung erkennbar wird, sodann aber, weil es nicht auf diejenigen ankommt, die sich in der Einzelperson gerade ausgewirkt haben, sondern auf die in deren Abstammungslinie überhaupt enthaltenen und nur aus der Beachtung des ganzen Verwandschaftskreises zu erschließenden.

Die rassische Bestimmtheit dieser Anlagen läßt die Wichtigkeit erkennen, die die Kenntnis des Rassetums für unser Volk hat. Deshalb ist es mit Freude zu begrüßen, daß Dr. Hans Günther es unternommen hat, uns eine „Rassenkunde des deutschen Volkes" (J. F. Lehmanns Verlag, München 1922) darzubieten, die über Herkunft, Ueberschichtungen und Durchdringungen der für Deutschland in Betracht kommenden Rassen Aufschluß gibt, soweit es bei dem derzeitigen Stande der Wissenschaft möglich ist.

Die Schwierigkeit lag darin, daß bei der gesonderten Vererbung der einzelnen Eigenschaften es keineswegs selbstverständlich ist, daß die einer Rasse eigenen geistigen Eigenschaften mit ihren körperlichen zusammentreffen. Außerdem sind selbst diese letzteren erst noch sehr unvollständig statistisch für unser Volk festgestellt, wenn wir auch davon absehen, daß über die Kennzeichnung der Rassen die Wissenschaft durchaus nicht einig ist. Aber der Versuch mußte einmal gemacht werden, und es ist Günther zu danken, daß er ihn mit solcher Umsicht und Sorgfalt gemacht hat.

Wenn er zu dem Ergebnis kommt, daß unsere deutsche Kultur wesentlich germanisch, oder allgemeiner „nordisch" bestimmt und durch die überlegene

Geisteskraft und Unternehmungslust der Nordrasse zu ihrer Höhe geführt ist, und daß ihre weitere Fortbildung nur durch die Erhaltung und Vermehrung der nordischen Anlagen in unserem Volke verbürgt wird, so können wir ihm darin Recht geben, wenn wir auch von der sonst bei uns hauptsächlich noch vertretenen rundköpfigen und dunkelhaarigen „alpinen" Rasse, die er verständlicher als „ostische" bezeichnet, weniger gering denken. Auf ostisches Blut können wir wohl wesentlich die in unserem Volke vorhandene Stetigkeit und Pflichttreue zurückführen, die ein Gegengewicht bildet gegen den Leichtsinn und die Sucht nach Abenteuern bei der Nordrasse; und ebenso steht dem Gemeinschaftsgeist der ostischen Rasse, der zur Erhaltung einer Lebensgemeinschaft beim Menschen ebensowenig entbehrt werden kann wie bei den Horden und Herden der Tiere, das übergroße Selbstgefühl und der Sondersinn der nordischen gegenüber. Auch dürfte diese ostische Rasse, gerade weil ihre besseren Eigenschaften der Erhaltung auch des Einzelnen günstig waren, während ihres Zusammenlebens mit der Nordrasse eine Verbesserung dadurch erfahren haben, daß die Träger minder guter Eigenschaften vorzugsweise ausgemerzt wurden, während bei den Nordischen gerade die Fähigsten teils durch Aufopferung für die Gesamtheit, teils durch das persönliche „Sichausleben" nicht genügend zur Fortpflanzung gelangten.

Damit mag es zusammenhängen, daß die Langköpfigkeit auch der vorzugsweise nordisch veranlagten Menschen in Deutschland gegenüber den vorgeschichtlichen Gräberfunden stark abgenommen hat. Denn daß die Kopfform mit der Ausbildung des Gehirns und damit der geistigen Anlage bei der Vererbung enger zusammenhängt als Haar- und Augenfarbe, ist wohl anzunehmen. Und wenn schon die *Anlagen* der reinen Nordrasse noch vorhanden sind, rein nordische *Menschen* gibt es kaum noch bei uns. Echte *Wikinger* paßten auch nicht in die heutige Zeit; ihre Stelle ist auch längst durch andere, ganz unnordische und mit ganz anderem Rüstzeug kämpfende Menschen eingenommen! — Schon die Germanen waren mit ihrer Anpassung an den Ackerbau keine rein nordischen Menschen mehr.

Die Geschichte des Lebens auf der Erde lehrt, daß einmal ausgestorbene Lebensformen nie wiederkehren. Die Bestrebungen, rein nordische Rassemenschen wieder herauszuzüchten, müssen also als verfehlt angesehen werden. Der Hinweis darauf, daß das menschliche Leben mit seiner Kultur nicht mehr das natürliche ist, verfängt nicht. Die Kultur hat die staatliche Ordnung des Volkes geschaffen als ein *Mittel* des Lebens, das allein das enge Zusammenleben ermöglicht. Nur die *negative* Zuchtwahl, die rassisch unerwünschten Zuzug hindert, die das Krankhafte und Untaugliche ausmerzt oder wenigstens von der Fortpflanzung ausschließt, ist, wie in der Natur, auch im Menschenleben möglich; das zeigt das Vorbild der Vereinigten Staaten, die wir auch im Kampf gegen die Schädlichkeiten des Alkohols als Vorbild nehmen sollten. Auch die Wissenschaft kann uns nicht den nordischen Menschen wieder bringen. Neu gezüchtete Tierformen sind nur durch künstliche Mittel zu halten und würden, sich selber überlassen, zugrunde gehen oder ausarten. Das würde auch für den nordischen Menschen gelten, wenn es, vorausgesetzt, daß nordische Anlagen ausreichend vorhanden wären, gelänge ihn wieder rein herauszuzüchten. Wo ist aber der mit ausreichender Macht versehene Züchter, der das Züchtungsideal durch die nötige lange Reihe von Generationen festhält und durchführt? — Weder von dem früheren autokratischen, noch dem heutigen demokratischen, noch von irgendeinem möglichen künftigen Staat wäre das zu erwarten.

Deshalb können solche Bestrebungen auf die so sehr nötige Stärkung und Fortbildung des Deutschtums nur störend einwirken. Nur innerhalb des deutschen Volkes als natürlicher Fortpflanzungs-Gemeinschaft können gute nordische Anlagen sich halten, wenn es endlich unter Ueberwindung der zersetzenden Wirkung der außer- oder widervölkischen Mächte, der Weltkirche, des Sozialismus und des Kapitalismus, zu einer geschlossenen Wesenseinheit wird und damit dauernde Lebenskraft erwirbt. Die deutsche Volksseele in ihrer nordischen Bestimmtheit lebendig zu erhalten, ist das beste Mittel, auch die für sie tauglichen Anlagen, welcher Rassenherkunft immer, zu fördern und zu vermehren. Nur sie kann die staatlichen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen schaffen, in denen diese Anlagen sich gedeihlich entwickeln werden und das deutsche Volk aus dem heutigen Zerfall sich retten und wieder erstarken kann.

General Gurkos Kriegserinnerungen.

Von G. Frantz.

General Gurko hat als Kommandeur einer Kavalleriedivision, als Kommandierender General eines Armeekorps und Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe der „Westfront", in leitenden Stellen am Kriege teilgenommen und schließlich auch in Vertretung des erkrankten Chefs im Großen Hauptquartier, des Generals Alexejew, als nächster verantwortlicher Berater seines Allerhöchsten Kriegsherrn gewirkt. Hier hat er durch seine Stellungnahme zur polnischen Frage und gegen das deutsche Friedensangebot Ende 1916 seinen Kaiserlichen Herrn in innen- und außenpolitischen Fragen entscheidend beeinflußt.

Seine Kriegserinnerungen*) tragen deshalb ein ganz besonderes Gepräge, weil Gurko als Sohn seiner Zeit der typische Vertreter jener ehemals sehr einflußreichen Kreise Rußlands ist, die allem, was von den Deutschen kommt, voreingenommen und mißtrauisch gegenüberstehen. Dieser Grundzug seiner militärischen und politischen Auffassung beeinflußt seine Darstellungen so stark, daß er bei uns Deutschen nichts anerkennt als — die Ueberlegenheit. Als Soldat aus einer Schule hervorgegangen, die trotz der neuesten Kriegserfahrung 1877/78 und 1904/05 gegen Westen operativ völlig unfruchtbar kaum etwas anderes kannte als eine große Front mit gleichmäßig verteilten Kräften und nirgend für eine Entscheidung massierten Reserven aufzubauen, einer Schule, die, in ihren operativen und taktischen Ueberlegungen schwerfällig und wenig schmiegsam, die Moltkeschen Lehren wohl studiert, aber nicht in sich aufgenommen hat, versteht der General kühne, gewagte Entschlüsse, denen schnell und genau ausgeführte Truppenbewegungen folgen, auch bei seinem deutschen Gegner nicht zu würdigen.

Ueber die ganze Lage in Ostpreußen 1914 und im besonderen von den Umständen, unter denen auf deutscher Seite Tannenberg beschlossen, eingeleitet

*) Rußland 1914—1917. Krieg und Revolution. Erinnerungen von General W. Gurko. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. Berlin W 8.

und durchgeführt war, gibt der General ein kriegsgeschichtlich nur wenig zutreffendes Bild, trotzdem ihm bis zur Drucklegung des deutschen Buches genügend zuverlässige Darstellungen aus deutscher Feder die erforderlichen sachlichen Aufklärungen hätten geben können.

Wenn er das Verdienst für den Einmarsch der 1. Armee in Ostpreußen der Tatkraft des Generals Rennenkampf zuerkennt, so tut er dem Oberbefehlshaber der 1. Armee zu viel Ehre an und weiß nicht, daß es ein auf Drängen der Franzosen entstandener Befehl der Heeresgruppe gewesen war, der ganz genau das Datum des Vormarsches vorgeschrieben hatte. Statt das uns unbegreifliche Stehenbleiben der Rennenkampfschen Armee während der Tage der Tannenberger Schlacht damit zu motivieren, daß ihre Etappe noch nicht genügend ausgebaut war, — eine Begründung, mit der sich Gurko als Anhänger einer schwerfälligen, methodischen Kriegführung bekennt, die in Verkennung der Beweglichkeit des Gegners nicht mehr zeitgemäß war — hätte er Rennenkampfs Unentschlossenheit und völlige Verkennung der Lage getrost als einen der schwersten Fehler der russischen Führung bezeichnen dürfen, ohne sich und dem Ansehen der russischen Armee damit etwas zu vergeben.

Theoretisch ist sich Gurko des Wertes der Initiative und der moralischen Ueberlegenheit des Angriffs bewußt. Einen Grund dafür, weshalb die russische Führung so entschlußarm war, finden wir bei Gurko nicht, es sei denn, daß uns die tereotyp wiederkehrende Betonung der Munitionsmangels und der schlechten Verbindungen auf die Ursachen der Entschlußlosigkeit verweisen soll.

Gurko gehört zu jenen nicht gerade glücklichen militärischen Naturen, die auf der eigenen Seite immer alle möglichen Schwierigkeiten sehen, solche beim Gegner aber nicht gelten lassen wollen. Nach diesem Gesichtspunkt sind seine ewigen Klagen über Munitionsmangel und mangelhafte Verbindungen zu beurteilen, ferner über Mangel an Arbeitskräften für den Bau rückwärtiger Stellungen, dann wie die eigenen Truppenbewegungen 1915 in Polen durch die zurückflutende Bevölkerung gestört wurden, 1914 in Ostpreußen aber unter der Menschenleere des Gebietes zu leiden hatten. Hierher gehört es auch, wenn er sich über mangelnde Unterstützung seitens der Franzosen beklagt, während er ausdrücklich hervorhebt, daß die russische Offensive nach Ostpreußen und die Bildung der 9. Armee bei Warschau im September 1914 für einen Vormarsch auf Posen, nur der Entlastung der Franzosen wegen unternommen gewesen wären, die bekannte Brussilloff-Offensive aber vorzeitig zur Unterstützung der in Südtirol schwer bedrängten Italiener hätte einsetzen müssen, statt wie geplant gleichzeitig mit dem Angriff der Rumänen loszubrechen.

Die russische Truppe war an sich ausgezeichnet und vortrefflich ausgerüstet; es sei nur an die reiche Ausstattung mit Feldküchen und Maschinengewehren erinnert, an die zahlreichen Funkenstationen und vortrefflichen optischen Instrumente — deutscher Herkunft. Wir waren froh, als wir nach Tannenberg hunderte von erbeuteten russischen Feldküchen unseren Formationen und Stäben überweisen konnten. Das russische Mannschaftsmaterial war anerkannt glänzend; was aber der russischen Armee fehlte, war die taktische Durchbildung der unteren und oberen Führung im Frieden, ein von oben taktisch befruchtender und belebender Geist, der mit den bequemen und starren alten Begriffen des Kämpfens in Stellungen brechen mußte. Ganz allein in der einseitigen, dem offensiven Bewegungskrieg zu wenig berücksichtigenden Friedensvorarbeit sowie in der oft versagenden, ideen- und entschlußarmen Führung

im Kriege müßte General Gurko die Gründe der russischen Mißerfolge suchen. Denn ernster Munitionsmangel brachte auch uns zeitweilig in kritische Situationen und keine der kriegführenden Mächte hatte sich wohl schon im Frieden auf den tatsächlich später erforderlichen Munitionsverbrauch und eine so lange Dauer des Krieges eingerichtet. Entgegen der Behauptung Gurkos hatte eine wirtschaftliche oder industrielle Mobilmachung des Krieges bei uns nicht stattgefunden, — leider! Zugegeben, daß die deutsche Rüstungsindustrie im Kriege leistungsfähiger ausgebaut werden konnte, als dies in Rußland möglich gewesen wäre, so bestand für Rußland doch dafür die Möglichkeit, durch rechtzeitige Maßnahmen die Kriegsindustrie Amerikas und Japans in weit größerem Umfange für Rußland nutzbar zu machen.

Was aber die vom Verfasser ins Treffen geführte zahlenmäßige Ueberlegenheit deutscherseits betrifft, so enthält dieses Argument statt einer Entschuldigung für Mißerfolge vielmehr einen schweren Vorwurf für die russische obere Führung. Daß absolut die Mittelmächte zahlenmäßig nicht stärker waren als der Feindverband, konnte sich Gurko unschwer selbst ausrechnen. Wenn wir aber tatsächlich, — was wir hier nicht nachprüfen wollen — bei einzelnen Kampfhandlungen an Zahl den Russen überlegen waren, so liegt doch darin nur ein glänzendes Zeugnis für unsere Führung, die es trotz ungeheuerer Schwierigkeiten, wie sie für Rußland nicht im entferntesten die gleichen waren, immer wieder verstanden hat, eben da, wo sie eine Entscheidung suchen wollte, mit überlegenen Kräften einen Erfolg so schnell herbeizuführen, daß die vom Gegner herangeholten Reserven verspätet zur Stelle waren.

Keinen stichhaltigen Milderungsgrund für Unterlassungsfehler der russischen Führung gibt Gurko ferner mit seiner Behauptung von den schlechten Verbindungen hinter der russischen Front. Seit dem Einbruch 1915 tief in russisches Gebiet waren auch wir nur auf die vorhandenen russischen Bahnen angewiesen, zogen aber aus diesem Mangel die Konsequenzen, die der russische Generalstab nicht zu finden oder nicht in die Tat umzusetzen verstand, daß man sich nämlich die Freiheit des Handelns wahren mußte, um in der Verwendung der Kräfte nach eigenem und nicht nach dem Willen des Gegners verfahren zu müssen. Dieselben Grundsätze galten auch für den Munitionsverbrauch. Hatte man nicht genügend Munition, um gleichmäßig hinter der Front Berge davon anzuhäufen, so war man, der eigenen Handlungsfreiheit beraubt, natürlich immer in Verlegenheit! Die Entschuldigung mit Munitionsmangel birgt also neben dem Vorwurf gegen die für Munitionsversorgung verantwortliche Stelle, das Kriegsministerium, zugleich auch einen Vorwurf gegen die Führung, die mit den nun einmal geringen verfügbaren Munitionsmengen nicht zu rechnen wußte, weil sie sich eben der Initiative vor einem findigeren Gegner begeben hatte.

Wenn wir es bedauern müssen, daß uns Gurko in taktischer und strategischer Hinsicht nicht volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so fordern seine Ausführungen auf dem Gebiete der Politik, der Kriegsgräuel und Kriegsschuld schärfsten Widerspruch heraus. Wir können hier ebensowenig in Einzelheiten eingehen, wie bei den eigentlichen Kriegsvorgängen. Seine Behauptungen über den entscheidenden Einfluß der deutschen Politik auf die Entstehung des russisch-japanischen, des Balkankrieges und des italienisch-türkischen Konfliktes sind ebenso widersinnig, daß wir hier nicht näher darauf eingehen wollen. Von einem Manne, der in politisch und militärisch kritischer Zeit zeitweilig der erste Berater des Zaren gewesen ist, hätten wir mehr Streben nach Objektivität

und abgeklärteres politisches Urteil erwartet. Auch in seiner Bewertung der Disziplin, des Verhaltens der Bevölkerung, der Mittel und Methoden des geheimen Nachrichtendienstes siegt seine den Deutschen alles Böse und Scheußliche zutrauende Voreingenommenheit über eine vernünftig abwägende, ruhige Sachlichkeit. Auch hier lernen wir in Gurko einen Mann kennen, der alte, in gewissen leider nicht einflußlosen Kreisen der russischen Gesellschaft gepflegte Anschauungen und Vorurteile über eine Zeit mitgenommen hat, die ihn sehr wohl eines besseren hätte belehren können.

Rußland und Deutschland hatten vor dem Kriege keine Interessengegensätze. Schulter an Schulter stehend, konnten beide die Welt in Schach halten. Daß sie sich statt dessen gegenseitig zerfleischten, war unnatürlich und unvernünftig. In Würdigung dieser nicht mehr ungeschehen zu machenden Tatsache sollten wir nunmehr von beiden Seiten versuchen, die alten Vorurteile da wo sie bestanden und nur der künstlichen Entfremdung der beiden Völker dienstbar gemacht waren, fallen zu lassen und einem gegenseitigen Verstehenwollen die Wege zu ebnen, um für die Zukunft die Wiederholung gemachter Fehler zu vermeiden. Gurkos Buch dient diesem Ziele wenig. Man hat das Gefühl, daß er nicht ernstlich bemüht war, den Vorgängen auf der Feindseite objektiv auf den Grund zu gehen. Das ist auch nicht nötig da, wo er konkret einige Erinnerungen wiedergibt. Wenn er aber nicht Selbsterlebtes berichtet, Urteile und Gründe, Erfahrungen und Beobachtungen bringt, ist es eine Pflicht der Gerechtigkeit, sachlich zu prüfen, um der historischen Wahrheit zu dienen. Der Geist aber, in dem uns Deutschen Gurko eine Geschichte des Krieges von seinem Standpunkt aus bringt, die Vorwürfe, die er dabei gegen deutsche Methoden der Kriegführung erhebt, müssen den deutschen Leser vielfach verletzen, weil sie unberechtigt, auch gar nicht erwiesen oder beweisbar und voreilig erhoben sind, — noch dazu von einer Seite, die alle Veranlassung hat, an das Thema der Kriegsgräuel und Verletzungen des Völkerrechtes besser nicht zu rühren! Wir sind gewiß nicht empfindlich und haben in dem Kriege so Gewaltiges geleistet, daß wir uns nicht zu schämen brauchen, berechtigte Vorwürfe einzustecken.

Von alle dem abgesehen, bringt uns Gurko natürlich sehr viel Interessantes und Wissenswertes, was zur Beurteilung der Vorgänge auf der Feindseite für uns von Bedeutung ist. Wir erkennen aus Gurkos Ausführungen, daß unsere Beurteilung des russischen Heeres und seiner Führer vor dem Kriege zutreffend war, und daß unsere Führung aus dieser richtigen Einschätzung der moralischen Elemente auf russischer Seite die richtigen praktischen Folgerungen gezogen hat, wie sie in unseren Waffenerfolgen zum Ausdruck gekommen sind. Wertvoll und neu sind die lebendigen Schilderungen Gurko's aus der Zeit der Jahreswende 1916/17, von dem Getriebe in der Obersten Heeresleitung, von dem Herannahen der innerpolitischen Krise, dem Sturz des Zaren, den Wirkungen der Revolution in den Stäben und in der Truppe. Beachtenswert sind auch seine Ausführungen über den Eintritt Rumäniens in den Krieg, ein Ereignis, daß entgegen allen Erwartungen Rußlands nur neue Belastung brachte.

Anschaulich ist die Schilderung, wie der Stab der 2. Armee bei der Flucht von Tannenberg auf den sandigen Waldwegen nicht vorwärts kam und alsdann nächtlicherweile im Walde umherirrend seinen Oberbefehlshaber, den General Samsonoff, verlor. Die letzte Kunde von ihm brachte ein Artillerist,

der den vor Mattigkeit nicht weiter kommenden General auf einem Grashügel sitzend verlassen hatte! Aus anderer Quelle, einem Befehl der 2. Armee vom 16./29. September wissen wir, daß dieser Artillerist, der Trompeter Kuptschick von der 11. reitenden Batterie, mit einem Geldgeschenk von 25 Rubeln belohnt wurde, weil er sich bis zur letzten Minute bei dem ehemaligen Armeeoberbefehlshaber General der Kavallerie Samsonoff befunden hatte!"

Ueber die Nichtanerkennung der berüchtigten „Soldatenräte" stürzt Gurko; und mit vielen anderen Leidensgefährten wandert er für vorübergehende Haft in die Peter-Pauls-Festung und wird schließlich des Landes verwiesen, — zu seinem Glück! Denn viele seiner Kameraden, die nicht rechtzeitig freiwillig oder unfreiwillig den Weg ins Ausland fanden, fielen als Opfer der Bolschewiken.

Als erste und bisher einzige Darstellung des Krieges im russischer Beleuchtung ist das Buch über den Rahmen der Kriegsteilnehmer hinaus für jeden Deutschen lesenswert, der die Psyche des einstigen Gegners kennen lernen will.

Zwei Bücher zum deutschen Schicksal.

Von Dr. Emmy Voigtländer.

„Die Tragödie Deutschlands" ist der Titel eines Buches (Verlag Duncker und Humblot, München 1922), dessen Verfasser ungenannt bleiben will, weil er den Anspruch macht, „die letzten Gründe" der deutschen Tragödie aufgedeckt zu haben. Der Titel ist nun freilich richtig, wenn auch in anderem Sinne, als der Verfasser meint. Es gehört wesentlich zur Tragödie Deutschlands, daß ein solches Buch heute noch erscheinen kann. Es zeigt zum Erschrecken, wie auch in der höchsten Not Deutsche in erster Linie gegen Deutsche stehen. Das Buch rührt den inneren Streit in schärfster Form wieder auf, den Streit um den U-Bootkrieg, die Kriegsziele, den Militarismus, die Schuldfrage, weil diese Dinge nicht von einer höheren Warte aus gesehen werden. Wer das Buch liest, trägt vom deutschen Volk das Zerrbild einer im Götzendienst des Geldes, der Macht, des Staates verkommenen, vom Militarismus verblödeten, einem geisteskranken Kaiser sich willenlos beugenden Masse davon. Merkwürdig nur, wie ein solches Volk mit einem schlechten Heer und unfähigen Heerführern (denn Hindenburg wird etwa als gutmütiger Trottel, Ludendorff als größenwahnsinnig und unfähig abgetan) es fertig gebracht hat, vier Jahre lang gegen eine Welt von Feinden sich zu behaupten. An sich kann man seinem Volk die härtesten Wahrheiten sagen, eine Kritik wie diese aber muß Trotz und Widerstand hervorrufen, weil sie von einem falschen Standpunkt ausgeht, nämlich von der haltlosen Annahme des „fortgeschritteneren Auslands", wodurch sie fortwährend den Charakter einer Anklage, ja einer Denunziation vor dem Ausland annimmt. Denn das Buch, und nur darum lohnt es, sich mit ihm zu beschäftigen, ist vom pazifistischen Standpunkt aus geschrieben und zeigt mit wünschenswerter Deutlichkeit, aus welchen tieferen Gründen die pazifistische Einstellung zu ihren falschen Urteilen kommen muß.

Der Verfasser will nämlich als Maßstab für seine Werturteile, gewissermaßen als neues Sittengesetz, als „Bezugssystem", wie er es nennt, die „Mensch-

heit" einführen und nicht die Nation. Das Postulat von der „Verantwortlichkeit für die Kulturmenschheit" sei das neue werdende Gesetz im Völkerleben. Und nun wird (ohne weiteren Beweis) einfach angenommen, die Ententevölker seien in Bezug auf die „Einheit der Kulturmenschheit" schon viel „fortgeschrittener" gewesen als Deutschland, dessen tiefere Kriegsschuld eben in dieser Rückständigkeit bestehe. „Ein Symptom solcher Wegbereitung ist die Sympathie der Kulturmenschheit als einer neuen, sehr großen und von dem sich selbst (!) isoliert habenden Deutschland zu spät und teilweise gar nicht erkannten Macht. Die politische Zusammenfassung der gesamten Kulturwelt (!) in kriegerischer Haltung gegen Deutschland hat im Massenurteil der Menschheit eine für Deutschland gefährliche Gegenüberstellung erzeugt: hie Kulturmenschheit, dort das barbarische Deutschland. Man glaube ja nicht, daß diese Gegenüberstellung nur das Produkt der Ententepropaganda ist" (Einleitung VI).

Solche Sätze können zur Erklärung des für uns andere Deutsche so unbegreiflichen Verhaltens der deutschen Pazifisten beitragen, denn sie kennzeichnen ihre Grundanschauung. Man stößt hier auf einen merkwürdigen und nicht leicht zu beschreibenden Vorgang. Der Verfasser sieht oft die Entente ganz richtig, er weiß ganz genau, daß sie in Wirklichkeit recht weit von den „Menschheitsidealen" entfernt ist, für die sie angeblich Krieg führte. Jedoch fortwährend verfällt er (und die anderen Pazifisten) in den Fehler, die wirkliche Entente mit der Idealvorstellung von der „Kulturmenschheit" zu verwechseln. Auf diese Weise kam das Furchtbare zu Stande, daß die deutschen Pazifisten im Kriege moralisch Partei für die Entente ergriffen, oder vielmehr für eine Einbildung, eine Vorstellung von ihr, daß sie die „Kulturmenschheit" vertrete. Und noch heute haben alle Beweise von Grausamkeit und Barbarei, alle moralischen Ungeheuerlichkeiten, die die Entente, insbesondere Frankreich tagtäglich liefern, nicht vermocht, die Pazifisten von der Haltlosigkeit ihrer Annahmen zu überzeugen.

In Bezug auf die Schuldfrage sieht Verfasser ganz richtig, daß der Kriegswille auf Seiten der Entente lag. Aber mit Hilfe der eben bloßgelegten Vorstellung von der „Kulturmenschheit" dreht er den Schuldbegriff so herum, daß Deutschland moralisch daran Schuld ist, daß die Entente Krieg gegen es führen „mußte". So spielen die Haager Konferenzen und das Verhalten Deutschlands dort eine große, wenn nicht die ausschlaggebende Rolle in der pazifistischen Phantasie. Nunmehr bereitete die Welt sich auf einen Krieg vor, den sie von Deutschland ausgehend erwartete (S. 97). Die Tatsache, daß die „Umwelt" zwischen den Haager Konferenzen ganz munter Kriege führte, Deutschland aber nicht, läßt ihn kalt. Vielmehr fällt der Verfasser alle Werturteile so, daß nur Deutschland für den Krieg moralisch belastet wird, die Entente aber nicht, was geradezu den Eindruck einer doppelten Moral macht. So spart der Verfasser bei Erzählung des Kriegsausbruches für das deutsche und österreichische Verhalten nicht mit Ausdrücken wie: „verbrecherische Politik, Frivolität, brutale Gewalt, Raubgier, deutsche Sünde", unterläßt aber schon bei den Franzosen und Russen jedes derartige Werturteil und druckt sogar in den Sätzen: „Als der Krieg ausbrach, mußte England daran teilnehmen" und „So lag für England fast die Staatsnotwendigkeit vor, an ihm teilzunehmen (S. 207) die Worte „mußte" und „Staatsnotwendigkeit" gesperrt. Wenn Krieg nach pazifistischer Ansicht ein Verbrechen ist, dann doch für alle; Deutschland hatte wohl keine Staatsnotwendigkeiten zu vertreten? Bedrohte der österreichisch-serbische Konflikt, der durch den Willen der Entente nicht lokalisiert wurde,

englische Staatsnotwendigkeiten? Aber warum „mußte" England am Krieg gegen Deutschland teilnehmen? Weil ein „siegreiches Deutschland in seinen Forderungen maßlos sein würde" (S. 189). Das sollte 1914 schon feststehen? Bekanntlich ist Deutschland ohne Kriegsziel in den Krieg gegangen und erst während des Krieges wurden Ziele, heftig in Deutschland selbst bekämpfte Ziele aufgestellt, während die „Kulturwelt" vom ersten Kriegstag an einmütig recht maßlose Eroberungspläne auf deutsche Kosten verfolgte. Aber gegen diese Erkenntnis hat sich Verfasser eine Mauer gebaut: Er hält an der Annahme fest, als sei der Krieg der Entente lediglich „Reaktion" auf das deutsche Verhalten. In Ermangelung einer wirklich kriegerischen und angriffslichen Politik muß es nämlich der Deutschland beherrschende „Geist", der „Treitschkegeist", der „Schwertglaube der deutschen Bildungsschichten", die „Machtanbetung", die „Kriegsverherrlichung" des deutschen Bürgers sein, gegen welche Gespenster die Entente Krieg führen „mußte". Es wird denn ferner immer so getan, als sei es der Entente erst durch ihren „Sieg" eingefallen, Deutschland etwas Böses zu tun, während das Entscheidende ist, daß sie Krieg um recht reale Dinge führte, und der Deutschland angeblich beherrschende „Geist" mit den wirklichen politischen und kriegerischen Zielen nicht das Geringste zu tun hatte. So übersehen die Pazifisten auch den furchtbaren verbrecherischen Widersinn des Krieges, der doch darin liegt, daß satte, imperialistisch reichlich befriedigte Völker sich zusammentaten, um die an sich zu schmale Lebensbasis des deutschen Volkes noch auf das Gründlichste zu verkleinern. Das ist Imperialismus im verwerflichen Sinne. Aber in der pazifistischen Literatur wird mit wirklichem Abscheu nur von den deutschen „Eroberungszielen" gesprochen.

Eine weitere Möglichkeit, recht geringe Widerstände gegen die Gewalttaten der Entente zu finden, hat sich Verfasser verschafft, indem er den Begriff des „Militarismus" bloß auf die geistige Stellung zum Krieg einschränkt.

„Es kann ein Land eine außerordentlich starke Armee haben, ohne jenen Militarismus zu haben, den Fremde und Deutsche (und unter ihnen die, welche ihr Vaterland über alles liebten) an Deutschland tadelten. Und es kann vorkommen, daß Militarismus herrscht (und Manche behaupten das vom heutigen Deutschland ! ! !) ohne daß ein nennenswertes Heer da ist".

Durch diese Begriffsbestimmung ist nun allem Tür und Tor geöffnet. Die eigentliche „Kriegssünde" des deutschen Volkes besteht nach dieser verbreiteten Ansicht darin, daß der deutsche Bürger sich mit Kriegsromantik, Kriegsverherrlichung durchtränkte, während es in England den gesellschaftlichen Begriff „Offizier" garnicht gab. (S. 72.) Mit Hilfe dieser Begriffsbestimmung kann man nun wunderschön, wie es z. B. Herr Professor Foerster tagtäglich tut, den Franzosen versichern, das, was sie trieben und hätten, sei gar kein Militarismus, aber in dem entwaffneten Deutschland, da gäbe es ihn noch. Denn da die Entente den Krieg unter dem Schlagwort „gegen den Militarismus" führte, hat in den Augen der deutschen Pazifisten ein solcher Krieg nichts Verwerfliches. So sahen und sehen sie noch heute an aller Wirklichkeit vorbei und betrachten den Kampf, den in Wirklichkeit das deutsche Volk um sein nacktes Leben führen mußte, mit moralischem Abscheu.

Hat man so unter Qualen dies durch und durch falsch gerichtete Buch gelesen, so möchte man fast verzweifeln, ob das deutsche Volk in seiner Gesamtheit jemals zur richtigen Einsicht in die wirklichen Zusammenhänge zu bringen ist. Mit einer wahren Befreiung greift man dann zu einem Buch, das zum Glück auch in Deutschland, von einem Deutschen geschrieben ist. Es ist das Buch von

Gregor Huch „Der neue Nationalismus und die Schuldfrage. Wider Fr. W. Foerster. (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin 1922.) Eine gründliche Abrechnung mit den pazifistischen Irrgängen Foersters, in die auch der Verfasser der „Tragödie Deutschlands" gründlich sich verloren hat. Für Huch ist das Grunderlebnis die Not und Schicksalsgemeinschaft des deutschen Volkes und nicht das leere Wort „Menschheit". Von da aus wird das deutsche Volk gesehen und seine Handlungen bestimmt von der „Verantwortung für die zeitlose deutsche Volksgemeinschaft". Ein so sittlich geläuterter Nationalismus soll den Egoismus des Einzelnen überwinden. Dieser Weg führt auch viel sicherer zu einer gegenseitigen Achtung und Duldung der Völker, als der inhaltleere Begriff „Menschheit". Die größte Gefahr für das deutsche Volk sei die, wenn es sich innerlich dem Vertrag von Versailles unterwirft, weil dies schlechthin Selbstmord bedeutet und eine sittliche Schuld sein würde, die das heutige Geschlecht um vielleicht augenblicklicher „Erleichterungen" willen vor den kommenden Geschlechtern auf sich laden würde. Daraus erhebt sich die Forderung eines sittlich und verantwortlich begründeten Widerstands gegen die Vernichtung, die der Versailler Vertrag für das deutsche Volk bedeutet. Aus solchem Verantwortungsgefühl müßten alle politischen Handlungen des deutschen Volkes entspringen und es ergibt sich die sehr ernste Frage, wieweit es sich von solcher Einsicht hat leiten lassen, und heute leiten läßt. Die pazifistische Einstellung auf die — „Menschheit" ist falsch, weil sie nichts Wirkliches hinter sich hat. Sie steht der Not des deutschen Volkes verständnislos oder mit einer harten und grausamen Moral gegenüber. Wer aber in die Tragödie Deutschlands eindringen und dem deutschen Volk helfen will, muß ausgehen von seiner tiefen und wirklichen Not. Er muß auch an die Toten denken, die gefallen sind, damit Deutschland leben kann.

Weltspiegel.

Dezember 1922.

In der Nachkriegszeit folgt ein Kongreß auf den andern, eine Konferenz der Staatsmänner aus den Siegerstaaten auf die andere, und an jede dieser Zusammenkünfte knüpft sich die Hoffnung, daß endlich einmal ein Heilmittel für die Nöte der Welt gefunden werden möchte. Jedesmal aber wird die Hoffnung enttäuscht, weil bei den Hauptbeteiligten der feste Wille besteht, an den Grundlagen des bestehenden Zustandes nicht rütteln zu lassen, während doch eben diese Grundlagen die Ursachen der tiefen Schäden sind, unter denen heute die ganze Welt seufzt. Und doch scheint es jetzt, als ob am Horizont der schwache Schimmer eines neuen Tageslichts zu bemerken ist, bestehend in der Wahrnehmung, daß die Einsicht in den wahren Zusammenhang der Dinge und in die Unhaltbarkeit der bisherigen Ideen und Pläne der Siegerstaaten langsam Raum gewinnt. Um das näher nachweisen zu können, müssen wir die Entwicklung der letzten Wochen kurz schildern, indem wir an die letzte Darstellung der Ereignisse, die wir an dieser Stelle am 8. November gaben, anknüpfen. Inzwischen ist die Orientkonferenz in Lausanne zusammengetreten, und gleichzeitig hat in London die Beratung der Ministerpräsidenten von England, Frankreich, Belgien und Italien stattgefunden, die ursprünglich als eine Vorbesprechung und Vorbereitung der längst in Brüssel geplanten Konferenz gedacht war, aber

einen ganz anderen Verlauf genommen und mit einer Vertagung bis zum 2. Januar vorläufig geendet hat.

Zur Erklärung dessen, was in Lausanne und London geschehen ist, sei daran erinnert, daß die englischen Wahlen, die zur Zeit unserer letzten Betrachtung noch bevorstanden, Mitte November stattgefunden und in mancher Beziehung eine Ueberraschung gebracht haben. Keine Ueberraschung war allerdings der Wahlsieg Bonar Laws, obwohl die meisten englischen Beurteiler ihn sich weniger glänzend vorgestellt hatten, als er in der Tat ausfiel. Man hatte geglaubt, daß er eine Mehrheit von sicherer und beherrschender Wirkung erst durch den Hinzutritt der Anhängerschaft Lloyd Georges, der Nationalliberalen, erreichen würde. Aber schon während des Wahlkampfes änderten die Parteien nach näherer Sondierung der Volksstimmung ihre Taktik: die Konservativen Bonar Laws wurden kühner und selbständiger und traten als Gegner der Nationalliberalen auf, die sich plötzlich in unerwarteter Weise in den Hintergrund gedrängt sahen. Das Ergebnis der Wahlen entsprach dieser Veränderung; die Konservativen erhielten eine machtvolle Mehrheit, während die Nationalliberalen sehr zusammengeschmolzen waren; die Volksgunst hatte sich von Lloyd George entschieden abgewendet. Aber auch bei der Opposition gab es eine Ueberraschung. Zwar war von scharfblickenden Politikern ein starker Gewinn der Arbeiterpartei vorausgesagt worden, aber die Wirklichkeit übertraf die Vorhersagen; in unerwartet stattlicher Zahl zogen die Arbeitervertreter in das neue Parlament ein. Und so sahen sich die sogenannten Unabhängigen Liberalen, die Anhänger Asquiths, die sich an der Koalition nicht beteiligt hatten, aus der erhofften Führung der Opposition im Unterhause verdrängt. Diese Asquith-Liberalen zogen ohne Murren die Konsequenz nach der alten englischen Parlamentsüberlieferung. Der Arbeiterführer Ramsay Macdonald ist der Führer der Opposition, der die Arbeiterpartei und die Unabhängigen Liberalen gemeinsam angehören. Die Folge ist, daß die innere Lage eine bedeutende Veränderung erfahren hat. Die Rücksichten, von denen Lloyd George sich leiten ließ, — Ideen kann man es wohl kaum nennen, — sind sehr in den Hintergrund getreten, und die konservative Regierung ist stark genug, um nach den altenglischen parlamentarischen Grundsätzen Politik machen zu können. Es handelt sich nicht mehr um die Augenblickswirkungen einer politischen Routine, die im Vertrauen auf eine glänzende Beredsamkeit die Masse mit sich reißt zu irgendeinem den sichern Erfolg verheißenden Ziel, um dann ebenso schnell und unbesorgt wieder abzuschwenken, sondern um eine stetigere und ruhigere Arbeit in sorgfältiger Anlehnung an den Teil der öffentlichen Meinung, auf den die Regierung sich nach den Grundsätzen der Verfassung zu stützen hat. Das bedingt freilich auch ein anderes Verhältnis zur Opposition, die ihren Charakter diesmal einer sehr bedenklichen wirtschaftlichen und sozialen Erscheinung in England verdankt, nämlich der trotz aller tröstlichen und beruhigenden Versicherungen noch immer sehr bedrohlichen Arbeitslosigkeit. Eine Koalitionsregierung konnte sich leichtherziger damit abfinden. Eine konservative Regierung, die sich auf politische Grundsätze und wirtschaftliche Interessen bestimmter Kreise stützen muß, findet einen deutlichen innerpolitischen Kurs vorgezeichnet, der durch die Haltung der Opposition mitbestimmt wird. In diesen beiden Einflüssen liegt eine sehr deutliche Mahnung für das Kabinett Bonar Law, den wirtschaftlichen Bedürfnissen Englands die größte Aufmerksamkeit zu widmen, und dazu gehört die gebieterische Notwendigkeit, alles zu tun, daß im wirtschaftlichen Leben Englands und damit der ganzen Welt

endlich wieder Ordnung geschafft wird. Wir Deutschen haben hierbei gewiß mit keinem Wohlwollen und keiner gefühlsmäßigen Rücksicht von seiten Englands zu rechnen, und Bonar Law hat sich unsers Wissens niemals als Freund unseres Volkes gezeigt. Es entspricht aber auch nicht dem englischen Charakter und noch weniger den englischen Interessen, nach geschlossenem Frieden die Rückkehr zu geordneten Zuständen den eigenen Bedürfnissen entgegen dadurch zu gefährden, daß man zur bloßen Befriedigung des Nationalhasses und aus leidenschaftlichem Festhalten an einer Lieblingsidee eine bei nüchterner Erwägung deutlich als irrtümlich und unzweckmäßig erkannte Politik weiter verfolgt. Aus der starken Betonung, mit der Bonar Law sein Festhalten an der Entente verkündete, hat man bei uns — wohl auch in Erinnerung an die frühere, bekannte Hinneigung der englischen Konservativen zu Frankreich — allzu schnell gefolgert, daß Deutschland nach dem englischen Ministerwechsel schlimmer daran sei als früher. Ich habe schon im letzten „Weltspiegel" angedeutet, daß diese Folgerung nicht notwendig ist, und die weitere Entwicklung hat diese Auffassung bestätigt. So wie die Dinge liegen, ist die ruhige Wahrnehmung des englischen Standpunktes unter Hervorhebung der unzweideutigen Absicht, dabei mit Frankreich gute Freundschaft zu halten, viel geeigneter, den französischen Siegeskoller in die Schranken der Vernunft zu weisen, als die Politik Lloyd Georges, der beständig mit dem Bruch der Entente drohte, aber jedesmal pünktlich umfiel, wenn Frankreich es darauf ankommen ließ und mit verständlichem Hinweis auf seine militärische Macht den Leiter der britischen Weltmacht regelrecht einschüchterte.

Zunächst sah die Entente ihre Aufmerksamkeit gefesselt durch die Orientangelegenheit, die auf der Lausanner Konferenz in Ordnung gebracht werden sollte. Nach mancherlei Hindernissen glückte es, die Lausanner Konferenz am 20. November zu eröffnen. Poincaré erschien selbst an Ort und Stelle, um wenigstens für die ersten Tage die Dinge in das gewünschte Geleise zu bringen. England wurde durch Lord Curzon vertreten, der seine Stellung als Außenminister auch im neuen Kabinett behalten hat, was in diesem Falle ein besonderer Vorteil für England war, aber auch für Lord Curzon selbst, der in ein Kabinett Bonar Law viel besser hineinpaßt, als in ein Kabinett Lloyd George. Zu diesen Vertretern Frankreichs und Englands kam als neuer Mann hinzu der Leiter der italienischen Politik, Mussolini. Sein Auftreten war eigenartig und mag den an die hergebrachte diplomatische Technik und Form gewöhnten Vertretern der alliierten Staaten wohl einige Beklemmungen verursacht haben. Indessen, man verständigte sich, da sich herausstellte, daß Mussolini den entschiedenen Willen hat, an der Entente festzuhalten und vorläufig auf alles zu verzichten, was die mühsam aufrechterhaltene Interessengemeinschaft der Alliierten ernstlich stören und das Werk der Friedensverträge in Unordnung bringen könnte. Und so fand man sich auch damit ab, daß er sehr deutlich und entschieden das Recht Italiens betonte, als gleichberechtigte Großmacht mit eigenen Interessen neben Frankreich und England zu stehen und keineswegs als untergeordnete Macht im Schatten Frankreichs zu marschieren. Die Vorsicht, die diese Stellungnahme Italiens den andern alliierten Mächten gerade in der Orientfrage auferlegte, wurde zwar sichtlich als Unbequemlichkeit empfunden, aber der Sache ließ sich auch eine gute Seite abgewinnen, und gewiß ernannte Frankreich nicht ohne besondere Absicht zu seinem Hauptvertreter in Lausanne Herrn Barrère, den langjährigen und besonders erfolgreichen ehemaligen Botschafter in Rom

Für die türkische Regierung, die in Lausanne durch einen besonderen Vertrauensmann Mustapha Kemals, Ismet Pascha, vertreten wird, war es bezeichnend, daß sie sehr energisch zur Entscheidung drängte und mit großer Entschiedenheit und kühner Entschlossenheit ihre keineswegs geringen Forderungen stellte. Sie zeigte, daß sie sich an die früheren Bestimmungen, die der Ententefrieden der Türkei aufzuerlegen versucht hatte, nicht im entferntesten gebunden hielt, sondern Griechenland gegenüber das volle Recht des Siegers aufrecht erhielt. Und nun trat auch der Rückhalt hervor, den sie gefunden hatte. Es war Sowjetrußland, das als Uferstaat des Schwarzen Meeres und mit dem Anspruch, auch die Rechte der Ukraine und Georgiens zu vertreten, seine Interessen als ganz mit denen der Türkei zusammengehend erklärte und mit größter Schärfe seine Zulassung zu den Lausanner Beratungen forderte. Die führenden Ententemächte gestanden dieses Recht jedoch nur soweit zu, als die russischen Interessen nach ihrer Auffassung wirklich berührt wurden. Zu den in Betracht kommenden Fragen gehörte vor allem die Meerengenfrage, an der England sehr stark interessiert war. Rußland und die Türkei forderten gemeinsam die Sperrung des Bosporus und der Dardanellen für fremde Kriegsschiffe im Kriege und unter gewissen Beschränkungen auch im Frieden, volle Verkehrsfreiheit dagegen für Handelsschiffe und das alleinige Aufsichtsrecht der Türkei über die Ausführung der Vereinbarungen. Hier traten nun die englischen Interessen, die ein anderes Ziel verfolgten, bedeutsam in den Vordergrund, und Frankreich benutzte diesen Umstand, um die gleiche Taktik zu versuchen, die Lloyd George seinerzeit in umgekehrter Weise angewandt hatte. Letzterer hatte, um seine Frankreichs Bestrebungen entgegengesetzte Orientpolitik aufrecht erhalten zu können, in der Reparationsfrage Deutschland an Frankreich preisgegeben; jetzt verzichtet Poincaré auf einen Teil seiner Forderungen im Orient, um England in der Reparationsfrage gefügig zu machen. England aber ging auf diesen Handel nicht ein, da sich ihm eine Gelegenheit bot, das scheinbar höfliche Zurücktreten Frankreichs zu einer gründlichen Schwenkung im Orient benutzen zu können.

Diese Gelegenheit ergab sich aus einem schweren Fehler der griechischen Revolutionsregierung, die den unglücklichen Ministern und Generalen des vertriebenen Königs Konstantin den Prozeß machte und sie nach ihrer Verurteilung zum Tode sofort hinrichten ließ. Es war der blutige Racheakt einer triumphierenden Partei an ihren unterlegenen Gegnern unter der Maske eines Richterspruchs und wurde in der ganzen zivilisierten Welt mit Recht als ein Mord angesehen, der an den besten Männern Griechenlands, — darunter ein Gunaris, Theotokis usw., also Männer von wohlverdientem internationalen Ruf! — begangen wurde. Sie hatten sich die Politik zu eigen gemacht, die früher unter dem Beifall der Entente von ihrem Gegner Venizelos empfohlen wurde, und zwar geschah dies bekanntlich auf Betreiben — Englands. Die Bestrafung der Männer, die im Vertrauen auf England gehandelt hatten, in Form eines die Empörung der ganzen Welt hervorrufenden Blutgerichts, erschien dadurch als eine schroffe Bloßstellung Englands im Orient durch die griechische Regierung. England rief seinen Gesandten von Athen ab und ließ Griechenland vollständig fallen. Es suchte jetzt die Verständigung mit der Türkei, was nichts Geringeres bedeutet als die Unabhängigmachung seiner Orientpolitik von Frankreich.

Ueber die Lausanner Beratungen selbst läßt sich noch nichts Abschließendes sagen. Es ist hier deshalb vorläufig nur das gesagt worden, was auch auf die Reparationsfrage ein Licht zu werfen geeignet ist. Wir sehen trotz des so stark

betonten freundschaftlichen Einvernehmens zwischen Frankreich und England ein wahrnehmbares Schwächerwerden Poincarés und eine zunehmende Sicherheit und Festigkeit Englands, dabei ein deutliches Auseinandergehen der beiderseitigen Wege. Und noch eins ist zu erwähnen: das vorsichtige, aber doch entschiedene Hervortreten Amerikas. Man hat in den Vereinigten Staaten inzwischen Deutschlands Lage genauer studiert, man beurteilt jetzt klarer die Zusammenhänge zwischen der Not Europas und gewissen amerikanischen Uebelständen, die man gern beseitigen möchte. Endlich haben die neue Lage in England und die ersten Schritte Bonar Laws und seiner Mitarbeiter in Amerika ein größeres Vertrauen auf die Verständigung der beiden angelsächsischen Weltmächte erweckt. Amerika beginnt daher den so lange festgehaltenen Standpunkt des „Desintéressements" an den europäischen Angelegenheiten zu verlassen, wozu auch das wachsende Mißvergnügen an der Haltung Frankreichs beiträgt. Der Eindruck, den das Auftreten Clemenceaus auf seiner Amerikareise hervorgerufen hat, hat noch das letzte getan, um die Abwendung von Frankreich volkstümlich zu machen. Schließlich darf auch nicht vergessen werden, daß in allen Ländern — Frankreich nicht ausgenommen — der Sinn für Wahrheit und Vernunft wieder erwacht und das Urteil überall ruhiger und sachlicher wird, was schon bei der Anwesenheit der Reparationskommission in Berlin im vorigen Monat hervortrat. So dürfen wir auch hoffen, daß der Rücktritt des Kabinetts Wirth und die Persönlichkeit unseres neuen Reichskanzlers Cuno gleichfalls ein Moment der Beruhigung und des Vertrauens auf eine Rückkehr der Weltpolitik zur Sachlichkeit bilden werden.

Unter solchen Umständen war die eigentlich zur Vorbesprechung der Brüsseler Konferenz veranstaltete Londoner Zusammenkunft der alliierten Ministerpräsidenten von ganz besonderer Tragweite. Das Ergebnis war, daß infolge der starren Haltung Poincarés, der an der Forderung besonderer Pfänder und Sicherheiten von Deutschland — worunter niemand etwas anderes verstehen konnte als die Besetzung des Ruhrgebiets — unnachgiebig festhielt, die Konferenz auf den 2. Januar vertagt werden mußte. Die Enttäuschung in Frankreich ist groß, und alles deutet darauf hin, daß die Tage Poincarés trotz einem vielleicht noch zu erlangenden Vertrauensvotum gezählt sind. Ein großer Wendepunkt bereitet sich vor.

W. v. Massow.

Literarischer Wegweiser.*)

Geschichte.

Es ist nicht zum Vorteil wirklicher Geschichtserkenntnis, wenn Reklame die zu allen Zeiten höchst kritisch zu betrachtende Denkwürdigkeitenliteratur in den Vordergrund schiebt. In diesem Jahre beherrschen die Bücher des Kaisers und des Kronprinzen den „Markt", aber aus beiden wird der ernsthafte Leser wenig unfrisierte Geschichte lernen, weder im allgemeinen

*) Ueber die Unmöglichkeit, derzeit bestimmte Preisangaben zu machen, siehe die Bemerkung in früheren Heften.

noch für die besondere Rolle der betreffenden Schreiber in den Ereignissen. Der Kronprinz hat sein zuerst verfaßtes, rein kriegserinnerungshaftes Buch erst nach dem andern, mehr politischen erscheinen lassen, das ihm der Romandichter Rosner entlockt hat. Der Kaiser aber erzählt in seinem Buch bei all den guten Worten, die er Bismarck, Bülow, Tirpitz spendet, nicht, weshalb er den Rat und die Tat aller dreier verschmäht hat . . .

Mehr wirklicher Gewinn ist aus den Erinnerungen des italienischen Ministerpräsidenten Nitti zu schöpfen (Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietätsdruckerei G. m. b. H.), der zwar auch beileibe nicht alles sagt, was er weiß, jedoch in die Hexenküche der Entente deshalb so interessant hineinleuchtet, weil Italien keinen Grund mehr hat, über die Schandtat zu schweigen, welche die Entente uns und damit dem „friedlosen Europa" angetan hat und noch antut. Die Ludendorffschen Denkwürdigkeiten hat Hans Delbrück mehr gehässig als kritisch zerpflückt (Berlin W 35, Verlag für Politik und Wirtschaft). Die Antwort blieb nicht aus: W. Foerster führt in der Schrift „Hans Delbrück ein Porträtmaler?" und H. Eggert in „Ludendorff als Mensch und Politiker" (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn) den Nachweis, daß die Rechthaberei Delbrücks nur ihn selber und nicht den Gegenstand seines Zornes porträtiert, womit nicht gesagt sein soll, daß vor Ludendorffs Buch die Kritik halt machen müßte. Wie viel sympathischer der junge Delbrück wirkt als der alte, kann man an der Neuauflage seines schönen „Gneisenau" (Berlin, Stilke) nachprüfen. Unter den militärischen Kriegserinnerungen nehmen die „Schlachten des Weltkrieges" (Oldenburg i. O., Gerhard Stalling) ihren Fortgang, und die Marine hat in dem zweiten Band ihres Admiralstabswerkes (E. S. Mittler u. Sohn, Berlin) im Sinne der Tirpitzschen Auffassung die entscheidungsschwereren Unterlassungssünden des Herbstes 1914 durch den ausgezeichneten Forscher Kapitän O. Groos darstellen lassen (ein tragischer Band).

Zahlreich ist die Literatur über die Kriegsschuld und Kriegslüge. Die Akten des Eisnerprozesses (München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte, Maiheft 1922) halten Gericht über die deutschen Selbstbezichtiger, und Avenarius legt in „Die Wache im Weltwahn" durch eindrucksvollste Dokumentierung die Verleumdungstechnik unserer Feinde bloß (Berlin SW 61, Verlag von Reimar Hobbing). „Warum ich auf der Auslieferungsliste stehe" erklärt als typischer Fall Dr. Ernst Zahn (München, J. F. Lehmanns Verlag). Vom völkerrechtlichen Standpunkt widerlegt Integer (Berlin W 35, Verlag der Kulturliga) die Schuldlüge, während Georg Karo (Halle a. S., Verlag Max Niemeyer) und der ungenannte Verfasser des Schriftchens „Schuld am Kriege?" (Berlin NW 52, Schloß Bellevue) die Selbstzeugnisse der Entente-Staatsmänner verwerten. Ein vorzügliches Stück Arbeit, in historischer wie in apologetischer Hinsicht, ist B. W. v. Bülows „Die ersten Stundenschläge des Weltkrieges" (Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter u. Co.). Bis auf die Minuten genau ist hier das diplomatische Geflecht des Juli 1914 bloßgelegt. Die Lüge vom deutschen Kriegsplan verflüchtigt sich dabei unaufhaltsam, man sieht das Verhängnis sich zusammenziehen, die Staatsmänner in den Krieg „hineintorkeln" (Lloyd George), und dies alles ohne subjektive Zutat des Historikers, rein durch die Sprache der Tatsachen selbst.

Gehen wir den ferneren Ursprüngen des Weltkrieges nach, so ist hier die geschickte und gründliche, wenn auch etwas schwerfällig geschriebene Kampfschrift M. v. Hagens über „Deutschlands Bündnispolitik" (Berlin,

Verlag G. Stilke) hervorzuheben. Im Gegensatz zu Eckardstein und der Legion deutscher Historiker, die ihm folgten, verficht Hagen mit überzeugenden Gründen die These, daß ein Bündnis mit England um die Jahrhundertwende für uns nicht greifbar war. Damit stellt sich Hagen auch in einen gewissen Gegensatz zu der Meinung, die Bismarcks Werben um England in den Mittelgrund seiner auswärtigen Politik nach 1870 stellen will, wie dies neuerdings wohl wieder etwas übertrieben F. Rachfahl (Freiburg i. B., Verlag Theodor Fisher) tut. Die Rückwirkung des deutsch-englischen Gegensatzes auf die österreichische Balkanpolitik untersucht der österreichische Gesandte a. D. A. Hoyos (Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter u. Co.).

Bismarck: Wann wurde man müde, von ihm zu singen und zu sagen. Das wundervolle Bismarckheft der „Süddeutschen Monatshefte" mit der Schilderung des intimen Bismarck, über deren erstaunlich unterrichteten Verfasser die Historiker sich den Kopf zerbrechen, sei angelegentlich empfohlen. Eine nützliche Doktorarbeit hat Maria Fehling geleistet, indem sie aus Bismarcks Schriften und Reden zusammentrug, was den Umkreis des geschichtlichen Denkens und Wissens des Reichsgründers zeichnet („Bismarcks Geschichtskenntnis", Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger). Die deutsch-französische Kriegsgefahr von 1875 untersucht Hans Herzfeld (Berlin SW 68 E. S. Mittler u. Sohn). Es kann an diesem Ort nicht kritisch zu ihm Stellung genommen werden, dagegen sei erwähnt, daß in dieser Arbeit schon die dritte der „Forschungen" vorliegt, die das Potsdamer Reichsarchiv mit seinem Namen deckt.

Damit zur französischen Politik hinübergehend erwähnen wir H. Onckens Rede „Die historische Rheinpolitik der Franzosen" (Stuttgart und Gotha, Fr. A. Perthes Verlag), die nur den einen Fehler hat, die Zeit vor Ludwig dem Vierzehnten zu stiefmütterlich zu behandeln. Eine schöne Gedankenreihe vergleichender Völkerkunde bietet F. Vogt „Französischer und deutscher Nationalgeist", der umgekehrt schon die ältesten Zeugnisse beider Volksarten, Rolandslied und Nibelungenlied, zum Ausgangspunkte wählt (Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung). Wie sich die allmähliche geistige und politische Eingliederung Lothringens in Frankreich vom nationalfranzösischen Historikerstandpunkt aus darstellt, zeigt sehr instruktiv die Aufsatzreihe des Grafen M. de Pange, Les Lorrains et la France au Moyen Age (Paris, Quai Malaquais 5, H. Champion), die sein Neffe eingeleitet hat. Die Pange sind ein Metzer Geschlecht. Die Gegenwart mit ihrem Leid weiß uns Maurice Barrès, der Führer der heutigen Rheingrenzenpatrioten, in seiner „Politique Rhénane" (Paris, Bould u. Gay) eindringlich zu machen, während der nüchterne G. Haelling, Le Rhin, politique, économique, commercial (Paris, Rue Thénard 3, Léon Eyrolles) den Wert und Nutzen des Rheins für Frankreich entrollt.

Zu Werken allgemeineren Charakters übergehend beginnen wir mit der neuen Auflage der früher in den „Grenzboten" eingehend gewürdigten „Deutschen Geschichte unter Kaiser Wilhlem dem Zweiten" von Conrad Bornhak (Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung). Die Aenderungen und Verbesserungen heben dem Buch seinen Charakter als gefälliges, flüssiges und vielseitiges Lesebuch gewahrt, ihm aber das tiefere Hineinblicken in das geschichtliche Werden nicht verleihen können. Ein großer geschichtlicher Horizont und spielend leichte Verwertung tieferliegender Verkettungen, die dem Laien meist weniger gewohnt sind, zeichnet noch immer Dietrich Schäfers Bücher

neben ihren sonstigen Vorzügen aus. So wird auch seine neueste geschichtsgesättigte Zeitbetrachtung „Staat und Welt" (Otto Elsner Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin) manchen dankbaren Leser finden, den es nach Einreihung der schwereren Rätsel unserer Zeit in die geschichtliche Gesamtauffassung drängt. Wesensverwandt, philosophisch tiefer und grüblerischer als Schäfer, dafür weniger stoffgeschult, mutet G. A. Collischonn an, ein gedankenreicher Mann und edler Geist, der „Geschichte und Volksaufgabe" mit tiefem Glauben an den deutschen Weltberuf in Beziehung setzt (Frankfurt a. M., (Verlag Moritz Diesterweg), und darum Geschichtskunde als Volksaufgabe fordert. Erwähnung verdient Fritz Hepner, Deutsche Geschichte — Deutsche Politik (Berlin, R. Hobbing). Es ist nicht alles klar und ausgereift in dem Essai dieses jungen Historikers. Je mehr sich aber sein Gedanke der Gegenwart nähert, desto frischer wirkt er. Aus dem vieldurchackerten Boden Rankescher und Treitschkescher Geschichtsauffassung selbständig aufgewachsen, vorurteilsfrei, kühn, mit rascher Phantasie praktischen Blick verbindend, sucht der Essai auf 90 Seiten das ganze deutsche Wesen und Schicksal zu deuten, der lesenswerte Wurf eines Talents, das hoffentlich durch keine Eitelkeit vom Weg zur Meisterschaft abgedrängt wird. Einen praktischen Beitrag zum Verständnis der Gegenwart nennen H. Weigand und A. Tecklenburg ihre „Deutsche Geschichte für Schule und Haus" (Hannover, Verlag von Carl Meyer u. Gustav Prior). Höheren Ansprüchen dient seit Jahrzehnten O. Kaemmels „Werdegang des deutschen Volkes", der in der neuen Ausgabe in vier Bändchen mehr und mehr zu einem Werk Arnold Reimanns geworden ist, dessen lebendige Sehweise und ausgebreitete Belesenheit im Dienst hingebender Vaterlandsliebe dem Buch eine selbständige Note geben, auch in den bis auf die jüngste Zeit herabgeführten Abschnitten, die naturgemäß mehr einen Versuch, als eine abschließend geklärte Darstellung bieten können. Unter den lebenden Meistern der Geschichtsforschung bemüht sich am folgerichtigsten Georg von Below darum, den Gang der deutschen Geschichte im Sinne Sybels politisch zu durchdringen; seine neuste Abhandlung über „Deutsche Reichspolitik einst und jetzt" (Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr) ist als geschlossene Kritik unsres Gesamtschicksals ungemein lehrreich.

In einem schmalen Bändchen Weltgeschichte zu bieten, erfordert Mut; das Erscheinen einer neuen Auflage von A. Cartellieris „Grundzügen der Weltgeschichte" (Leipzig, Dyksche Buchhandlung) beweist, daß das Büchlein einem Bedürfnis entspricht. Ebenfalls eine Etappe im Kampf des Geschichtsdarstellers mit der Ueberfülle des Stoffs will sein das „Lehrbuch der Geschichte", von dem Karl Weller den ersten Band hat ausgehen lassen (Frankfurt a. M., Verlag Moritz Diesterweg); der Lernende empfängt hier Tatsachen, sogar in großer Reichhaltigkeit, auch kulturgeschichtlich mehr als üblich ist, aber das Bestreben waltet, sie Zusammenhängen einzugliedern. Die große Leistung des Berliner Historikers Ludwig Rieß, Webers Weltgeschichte vollständig zu erneuern, imponiert an Ausdehnung wie an Vertiefung auch an den zwei neu erschienenen Bänden, welche die Erzählung bis zu Karl dem Großen führen. Nachdem nun ein Viertel des auf 16 Bände berechneten Werkes vorliegt, wird man sagen dürfen, daß das Wagnis dieser Erneuerung einen vollen Erfolg verspricht. Besonders muß man staunen, wie Rieß in den Beilagen den Leser gründlich und doch keineswegs pedantisch in die moderne Forschung und ihre Streitfragen einzuführen weiß, ohne dadurch den Text zu belasten. So wird auch der Fachhistoriker nach dem neuen „Weber" greifen müssen (Leipzig, Wilhelm Engelmann Verlag).

Im Gebiet der „Geschichtsphilosophie" sind zwei Neuauflagen zu verzeichnen, die unveränderten von Theodor Lindner, den man den Rudolf Herzog unter den Historikern nennen könnte, (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger) und die an Umfang mächtig angeschwollene, im Preis überraschend zurückgebliebene Geschichtsphilosophie Paul Barths, das Hauptwerk der soziologischen Geschichtsauffassung in Deutschland (Leipzig, O. R. Reisland). Von ihr unterscheidet sich die materialistische, die in dem Marxisten K. Korsch noch einen selbstbewußten Vertreter findet: „Kernpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung" (Berlin SW 61, Viva, Frankes Verlag G. m. b. H.). Spenglers zweiter Band ist bereits in den „Grenzboten" gewürdigt.

Wer sich fachmäßig mit dem Studium der Geschichte befassen will, findet eine freilich in mancher Hinsicht noch recht dürftige Wegführung bei Jagow-Matthaeius, Studienführer (E. Dünnhaupt Verlag, Dessau), während ihm Bernheims Einleitung in die Geschichtswissenschaft (2. Aufl. in der Sammlung Göschen) mehr theoretisch weise als stofflich erfahren zu machen bemüht ist. Letzteres strebt dagegen der wissenschaftliche Forschungsbericht an, den Karl Hampe über „Mittelalterliche Geschichte" abgelegt hat (Gotha, F. A. Perthes Verlag). Was der Verlag freilich damit meint, wenn er mit solchen an sich gewiß sehr feinsinnigen und ausgebreiteten Referaten über neue gelehrte Spezialliteratur die „geistige Uebergangswirtschaft" zu fördern hofft, ist mir wie so manches andere Schlagwort unsrer Zeit dunkel geblieben.

W. Windelbands Darstellung der „auswärtigen Politik der Großmächte der Neuzeit 1494 bis 1919" ist eines der nicht schlechten, aber auch nicht gerade notwendigen, weil neuer Gesichtspunkte ziemlich entbehrender Bücher, wie sie aus akademischen Vorlesungen nicht selten hervorzuwachsen pflegen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Wenden wir uns der Vorgeschichte der deutschen Einheit zu, so liefert E. Brinkmann aus Quellenstudien dem Fachmann eine Geschichte der preußischen Handelspolitik (vor dem Zollverein) und des Wiederaufbaus vor hundert Jahren (Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter u. Co.) während die deutsche Burschenschaft eine Biographiensammlung ihrer berühmten Angehörigen herausgibt (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung). Die verschiedene Einstellung Rankes und Treitschkes zur deutschen Einheit zeichnet W. Michael anregend (Berlin, Verlag Dr. Walther Rothschild) und der alte, feurige Gervinus erlebt seine Urstand in der wiederabgedruckten Einleitung zu seiner einstmals so berühmten Geschichte des 19. Jahrhunderts (Berlin, Dom-Verlag). So gewissenhaft geht der Herausgeber vor, daß er selbst die unbedeutenden Textverschiedenheiten der älteren Auflagen bucht; wichtiger als der Gelehrte ist aber der Mann Gervinus, der als ein Zeuge der deutschen Einigungsbestrebungen zu uns redet. In diesem Zusammenhang sind zwei Quellenausgaben der rühmlichen Sammlung „Der deutsche Staatsgedanke" (München, Drei Maskenverlag) besonders zu nennen: Adolf Rapp hat unter dem markanten Schlagwort „Großdeutsch-Kleindeutsch" den Streit der Geister um die werdende (noch heute unvollendete) deutsche Einheit von 1815 bis 1914 mit erlesener Quellenkenntnis zu sprühendem Leben erweckt, Paul Wentzke in „1848" eine kluge Auswahl der Paulskirchenreden aus den umfänglichen Stenogrammen zusammengestellt und erläutert.

Mageyer ist, was wir als des allgemeinen Interesses würdig aus der die älteren Jahrhunderte betreffenden Literatur hervorzuheben hätten. Der Jesuit Raitz v. Frentz widmet dem Stolz seines Ordens, dem Kardinal Bellarmin

eine Biographie (Freiburg, Herder Verlagsbuchhandlung), die gediegene Geschichtsdarstellung mit erbaulicher Volkstümlichkeit geschickt verbindet. Eine große Freude ist es, anzeigen zu können, daß Robert Davidsohn seine durch den Krieg unterbrochene „Geschichte von Florenz" wieder fortführt (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn), und im Gang dieses Monumentalwerkes nun eben an die Schwelle der Zeit gelangt ist, da Florenz ein europäischer Ort zu werden beginnt. Freilich darf der Leser aus dem Untertitel des neuen (vierten) Bandes „Die Frühzeit der Florentiner Kultur" nun nicht schließen, daß er schon in die Gemeinschaft der Brunelleschi und Ghiberti entlassen wird; noch sind wir bei den mittelalterlichen Substruktionen, aber wer tiefer sehen und den Boden verstehen will, aus dem die Wunderblume des Quattrocento sproß, der muß sich mit diesem Buch befreunden, dessen Verfasser wir ungeschmälerte Kraft zur Fortführung wünschen.

Aus dem Altertum ist zu nennen der erste Band eines monumentalen Unternehmens, das der deutschen Wissenschaft Ehre macht, wie auch dem Verlag und dem Großindustriellen, die sein Erscheinen in dieser Zeit ermöglicht haben. Es handelt sich um U. Kahrstedts „Griechisches Staatsrecht" (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht), welches Mommsens klassischem „Römischem Staatsrecht" sich ohne Scheu zur Seite stellen darf, wenn Kahrstedt in den künftigen Bänden für Athen und die hellenistischen Monarchien das durchführt, was dieser erste Band für den merkwürdigen Staat der Spartaner leistet. Man liest z. B., wie Kahrstedt die Heloten, ihm zufolge kein unterworfener Volksstamm, sondern verarmte Bürger, oder den archaischen Staat schildert, um sich zu überzeugen, daß man an Weite des Blickes, moderner Auffassung und anregender Kraft sich an die besten Muster unserer Geschichtsforschung erinnert fühlt. Zu empfehlen sind dann noch die beiden neuen ins Deutsche übersetzten Werke G. Ferreros, „Die Frauen der Cäsaren" und „Der Untergang der antiken Zivilisation" (Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann).

Die strenge Wissenschaft geht nicht immer mit dem italienischen Historiker einig, aber willig überläßt sie ihm die Palme des glänzenden Stils und einer in der Wahl der Gegenstände wie der Gesichtspunkte hohen Gabe, das Publikum in den Bann ferner Zeiten zu ziehen. In anderer Weise kann man dies auch von den „Hethitischen Gesetzen" hoffen, die Friedrich und Zimmern in Uebersetzung vorlegen (Leipzig, J. C. Hinrichs Buchhandlung). Haben seinerzeit Hammurabis Gesetze allgemeines Aufsehen erregt, so heischt auch dieser älteste Gesetzestext von indogermanischer Herkunft Beachtung.

Zum Schluß wollen wir nicht versäumen, die historisch-politische Jahresübersicht für 1921 auf den Schreibtisch des Politikers und Historikers zu wünschen, die Hermann Haug in vorzüglich ausgebauter Fortführung der Egelhaafschen Uebersichten geliefert hat (Stuttgart, Carl Krabbe Verlag).

Der Merker.

Neue Bücher.

Rudolf Eucken. Der Sinn und Wert des Lebens. Leipzig, Quelle u. Meyer.

Bücherei von Berg und Wald, vom Weidpfad und vom Schuppenwild. Band 17. **Raoul H. Francé.** Ewiger Wald. Leipzig, Richard Eckstein.

Dr. Adolf Lobe. Die Gesetzgebung des Reiches und der Länder zum Schutze der Republik. Berlin, Otto Liebmann. Gr.-Pr. 1,60 M.

Arnold Wagemann. Deutsche Rechtsvergangenheit als Wegweiser in eine deutsche Zukunft. Jena, Gustav Fischer.

Johannes Wütschke. Der Kampf um den Erdball. Politisch-geographische Betrachtungen zu den weltpolitischen Machtfragen der Gegenwart und nahen Zukunft. München, R. Oldenburg.

Geza Lukas. Fort mit den Friedensverträgen. Berlin W. 15, Hans Robert Engelmann.

Georg Britting. Storchennest. Komödie. **Anton Betzner.** Das Jugendheim. Komödie. Traisa-Darmstadt, Arkaden-Verlag.

Ewald Engelhardt. Totentanz oder Lebenszug? Grundzüge zur Darstellung der Geschichte eines Geschlechts. Artern i. Thür., Buch- und Kunst-Verlag Bergwart.

Statistisches Jahrbuch für den Freistaat Preußen. 18. Band. Herausgegeben vom Preußischen Statistischen Landesamt. Berlin 1922, 160 Mark.

Der Krieg zur See 1914—1918. Herausgegeben vom Marine-Archiv. **Korvettenkapitän O. Groos.** Der Krieg in der Nordsee. Band 3. Von Ende November 1914 bis Anfang Februar 1915. Berlin SW., Mittler u. Sohn. Gr.-Pr. 14 M., geb. 19 M.

Philipp Witkop. Frauen im Leben deutscher Dichter. Leipzig, H. Haessel.

Albert Trentini. Goethe, Der Roman von seiner Erweckung. München, Georg D. W. Callwey. 2100 M., geb. 3000 M.

Hans Dittmer. Annenhof. Roman. Leipzig, Quelle u. Meyer.

Erich Marcks Männer und Zeiten. Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte. Leipzig, Quelle u. Meyer. 1800 M.

Magnus Schwantje. Das Recht zur Gewaltanwendung. Berlin W. 62, Verlag Neues Vaterland.

Frommanns Philosophische Taschenbücherei. Gruppe II. Geisterreich. Band 1. Mystische Geisterseher. Band 2. Christliche Theosophen. Herausgegeben von William Frhr. von Schröder. Band 3. **Schopenhauer.** Ueber das Geistersehen. Herausgegeben von Dr. G. F. Hartlaub. Band 4. **Fechner.** Tages- und Nachtansicht. Herausgegeben von Prof. Dr. med. Frhr. von Weizsäcker. Band 5. **Schelling.** Clara oder über den Zusammenhang von Natur und Geisterwelt. Herausgegeben von Prof. Dr. Hanns Ehrenberg. Sämtlich im Verlag von Frommann (H. Kurtz) in Stuttgart. Jeder Band 20 M.

J. C. van den Velt. Die ersten Wochen des Großen Krieges. Mit 11 Kartenskizzen. Berlin SW. 68. E. S. Mittler u. Sohn. 50 M.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag G. m. b. H., Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 8-9
Fernruf: Nollendorf 4849

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

RETURN TO ➡ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.

Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

JUN 16 1989		

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6 BERKELEY, CA 94720

YD 11455

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C006097574

561647

AP30
G7
v81:2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY